Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 3 / I

Leipzig 1916

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1969

Reprinted by permission of the original publisher

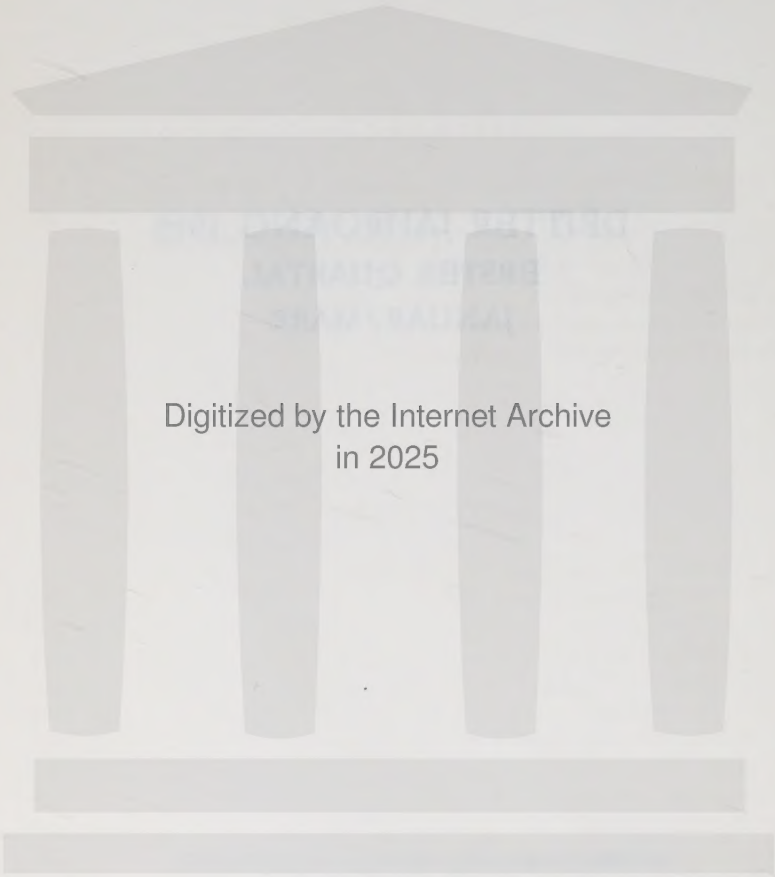
KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969
Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
ERSTES QUARTAL
JANUAR / MÄRZ

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER
LEIPZIG 1916



Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/die-weissen-blatter_1916_3_part-1

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE

	Heft	Seite
Eduard Bernstein, Völker zu Hause: Erinnerungen II ⟨Vor drei Jahrzehnten in und um Lugano⟩	II	166
„ Völker zu Hause: Erinnerungen III ⟨Ein böser Winter in Castagnola⟩	III	372
Theodor Däubler, Simultanität	I	108
Emil Lucka, Die Psychologie Napoleons	II	139
R. Seligmann, Einsamkeit und Gemeinsamkeit	II	221

II.

GEDICHTE

Johannes R. Becher, Verbrüderung, Neue Gedichte:		
Der Entfernte ⟨Georg Trakl⟩	II	238
Söhne	II	239
Beilis. Den Juden	II	240
Sang den Frauen	II	242
Durchhellung	II	244
Melodien aus Utopia	II	244
Gottfried Benn, Karyatide	III	370
Albert Ehrenstein, Die Götter	I	103
Ferdinand Hardekopf, Spät	I	107
Else Lasker-Schüler, Verinnerlicht	I	102
Mechtild Lichnowsky, Außensteher	III	257
„ Der Bräutigam	III	260
Berthold Viertel, Die Schlacht	II	164
„ Bauernstube	II	165
Alfred Wolfenstein, Die Gleichgültigkeit	I	101
„ Augenblick	I	101

III.
DRAMATISCHES

	Heft	Seite
Heinrich Lautensack, Das Gelübde. Schauspiel in vier Aufzügen	III	263
René Schickele, Hans im Schnakenloch. Schauspiel in vier Aufzügen	I	1

IV.
EPISCHES

Paul Beyer, Mädchengeschichte	II	232
Kasimir Edschmid, Der Gott. Novelle	II	188
Albert Ehrenstein, Begräbnis	III	352
Heinrich Mann, Der Bruder. Novelle	II	158

V.
GLOSSEN

Paul Adler, Das erste Volk Europas	II	253
Adolf Behne, Berliner Freie Sezession	III	388
Otokar Březina (Deutsch von Otto Pick) Der Sinn des Kampfes	II	246
Rudolf Fuchs, Das Gewitter	I	132
Annette Kolb, Die drei letzten Briefe an einen Toten	I	122
Rudolf Leonhard, Die Landschaft des Malers Franz Marc	II	246
Karl Loewenberg, Lazarett	III	386
Otto Pick. Siehe Otokar Březina.		
Ludwig Rubiner, »Ihr seid Menschen«	III	389
R. S., Bemerkungen des Herausgebers	I	134
Theodor Tagger, Brief an einen Juden	II	250
Robert Walser, Predigt	III	385

VI.
ZEICHNUNGEN

Fritz Huf, Porträt von Theodor Däubler	II	137
Moritz Melzer, Fünf Zeichnungen	III	261/2, 351, 369, 371

RENÉ SCHICKELE:

HANS IM SCHNAKENLOCH

SCHAUSPIEL

IN VIER AUFZÜGEN

(Geschrieben Oktober 1914)

NARZISS IN WAFFEN

Willst du erlernen die Kunst der Kraft,
darfst du nie an dir verzagen,
eines kannst du ganz nur sein,
dieses eine mußt du wagen.
Bist das Bild, das dich erschafft,
unter vielen dieses eine,
und das muß die anderen zerschlagen.
Noch bist alles du:
dies und jenes, der und du,
alle diese und ihr Schein.
Ganz kannst du eins nur sein,
der oder du.
Wähle und greif zu.

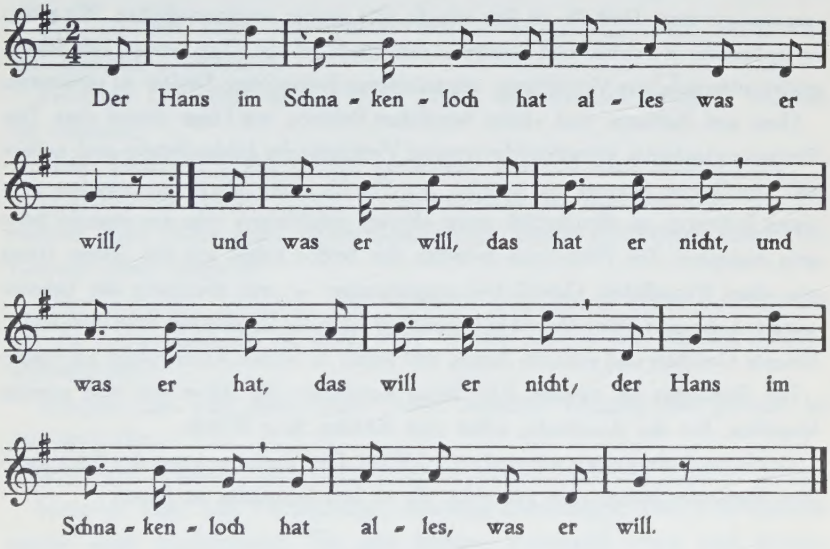
Wo der steht, da willst du fallen
oder stehen, wo der fällt,
ist's nicht Haß, dann sei's ein Wille,
der die harte Waffe hält.
Was du willst, das tu.
Sieh dich an in dieser Stille:
Der oder du?
Blick' hin, hol' aus, schlag zu.

DIE GESTALTEN DES SCHAUSPIELS:

Mutter Boulanger
Hans Boulanger, ihr älterer,
Balthasar Boulanger, ihr jüngerer Sohn
Klär, Hansens Frau
Leutnant Starkfuß
Oberlehrer Dimpfel
Abbé Schmitt
Cavrel, Simon, Müller } Mitglieder der französischen Abgeordnetenkammer
Louise Cavrel
Frau Müller
Gräfin Sulz
Kaufmann, ein alter französischer General
Hopla, Pferdeknecht
Hopsa, Viehknecht
Der Teufel, ein Gensdarm
Schambediß, Diener, Noch ein Diener } bei der Gräfin Sulz
Ein französischer Korporal
Ein französischer Offizier
Eine Amme. Deutsche und französische Soldaten.

Schauplatz: das Elsaß. Der erste und zweite Aufzug spielen im Frühjahr 1914 auf dem Gut Schnakenloch, dann auf der Vogesenhöhe und bei der Gräfin Sulz in der Nähe von Straßburg. Der dritte und vierte Aufzug im Sommer desselben Jahres im Schnakenloch.

DIE WEISE VOM »HANS IM SCHNAKENLOCH«



BEMERKUNGEN FÜR DEN SPIELLEITER

Mit Anweisungen für den Spielleiter und die Schauspieler ist der Verfasser sehr sparsam gewesen. Deshalb sei ihm erlaubt, hier einiges vorauszuschicken. Wo nötig, ist die Sprache in Satzbau und Redeweise dialektisch gefärbt. Dies genügt. Der Schauspieler widerstehe der Versuchung, seinen eigenen heimatlichen Dialekt zu verwerten.

Hans und Balthasar sind »keine feindlichen Brüder«, wie Hans einmal sagt. Der Verfasser glaubt das eigentümlich vertraute Verhältnis der beiden Brüder auch außerhalb des Spieles betonen zu müssen, aus Furcht, deren Darsteller möchten vom ersten Auftreten an allzudeutlich einen »Kampf aufnehmen« oder gar einander bösartig begegnen. Die Plänkeleien zwischen den beiden haben mit den Jahren etwas von einer freundlichen Gewohnheit angenommen — wie überhaupt die liebenswürdige Lebensart dieser Menschen keineswegs unter der Deutlichkeit ihrer Rede leidet. Erboste Gesichter und rollende Augen sind selbst im letzten Aufzug nicht am Platze.

Die Franzosen im zweiten Akt: keine Zerrbilder. Sie lieben nur eine gewisse losgelöste Art des Ausdrucks, selbst zum Schaden ihrer Würde.

Der letzte Aufzug spielt während einer Schlacht. Der Verfasser bittet, den Schlachtenlärm hinter der Bühne eher gar nicht, als zu laut mitspielen zu lassen.

ERSTER AUFZUG

Die gute Stube im Schnakenloch. Alte Möbel mit neuen Bildern. Aber auch ein neuer Schreibtisch und ein Klavier. Vor dem breiten Sofa ein großer Eichentisch ohne Decke. »Großvaterstuhl.« Frühlingsabend. Die Fenster stehen auf. In der Ferne der blaue Höhenzug der Vogesen.

ERSTER AUFTRITT

Hans auf dem Sofa, eine Decke über den Füßen, Balthasar und Klär auf der Bank vor dem offenen Klavier, Rücken gegen das Instrument. Mutter Boulanger strickt auf einem erhöhten Tritt am Fenster. Hopla und Hopsa. Der Teufel.

Hopsa: Ich kann nur immer wieder sagen: ich weiß nichts von der ganzen Geschichte.

Hopla: Du hast dem Herrn Hans das Genick brechen wollen, du Kanaill.

Der Teufel: Kanaille ist verboten. Das ist eine Beleidigung.

Hopla: Ich möchte wissen, was hierzulande nicht verboten ist. Zu meiner Zeit hieß man einen Melkeimer einen Melkeimer und eine Kanaill eine Kanaill.

Der Teufel: Möglich, daß Kanaille französisch keine Beleidigung ist. Im Deutschen ist es eine, und danach haben Sie sich zu richten. Verstanden?

Hopla: Ich bin nicht taub. Aber schreien können wir gerade so gut wie Ihr.

Mutter: Genier' dich nicht, Hopla. Schrei noch ein bißchen lauter.

Hopla: Bitt' um Verzeihung, Madam Boulanger. Die Pickelhaube macht mich zipfelsinnig. Sie hat keinen Verstand vorn und keinen Verstand hinten.

Der Teufel: »Pickelhaube« und »kein Verstand vorn und kein Verstand hinten« sind verboten.

Hopla: Seht Ihr, Madam Boulanger, man kann mit dem Mann nicht reden. Wo man hintritt, ist es verboten.

Mutter: Gib dem Herrn Gensdarm Antwort auf das, was er dich fragt, und behalt das übrige für dich. Der Herr Gensdarm steht nicht da, um den Narren mit dir zu machen.

Der Teufel: Danke schön, Madam Boulanger. Dreißig Jahre bin ich im Dorf, und die ganzen dreißig Jahre hat der Hopla jeden Tag

Widerstand gegen die Staatsgewalt geübt — natürlich abgesehen von den Tagen, wo ich im Urlaub war.

Hopla: Wärt Ihr drüben geblieben, wo Ihr hergekommen seid. Wir haben Euch nicht gerufen.

Hans: Hopla! Wenn ich nicht ein lahmes Bein hätte, würde ich dich jetzt zum Fenster hinausschmeißen.

Der Teufel: Wenn der Herr Hans erlauben, so will ich's für ihn besorgen.

Hopla: Wer schmeißt hier hinaus? Erst der Herr Hans, dann der Herr Balthasar, und dann komm ich. Ihr könnt hier nur hinausgeschmissen werden.

Hans ⟨auffahrend⟩: Mutter, mach' Platz. Der Kerl muß ins Blumenrondell.

Hopla: Geh schon. Teufel, wir reden noch ein Wort miteinander. Gute Nacht, Madam Boulanger. Gute Nacht, Madam Klär. Gute Nacht, die Herren. Und was der Hopsa sagt, das sind alles so aufgeschnappte Redensarten vom Teufel. Kaisers Rock und so. ⟨Zu Hopsa⟩: Man kann im Rock vom Kaiser stecken und doch ein Seil über die Straße spannen, damit der Herr einen wütigen Purzelbaum vom Gaul schlägt.

Der Teufel: Nein, das kann man nicht. Überhaupt ist das eine Majestätsbeleidigung.

Mutter: Hopla, es ist eine Schand', was du deinem Kameraden alles anhängst. Schäm' dich. Wenn das der selige Herr an dir erlebt hätte.

Hopla: Der mein Kamerad? Eine lebendige Schikane hab ich mir an dem aufgepäppelt.

Mutter: Nachher sitzt ihr ja doch wieder drüben im Stall und trinkt zu dritt euern Liter Weißen. Nicht wahr, Herr Teufel?

Der Teufel ⟨breit lachend⟩: Das könnt schon sein. Aber wenn Sie erlauben, Madam Boulanger: Ich bin nur der Teufel, ich heiße nicht so.

Mutter ⟨erschrocken⟩: Das erste Wort, das ich höre! Das ist ein Spitzname? So eine Schande! In meinem Haus! Kinder, warum habt ihr mir das nie gesagt?

Der Teufel: Ich bitte Sie, Madam Boulanger! Wie ich vor dreißig Jahren herkam, haben sie mich so getauft, weil ihnen noch nie ein

roter Bart vorgekommen war, haha, und dann ist es dabei geblieben. Ich glaube sogar, der Hopla hat's aufgebracht.

Hopla: Natürlich wieder der Hopla. Wenn die Kühe eines Tages anfingen, *Vive la France* zu schreien, dann wär's auch der Hopla. Ich heiß auch nicht Hopla — hörst?

Der Teufel: Hierzulande heißt keiner, wie er heißt. Und überhaupt haben wir abgemacht, daß nur außerdienstlich geduzt wird.

Hopla ‹äfft ihn nach›: »Das Duzen im Dienst ist verboten...« Dabei hat sein Bauch bei uns mehr Weinstein angesetzt, als das älteste Faß im Keller.

Mutter ‹die Hände hebend›: Hopla, was du alles sagst! Neben deinem Mundwerk ist unsre Dreschmaschine eine Spieluhr. Hopsa, hast du ein Seil gespannt oder nicht?

Hopsa: Nie im Leben, Madam. War auch gar kein Seil da. Der Schimmel ist geknickt. Traurig, daß der Pferdeknecht seine Gäule nicht besser kennt, als wenn's Ochsen wären, kann aber nichts dafür.

Hopla: Nein, gelt, um sich in den Gäulen auszukennen, müßt man seine Photographie in des Kaisers Rock an der Wand hängen haben und beim Melken »Heil dir im Siegerkranz« singen.

Hopsa: Ich sing' beim Melken nicht »Heil dir im Siegerkranz«. Du bist ein alter Narr.

Hans: Macht die Sache bei einem Krügel Wein untereinander ab.

Hopla: Na gut.

Hopsa: Ich meine auch, es ist Zeit.

Teufel: Sonst kann der Hopla nicht schlafen. Guten Abend, die Herrschaft.

Hopla. Hopsa: Gute Nacht beisammen.

Teufel: Vorwärts. Raus, ihr Wackes.

Hopla: Seht Ihr, Madam Boulanger, der Schwab fängt schon wieder an zu kommandieren. ‹Ab.›

ZWEITER AUFTRITT

Mutter Boulanger. Hans. Balthasar. Klär.

Mutter: Ihr wißt, ich hab' nichts gegen die Deutschen. Gelt nicht, Klär? Aber manchmal kommt's mir so vor, als ob mehr geschrien würde, seitdem sie im Land sind.

Klär: Den Rebwurm nicht zu vergessen, den wir euch mitgebracht haben.

Hans: Und den Bismarckhering.

Mutter: Gibt's den wirklich, den Bismarckhering?

Klär: Ja, aber er ist nicht so gefährlich wie der Rebwurm.

Mutter: Was tut er denn?

Klär: Aber Mutter, es ist ein marinierter Hering, zum Essen, wie alle Heringe.

Mutter: Warum hast du uns nie Bismarckhering gemacht?

Klär: Weil Hans behauptet, Heringe äßen hierzulande nur höhere Regierungsbeamte. Ich hab' ihn nicht davon abbringen können.

Mutter: Unser Schangel hat halt einen dicken Schädel.

Balthasar (vom Schreibtisch her, wo er in einer Mappe blättert): Ich glaub', den haben wir alle.

Mutter: Da hast du recht. Neuigkeiten gehen schwer hinein ... Euer Vater starb im Glauben, wir seien eigentlich noch immer französisch.

Balthasar: Und die Deutschen wollten's nur nicht wahr haben.

Mutter: So ist es, Balthasar. Dabei haben dich die Preußen zum Leutnant gemacht. — Ihr versteht so etwas leichter, ihr seid auch keine Bauern mehr.

Hans: Ich bin ein Bauer.

Mutter: Ein Bauer, der in Straßburg und in München studiert hat, ist kein rechter Bauer mehr.

Hans: Heutzutage studieren die Bauern.

Mutter: Schangele, sie sind auch danach.

Hans: Meinetwegen.

Klär (setzt sich zu Hans): Du bist ein sehr tüchtiger Bauer, Hans.

Hans: Du mußt es wissen.

Klär: Weiß ich auch. (Aufzählend.) Das Gut ist dreimal so groß geworden —

Mutter: Aber unsere schönen, sichern Papiere sind fort.

Hans: Hätten wir alle miteinander, wie wir hier sind, unser Leben lang auf der elenden dreiprozentigen Rente sitzen sollen? Der Boden trägt gerade so viel, und man hat wenigstens etwas davon.

Mutter: Dein Vater und ich haben gut darauf gesessen, und der

Boden trug mehr als drei Prozent. Schangele, du bist kein Bauer, aber es macht ja nichts.

Hans: Dann sind halt die Zeiten schlechter geworden.

Klär: So ist es, mein Hans. Alles ist teuerer und schlechter geworden, und was dein Vater in den Strumpf steckte, damit kaufst du schöne Bücher, unternimmst interessante kleine Reisen, mit deiner Frau und ohne sie. Dafür leben wir auch wie im Himmel.

Mutter: Du hast ihm gerade noch gefehlt, dem Strick.

Klär: Dachtest du, ich hätte ihn geheiratet, um ihn bei der Arbeit zu beaufsichtigen?

Mutter: Ach, Klär, ohne dich wäre er schon lange nicht mehr da. Ich danke jeden Tag seinem Schutzengel, daß er euch in München an einer Straßenecke hat zusammenstoßen lassen. Ich bitte dich, halte ihn nur fest.

Klär: Ich gebe mir alle Mühe. Aber er ist ein Ausreißer von Geburt.

Balthasar: Es ist ihm halt nie recht schlecht gegangen.

Hans: Aber dir, mein Junge, wie?

Balthasar: Meine Erlebnisse sind nicht Gemeingut der Familie.

Hans ⟨ohne Bosheit⟩: Du bist ein guter Maulwurf. Du hast auch die Weltanschauung eines Maulwurfs. Du bist stolz, ein Maulwurf zu sein.

Mutter: Unser Balthasar ist der brävste Junge der Welt, und du sollst ihn in Frieden lassen.

Hans: In England — als ich in meinem ersten Semester nach England fuhr, da habe ich acht Wochen gelebt, wie einer, der gerade aus dem Zuchthaus entlassen worden wäre. Es gelang mir nicht einmal, eine Anstellung als Straßenfeger zu bekommen. Und im Jahr darauf —

Mutter: Aber wie du vom Vater Geld geschickt bekamst, bist du erster Klasse nach Straßburg gefahren.

Hans: Nein, Mutter, in der letzten Station vor Straßburg bin ich in einen gewöhnlichen Zug umgestiegen. Aus Vorsicht. Am Ende, dachte ich, paßt der Vater im Bahnhof auf.

Mutter: Ohne Koffer kam er an. Die hatte er in England versetzt. So eine Schande. Und nachher waren sie verfallen. Die schönen Koffer mit denen der Vater und ich die Hochzeitsreise gemacht haben.

Dafür nahm er unterwegs anderes schweres Gepäck auf. Ich will gar nicht daran denken.

Klär: Ich weiß, Mutter. Ein gelbhaariges Fräulein. Auf die Weise hat er in zwei Wochen mehr Englisch gelernt, als die ganze Zeit vorher in London. Man muß auch die gute Seite sehen.

Mutter: Denke nur, hier hat er sie versteckt, droben in der großen Mansarde, bis der Vater sie erwischte, wie sie gerade dabei war — rate einmal! — Aprikosen einzumachen. Kein Deutsch verstand sie und kein Französisch. Der Vater dachte schon, es sei eine Wilde. Wenn ich an das Geschrei denke an dem Tag! Der Balthasar lief ins Dorf zum Teufel und brüllte auf dem ganzen Weg: »Der Vater und der Schangele bringen sich um.« Es war nicht mehr schön. Wie's dunkel geworden war, haben der Hopla und der Teufel sie in der Kalesche nach Straßburg gefahren. Und der Hopla mußte ihr ein Billett erster Klasse kaufen. Und rat' mal, wohin? Nach San Sebastian! Das soll in Spanien sein. Der Schangele, wie ihm der Vater die Sache mit dem Billett erster Klasse hinter die Ohren setzte, schrie: »Da siehst du, daß sie eine Dame ist«, und davon wurde der Vater so böse, daß der Hopla gerannt kam —

Hans: und mir das Leben rettete.

Balthasar: Daran erinnere ich mich. Es war schrecklich.

Klär: Ihr seid ein gefährliches Geschlecht.

Mutter: Ja, die Boulangers haben das Feuer nah am Strohdach. Sieht aber ärger aus, als es ist . . Klär, wollt Ihr nicht noch ein bißchen Musik machen? Es lässt sich so schön denken dabei.

Hans: Ich bitte euch, laßt jetzt die Musik. Sie wirkt auf mich wie auf ein Kavalleriepferd, ich werde wild, oder sie macht mich butterweich.

Balthasar: Ein Beweis, daß du unmusikalisch bist.

Hans (lächelnd): Freue dich, daß du's darin besser hast. Es muß eine ungemeine Wohltat sein, in der Musik sein eigenes Gleichgewicht schweben zu fühlen — und ein großer Trost, es so klingend wiederzufinden.

Mutter (legt das Strickzeug fort): Euer Vater ging immer mit den Hühnern ins Bett und stand mit den Hühnern auf, und ich mußte natürlich mithalten. Wie schwer war's, mich daran zu gewöhnen! Jetzt kann ich es mir nicht mehr abgewöhnen.

Klär: Siehst du den Jungen?

Mutter ‹ruft zum Fenster hinaus›: Charles! Da kommt er mit der halben Dorfjugend . . ‹Zurück ins Zimmer. Vor einem Bild›: Nein, dieses Frauenzimmer! Vor lauter Sonne sieht man ja nicht viel von ihr, aber was man sieht, ist gerade das, was sie lieber nicht zeigen sollte. Wenn eine Frau zu meiner Zeit mit so einer Taille bestraft war. — Und ich hab einen Sohn, der so etwas kauft!

Hans: Ja, Mutter.

Mutter: Darf ich fragen, ob das Bild auch bezahlt ist?

Hans: Lieber wäre mir, du unterdrücktest die Frage.

Mutter: Armer Junge.

‹Draußen Kinderchor:
»Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will,
und was er will, das hat er nicht . . .‹›

Hans ‹auffahrend, ruft›: Karl!

‹»und was er hat, das will er nicht,
der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will.‹›

Hans ‹richtet sich auf, lauter›: Karl!

Mutter ‹hinauslaufend›: Jesus Maria, tu dem Jungen nichts!

DRITTER AUFTRITT

Hans. Balthasar. Klär.

Klär: Wie kannst du dich von dem dummen Lied so aufbringen lassen!

Hans: Im ganzen Land singen sie den Blödsinn, den der Wernerjockel zusammengeschustert hat.

Klär: Siehst du, das hat man vom Ehrgeiz. Du wolltest Bürgermeister werden. Du bist Bürgermeister geworden, du hast es durchgesetzt gegen das ganze Dorf, gegen den Wernerjockel, der mehr ist, als das ganze Dorf, und gegen die Regierung. Du bist einen Monat lang heiser gewesen, und als du wieder sprechen konntest, hast du das Amt an den Nagel gehängt. Nur der Ruhm ist dir geblieben.

Hans: Ich mußte Bürgermeister werden, um die Elektrizität ins Haus zu bekommen. Traurig genug. Da ist nichts zu lachen. Um

durchzusetzen, daß wir die Eisenbahn herbekommen, hätte ich kommandierender General werden müssen.

Klär: Und kommandierender General konntest du nicht werden.

Hans: Hätte ich im Gemeindehaus Fliegen fangen sollen?

Klär: Alle großen Männer, die zu den Sternen fuhren, sind unterwegs hängen geblieben. Du hast der Elektrizität ihren Platz im Schnakenloch erkämpft. Das genügt.

Hans: Als Dank erhebt mein Volk die blöden Verse vom Wernerjockel zur Nationalhymne.

Klär: Wie sagt der Teufel: »Hierzulande heißt keiner, wie er heißt.« Hierzulande erkennt man die großen Männer daran, daß alle über sie lachen.

VIERTER AUFTRITT

Dieselben. Mutter.

Mutter ⟨in der Tür⟩: Schangele, dein Sohn läßt dir sagen, er habe dir nur ein Ständchen bringen wollen. Er glaubte, du würdest ans Fenster treten und eine Rede halten. Darf ich ihm die Antwort bringen, daß du nicht böse auf ihn bist?

Hans: Mutter, die Hühner schlafen schon mindestens eine halbe Stunde.

Klär: Sag' dem Jungen: die Mutter bringt die Antwort.

Mutter: Gute Nacht denn. Kinder, gelt? es vergißt keines von euch zu beten, bevor's einschläft. Man weiß nie, ob man wieder aufwacht. ⟨Ab.⟩

FÜNFTER AUFTRITT

Dieselben ohne Mutter Boulanger.

Hans: Balthasar, dreh' doch bitte das Licht an. ⟨Licht.⟩ Danke.

⟨Klär macht das Klavier zu, legt die Noten fort.⟩

Hans ⟨schlägt um sich⟩: Da sind sie schon!

Klär: Wer?

Hans: Die Schnaken!

Balthasar: Jedes Jahr wunderst du dich aufs neue, daß es im Schnakenloch Schnaken gibt.

Hans: Wenn du mir eine tiefsinnige Bemerkung erlaubst: es gibt

Dinge, an die sich der Mensch trotz aller Vertrautheit nicht gewöhnt... Darunter ist das gewichtigste der Tod. (Klär hat das Fenster geschlossen und setzt sich Hans gegenüber in den Großvaterstuhl. Pause.) Dem Tod gegenüber, glaube ich, war noch keiner blasiert. Balthasar, was meinst du? Dem Tod gegenüber muß man einen Standpunkt einnehmen. Vom Leben kann man sich treiben lassen. Man kann mit ihm paktieren. Der Tod ist ein Straßenräuber, der einem mit vorgehaltener Pistole den Weg vertritt: die Börse und das Leben! Daraufhin muß man notwendigerweise in ein drittes flüchten, von dem man annimmt, daß es der Kugel widersteht. Nicht wahr, Klär?

Klär: Kluge Eltern bereiten schon die Kinder auf den bösen Augenblick vor, wo ihnen der Tod zum erstenmal begegnet.

Hans: Mit dem schwarzen Mann?

Klär: Und dem Vaterunser. Und trotzdem erschrickt jeder immer wieder.

Hans: So einfach sind diese komplizierten Dinge... So, mein Balthasar, wundere ich mich immer wieder über die erste Schnake.

Balthasar: Du lebst auf Luftbrücken, die das Schnakenloch mit den entferntesten Teilen der Schöpfung verbinden.

Hans: Da alles in derselben Luft steht —

Balthasar: Philosophierst du, oder ziehst du mich auf?

Hans: Ich langweile mich.

Balthasar: Gute Nacht, Klär. Kommen heute die Burschen?

Hans: Ich hoffe.

Balthasar: Dann, bitte, lärmt nicht zuviel. Ich muß um vier aufstehn und möchte jetzt schlafen.

Hans: Komm her. Gib mir die Hand. Schlaf gut. Wir werden still sein.

Balthasar: Gute Nacht, Klär.

SECHSTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Jetzt, jetzt, Klär, kann ich mit dir reden. Mit dir reden, das ist für mich dasselbe, wie für dich das Musizieren. Mir wird schön leicht und schwer davon. Wenn es nur schon Sommer wäre, damit ich zu tun bekäme.

Klär: Ich denke, jetzt gäbe es auch genug zu tun.

Hans: Schon. Aber jetzt habe ich keine Lust. Winter, Frühling, Herbst — da muß ich immer an die nordischen Göttersagen denken, an Nebelriesen, feuchte Zwerge und melancholische Helden, die ihren Gram in Meth ersaufen und dabei von der Sonne schwärmen, die nie recht zu ihnen kommt. Klär, wenn es nur schon Sommer wäre.

Klär: Wir haben ja schon Frühling.

Hans: Ich weiß, den liebst du. Wenn ich an meine Jugend und meine Kindheit denke, seh' ich nur immer Sommer. Da waren auch die Ferien. Die Ernte, das ist eine wundervolle Zeit, ein Stück goldenes Zeitalter. Im Grunde lebe ich nur für die Spanne von Juli bis Oktober. Man steht bis an die Hüften in Fruchtbarkeit, ein Himmel blaut, der viel schöner ist als in Afrika, hat fast nichts am Leib und rafft, in leichtem Schweiß, tief atmend, zusammen, und alles ist von der Sonne durchhellt. Frühling und Spätherbst, die verundeutlichen mir — mich und die Welt. Alles liegt dann wie hinter dem Schleier eines Rausches, aber keineswegs heiter und lustig, wie bei einem wirklichen Rausch, sondern in klotziger Unordnung, wie bei einem Katzenjammer.

Klär: Du solltest Balthasar besser behandeln. Er nimmt dir alle unangenehme Arbeit ab, ist immer auf dem Posten . . .

Hans: Sei ruhig. Ich werde mich gern, lebendigen Leibes, von ihm beerben lassen. Glaube bitte nicht, daß es gegen meinen Willen geschieht, wenn ein Stück meines Lebens nach dem andern — von mir an ihn übergeht. Ich liquidiere mich zu seinen Gunsten. Er ist heute schon der Herr im Schnakenloch. Ich habe ihn sehr lieb.

Klär: Hans —!

Hans: Was ist?

Klär: Nichts. Manchmal meine ich, du seist ein schlechter Mensch und gäbst dir alle erdenkliche Mühe, die andern ebenso schlecht zu machen.

Hans: Ich verstehe den Zusammenhang nicht . .

Klär: Du sollst dich nicht zugrunde richten. Ich hab dich lieb.

Hans: Im Gegenteil, Klär, ich tue, was ich kann, um mich zu behaupten.

Klär: Du läßt alles gehen, . . . dich . . . und mich —

Hans: Du irrst, Klär, dich nicht!

Klär: Ich bin nichts ohne dich. Wenn du mich verließest, so oder so, ich wüßte nicht, wo ich hinsollte. Ich wüßte nicht einmal, was ich bis dahin gewesen bin.

Hans: Komm.

Klär: Nein, denn sonst muß ich am Ende weinen, und dann sagst du wieder, ich sei sentimental, und die Tränen machten mich häßlich.

Hans: Du, das mit den Tränen, das stimmt.

Klär: Ich weine auch nicht. Ich strenge mich an, mich zu bessern. Ich habe bereits eingesehen, daß ich dir unter gar keinen Umständen zumuten darf, über mein häßliches Gesicht hinweg und auf das Leid zu sehn, das ich dir zur Beruhigung in die Hände geben möchte . . . Ein Geliebter muß manchmal auch Mutter sein. Wie oft hast du nachts den Jungen herumgeschleppt, wenn er schrie. Häßlicher, wie er war, bin ich auch nicht, wenn ich weine.

Hans: Klär, komm her.

Klär: Ich möchte gern, aber es geht nicht.

Hans: Warum geht es nicht?

Klär: Schimpf' mich schnell ein bißchen, damit ich böse werde, sonst kommen die elenden Tränen. Schnell, so sag' doch irgendeine Gemeinheit.

Hans: Ich finde keine.

Klär: Sag', ich sei eine Gans mit einem Band aus veilchenblauer Seide

Hans: Ja, also du bist —

Klär: Sag', Madame Cavrel sei im kleinen Finger mehr Frau als ich —

Hans: So etwas habe ich nie gesagt.

Klär: Du lügst, du hast es erst gestern gesagt.

Hans: Gestern?

Klär: Gestern.

Hans: Ich erinnere mich wirklich nicht.

Klär: Du erinnerst dich nie. Glaubst du, daß ich dir deine Niederträchtigkeiten sonst so schnell verziehe?

Hans: Wenn ich das von Frau Cavrel wirklich gesagt habe, so war es eine Niederträchtigkeit, erstens, und zweitens eine Lüge.

Klär: Willst du noch, daß ich zu dir komme?

Hans (streckt ihr die Hände entgegen und zieht sie neben sich aufs Sofa): Hand aufs Herz: der kleine Finger von Frau Cavrel, der da eben so unerwartet zum Vorschein kam —

Klär: Ja, ja, es juckte ihn schon lange.

Hans: Aha!

Klär: Ich habe noch etwas auf dem Herzen.

Hans: Nun, da wir schon dabei sind —

Klär: Heute sind es zehn Jahre, daß wir geheiratet haben.

Hans: (tief erstaunt): Zehn Jahre? Woher weißt du das?

Klär: Hans, seit zehn Jahren bist du mit ein und derselben Frau verheiratet.

Hans: Wenn ich alles recht überlege, bin ich nicht schlecht dabei gefahren.

Klär: Nach mir fragst du nicht?

Hans: Du? Unsere Verwandten, unsere Bekannten, die Dienstboten, alle sind sich einig, daß ich eine solche Frau nicht verdiene. Ich stimme ihnen vollkommen bei. Aber ich habe die Frau und behalte sie. Vorläufig einmal für die nächsten zehn Jahre.

Klär: Danke schön. (Pause.) Manchmal ... wenn ... sieh, bitte zur Seite, ich möchte etwas sagen ... Wenn mir manchmal deine Treulosigkeiten einfallen, werde ich ganz verwirrt und liebe dich nur um so mehr. Aber ich glaube, es gibt eine Art Verrat, einen wirklichen Verrat, dessen Schrecken alle Liebe tötet.

Hans: Welcher Art wäre dieser Verrat?

Klär: Das weiß ich selbst nicht. Gib acht auf mich.

Hans: Ich bin dir nie untreu gewesen.

Klär: Du vergißt und meinst dann, es sei nie gewesen.

Hans: Im Innersten bin ich dir sicher nie —

Klär: Gott, im Innersten!... Du brauchst dich nicht zu verteidigen. Solang ich dich liebe, glaube ich dir jedes Wort, bevor du es ausgesprochen hast, und finde zu deinen Gründen noch hundert andre, die dich freisprechen. Aber ich muß gestehen, es ist mir jämmerlich zumute dabei ... Ich erinnere mich, wie ich einmal nach einer solchen traurigen Entdeckung allein aus der Stadt nach Hause fuhr. Beim Festungswall, vor der Stadt, wo die Straße steil hinaufgeht, las ich auf einer Tafel die Inschrift: »Schonet die Tiere«. Ich wurde von

Rührung, von Dankbarkeit überschwemmt. Ich hatte die Inschrift auf mich bezogen.

Hans: Ich bitte dich, hör' auf!

Klär: Aber, mein Hans, das ist eine schöne Erinnerung. Es tut manchmal so gut, Mitleid mit sich selbst zu haben. Man ist schon halb getröstet und liebt doppelt. Ohne diese schmerzhaften Zwischenfälle wäre meine Liebe zu dir, zu unsern Kindern, zu Gott und der Welt nie so stark geworden. Wenn ich dich nur behalte!

Hans: Ja, Klär, ja — ⟨Es klopft an ... schreit⟩: Was gibt's?

SIEBENTER AUFTRITT

Hans. Klär. Die Amme.

Amme: Madam, der Charles will nicht schlafen. Er sagt, die Madam würd' ihm noch eine Antwort vom Herrn bringen.

Klär: Das arme Kerlchen.

Hans: Ich komme mit. ⟨Erhebt sich. Da er sein krankes Bein vorsichtig aufsetzt⟩:

Klär: Tut weh?

Hans: Kaum. ⟨Alle drei ab.⟩ Die Bühne bleibt einen Augenblick leer.

ACHTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel. Abbé Schmitt. Hinterdrein Hopla mit großem Weinkrug, den er auf den Tisch stellt. Gleich darauf bringt die Amme ein Tablett mit Gläsern, Zigarrenkiste, Pfeifen und einer brennenden Kerze, das sie auf den Tisch stellt und abräumt.

Starkfuß: Scheint, es kann wieder losgehn.

Schmitt: Der Kerl hat gute Knochen.

Starkfuß: Setz' dich da hin, Nachteule. Ich möchte heute einmal liegen.

Schmitt: Als ob du nicht immer lägst!

Dimpfel ⟨zu Hopla⟩: Euer Patron hinkt, daß es eine Pracht ist.

Starkfuß: Ich bin auch der einzige von euch, o Menschenseele, der das Recht hat, abends müde zu sein.

Hopla: Ja, er macht's gut. ⟨Amme ab.⟩

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben ohne die Amme.

Dimpfel: Was ist das für eine Mamsell, die kenn ich nicht.

Hopla: Die gibt die Milch für den Kleinsten.

Dimpfel: Recht so.

Starkfuß: Die Dynastie Schnakenloch festigt sich zusehends.

Hopla: Was meint der Herr Leutnant?

Starkfuß: Die Familie gedeiht.

Hopla: Ho! Daran fehlt's nicht. ⟨Abgehend⟩ G'sundheit, die Herren!

Alle: G'sundheit.

ZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Hopla.

Starkfuß: Komische Franzosen sind hier eingetroffen.

Dimpfel: Es sind halt Welsche.

Starkfuß: Wohnen sie hier?

Schmitt: Drüben bei der Gräfin Sulz.

Starkfuß: Pariser?

Schmitt: Alle Franzosen, die du im Ausland triffst, sind Pariser.

Dimpfel: Wichtige Leute! Einer war zweimal Minister, die andern werden's noch.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

Hans ⟨ist unterdessen eingetreten⟩: Dimpfel, daß ich's nicht vergesse, dort liegt ein Stoß illustrierter Zeitschriften für deine Pennäler.

Dimpfel: Recht so.

Starkfuß: Was machst du mit den Bilderchen?

Dimpfel: Ich schneide sie aus, stecke sie in einen Wechselrahmen und hänge sie an die Tafel.

Starkfuß ⟨begreift nicht⟩.

Dimpfel: Ei, du Simpel, ich illustriere halt die Schmöker, in denen ich mit den armen Jungens Holzwurm spiele. »Es war ein schöner Sommerabend,« da häng ich ihnen einen schönen Sommerabend hin. »Thalatta! Thalatta!« Ein Meerbilddchen.

Starkfuß: Lustige Sache.

Dimpfel: Darauf kommt's an. ‹Schweigen.›

Hans: Da sitzen wir wieder.

Starkfuß: Ich habe es erlebt.

Hans: Nein?

Schmitt: Gerade wollte ich davon anfangen.

Starkfuß: Du?

Schmitt: Erzählt nur.

Starkfuß: Heute in aller Herrgottsfrüh kommt einer von der Wache und bringt mir eine Visitenkarte ans Bett. Wart mal ‹holt die Karte heraus› Madame Andrée Müllér, née Avril.

Hans: Diesseits bekannt, wie unser Kreisdirektor schreibt. Meine eigene Tante.

Starkfuß: Wie sie aussähe, fragte ich. Der Musko: so große Augen! »Scheen, Herr Leitnant. Aber sie kann schlecht Deitsch.« Der Herr Leutnant sei dienstlich verhindert, was sie denn wünsche? Der Musko läuft hin und her, schließlich stellt sich heraus, sie sei die Schwägerin der Madame Boulanger, ihr Herr Gemahl sei der Abgeordnete Müllér, und sie wolle sich einmal ein deutsches Fort ansehn.

Dimpfel: Gut, gut.

Hans: Daran bin ich schuld. Wie ich neulich mit ihr an deiner Höhle vorbei kam, schielte sie wie verhext auf die Kaminchen und meinte: eine deutsche Festungskanone müsse etwas Furchtbares sein. Ich gab ihr den Rat, sich an den Lieutenant Commandant Starkfüß zu wenden.

Starkfuß: Du hättest Starkfuß sagen können, aber Lieutenant Commandant klingt gut.

Hans: Ist auch ein militärischer Grad, den ich dir zu Ehren erfunden habe. Und was hast du mit der Dame gemacht?

Starkfuß: Was ich mit ihr gemacht habe? Wie der alte Musko so hin und her lief, war sie ihm immer ein bißchen nachgerückt, ganz sachte am Posten vorbei, der ihren großen Federhut bewunderte, und auf einmal kam der Musko und sagte grinsend: »Herr Leitnant, sie steht schon vor der Tür«. Darauf habe ich die Wache antreten und das Seitengewehr aufpflanzen lassen. Die Madam wurde in die Mitte genommen und hier beim Bürgermeister abgeliefert. ‹Dimpfel stößt ein Lachen aus, das an das Krähen eines Hahnes erinnert.›

Schmitt: Von dort kam sie zu mir und kreischte, die Deutschen hätten sie töten wollen.

Starkfuß: Ich hoffe, du hast ihr den geistlichen Beistand nicht versagt?

Hans: Das gibt einen politischen Zwischenfall.

Dimpfel: Was! »Politischer Zwischenfall.« Krieg gibt's!

Starkfuß: Im Gegenteil. Am Nachmittag bekam ich von der Gräfin Sulz eine Einladung zu einem »intimen Fest«.

Dimpfel: Da gehn wir alle hin.

Starkfuß: Der Mann Gottes auch?

Schmitt: Als Schloßkaplan —?

Starkfuß: Richtig, er ist Schloßkaplan. Was es hier alles gibt!

Hans: Gelt, das hättest du dir in deiner pommerschen Jugend nicht träumen lassen, daß du noch einmal beim französischen Uradel zu Gast wärst?

Dimpfel: Trink, du Schwab. Der Uradel soll leben!

Hans: Dabei will er immer in die Kolonien, weil es ihm hier zu langweilig ist.

Starkfuß: Ihr habt gut reden. Ihr habt nicht nur einen Beruf, ihr übt ihn auch aus. Was würdet ihr sagen, wenn, nach ewigen Vorbereitungen: du nie eine Messe lesen, du nie auf deiner Mähmaschine sitzen, du nie einem armen Jungen die unregelmäßigen Verben einbläuen dürftest? Ich hab Kriegmachen gelernt und vertrödle die besten Jahre damit, Rekruten zu drillen. — Wenn's hoch geht, verteidige ich die Festung Straßburg gegen einen verrückt gewordenen Federhut. Ist das ein Leben?

Hans: Deine Vergleiche sind falsch. Wir machen alle nicht Ernst. Der bereitet die Menschen auf den Himmel, der auf das Examen, und du bereitest sie auf den Krieg vor.

Starkfuß: Und was machst du?

Hans: Ich sorge dafür, daß ihr zu essen kriegt und hoffe, daß ihr mir dafür nicht die Scheune anzündet und die Felder zertrampelt. Der Krieg und der Bauer, die vertragen sich nicht.

Starkfuß: Tausch' du mal mit mir. Setz' du dich in mein Lehmloch, und ich lasse mich hier nieder. (Es klopft.)

Hans: Ja. — Wie ist's? Wir reiten also in die Stadt?

Starkfuß: Gott sei Dank. Ich wagte nicht zu fragen, wegen deines kranken Knochens.

Hans: Ich hatte dir doch gesagt, Samstag reiten wir wieder.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

(Hopla kommt herein, sieht in den Krug.)

Hopla: Ich glaub', die Diskussion ist heute nicht gerade hitzig. (Schenkt den Rest ein.)

Hans (zu Hopla): Mach' die Gäule fertig. Läuft der Schimmel wieder?

Hopla: Natürlich läuft er . . . Soll ich jetzt noch einen bringen?

Dimpfel: Hopla, Ihr werdet alt. Seit wann fragt Ihr, ob Ihr noch einen bringen sollt?

Hans: Muskateller vom kleinen Faß.

Starkfuß: Ah!

Hans: Pfeif, wenn du fertig bist.

Hopla: Verstanden. (Ab.)

DREIZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Hopla.

Schmitt: Könnten wir nicht fahren, statt zu reiten?

Hans: Du hast wohl Angst für deine Soutane? Ich sag' dir schon immer, reit' im Damensattel.

Starkfuß: Der Mann Gottes gehört überhaupt nicht auf ein streitbares Roß.

Schmitt: Wir haben auf streitbaren Rossen gesessen, als deine Erzväter noch am Boden herumkrochen — wenn ich so sagen darf. Du verwechselst mich leider mit den sanften Männern, die alle Sonntage ihre Schmalzruten auslegen. Weder vertreibe ich Traktätchen, noch wende ich mich mit Volksreden an den lieben Gott. Ich bin kein Pfaff, sondern ein Gottesstreiter. Und wenn nicht im Rekrutendrillen, so könnte ich es doch im Kämpfen jederzeit mit dir aufnehmen.

Starkfuß (schlägt auf den Tisch): Bum.

Schmitt (ebenso): Bum.

Dimpfel: Recht so.

Schmitt: Wir haben euch aus dem Dreck gezogen und zu dem gemacht, was ihr seid. Das Kreuz war ein Schwert, und wir verstanden, das Schwert zu führen.

Starkfuß: Dann, als der Herr Lehrer zu fett geworden war, liefen die unartigen Kinder ihm davon. Seitdem ist viel Wasser den Rhein hinabgewirbelt, du Römling.

Dimpfel: Was ihr da treibt, heißt bei uns in der Schule konfessionelle Verhetzung.

Hans: Was die da treiben, Dimpfel, ist ein Kampf auf Tod und Leben.

Dimpfel: Vorher haben sie schon national gekämpft, jetzt fehlt noch eine soziale Rempelei, und die heilige Dreifaltigkeit des modernen Kriegsgottes ist fertig.

Schmitt: Nicht so laut. Der Ölzweig fällt dir aus dem Schnabel.

Dimpfel: Die Jungens müssen Soldaten spielen. Der eine schwingt den Säbel, der andre den Weihwedel und der dritte den Arbeitsvertrag, und alle stampfen mit den Füßen und schreien: »Krieg! Krieg!« Zugleich bestreitet jeder dem andern das Recht, mit seiner Waffe zu kämpfen.

Starkfuß: Wenn aber Ernst gemacht wird —

Hans: scheint es nur im ersten Augenblick, als ob ihr die Stärkeren wäret. In Wirklichkeit behaltet ihr nie das letzte Wort.

VIERZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

(Hopla ist hereingekommen, nachdem er vergeblich geklopft hat, stellt den Krug hin und geht wieder.)

Hopla: Jetzt aber dampft's.

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben ohne Hopla.

Dimpfel: Kommt mir nicht mit Beispielen aus der Weltgeschichte. Sonst nenne ich für jedes, das ihr anführt, ein anderes, so das Gegenteil beweist.

Hans: Dimpfel, trink und halt den Mund.

Dimpfel ⟨einschenkend⟩: Verschont mich mit euren Problemen. Kinderballone, die man mit einem Nadelstich entleeren kann. Und wenn ihr mir sagt, daß neunundneunzig Prozent der Menschen damit durchs Leben spaziert, so antworte ich, daß die Menschheit eben die Kinderschuhe noch nicht abgetreten hat. Ich will meine Ruhe, damit ich merke, daß ich auf der Erde bin. So etwas Schönes, wie die Erde ist, hat sich noch keiner von euch Vierfüßern ausgedacht. Und wenn's ans Sterben geht, sag' ich brav »Danke schön« und nehme mich, so gut es geht, zusammen, bis es vorbei ist. — So, jetzt könnt ihr weiter reden. Ich sage kein Wort mehr.

Schmitt: Du bist ein anständiger Heide. Mit deinem »Danke schön« fährst du in den Himmel. ⟨Ablehnende Bewegung Dimpfels.⟩

Starkfuß: Jeder fährt in seinen Himmel.

Schmitt: Nicht wahr, du Pharisäer? Für dich ist die Religion nicht einmal die Angelegenheit eines korrekten Kaufmannes — wie bei den Besten von euch — sondern nur eine Frage der innern und äußern Bequemlichkeit.

Starkfuß: Wir sind Abendländer. Ihr seid orientalische Kolonisten in Europa.

Schmitt: Dieses Europa haben wir geschaffen, aus den Trümmern des römischen Reichs aufgebaut, Stück um Stück, wir haben es ein dutzendmal vor dem orientalischen Ansturm gerettet, solange wir herrschten, gab es ein Europa und seitdem nicht mehr.

Starkfuß: Zugegeben, wir haben es zerrissen. Jede Befreiung zerreißt alte Bande. Wir sind frei, ihr aber wollt nicht aufhören zu herrschen.

Schmitt: Wir dürfen nicht, solange wir an uns glauben.

Starkfuß: Und wir leiden's nicht, solange einer von uns atmet.

Hans: Wann wird dieser Kampf entschieden sein!

Starkfuß: Wenn die Welt den Germanen gehört. ⟨Man hört einen Pfiff. Sie brechen auf.⟩

Schmitt: Wenn der Papst wieder auf den Felsen steigt und zum Meere spricht.

Hans: Los! Geht voran. Aber macht leise.

Dimpfel: Ich möchte gern wissen, warum der Mann Gottes nicht reiten wollte.

Schmitt: Weil der Bischof mich hat fragen lassen, was ich nachts durch die Dörfer zu galoppieren hätte. Und was ich in der Stadt suchte.

Starkfuß: Siehst du! Gib acht, es dauert nicht lange, da sind wir eine Teufelslegende geworden.

Hans: Schnell. — Ich stecke Geld ein und lösche das Licht. Macht leise.

(Dimpfel, Schmitt, Starkfuß ab.)

SECHZEHNTER AUFTRITT

Hans. Klär.

(Die Bühne bleibt einen Augenblick leer, während Hans die Schreibtischschublade öffnet.)

Klär (in einem weißen Schlafrock): Verzeih, Hans, ich habe dir versprechen müssen, dich heute nicht fortzulassen.

Hans: Mach', bitte, wenigstens die Türe zu. Das Kleinste schreit wieder wie besessen. (Klär schließt die Tür.)

Klär: Du willst nicht mehr, daß ich dich zurückhalte?

Hans: Hast du noch nicht geschlafen?

Klär: Ich habe im Bett aufgesessen und gewartet, bis ich eingreifen könnte, wie du sagtest.

Hans: Ich habe dir nicht gesagt, daß du wachen solltest.

Klär: Im Schlaf hätte ich dich nicht gut aufhalten können.

Hans: Du hast Schlaf nötig, Klär, du mußt viel mehr schlafen. Ich mache mir Sorgen um deine Gesundheit.

Klär: Sehr freundlich — du bleibst nicht?

Hans: Wo?

Klär: Bei mir?

Hans: Unmöglich, die andern erwarten mich.

Klär: Wäre dein Fuß nicht ein Vorwand —

Hans: Klär, du weißt doch, daß es verabredet war.

Klär: Du hast Recht . . . Was macht ihr in der Stadt?

Hans: Zum zehntenmal: Dimpfel und ich gehn ins Theater, Starkfuß in sein Kasino und der Abbé zu seiner Mama. Das heißt, da morgen Sonntag ist, wird er wohl gleich zurückreiten. Dem kommt es nur auf die Bewegung an.

Klär: Weißt du, was im Theater gespielt wird?

Hans: Wenn ich's wüßte, ging ich wahrscheinlich nicht hin.

Klär: Ich weiß es. Aïda.

Hans: Wie kannst du das wissen?

Klär: Aus der Zeitung.

Hans: Es wird ein Druckfehler sein. Außerdem kommen wir nicht vor dem letzten Akt hin. Gute Nacht, mein Herz, schlaf gut und schlaf lang.

Klär: Hans, bleib bei mir!

Hans: Sei vernünftig. Ich habe es Starkfuß versprochen. ‹Küßt der Reglosen die Stirn.› Ich würde mich lächerlich machen, wenn ich jetzt plötzlich — ‹Öffnet die Tür. Kindergeschrei.› Hör nur! ‹Ab.›

Klär löscht das Licht und tritt zum offenen Fenster. Pferdegetrampel. Vorhang.

ZWEITER AUFZUG

Abhang auf der Vogesenhöhe. Mittags. Nach einem Picknick.

ERSTER AUFTRITT

Cavrel. Simon. Müller. Kaufmann, ein alter französischer General. Gräfin Sulz. Hans. Louise.

Simon ⟨sich umdrehend⟩: Wo steckt denn unser bester Müllér? ⟨Keine Antwort. Endlich eine Stimme⟩: »Er fischt Forellen, Herr Minister.« ⟨Nichts rührt sich. Pause.⟩

Gräfin Sulz ⟨sich in ihrem Feldsessel aufrichtend, erst leise, dann lauter⟩: Schambediß! Schambediß! ⟨Was Jean-Baptiste bedeutet.⟩

Eine Stimme: Pst! ⟨Gräfin legt sich achselzuckend zurück.⟩

Hans ⟨vorn⟩: Schlafen Sie?

Louise: Nein.

Hans: Die Gräfin hat es befohlen.

Louise: Sie aber wacht darüber, daß das Programm eingehalten wird. Erst haben wir die Landschaft genossen, dann den kalten Braten und die Gänseleberpastete, und jetzt haben wir den gesunden Mittagsschlaf auf der Vogesenhöhe. Heute abend folgt das Fest im Schloß. Sie nennt das: »Das ganze Elsaß an einem Tag«.

Hans: Die Gräfin hat von Cook gelernt.

Louise: Brauchte sie nicht. Sie ist am Hof aufgewachsen.

Hans: So daß Cooks Verdienst nur darin bestände, bürgerliche Rentner auf einen fürstlichen Lebensfuß zu stellen.

Louise: Auch die Reisebureaus sind eine Folge der Revolution.

Hans: Wollen Sie mich nicht mit Ihrer Hand spielen lassen?

Louise: Ich brauche sie, um darüber nachzudenken, warum Sie Ihre Frau nicht mitgenommen haben.

Hans: Meine Frau hat ihren eigenen Willen.

Louise: Abgesehen davon?

Hans: Es ist ihr zu kalt bei Ihnen. Sie spricht natürlich nicht so gut französisch wie die andern Herrschaften.

Louise: Sie spricht ausgezeichnet für eine Ausländerin.

Hans: Aber niemand von Ihnen ist taktvoll genug, ihr die »Ausländerin« abzunehmen und deutsch zu sprechen. Ich kann ihr nur

recht geben, wenn sie unter solchen Umständen vorzieht, zu Hause zu bleiben.

Louise: Wir sprechen gar nicht oder schlecht deutsch.

Hans: Aber Sie wissen alle, daß ein auch nur fremd gefärbtes Französisch in Ihren Augen entstellt, während Ihr unbeholfenes Deutsch Ihren Reiz in den Augen eines jeden Deutschen erhöht.

Louise: Ja, das liegt wohl an der Sprache.

Hans: An der Sprache und an der wahrhaften Großmut des Deutschen, der gern ein Auge zudrückt, wenn er sich mit dem andern an eurer funkelnden Eitelkeit entzücken kann.

Louise: Da wir nie so schön sind, wie wenn wir tanzen, spielt ihr uns möglichst oft mit Kruppschen Kanonen auf.

Hans: »Ihr«?

Louise: Verzeihen Sie, Hans, Sie wissen, ich bin alles eher, als patriotisch. Aber ich kann diese Redensarten vom gutmütigen, wohlgesinnten Bären und dem Hahn mit dem etwas wackeligen, aber hübschen Kamm nicht vertragen. Ich kenne sie bis zum Überdruß von unsern deutschen Freunden in Paris. Deutsche Liebenswürdigkeiten enden immer mit einer Kanonade.

Hans: Der Schein spricht für Sie.

Louise: Nur der Schein?

Hans ⟨gequält⟩: Ich weiß nicht.

Gräfin: Meine Damen und Herrn, da hier doch gesprochen wird, bitte ich um die Erlaubnis, meinen Diener zu rufen. Schambediß!

General ⟨auffahrend⟩: Ja?

Gräfin: Verzeihen Sie vielmals, Herr General, daß ich Sie gestört habe, einen Augenblick, und wir können fortfahren. ⟨Schambediß ist erschienen⟩: Schambediß, führen Sie bitte die Pferde auf die andere Seite. Sie sollten von selbst merken, woher der Wind kommt.

Schambediß: Jawohl, Frau Gräfin.

Gräfin ⟨kokette Verbeugung⟩: Mein verehrter Herr General —

General ⟨verschlafen⟩: Danke, Madame. ⟨Legt sich hin.⟩

Hans: Sagten Sie nicht soeben, daß Sie mich liebten?

Louise: Nein.

Hans: Sind Sie sicher?

Louise: Ganz sicher. Denn ich bin eine Frau.

Hans: Wenn ich daran zweifelte —

Louise: Eine Frau ist wie das Echo, das nur antwortet, wenn gerufen wird.

Hans: Dieses Spiel hat mich nie gereizt.

Louise: Sie sind keck, aber ich sage trotzdem: »Schade«.

Hans: Sie geben zu, daß Sie sich bei Formalitäten aufhalten.

Louise: Ich gebe zu, daß ich seit vierzehn Tagen auf Ihre Liebeserklärung warte.

Hans: Ich warte schon etwas länger auf die Gelegenheit, die eine solche Besuchsanzeige überflüssig machen würde.

Louise: Habe ich auf Sie den Eindruck gemacht, als ob ich mich überrumpeln ließe — Sie Barbar?

Hans: Ich steige nie auf ein Pferd, ohne mich vorher überzeugt zu haben, daß das Sattelzeug in Ordnung ist.

Louise: Was sind das für Vergleiche? Sind Sie Kavallerist?

Hans: Ich liebe Sie.

Louise: Bitte, noch einmal.

Hans: Ich liebe Sie. —

Louise: Der Ton gefällt mir nicht.

Hans: Louise, Sie sind eine Frau, aber Sie mißbrauchen Ihren Vorteil. Das verrät keinen guten Geschmack.

Louise: Der Bengel spricht von Geschmack!

Hans: Sie machen sich eine Überlegenheit vor, die Sie nicht oder nicht mehr besitzen.

Louise ‹ruft›: Herr General, Sie schnarchen wie ein Mörser.

Hans: Sie müssen noch einmal um Hilfe rufen! ‹Allgemeines Erwachen.›

Louise ‹während sie aufsteht, auf den Knien›: Mein Freund, vielleicht gelingt es Ihnen, mich zu nehmen. Aber wenn Sie mich haben, dann behalte ich Sie.

Hans: Welch eine Drohung!

Louise: Jetzt gehn Sie vielleicht einmal dorthin. — Ich möchte nämlich, daß mein Mann und Sie einander ein wenig kennten . . Sie meinen doch auch: wir wollen mit offenen Karten spielen?

Hans: Zu zweit.

Louise: Solange wir beiden allein spielen — ‹Sie steigen die Bühne hinauf, der eine rechts, der andere links. Louise steht vor ihrem Mann.› Cavrel,

Herr Hans Boulanger möchte sich mit dir über die letzten Dinge unterhalten.

Cavrel ⟨massiv, aber gepflegt⟩: Gern, gern, mein Herr. Rücken wir zusammen. Womit wollen wir beginnen?

Gräfin: Die ewigen Dinge drehen sich alle um das Elsaß.

Cavrel ⟨mit natürlicher Beredsamkeit, wahrer Empfindung⟩: Selbstverständlich. Das wunderbare Land. Ein Garten — bis an den Rhein! Wie deutlich das Münster sich vom Himmel abhebt!

Gräfin: Habe ich Ihnen schon gesagt? Dies ist die historische Stelle, wo Ludwig XIV. ausrief: »Der schöne Garten!«

Cavrel: Ein überwältigender Anblick: die tausend und tausend Ackerfurchen nebeneinander, die weiten Flächen jungen Grüns, wie treibende Inseln auf dem leicht bewegten Meer —

Simon ⟨schlank, mit Absicht nachlässig⟩: Warum sollen die Inseln treiben? Übrigens rührt sich das Meer auch nicht.

Hans: Der Sumpf unserer lieben Frau. Es geht uns gut.

Gräfin: Herr Minister, man spricht von Sumpf. Damit kann nur Ihre Republik gemeint sein. Verteidigen sie sich!

Simon: Wenn Sie erlauben, Frau Gräfin, das nächste Mal.

Cavrel: Dürfte ich Sie bitten, mein Herr, Ihren interessanten Gedanken auszuführen?

Hans: Wir stecken alle bis an den Hals in Wohlleben. Wir sind das komfortable Wirtshaus an der Völkerstraße, die von Italien zum Nordmeer führt. Teils lassen wir drei gerade sein und den Teufel in der Kirche predigen, teils plagen uns Fieberträume, von denen wir uns dann auch in wachen Stunden nicht trennen wollen.

General: Wie sagten Sie, ein Sumpf? Das glorreichste Schlachtfeld der Welt!

Hans: Hoffentlich nie wieder. Die dieses Schlachtfeld bewohnen, denken anders darüber.

Cavrel: Ich habe mir oft gesagt: Wir begehen ein Verbrechen, daß wir die Elsässer nicht zur Ruhe kommen lassen. Nun werden sie schon weiß Gott wie lang hin- und hergezerrt und müssen sich jeden Tag von neuem fragen, wohin sie gehören —

General: Die wahren Elsässer wissen, daß sie ihre Zukunft zu

suchen haben, wo ihre Vergangenheit war: dort. Wir werden ihnen helfen, wenn die Stunde schlägt.

Hans: Dann bin ich kein wahrer Elsässer.

Louise: Herr General, finden Sie nicht selbst, daß die Hilfe, die Sie Ihren Landsleuten brächten, für sie vielleicht etwas spät käme?

Cavrel: Verzeihen Sie uns, mein Herr, wir sind keine eitlen Toren, wenn wir auf Ihre Anhänglichkeit so viel Wert legen. Sie müssen verstehen. Mit diesem Land hat Frankreich sein Gleichgewicht verloren. Der Süden regiert uns, und der Süden verdirbt uns. Er zieht uns zu tief hinunter zwischen Spanien und Italien. Bei gleichen Chancen könnte Italien eines Tages vor uns durchs Ziel gehn. Ich weiß es. Ich stamme aus dem Süden. Wir brauchen den Norden, um zu bestehn —

Hans: Spannen Sie einen Menschen mit Armen und Beinen zwischen zwei Pferde, jagen Sie die Pferde in entgegengesetzter Richtung davon, und Sie haben genau das erhabene Schauspiel der elsässischen Treue.

General: Mein Herr, wir Elsässer —

Hans: Sagen Sie doch bitte nicht: wir Elsässer . . Sie haben aufgehört, ein Elsässer zu sein, als Sie das Land verließen. Ihre Kinder wissen vom Elsaß nicht viel mehr, als von der Schweiz. Ihre Liebhabereien machen uns das Leben schwer. Hören Sie endlich auf, in unsern geheimsten Empfindungen zu wühlen, wie ein Sammler in schönen alten Stoffen. Denn wir lieben Frankreich, hören Sie?, wir lieben Frankreich.

Cavrel: Ihre Anhänglichkeit —

Hans: Ist dumm — unverzeihlich dumm. Aber sie besteht. Seien Sie zufrieden, daß wir sie Ihnen umsonst geben. Denn Sie, Sie holen uns nie zurück.

Simon: Wenn wir fortfahren, Kulissen zu schieben, statt unser Haus für Angriff und Verteidigung auszubauen. — Wir können uns aber ändern.

Cavrel: Ich vertraue auf die Gerechtigkeit. Deutschland wird uns eines Tages Elsaß-Lothringen zurückgeben. Für den Preis, den es wert ist. Unter uns: wir würden jeden Preis bezahlen.

Hans: Deutschland Elsaß-Lothringen umtauschen? Nie. Sie müßten

es schon zurückerobern. Kommt aber dieser Krieg, was Gott verhüten möge, so erleben Sie eine Katastrophe, mit der verglichen Sedan eine unglückliche Manöverübung war. Glauben Sie mir doch, bitte, ich kenne Deutschland, und ich kenne Frankreich: dieses Volk von hier bis an die russische Grenze, Kopf an Kopf, Hand in Hand ist eine einzige Kriegsmaschine, die nur mit einem Hebeldruck in Gang gesetzt zu werden braucht. Sie ist fertig, nicht ein Schräubchen, das da fehlt, vollkommen bemannt und jeden Augenblick bereit, die Arbeit zu beginnen.

Cavrel: Ich bewundere dieses Volk! Ja, ich kann sagen, daß ich es liebe.

Gräfin: Herr Abgeordneter!

Cavrel: Die Deutschen sind ein großes Volk, und ich verehre die Größe, wo ich sie finde. Wir könnten stolz sein, ihre Freunde zu heißen. Und wir könnten sie brauchen.

Simon (immer ironisch): Ihre Verehrung für die Größe ist ein Tribut, den Sie sich selbst zollen.

Hans: Die Eigenschaften, die Sie an Napoleon rühmen, die hat gewiß kein lebender Deutscher, aber Deutschland als Gesamtheit vereinigt sie alle in sich. Das klingt Ihnen vielleicht lächerlich, aber in der Zeit der Massenbewegungen ist auch das Genie vielleicht ein Kollektivbegriff geworden und bedeutet ganz einfach den Gipfel der Massenorganisation.

Simon: Mag sein. Aber, nicht wahr, auch Napoleon wurde niedergerungen.

Hans: Weil er ein einzelner Mensch war. Wäre das ganze Frankreich ein Napoleon gewesen, so hätte es kein Waterloo erlebt und hätte erst recht nicht auf eine einsame Insel geworfen werden können.

Cavrel: Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht. Aber ich glaube auch an das Massengewissen. Die Völker werden sich mit ihren wirtschaftlichen und geistigen Interessen so durchdringen, werden sich so sehr an die Zusammenarbeit ihrer verschiedenartigen Kräfte gewöhnen, daß sich mit der Zeit auch das Verständnis für die gegenseitigen Lebensbedingungen und eine Nachgiebigkeit einstellen muß, wie sie in jeder Familie zu finden sind —

Simon: Lieber Freund, darf ich Sie unterbrechen?

Cavrel: Bitte schön, lieber Kollege.

Louise: Ganz wie in der Kammer!

Simon: Gott bewahre uns vor dem grauen Ungeheuer eines Massengenies.

Hans: Das mag Ihre Sorge sein.

Gräfin: Es bekümmert sich zwar niemand um mich, aber ich erkläre ungefragt, daß ich auch nicht an das Massengenie glaube.

Louise: Ich auch nicht. ‹Der General zuckt nur verächtlich die Achseln.›

Hans: Und ich — sehr ungern. Aber es scheint halt doch, als ob die Weltgeschichte sich um dies Phänomen bereichern wollte.

Simon: Es lohnte sich nicht mehr zu leben.

Gräfin: Nicht wahr, Herr Minister? Wo blieben die Männer, die sich aus Federkielen eine Krone drehn?

Cavrel: Die braven Bürger verlören einfach die Ideale. Wen sollten sie verehren, wenn sie plötzlich alle mit zum Genie gehörten?

Simon: Sind Sie fertig? Sie sprechen nämlich immer, als ob Sie eine Rede anfingen — wenn Sie nicht bereits mitten drin sind. Wissen Sie, was Ihr Massengenie ist? Der Einfall eines Kirchenvaters.

Gräfin: Sie Freidenker!

Hans: Wie, wenn der Krieg überhaupt eine ungeniale Angelegenheit wäre, eine Mischung von Transportgeschäft und Indianerspiel, und wir die Bedeutung der wirklich großen Feldherrn, die wir als solche verehren, ganz anderswo suchen müßten, als auf ihren Schlachtfeldern?

Louise: Ich bitte Sie, der General ist einem Schlaganfall nahe.

Hans: Es sollte nur eine Anregung sein, Herr General, ich behaupte nicht, daß dem so sei.

Simon: Ich habe es nicht anders aufgefaßt.

Cavrel: Gibt es etwas, verehrter Herr Minister, was Sie nicht nur als eine Anregung auffaßten?

Simon: Ja, wenn Sie zum Beispiel jetzt vorschlügen, mir hierher ein Landhaus zu bauen, damit ich bis zu meinem Lebensende von der idealen Räuberei unseres Berufes ausruhte. Mehr verlange ich nicht.

Louise: Sie vergessen die ewige Geliebte.

Cavrel: Er vergißt vor allem, daß er keineswegs ein Landhaus brauchte, um Frankreich mit diesem Piratenfrieden zu beglücken

Gräfin: Darf ich um eine Photographie der Dame bitten?

Simon: Da Sie mir vielleicht behilflich sein können, sie zu finden, gern. Anständige Frau —

Gräfin: Das hätten Sie aus verschiedenen Gründen nicht zu sagen brauchen, unter andern, weil wir Ihre Verderbtheit kennen.

Cavrel: Mein Freund, Sie können ja keine Frau lieben. Sie lieben die Politik, wie wir andern nicht wagen würden, unsere Frauen zu lieben.

Simon: Nein, mein Freund, mehr und weniger.

Gräfin: Wenn Sie nicht unterwegs das Genick brechen, werden Sie weit kommen. Sie verdienten's.

Simon: Frau Gräfin, ich bin Ihnen für Ihre Vorurteilslosigkeit sehr dankbar.

Frau Müller: Alle Welt in Frankreich wartet auf den Diktator.

Louise: Herr Boulanger, da gerade von Vorurteilslosigkeit die Rede ist: wie fühlen Sie sich in der Gesellschaft?

Hans: Ich warte darauf, daß wir, die wir vorläufig noch hier sitzen, plötzlich in die Luft gehn und — fft — fort sind. Ich fühle mich sehr wohl.

Gräfin: Richtig, Hans Boulanger stammt ja aus dem Schnakenloch und ist nicht einmal Advokat. Sie können versichert sein, mein junger Freund wenn ich Sie nicht von Kindsbeinen gekannt hätte, so wie wir Sie unter uns sehen, würde ich Sie gewiß für einen unserer jungen Franzosen halten.

Cavrel: Was Sie dem Herrn sagen, Gräfin, wird er kaum als eine Schmeichelei empfinden. Ich an seiner Stelle täte es nicht. Unsere Art, in die Luft zu gehn, wie der Herr sagte, —

Simon: Die allgemein bekannte Tatsache, daß Sie sehr schwer hochgehn, enthebt Sie jeder weiteren Entschuldigung.

Cavrel: Danke schön. Sie haben recht. Ich bin keine Seifenblase.

Simon: Der Meister findet sich wieder einmal nicht in seinen Bildern zurecht. Feuerwerk ist natürlich keine Seifenblase.

Hans: Können Sie wissen, Herr Minister, ob ich nicht an das In-die-Luft-Gehn einer Seifenblase gedacht habe?

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Müller.

(Müller tritt auf. Angelnetz mit Forellen.)

Simon: Dann hätten Sie sich falsch ausgedrückt. Eine Seifenblase macht nicht »fft«.

Cavrel (gutmütig zu Hans): Aufpassen tut er.

Müller: Geschickt ist er, unser Minister, so geschickt man nur sein kann. (Grüßend.) Meine Damen! Meine Wölfe!

Simon: Mein bester Müller, wärst du nicht, ich vergäße, daß es noch Müller in Frankreich gibt, und ich wäre verzweifelt. Wenn ich meinen Freund Müller einige Wochen nicht gesehen habe, fühle ich mich schaudernd auf der schiefen Ebene.

Müller: Das glaube ich dir aufs Wort.

Simon: Was hast du denn da?

Müller: Forellen, Exzellenz.

Simon: Die ersten lebendigen Forellen, die ich sehe. Die roten Punkte — entzückend. Und wie schlank das ist. Wie fängt man sie?

Müller: Mit einer Fliege. So... (Tänzelnde Bewegung mit der Hand.) Darnach schnappen sie. Sie schießen wie ein Torpedo. Dann stehn sie wieder regungslos gegen die Strömung. Eigentlich haben sie deinen Charakter.

Gräfin: Ein ausgezeichneter Einfall! Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, gehn wir zusehn, wie man Forellen fängt.

Cavrel: Sehr gern.

Müller: Hoffentlich habe ich Glück!

Simon: Du hast immer Glück!

Louise: Ich weiß, wie man Forellen fängt. Ich warte hier.

Hans: Dann leiste ich Ihnen Gesellschaft.

Müller: Aber still sein, wenn ich bitten darf, bitte, still sein. Sie dürfen sich nicht rühren. Die Forellen — —

(Alle ab bis auf Hans und Louise.)

DRITTER AUFTRITT

Hans. Louise.

Hans: Ist Simon wirklich der Halunke, für den er sich in Übereinstimmung mit seinen Freunden ausgibt? Kommen Sie, setzen wir uns. (Sie setzen sich nebeneinander auf ihren alten Platz.)

Louise: Ja, aber er macht keinen Gebrauch davon. Er ist heute noch so arm, wie er vor zwanzig Jahren war, und nur seine Trabanten sind Millionäre geworden. Vielleicht ist seine Verderbtheit auch nur die Folge seines zu weitgehenden Verständnisses für die Schwächen seiner Freunde. Dieser Ansicht ist mein Mann... Seine Freunde lieben ihn leidenschaftlich. Wahrscheinlich aus demselben Grund.

Hans: Und die Frauen auch.

Louise: Natürlich. Die guten und die schlechten, die ihn kennen, und die ihn nicht kennen. Auch von seinen Gegnern wüßte ich keinen, der ihn wirklich haßte.

Hans: Ich finde es schön, daß politische Gegner einander bis aufs Messer bekämpfen, ohne an ihrem menschlichen Verhältnis Schaden zu nehmen.

Louise: Es ist wohl mehr ein gesellschaftliches Übereinkommen. Und hat auch den Nachteil, daß es allerhand Zweideutigkeiten die Türe öffnet. Keiner haßt Simon, aber alle fürchten ihn. Ich habe oft den Eindruck, als warteten sie darauf, daß er plötzlich die Maske fallen ließe und ihnen den Fuß auf den Nacken setzte. Dafür halte ich ihn aber für zu bequem. ⟨Da Hans sich umsieht⟩ Wir sind allein.

Hans: Danke... Sollten Sie wirklich keinen Ehrgeiz haben in dieser Gesellschaft, die mit gestreckten Hälsen im Rennen liegt?

Louise: Oh, ich war sehr ehrgeizig. Das sind wir Mädels der republikanischen Gesellschaft immer. Die meisten vergessen dann das Elysée über ihren Kindern. Ich habe keine Kinder... Aber Cavrel ist kein Politiker, er ist ein Prophet. In den zahllosen Arbeiterversammlungen, in die ich mit ihm ging, und als ich immer wieder die Tausende von ernsten, offenen Menschengesichtern zu ihm wie zu einer milden Sonne gewandt sah, und wie die Lippen der Männer und Frauen leise mit seinen Worten bebten, und wie alle, alle, immer wieder fortgerissen in die Bahn dieses lebendigen Traumes, ganz einfach, ganz schön wurden — ja, ich bin wahrhafter geworden durch ihn, ich habe eine neue Welt gesehn — — ⟨leise⟩ in der ich mich niemals heimisch fühlen werde... ⟨Lächelnd⟩ Schon die Propheten des Alten Testaments waren mir unheimlich... Und als mein Ehrgeiz fort war und ich mich umsah, da merkte ich, daß ich auch meinen Mann verloren hatte... Er weiß heute noch nicht, daß ich irgendwo

weit hinten auf seinem Weg liegen geblieben bin ... Sie werden sagen, daß meine Geschichte banal sei, aber ich habe keine andere Geschichte.

Hans: Auf einmal sprechen Sie wie eine Geige.

Louise: Ich weiß, Sie werden mich gleich küssen. Mir ist so feierlich zumute wie einer Sterbenden. — Lassen Sie mich mein Testament beendigen ... Ich habe nie einen Liebhaber gehabt, ich könnte es nicht ertragen, außerhalb der Gesellschaft zu stehn, ich bin eine kleine hochmütige Bauersfrau. Meinetwegen verlange ich, daß Sie mich heiraten. Ich verlange es auch wegen meines Mannes. Denn ich habe ihn so geliebt, wie ich Sie wahrscheinlich lieben werde. Ich muß ihm weh tun, aber ich will ihn nicht beleidigen. Hans, ich versuche ein zweites Mal mein Glück. Sagen Sie sich, bitte, daß ich's ein drittes Mal nicht könnte. Dazu würde es wirklich mit dem besten Willen nicht reichen. Und jetzt ‹gibt ihm die Hände›: ich liebe Sie.

‹Umarmung.›

Louise: Mein süßer Freund! ‹Dann, auftaumelnd.› Wir sind, wir —

‹Sieht sich um.›

Hans: Hören Sie, Louise. Ich kann — ich kann Ihnen nichts versprechen. Nichts. Nichts. — Ich habe Sie so lieb.

Louise: Ich habe Ihnen alles gesagt. Nun können Sie mit mir machen, was Sie wollen. Sie werden nie, nie eine Mahnung oder einen Vorwurf von mir zu hören bekommen. — Sind wir einig?

Hans: Liebe, ich komme mir sehr hinterhältig vor. Als ob ich Sie mit falschen Versprechungen überlistet hätte. Sagen Sie, daß es nicht wahr ist?

Louise: Armer, was hat Ihnen ein so schlechtes Gewissen gemacht?

Hans: Gib deinen Mund!

‹Umarmung, stehend.›

VIERTER AUFTRITT

Hans. Louise. Schambediß.

‹Schambediß sieht die Umarmten, dreht sich um und räuspert sich heftig.›

Louise: Da. Nein, lieber gleich den Skandal! — Geben Sie dem Mann etwas.

FÜNFTER AUFTRITT

Dieselben. Simon. Cavrel. Müller. Die Gräfin. Frau Müller.

Hans (laut): Da kommen sie.

Müller (hoch oben zwischen Cavrel und Simon): Ein Löwe, ein Wolf und das Schaf.

Louise: Die ganze Politik!

(Vorhang.)

VERWANDLUNG

Bei der Gräfin Sulz. Gartenterrasse, von alten Laternen erleuchtet. Rechts offene Flügeltüre in einem elektrisch erleuchteten Saal. Männer und Frauen im Gesellschaftskleid.

ERSTER AUFTRITT

Balthasar Boulanger. Louise Cavrel.

Louise: War das nicht Ihr Bruder, der eben an der Tür vorbeiging?

Balthasar: Das Schloß wimmelt von Gespenstern.

Louise: Ihr Bruder wollte heute abend kommen.

Balthasar: Vielleicht wollte er.

Louise: Er ist vernarrt in die alte Gräfin. Er kann ihr stundenlang zuhören, wenn sie von ihrem alten Paris erzählt — was mir, offen gestanden, sehr schwer fiele.

Balthasar: Sollten Sie eifersüchtig sein?

Louise: Oder Sie?

Balthasar: Ich bin immer eifersüchtig auf meinen Bruder gewesen. Kein Wunder, als ich noch in der Wiege lag, war er bereits ein Held.

Louise: Ein Geständnis ist das andere wert. Eine Frau ist immer auf alle Frauen eifersüchtig. Mit einer Ausnahme.

Balthasar: Mit Ausnahme der Frau, auf die sie wirklich eifersüchtig ist.

Louise: Sie sind viel —

Balthaser: gescheiter

Louise: erfahrener, als man nach Ihrem Alter glauben sollte.

Balthasar: Ich bin immerhin Hansens Bruder.

Louise: Ist es nicht unheimlich, daß die einzige Eugenie und die unsterbliche Pauline, die unsere Gräfin bei einem Ball in den Tui-

lerien beiseite nahmen und ihr zuflüsterten: — daß die tatsächlich noch leben? Wie sie heute wohl aussehn, die armen Frauen?

Balthasar: Sie träumen. Und alle, die sie damals gekannt haben, tun sich und ihnen den Gefallen, mitzuträumen. So gütig ist das Leben. Selbst die, die weit über ihre Zeit hinaus vereinsamen, bleiben nie ganz allein. Sie sind ihr letzter Freund, und der wenigstens läßt sie nicht im Stich. Welch ein Trost für die Frauen!

Louise: Es ist wirklich ein gespenstisches Haus.

Balthasar: Ja, ein Mausoleum, mit Offenbachscher Musik. Haben Sie einmal die Gräfin die »Schöne Helena« singen hören?

Louise: Ja, dann fährt der Teufel in sie und macht sie jung. Außerdem ist ihr Gebiß vorzüglich gearbeitet.

Balthasar: Vorzüglich.

Louise: Und der alte General Kaufmann scheint wirklich —

Balthasar: Man kann kaum daran zweifeln. Ist denn nun sein rechter Arm wirklich und wahrhaftig aus Gold?

Louise: Ich behaupte, aus dem Erz eroberter Kanonen.

Balthasar: Gab es 1870 eroberte Kanonen?

Louise: Kann ich Ihnen nicht sagen. Aber es werden wohl noch einige aus der Zeit des ersten Napoleon vorhanden gewesen sein.

Balthasar: Sie sind nicht sehr patriotisch.

Louise: Unser Patriotismus vergnügt sich in der Rumpelkammer. Ich kann altes Zeug nicht ausstehn. Es liegt vielleicht daran, daß mein Vater begeisterter Sammler war.

ZWEITER AUFTRITT

Louise. Balthasar. Hans.

Hans: ⟨kommt von links die Treppe heraufgestürmt. Vor Louise stehen bleibend⟩: Uff!

Louise: Uff!

Balthasar: Guten Abend.

Hans: Guten Abend, Madame! Hätte ich nicht gewußt, daß man hier nie zu spät kommt —

Louise: So wären Sie vermutlich pünktlich gewesen.

Balthasar: Deine Frau findest du im Wintergarten.

Hans: Danke dir.

Balthasar: Sie hat mich fortgeschickt, weil ich ihr auf die Nerven ging, und ich ging ihr auf die Nerven, weil ich mir alle Mühe gab, sie zu stören.

Louise: Sie sehen, es gelingt doch nicht immer.

Balthasar: Sie in der verzweifelt tiefsinnigen Betrachtung des Türausschnitts zu stören, in dem du erscheinen solltest.

Hans: Danke. ‹Nach einer Weile.› Bist du fertig?

Louise: Werden Sie nie aufhören, Ihren Bruder wie einen Schulbuben zu behandeln?

Hans: Sobald er nicht mehr in mir den Lehrer sieht, der um jeden Preis geärgert werden muß.

Louise: Daß Sie einander noch nicht totgeschlagen haben!

Hans ‹lachend›: Früher liebte er es, mich anzufallen, mit der Schleuder, mit dem Knüppel, mit dem Messer. Ich habe ihn nie angerührt, es sei denn gewesen, um ihm sein Mordwerkzeug abzunehmen. Ich weiß nicht, warum Sie jede Gelegenheit benützen, uns in hochnotpeinlicher Weise zu konfrontieren.

Louise: Weil Sie beide gut aufeinander eingespielt sind.

Hans: Das kleine Mädchen kann nie genug bekommen mit Spielen — gelt? Wir sind keine feindlichen Brüder, Balthasar?

Balthasar: Nein. Trotzdem gehe ich jetzt nicht, bevor du mich bittest.

Hans: Wer sagt dir denn, daß du gehn sollst?

Balthasar ‹zu Louise›: Sie nicht?

Louise ‹greift ihm in die Haare›: Kindskopf.

Balthasar ‹verwirrt›: Dann bleibe ich.

Hans: Ja, also, dann will ich der Gräfin meine Aufwartung machen

Louise: Die gute Pauline. Als bei einem ländlichen Fest in St. Cloud ein Feuerwerk abgebrannt wurde, sagte sie seufzend: »Woran einen dieses Puff, Puff alles erinnert!«

Hans: Ich werde der Gräfin dieses unveröffentlichte Bonmot in Ihrem Auftrag schenken.

Louise: Sie wollen wohl vor die Tür gesetzt werden?

Hans: Nein, denn, um wieder herein zu kommen, müßte ich entweder durch ihr Schlafzimmer oder durch die Kapelle, und beides wäre mir zu beschwerlich. Also — ‹summt abgehend› »Ich bin der König Menelaus«.

DRITTER AUFTRITT

Louise. Balthasar.

Balthasar: Mein Bruder und Sie überbieten einander an Verleumdungen.

Louise: Ich bitte Sie! Wir wissen doch alle, daß die Gräfin sich zwar gern mit Ninon vergleichen läßt, aber, von der Aussichtslosigkeit des Unternehmens durchdrungen, niemals zu bewegen wäre, eine Ninon zu sein. Sie liebt den Abbé Schmitt viel zu sehr, als daß sie sich das Glück verscherzte, ihn im Himmel wiederzusehn.

Balthasar: Sie fahren hurtig fort.

Louise: Balthasar, Sie sind böse.

Balthasar: Vielleicht.

Louise: Deshalb können Sie keinen Spott vertragen, weder über sich, noch über andere . . . War das nicht Hans?

Balthasar: Ja. — Haben Sie mich nie spotten hören?

Louise: Sie spotten nicht. Sie klagen an und verurteilen. Sie sind ein Scharfrichter... Klär und Sie wären ein gutes Paar. Sie passen zueinander.

Balthasar: Haben Sie das auch schon bemerkt? ⟨Pause. Balthasar hebt den Kopf, ihr ins Gesicht.⟩ Nein!

Louise: ⟨streitbar aufgerichtet, nach einem Schweigen⟩: Glauben Sie?

Balthasar: Sie bekommen ihn nicht. Er gehört Klär. Sie braucht ihn.

Louise: Und wenn —

Balthasar: Ich werde Klär verteidigen, bis zum letzten.

Louise: Und wenn —?

VIERTER AUFTRITT

Louise. Balthasar. Simon. General Kaufmann.

Louise: Hierher, meine Herren! Herr Boulanger ist gerade im Begriff, mich zu verlassen, und ich möchte nicht gern auf dieser großen Terrasse verloren gehn.

Simon: Bitte, Madame, halten Sie sich an mir fest.

Louise: Ich weiß nicht? ⟨Vorstellend⟩ Herr Balthasar Boulanger, Ihr berühmter Landsmann, der General Kaufmann, Herr Abgeordneter Simon, der zukünftige Präsident der Republik.

Simon: Nach Ihrem Gatten, Madame, vielleicht. Nach dem zweiten

Septennat Ihres Gatten — vielleicht, wenn ich dann noch lebe . . . und niemand anders da ist.

General: Was für prächtige Menschen, was für brave, prächtige Menschen!

Simon: Mein Herr, Sie sollen so glücklich sein —

Louise: Wen meinen Sie?

General: Die Straßburger Feuerwehrleute.

Simon: Eine entzückende Frau — eine Deutsche.

Louise: Schwägerin.

Simon: Verzeihen Sie: Schwägerin. Dürfte ich Sie bitten, mich der Dame vorzustellen?

Balthasar: Bitte, gern. ‹Ab.›

FÜNFTER AUFTRITT

Louise. General.

General: Sie bereiten sich auf den Fackelzug vor. Nein, was für prächtige Menschen.

Louise: Sie sprechen noch immer von der Straßburger Feuerwehr?

General: Krieger, richtige Krieger. Vom alten Schrot und Korn. Wie Frankreich leider keine mehr hervorbringt.

Louise: Wie wär's, General, wenn Sie sich setzten, um mir von diesen Kriegern zu erzählen.

General: Sie werden sie gleich sehen.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß und ein anderer Diener bringen einen Sessel herein, erblicken den General, setzen den Sessel ab, grüßen militärisch, —

General: Danke, mein Sohn, danke —

und stellen den Sessel an die Rampe der Terrasse. Bleiben dahinter stehn.

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben.

Louise: Der Fackelzug?

General: Sofort, Madame. Denken Sie, ich ging hinunter, um die tapfern Leute zu begrüßen, und als sie mich erblickten, da standen sie stramm, ihr Kapitän trat vor und sagte: Herr General, ich habe

die Ehre, Sie im Namen der Straßburger Feuerwehr zu begrüßen. Wie er das sagte! Sie können sich keinen Begriff machen, wie er das sagte.

Louise: Doch, doch!

General: Als ob er mir, dem Vertreter Frankreichs, das Elsaß zurückgäbe.

Louise: Genau so.

General: Durch meine Tränen hindurch sah ich, wie den tapfern Leuten die Augen naß wurden. Ich mußte schnell Kehrt machen, um die Fassung nicht zu verlieren.

Louise: Wenn die Leute Sie aber erst in Ihrer Uniform gesehen hätten!

General: Es ist nicht abzusehn, was da geschehn wäre.

Louise: Freuen Sie sich, daß Sie die Leute nicht ins Unglück gestürzt haben. Sie wissen, die Deutschen verstehn darin keinen Spaß.

General: Um so mehr, als wir eine deutsche Dame unter uns haben.

Louise: Ich bitte Sie, das ist die Frau meines Freundes Boulanger.

General: Und einen preußischen Leutnant.

Louise: Ich bitte Sie, das ist der Freund meines Freundes Boulanger.

General: In preußischer Uniform.

Louise: Die Uniform ist sein Gesellschaftskleid.

General: Mit einem preußischen Orden!

Louise: Schrecklich. Hier mitten in Frankreich.

General: Nun, wenn die da gleich vorbeimarschieren, werden Sie glauben, die alte Garde sei auferstanden.

Louise: Und ginge einen Kaminbrand löschen.

General: Zum Glück weiß ich, daß ich mit einer Pariserin spreche, die den Ernst immer von der heiteren Seite nimmt.

Louise: Sagen Sie, General, die Leute werden doch nicht die Marseillaise spielen?

General: Um Gottes willen! Die Marseillaise spielen, das kommt hier gleich nach dem Totschlag. Sie spielen die Sambre-et-Meuse, die heimliche Marseillaise der Elsässer. Übrigens ist dieser Revo-

lutionsmarsch eine Konzession der Gräfin an die elsässischen Gefühle.

Louise: Richtig, die Gräfin ist eine Anhängerin des Königtums. Obwohl — Gräfin Sulz, das klingt sehr nach napoleonischem Adel, und da Sulz meines Wissens kein Schlachtort ist, dürfte man auf den dritten Napoleon schließen. Dann hätte sie allerdings Grund, Royalist zu sein.

General: Napoleon III. ist einer der verkanntesten Männer der Weltgeschichte.

Louise: Er teilt das Schicksal mit seinen Generälen.

General: Ich weiß, ich weiß . . . Besiegte Völker haben immer die Rancüne von Sklaven.

Louise: Wie ernsthaft! Verzeihung. Kommen Sie, General, küssen Sie Frankreich die Hand.

General: Oh, Madame. (Küßt ihr die Hand.)

ACHTER AUFTRITT

Dieselben. Klär. Müller. Cavrel. Simon. Frau Müller.

Klär: Die Herren sind wirklich alle drei Abgeordnete?

Müller: Liebe Nichte, ich bin es nur zum Spaß. Um einen guten Platz zu haben, wenn die Menagerie musiziert und die Herren Tierbändiger auftreten. Ich selbst rechne mich zu den Amphibien, die man in Paris mit einer Mischung von Bedauern und Bewunderung den »unverbesserlichen Provinzler« nennt.

Klär: Sie haben mir nie verraten, zu welcher Partei Sie gehören.

Müller: Zur gemäßigten, mein Kind, zu den Fortschrittlern. Ich habe mich im Leben immer in der Mitte gehalten.

Klär: Die ja wohl auch nicht umsonst die goldne heißt.

Cavrel: Was das Gold anlangt, so befindet es sich bei uns eher etwas links von der Mitte, bei den wohlgenährten Herren, die sich schreckhafter Weise die Radikalen nennen. Unsere Regierungspartei! Müllér, so wie Sie ihn vor sich sehen, ist ein Mann der Opposition.

Klär: Ich verstehe. Wenn die Radikalen regieren, müssen die Fortschrittler natürlich in der Opposition sein.

Cavrel: Sie nennen sich mit ebensoviel Grund fortschrittlich, wie die andern sich radikal nennen.

Klär: Einen Augenblick. Mir geht es wie Ihren Fortschrittlern. Ich komme nicht mit. Ich muß Ihnen gestehn, daß die Politik für mich immer ein großes Geheimnis war.

Simon: Madame, die Sache ist sehr einfach. Unser bester Müller ist Fortschrittler, weil er findet, daß die Mitglieder dieser Partei das beste Familienleben führen.

Klär: Und Sie, Herr Minister, gehören natürlich zur Regierungspartei.

Müller: Das ist das Einzigartige an diesem Mann: er, er gehört zu keiner Partei. Er ist ein Albino.

Cavrel: Wir haben eine Anzahl früherer Sozialisten, die aus der Partei ausgetreten sind, wie eine hübsche, aber wenig tugendhafte Frau, die auf Irrwege gerät, ihrem Mann davonläuft und sich eine eigene Wohnung einrichtet.

Simon: Bitte, lieber Freund, führen Sie Ihren Vergleich nicht weiter aus.

Cavrel: Die braven Kerle sind dann zu schlau, um sich etwa neue Ehefesseln anzulegen, und wie die erwähnte Dame dann wohl einen Salon eröffnet, wo Leute aller möglichen Gesellschaftskreise verkehren, so operieren unsere Sozialisten mit allen möglichen Parteien, ohne sich auf eine festzulegen.

Müller: Was Sie sagen, spricht nicht gegen die alte Erfahrung, daß die früheren Wilddiebe die besten Jagdhüter abgeben. Aber unser Simon überragt die Brüder — alles was recht ist. Nennen wir ihn den König der Wilddiebe.

Klär: Sie lieben ja den Herrn Minister.

Müller: Lieben? Ich verehre ihn. Ein tolles Stück Mensch, an dem ich mich nie satt sehe.

Frau Müller (leise): Allerdings bezahlen Sie auch das Vergnügen.

Müller: Meine liebe Frau! Bezahlen? Madame, wie oft habe ich Ihnen schon vorgerechnet, daß Simon unser Vermögen verdreifacht hat. Ich bin Kaufmann und verdiene gut. Einen Teil lege ich zurück, damit ich mich heut oder morgen, wenn es mir gefällt, von den Geschäften zurückziehen kann. Warum soll ich mir nicht für das Überflüssige das Riesenvergnügen gönnen, einen Mann wie Simon für mich arbeiten zu lassen?

Frau Müller: Herr Müller wirft sein Geld lächelnd fort und sieht mit offenem Munde zu, ob es unterwegs anschwillt oder abnimmt.

Müller: Eigentlich erwarte ich immer, daß sich plötzlich (mit einem Blick auf Simon) — eine Hand vorstreckt und alles wegzaubert. (lacht)

Klär: Die Katze spielt mit der Maus, und es ist die Maus, die das Vergnügen hat.

Müller (noch immer lachend): Genau wie Sie sagen, meine Liebe. Genau so.

Cavrel: An diesem braven Mann, Madame, können Sie sehen, welche Verheerungen die Atmosphäre eines Spielers anrichtet.

Klär: Ich muß gestehn, wenn ich Französin wäre, fände ich das alles recht ungemütlich.

Simon: Früher regierte ein Staatsmann mit dem Herrscher und einem kleinen Hofklüngel. Heute regiert er mit 500 Wahlmännern, 1000 Abgeordneten und ebenso vielen Journalisten. Die Frauen lasse ich dabei ganz beiseite. Dazu gehört eine Spannkraft, ein Heißhunger, eine so vielfältige Klugheit, ein so sicherer Instinkt, daß ein Talleyrand erschräke, wenn er sich plötzlich mitten in die losgelassene Meute versetzt sähe. Und von all dieser Energie, die einen Helden ausmacht

Cavrel: Verzeihung, einen Abenteurer —

Simon: Ein Held ist ein Abenteurer, der sich der Gesellschaft aufgedrängt hat — von all dieser Energie, sage ich, geben wir in einem Jahr mehr aus, als gewaltige Staatsmänner der Vergangenheit in ihrem ganzen Leben verbrauchen konnten.

Müller: Um wirklich Großes zu leisten, fehlt Euch doch wohl die sittliche Persönlichkeit.

Simon: Du willst sagen: die Gelegenheit.

Cavrel: Armes Frankreich! Nicht wahr, Madame?

Klär: Wer von den beiden Herren wird nun Frankreich retten?

Müller: Wenn man es einmal retten soll, dann wird es wohl einer von den beiden hier versuchen müssen.

Cavrel (Simon ansehend): Einer von uns beiden . . .

Müller: Simon kann einen Aufstand unterdrücken, aber ich glaube nicht, daß er einem Volk den Glauben an die Sterne einblasen

könnte, der es, in einer ungeheuren Anstrengung, über sich selbst hinaushöbe. Cavrel ist der einzige, der einen Krieg noch im letzten Augenblick verhindern, aber auch der einzige, der aus einem angegriffenen und vielleicht bereits geschlagenen Frankreich das letzte an Kraft, Begeisterung und Opferwilligkeit herausholen könnte.

Cavrel: Glauben Sie wirklich, Müllér, daß jemand Cäsar sein könnte, nachdem er alles aufgeboten hätte, um Brutus zu sein?

Müller: Wenn der Feind im Land stände? Sind Sie Franzose oder sind Sie es nicht? Was sagst du dazu, Simon?

Simon: Dann würden Cavrel und ich ja wohl unsern letzten Gang auszufechten haben.

Klär: Vor dem Feind?

Simon: Mit dem Feind, Madame, hätte sich in erster Linie unser Generalstab zu befassen.

Cavrel: Madame, es ist eine unserer schlimmsten Eigenschaften, daß wir am liebsten übereinander herfallen, wenn der Feind vor den Toren steht.

Simon ⟨schnell⟩: Wir müssen uns für unsere Niederlagen rächen, und wäre es an uns selbst, das zeigt, daß wir keine Sklaven sind.

Klär ⟨zu Louise⟩: Sagen Sie, Madame, sind die Herren wirklich Wilde, oder haben sie sich nur für den heutigen Abend verkleidet, um mich mit ihrem Kriegsschmuck zu blenden?

Louise: Ich weiß nicht, Madame.

⟨Plötzlich bricht die Sambre-et-Meuse los, erst ferner, dann näher.⟩

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben. Die Gräfin. Hans und Balthasar. Dimpfel. Starkfuß.

⟨Starkfuß und Dimpfel setzen sich vorn hin, Rücken zu den andern, die vor der Rampe der Terrasse stehn.⟩

Gräfin ⟨die sich in ihrem Sessel niederläßt⟩: Ein märchenhafter Anblick, nicht wahr, meine Herren?

General ⟨zu den Parisern⟩: Die Alten in den ersten Reihen haben bei Solferino und Magenta mitgekämpft, es ist sogar noch einer da mit der Mexikomedaille. Die Mitkämpfer von 1870 reichen bis ins zehnte Glied.

Simon: Schöne Bärte!

Louise: Und wo die Bärte aufhören, beginnen die Reihen —

General: würdiger Söhne —

Louise: und preußischer Reservisten.

General ⟨ruft⟩: Ehre den Helden! Hoch! ⟨Sie rufen. Die Musik nähert sich.⟩

Cavrel ⟨zu Simon⟩: Mir ist zumut, als ob unser schlechtes Gewissen mit Fackeln und Trompeten vorüberzöge.

Simon: Vielleicht haben wir einmal Glück . . .

Cavrel: »Vielleicht haben wir einmal Glück« — das ist seit dreißig Jahren unsere beste Politik.

Gräfin ⟨mit dem Taschentuch winkend⟩: Das Elsaß soll leben, hoch! ⟨Alle rufen. Die Musik ist ganz nahe. Fackelschein fällt herauf. Zieht vorbei.⟩

Gräfin ⟨erhebt sich. Die Diener nehmen den Sessel und tragen ihn links die Treppe hinab⟩: Die guten Elsässer! Ein Fest ohne diesen Fackelzug schiene mir mißglückt. Jetzt kommt ein besonders rührender Moment: Die Bedankung und Bewirtung der wackern Feuerwehr. Sie sollen sehn, wie sie uns lieben. ⟨Alle hinter der Gräfin langsam nach links ab. Währenddessen:⟩

Simon: Natürlich müssen die Elsässer Frankreich lieben, wer denn sonst?

Cavrel: Denn wir, nicht wahr?, wir haben Besseres zu tun.

Starkfuß ⟨vorn⟩: Weißt du, ich bin ein gutmütiges Stück Vieh.

Dimpfel ⟨nickt.⟩

Starkfuß: Sonst hätte ich mich nicht hierher schleppen lassen.

Dimpfel ⟨nickt.⟩

Starkfuß ⟨ungeduldig⟩: Was?

Dimpfel: Ich sag: Ja.

Starkfuß: Warum bist du denn hergekommen?

Dimpfel: Ei, ich wollte mir einmal die Bagasch betrachten.

Frau Müller ⟨am Arme Cavrels⟩: Ich muß gestehn, dieser Fackelzug hat mich aufgeregt. Er war schöner als die Parade des 14. Juli in Longchamps. Der Marsch, die Bärte, die funkelnden Blicke der Jungen —

Cavrel: Die Haltung.

Frau Müller: Ach ja. Die Haltung! Wenn ich an unsere armen Pioupious denke. ⟨Ab.⟩

ZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel. Hans.

Hans ⟨hinzutretend⟩: Was macht ihr denn da?

Dimpfel: Wir trotzen.

Hans: Mit wem trotzt ihr?

Dimpfel: Mit den Welschen dahinten.

Hans: Haben sie euch was getan?

Dimpfel: Sie schwätzen, daß einem vom Zuhören die Zunge aus dem Hals hängt.

Starkfuß: Lauter Gespenster. Komiker mit alten Blutflecken.

Hans: Vorhin hat mir jemand ungefähr dasselbe gesagt. Eine Französin.

Starkfuß: Es muß auch gesunde Leute unter ihnen geben.

Hans: Sie sind erhaben und dumm wie die gestirnte Nacht. Aber die Feuerwerke, die sie abbrennen, finde ich entzückend. Und die Frauen darin —

Starkfuß: Also, was die Frauen anlangt, so kam die Madame Müllér auf mich losgewatschelt, befühlte mit einem ehrfürchtigen Schauder meine Uniform, und als das Ergebnis der Untersuchung sie befriedigt zu haben schien, fragte sie, ob sie mir nicht nützen könnte. ⟨Dimpfel kräht sein Lachen.⟩ Die Gesellschaft ist wahnsinnig.

Hans: Sie halten dich für einen Elsässer... Da, der General ist bereits bis zu seiner Ansprache vorgedrungen. Damit geht das Fest zu Ende.

Dimpfel: Was kollert er denn, der alte Hahn?

Hans: Ich weiß es auswendig. »Soldaten des Elsaß! Französische Gäste der großmütigen Gräfin und heldenhaften Elsässerin haben die Ehre gehabt, Euch wackere Söhne des heiligen Landes...« Nämlich, die Mutter der Gräfin war eine Österreicherin und ihr Vater ein Engländer, und die kriegerische Gesinnung der Familie rührt daher, daß sie vom Bürgerkönig Louis-Philippe, der bekanntlich statt eines Degens einen Regenschirm trug, in den Adelstand erhoben wurde. ⟨Dimpfel kräht. Starkfuß hebt langsam die Achseln.⟩ Gelt, nun fühlst du bis ins Knochenmark die Notwendigkeit, daß diese Lügenbrut ausgerottet werde?

Starkfuß: Die geht von selbst ein.

Hans: Ich weiß, du gehörst zu den liberalen Mitgliedern des

deutschen Weltgerichts. Einigen wir uns: ein Volk, gezeugt von einem katholischen Teufel mit Pallas Athene.

Dimpfel ⟨holt Notizbuch heraus und schreibt⟩: Nicht schlecht. Da werden meine Primaner was zu lachen haben.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Louise.

Louise ⟨von rechts⟩: Wollen wir jetzt unsern Spaziergang durch den Park machen?

Hans: Gern.

Louise: Nicht wahr, meine Herren, eine wunderbare Frühlingsnacht!

Dimpfel ⟨zum Himmel⟩: Sogar Vollmond.

Louise: Sogar das. Sogar Nachtigallen.

Hans: Dort drüben, am Rhein, toben sie. Der Park reicht bis an den Fluß, und wenn man in solchen Nächten dort auf der kleinen weißen Terrasse sitzt, muß man gewaltsam an sich halten, um nicht mit ihr wie ein Luftballon aufzusteigen oder sonstwie den Verstand zu verlieren.

Louise: Also dorthin wollen wir.

Hans ⟨gleich zurückkehrend⟩: Dimpfel, zeige bitte der Madam einige Sterne. Ich komme nach. ⟨Zu Starkfuß.⟩ Du, dürfte ich dich um einen großen Gefallen bitten?

ZWÖLFTER AUFTRITT

Starkfuß. Hans.

Starkfuß: Darfst.

Hans: Bringe bitte meine Frau nach Hause. Mir war, als ob Balthasar sich drücken wollte.

Starkfuß: Soll geschehen. Noch was?

Hans: Ja ⟨setzt sich dicht neben ihn, ohne ihn anzusehen⟩ ich bin los, — verstehst du? ich spür's, daß ich in die Strömung geraten bin und — ⟨Bewegung.⟩

Starkfuß: Wieder einmal . . . Wie lange, glaubst du, wird deine Frau den Neufundländer spielen?

Hans: Du verstehst nicht.

Starkfuß: Doch, ich begreife schon: du meinst, du kämst nicht wieder, und ich frage dich, wie oft du dieses Spiel, wozu die Kinder Kuckuck rufen, zu wiederholen gedenkst — vielmehr, ob du glaubst, daß deine Frau . . .

Hans: Willst du zu mir halten, ja oder nein?

Starkfuß: Du kennst deine Frau schlecht, wenn du annimmst, daß sie jemand braucht, der zu ihr hält, außer dir.

Hans: Es würde mich aber beruhigen —

DREIZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Dimpfel.

Dimpfel: Die Madam will keine Sterne, sie will dich sehn.

Hans: Himmlischer Vater!

Starkfuß: »Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will,
und was er hat, das will er nicht . . .«

Hans: Ein Herz von einem Freund!

Dimpfel: »Und was er will, das hat er nicht . . .« ⟨Hans ab.⟩

VIERZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel.

Dimpfel ⟨schreit zum Haus⟩: He!

Starkfuß: Weißt du, wo Balthasar steckt?

Dimpfel ⟨lauter⟩: He!

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß.

Dimpfel: Wir möchten zu trinken haben, wenn's gefällig ist. ⟨Schambediß ab.⟩

SECHZEHNTER AUFTRITT

Starkfuß. Dimpfel.

Dimpfel ⟨setzt sich⟩: Jetzt kriegt man endlich Ruh. Die Feuerwehr ist weg, und nun machen die andern auch, daß sie nach Haus kommen. Man hört wieder sein eigen Wort. ⟨Vertraulich.⟩ Es ist nämlich wirklich eine wundervolle Nacht. ⟨Sie haben Zigarren angesteckt. Man hört

bellen, nach einer Weile): Schöne Hunde hat die Alte. (Pause.) Neulich habe ich gelesen, der Metschnikoff in Paris hat ein Mittel entdeckt, das Leben künstlich zu verlängern. (Pause.) Auf einmal stirbt überhaupt kein Mensch mehr. (Pause.) Dann wirst du nie Hauptmann. (Pause.) Wer ist denn eigentlich zuerst auf den Gedanken gekommen zu rauchen? (Da Starkfuß die Achsel zuckt, nach einer Pause): Schlaukopf! (Pause.) O je, da kommt schon wieder eine Madam.

SIEBZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Verzeihen Sie, Starkfuß, haben Sie Hans gesehn?

Dimpfel: Doch, er ist im Park.

Klär: Danke schön.

Starkfuß (sich erhebend): Das heißt . . .

Klär: Nein, danke, ich gehe lieber allein. (Ab.)

ACHTZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß (mit Tablett).

Dimpfel: Aha!

Starkfuß: Dich kann man brauchen!

Dimpfel (ahnungslos): Natürlich kann man mich brauchen.

Starkfuß: Schrei nicht so.

Dimpfel: Schrei ich?

Starkfuß: Flüsterst du vielleicht?

Dimpfel (auf Schambediß zeigend): Ich red' mit dem.

Starkfuß (zu Schambediß): Die Frau Gräfin hat sich wohl schon zurückgezogen? (Schambediß sieht Dimpfel fragend an.)

Dimpfel: Er fragt, ob die Alte schon ins Nest ist?

Schambediß: Ja, ja.

Dimpfel: Der Schwab kann nicht deutsch reden, gelt?

Schambediß: Man versteht die Herren nicht immer. Sie sprechen halt hochdeutsch.

Starkfuß: Ist das schwerer als französisch?

Schambediß: Man hat's halt nicht gelernt.

Starkfuß: Es wird aber jetzt im ganzen Land hochdeutsch gesprochen.

Schambediß (ablehnend): Ich hab's gehört.
Starkfuß: Seit 40 Jahren.
Schambediß: Kann schon sein.
Dimpfel: Na, G'sundheit! (Während sie die Gläser heben.)

NEUNZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Wo ist Balthasar? Ich will nach Hause ... Ich kann nicht auf meinen Mann warten. Ich finde ihn nicht. Ich fühle mich auch nicht wohl.
Starkfuß: Frau Klär, wenn ich Sie begleiten darf? Ich wollte sowieso gerade aufbrechen.
Klär: Ich bitte Sie darum.
Starkfuß: Gute Nacht, Dimpfel.
Klär: Gute Nacht, Herr Doktor.

ZWANZIGSTER AUFTRITT

Dimpfel. Schambediß.

Dimpfel: Ja da! Jetzt soll ich allein hier sitzen? Kommt her, setzt Euch zu mir.
Schambediß (erschrocken): Jesses Maria!
Dimpfel: Laßt die Heiligen beiseite und setzt Euch her, sag' ich. Die Alte schnarcht schon.
Schambediß: Dann möcht ich aber auch den andern holen.
Dimpfel: Holt den andern. Aber schnell. Es ist eine wunderbare Nacht. (Schambediß ab.)

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dimpfel. Schambediß. Diener.

(Schambediß kommt gleich mit dem andern Diener zurück. Sie setzen sich. Dimpfel schenkt ein.)

Dimpfel: Vollmond. — G'sundheit.

ZWEIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Balthasar.

Dimpfel: Hierher, Mann. (Zu den Dienern.) Das ist einer von den Unsern.

Balthasar: Herzensdimpfel. Wie schön, daß ich dich heute noch treffe. Wo hast du denn gesteckt?

Dimpfel: Unter einem Wasserfall von Welschen. Aber jetzt sind wir unter uns. G'sundheit.

Balthasar: G'sundheit, Dimpfel.

Dimpfel: Worüber hast du denn mit der Gräfin geschwätzt?

Balthasar: Ich habe gehört, wie unser Abbé ihr auseinander setzte, daß du keineswegs ein Barbar, sondern ein Kulturträger seist.

Dimpfel: Schad' um den Bursch, daß er Pfaff geworden ist.

Balthasar: Was hätte er denn werden sollen?

Dimpfel: Ei, zum Beispiel Oberlehrer. (Man hört unterdrückt »Schambediß« rufen.)

Diener: Pierre ruft. (Schambediß verschwindet.)

DREIUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Ohne Schambediß.

Dimpfel: Was macht der Pierre?

Diener: Der Pierre macht den Portier.

Dimpfel: Wie seid ihr denn auf die alte Kommode gekommen?

Diener: Wir haben schon immer darauf gestanden.

Dimpfel: Aha.

VIERUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Dieselben. Schambediß.

Schambediß (zurück): Der Pierre sagt, es seien schon alle Leute fort. Die Fremdenzimmer seien fertig. Ob er das Tor zumachen dürfte.

Dimpfel: Fremdenzimmer? Wir wollen nicht hier schlafen. Ich muß morgen um 8 in der Schule sein. Setzt euch, setzt euch. Der Pierre soll's Tor zumachen oder offen lassen, wir kommen schon hinaus.

Balthasar: Wieso sind alle Leute fort?

Dimpfel (mit den Dienern anstoßend): G'sundheit.

»Der Hans im Schnakenloch
hat alles, was er will . . .«

(Die Diener wiederholen mit Dimpfel zusammen.)

Balthasar: Ich habe noch eben Klär getroffen, wie sie ihren Mann suchte.

Diener: Der Herr Hans ist schon fort, ich hab's der Madam Boulanger gesagt.

Dimpfel: Ja, ja. Unser Soldat hat sie nach Haus gebracht. ‹Da der andere stutzt› Ei, der Starkfuß. »Und was er will, das hat er nicht...«

Balthasar ‹bricht in Schluchzen aus›.

Dimpfel: Was ist denn?! — ‹Schenkt ein.› Gebt dem Mann zu trinken!

Vorhang.

DRITTER AUFZUG

Zimmer wie im ersten Aufzug.
Nachmittags im Hochsommer.

ERSTER AUFTRITT

Klär. Balthasar.

(Sie sitzen wieder nebeneinander auf der Klavierbank, Rücken zum Instrument.)

Balthasar: Du spielst nicht mehr so gut.

Klär: Ich will lieber nicht so gut spielen und dafür meinen Mann im Haus haben.

Balthasar: Bist du böse, wenn ich dir sage, daß die drei Monate, die für dich so traurig waren, für mich eine schöne Zeit —

Klär: Ja, mein Junge, du warst sehr gut zu mir.

Balthasar: Davon spreche ich nicht.

Klär: Unser Musizieren hat mir viel geholfen... Doch manchmal, wenn wir so recht im Zug waren, bekam ich plötzlich Angst, ich würde wahnsinnig. Ich bekam Angst vor mir selbst.

Balthasar: So wild wurde die sanfte blonde Frau.

Klär: So verzweifelt. Und dazu in einer Art, die mich irgendwie bösartig entzückte.

Balthasar: Ich fühlte es wohl. Ich muß dir gestehn, daß es mir, wenn ich so neben dir saß, kalt den Rücken hinunterlief.

Klär: Weißt du was, Junge? Ich glaube, daß ich in solchen Augenblicken dem Wesen meines Mannes nahe kam, wie nie zuvor.

Balthasar (lächelnd): Weil du böse warst?

Klär: Leidenschaftlich böse — und mich dabei irgendwie schön fühlte. Ich kann mir denken, daß man so, wie auf einer Rutschbahn, in den Tod fährt, ohne jede andere Ergriffenheit, als einen wonnigen Schwindel.

Balthasar: Aus der Gegend kam schon viel starke Musik.

Klär: Wo die Seele durch den schmalen Streifen gleitet zwischen Tag und Nacht. Wo wir aufwachen und sterben. Sicher wachsen dort die stärksten Gefühle. Wenn ich denke, wieviel Musik ich schon gehört und selbst tapfer mitgemacht habe, und daß ich dabei, bis vor einigen Wochen, von ihrer eigentlichen Kraft vollkommen unberührt geblieben war —

Balthasar: Was ist dann?

Klär: Was dann ist? Daß ich Hans viel abbitten muß.

Balthasar: Du — ihm?

Klär: Ich ihm. Ich wußte nicht, was Menschen sind. Wie sie maßlos leiden, und wie maßlos sie begehren können. Ich dachte immer, ich sei in einen Taugenichts verliebt, in einen »Trompetenstoß in einer Laterne«, wie ihr hierzulande sagt, der zwischen den Glaswänden herumfährt und bei allem Ungestüm nicht heraus kann — eben: in den »Hans im Schnakenloch«. Glaube mir, der hatte es beim Durchbrennen schwerer, als ich beim Sitzenbleiben.

Balthasar: Du deutsche Frau.

Klär: Fängst du jetzt auch an? Was hat das mit deutsch zu tun?

Balthasar: Mancherlei, Klär. Einmal, daß du deinen Weg langsam machst, aber dafür mit schwerstem Herzen — um nicht zu sagen gründlicher. Dann — ja, das kann ich nicht sagen.

Klär: Warum nicht?

Balthasar: Es ist wie mit der deutschen Musik. Die wildesten Stücke haben die brävsten Menschen geschrieben. Dieses zweite Gesicht eines deutschen Kleinbürgers ist geradezu unheimlich. Einer hat das Wort dafür gefunden: Innerlichkeit. Es ist eine dämonische Eigenschaft.

Klär: Und was habe ich damit zu schaffen?

Balthasar: Von dieser Art ist deine Treue.

Klär: Was weißt du von meiner Treue?

Balthasar: Mehr, als du vielleicht ahnst.

Klär: Warum funkelst du mich dabei so an?... Junge, du mußt mir die Wahrheit sagen: liebst du mich?

Balthasar: Das fragst du mich jetzt, wo —

Klär: Wo?

Balthasar: Wo Hans wieder im Hause ist.

Klär: Ich habe vorher nie daran gedacht.

Balthasar: Bist du sicher?

Klär ⟨stockt, dann schüttelt sie den Kopf⟩: Ja, denn sonst —

Balthasar: Was, Klär?

Klär: Sonst, Balthasar, hätte ich dich nicht zu meinem Vertrauten gemacht.

Balthasar: Zu deinem Vertrauten? Du hast die ganze Zeit, wo Hans fort war, mit mir nicht einmal über ihn gesprochen, noch mir sonst etwas anvertraut... Um so mehr, seitdem er zurück ist.

Klär: Ich weiß nicht, Balthasar, willst du mich kränken? Willst du mich beschämen? Habe ich dir Unrecht getan? Ich liebe Hans, das weißt du doch, ich liebe ihn und nur ihn und will und kann keinen andern lieben, ich liebe Hans, das weißt du doch. Ich habe gern mit dir musiziert, wie früher auch, wie schon immer.

Balthasar: Wäre ich Hauslehrer oder ein gemieteter Klavierspieler gewesen, ich hätte nicht besser behandelt werden können. Das ist wahr.

Klär: Balthasar, warum tust du das? Warum überfällst du mich, wenn ich gerade Hand in Hand mit dir sitze? Wie kannst du meine Vertraulichkeit annehmen, wenn du —

Balthasar: Blick' doch einmal, nur eine Sekunde, von Hans auf mich. Die Welt ist doch nicht nur ein Abglanz von ihm. Ich habe mich von kleinauf gewöhnt, mich ihm unterzuordnen, an ihm zu verschwinden, wie die Uhr, die er gelegentlich aus der Tasche zieht. Zum Teil bin ich ein Geschöpf von ihm. Er ist in vielem und scheint in allem stärker, als ich. Ich gönne es ihm, wenn ich auch manchmal ungeduldig, sogar neidisch bin, ich gönne ihm dich. Obwohl ich weiß, wie es endet. Aber ich möchte doch einen Menschen haben, der in mir nicht nur den kleinen, braven Bruder des großen, tollen Hans sieht — vielleicht ist meine Bravheit eine Stärke und meine Kleinheit groß durch das viele, was ich unterlasse, um eine Sache ganz zu machen.

Klär: Wie was endet?

Balthasar: Das ist das einzige, was du aus meiner ganzen langen Rede herausgehört hast.

Klär: Balthasar, wie was endet?

Balthasar: So wie er in seiner ruhigen Zeit mit seinen Adjutanten zwischen hier und der Stadt hin und her hetzen muß, um bei seiner Arbeit aushalten zu können, so rast er mit seiner ganzen Existenz dem Abgrund zu, um überhaupt leben zu können. Er wirtschaftet das Gut herunter, indem er es zu schnell in die Höhe bringen will. Er lädt sich eine Riesenarbeit auf, die er schlecht macht,

weil sie viel zu groß ist, als daß er sie gut machen könnte, — aber was er tut, genügt, um seine Gesundheit zu ruinieren. Statt das Gut rentieren zu lassen, zwingt er es, Schulden zu machen, immer mehr, je mehr es herausgibt.

Klär: Mußt du alles Hans sagen. Was geht es mich an?

Balthasar: Es geht dich an, und es geht deine Kinder an.

Klär: Meine Kinder werden nicht hungern.

Balthasar: Dieser Boden ist auch mein Boden! Dieses Haus ist auch mein Haus. Das alles ist mein Leben. Wenn er nicht weiß, was er von seinem Vater bekommen hat, damit er es erhält und an seine Kinder weiter gibt, so soll er es doch um Gottes willen stehn und liegen lassen. Ich habe ihm vorgeschlagen, die Mutter hat ihm vorgeschlagen, er solle alles Geld nehmen und davon leben oder irgend etwas anderes anfangen, ich wollte ihm außerdem die Hälfte des jährlichen Ertrags abgeben, du bist vermögend — er könnte der glücklichste, sorgenloseste Mensch sein, aber nein, er muß uns zugrunde richten. Eher gibt er keine Ruhe.

Klär: Warum erzählst du mir das?

Balthasar: Oft meine ich, er ist der leibhaftige Satan. Er kann nicht ertragen, daß etwas gedeiht. Eines Nachts, wenn er aus der Stadt kommt und nicht gleich einschlafen kann, geht er auf den Boden und steckt sein eigenes Haus an.

Klär: Hör' auf!

Balthasar: Ich sag' dir, er tut's. Und wenn du ihn nach dem Grund fragst, antwortet er dir: die Budike sei sowieso baufällig gewesen, und über den Erker mit den von Großvater geschnitzten Herzen habe er sich schon immer geärgert.

Klär: Sprich dich mit ihm aus. Ich weiß, er hat dich lieb. Mich mußt du damit verschonen.

Balthasar: Er hat alle Welt lieb, wenn er nicht zufällig gerade alle Welt haßt. Ich war schon oft im Begriff, mit ihm über die Dinge zu sprechen. Auf das erste, was ich ihm sage, gibt er mir eine so verblüffend törichte Antwort, daß ich unmöglich fortfahren kann. So geht es mir, so geht es der Mutter, so geht es dir. Gegen soviel Unschuld kommt keine Predigt an. Die Mutter hat den Abbé Schmitt auf ihn losgelassen, den er doch ganz besonders lieb hat. Der Abbé

war verzweifelt, als die Mutter ihm unsere Lage schilderte. Richtig hat auch der Abbé eine ganze Nacht aufgesessen und mit Hans gesprochen. Als ich einmal zu ihnen hineinging, weil ich dachte, nun sei die Bresche geschlagen, hielt Hans dem Abbé einen Vortrag, inwiefern Mohammed als der Luther des Orients zu gelten habe, und der Abbé war sichtlich hingerissen. Andern Tags versicherte er der Mutter, sie müsse sich geirrt haben, Hans sei, davon habe ihn die stattgefundene, sehr ernste Unterredung überzeugt, ein hervorragender Landwirt.

Klär: Wenn du wüßtest, wie du jetzt an Hans erinnerst.

Balthasar: Ich weiß es ja. Ich hab es ja von ihm gelernt. Leider bin ich nicht nur in der Ausdrucksweise eine wandelnde Hypothek von ihm. Es genügt mir schon, daß ich der einzige hier bin, der sich nicht einfach von ihm hat schlucken lassen.

Klär: Was mich anlangt, Balthasar, so fühle ich mich sehr wohl dabei.

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

Balthasar: Da kommt er. Da steht er. Und nun hat sich die Welt hier um ihn zu drehn.

Hans: Aber sie tut's nicht, mein Junge. Im Gegenteil. Ich habe mich soeben vergeblich um einen auskneifenden Planeten bemüht. Der Hopla hat gekündigt und packt sein Bündel.

Klär: Was ist denn Schreckliches geschehn?

Hans: Ich habe ihm eine heruntergehauen. An seiner Stelle bliebe ich auch keine Stunde länger im Haus. Eine Gemeinheit, den alten Knecht seines Vaters zu schlagen, der nur noch fünf wackelige Zähne im Mund hat, von denen jeder eine Sehenswürdigkeit ist. Wir werden ihm eine anständige Rente aussetzen müssen.

Balthasar: Er war wohl rabiat?

Hans: Ja, er übte wieder in hervorragendem Maße Widerstand gegen die Staatsgewalt. Der Teufel schickte nach mir: wenn ich nicht gleich käme, gäbe es ein Unglück. Den Teufel sollten sie zum Statthalter machen. Das ist ein ausgezeichneter Politiker.

Balthasar: Du mußt dich halt entschuldigen.

Hans: Hätte ich's nur nicht getan! Die Ohrfeige steckte er ganz brav ein. Als ich mich aber nachher entschuldigte, da wurde er so gerührt, daß er schnell auf sein Zimmer ging und sein Bündel packte. Eben ist er zum Tor hinaus.

Balthasar: Ich hol' ihn zurück.

Hans: Der ganze Hof ist hinter ihm her. Je dicker die Tränen werden, die ihm die Backen hinunterlaufen, desto größere Schritte macht er. Du mußt dich eilen. Ich warte nur darauf, daß sie drüben im Dorf die Sturmglocke läuten. Der Hopla geht fort. Da droht ein Volksaufstand.

Balthasar: Ach was. Weiter wie bis zum »Goldenen Löwen« kommt er nicht.

Hans: Du verstehst dich nicht auf die wunderbaren Gefühle eines Märtyrers. Außerdem sind sie für Hopla neu. Er wird sie auskosten wollen. Außerdem ist er vollkommen betrunken.

Balthasar ⟨an der Tür⟩: Also.

Hans: Sei nett mit ihm, hörst du? Er hat sich heute geplagt für vier, und es war ein heißer Tag. Wenn du schon bis zum Dorf gehst, so bringe bitte unsre Gottesgeißel mit. Auch ein Päckchen Zigaretten kannst du unterwegs mitnehmen.

Balthasar: Halt. Genug. Auf Wiedersehn, Klär. Bis nachher.

DRITTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans ⟨der ihm nachsieht⟩: Wenn er so aus dem Zimmer geht, habe ich das Gefühl, als sei soeben bei mir eine Haussuchung abgehalten worden.

Klär: Sollte das nicht dein schlechtes Gewissen sein?

Hans: Ich bitte dich, schicke mir nicht das schlechte Gewissen auf den Hals. Dank meinem Jugendaufenthalt in Beichtstühlen lasse ich mir so etwas nur zu leicht einreden.

Klär: Mir kannst du's sagen, Hans, denn es täte mir nicht sonderlich weh: haben wir Schulden?

Hans: Ja, warum sollten wir denn keine Schulden haben? Jeder tüchtige Mann hat Schulden. Je mehr einer verdient, desto mehr Schulden macht er. Genau wie deine Kinder mehr essen, je stärker sie werden.

Klär: Verstehe nicht.

Hans: Stell' dir vor, du willst morgen ein Geschäft eröffnen, sagen wir eine Musikalienhandlung. Da brauchst du Geld. Du nimmst also erst dein eigenes, wenn du welches hast. Das Geschäft geht. Die Kundschaft stürmt dir den Laden, und du bemerkst, daß sogar die Leute im Dorf, obwohl dort schon eine Musikbude besteht, lieber bei dir kaufen, als bei der vertrottelten Mamsell dort. Du entschließt dich, um es den Leuten bequemer zu machen — die Kauflust steigt natürlich mit der Leichtigkeit zu kaufen, überall — du entschließt dich also, drüben im Dorf eine Filiale zu eröffnen. Da brauchst du wieder Geld. Dein eigenes ist aber bereits hier im Mutterhaus angelegt. Was tust du? Du pumpst dir das Geld. Da es sich mit 5 Prozent verzinst, dein Geschäft aber mit 10 Prozent Verdienst arbeitet, so bringt dir das fremde Geld noch immer 5 Prozent ein. Und so weiter!

Klär: Ist es denn aber sicher, daß die Filiale im Dorf 10 Prozent abwirft?

Hans: Sonst bist du halt hineingefallen.

Klär: Hans, verzeih die Frage: Haben wir Filialen?

Hans: Unser Fall liegt anders. Wir sind in der Lage des Mannes, der von seinem Vater ein solides Unternehmen geerbt hat, das aber den heutigen Anforderungen nicht mehr entspricht, weil sich heute nur der Großbetrieb halten kann, so geht es zahllosen Industriellen. Dafür gibt es einen guten Ausweg: die Aktiengesellschaft. Ich habe sozusagen aus dem Schnakenloch eine Aktiengesellschaft gemacht. Ich behalte die meisten Aktien und bleibe der Herr im Haus. So verbinde ich den Vorzug des alten Systems mit dem der modernen Kreditwirtschaft... Natürlich bringt diese Großzügigkeit auch Nachteile mit sich. Man weiß nicht immer genau, was man besitzt.

Klär: Wenn du's nur weißt!

Hans: Irre ich mich, Klär? Mir kommt es so vor, als ob wir seit einigen Tagen leise melancholisch würden.

Klär: Da hätte unser neuer Honigmond nur drei Wochen gedauert? Schade.

Hans: Meine Ansichten über die Ehe haben sich vollkommen geändert. Darf ich sie dir mitteilen?

Klär: Seit wann?

Hans: Seit einigen Tagen, das heißt, in diesen Tagen ist mir die Veränderung zum Bewußtsein gekommen.

Klär: Ich soll nicht mehr im Herrensattel mit dir reiten? Du warst so entzückt von meiner Reitkunst — als ob du sie jetzt erst entdeckt hättest.

Hans: War ich nicht von allem an dir entzückt, als ob ich es jetzt erst entdeckt hätte? Einen goldigeren Jungen, als dich in den Reithosen hat es nie gegeben, — und nie war eine Frau von so süßer Reife.

Klär: Vorbei?

Hans: Nicht so, wie du meinst. Nur, wenn ich daran denke, was wir in den drei Wochen angestellt haben — ja, dann scheint mir, daß man von Rechts wegen mit seiner Frau nicht so leben darf. Auch war alle Welt über unser Betragen entsetzt. Der Abbé äußerte, es ginge nicht, daß ich im eigenen Hause eine Geliebte aushielte, selbst nicht, wenn es die eigene Frau sei. Im Dorf fände man dich bereits extravagant.

Klär: Erstaunliche Freunde hast du! Mischen sich sogar in deine Ehe.

Hans: Das kommt daher, daß ich mich in alle ihre Angelegenheiten einmische. Lauter Folgen der Langeweile hier. Du mußt dem Mann zugute halten, daß er seit Jahren mit viel Mühe und erfolgreich für das Ansehn des Hauses Boulanger kämpft. Ohne ihn wäre es längst ein beliebtes Sonntagsvergnügen der Witzbolde geworden, mir die Reben durchzuschneiden und die Hunde durch meine Spargelfelder zu jagen.

Klär: Es kümmert mich auch nicht, ob seine Gemeinde mich extravagant findet oder nicht. Wenn du öfter mit mir durchbrenntest, so brauchtest du keine andre Dame zu bemühen — was immer Unheil anrichten kann. Vor allem brenne ich auch gern durch.

Hans: Als ob ich jedes Jahr durchbrennte, wie andre ihre Kur in Vichy oder Baden-Baden machen. Seit wir verheiratet sind, habe ich ein einziges Mal den Kopf verloren —

Klär: Abgemacht. Ich bin auch für alle andern Abarten des Liebesspiels, die ihre Reize haben, ohne daß man dabei gleich den Kopf zu verlieren brauchte.

Hans: Wenn das deine Kinder hörten!

Klär: So würden sie nur undeutlich erkennen, wovon die Rede ist. Aber ich verspreche dir, daß unsere Kinder mich niemals mit ihrer Gouvernante verwechseln werden.

Hans: Jetzt sehe ich erst, wie ich dich verdorben habe. Die Ehe ist doch etwas anderes —

Klär: Was ist sie?

Hans: Mehr und weniger, als ein Abenteuer der Sinne.

Klär: Du schrickst vor keiner Heuchelei zurück. Jetzt sprichst du wie ein Missionsprediger. Wenn du vor Entzückung den Kopf verlierst, so ist das ein Abenteuer der Sinne. Wenn ich dich recht verstehe, etwas Minderwertiges. Langweilst du dich, so ist es eine Ehe und erhaben. Nun brauche ich mir aber nicht erst die Haare schwarz färben zu lassen, um auch Sinne zu haben —

Hans: Ferner?

Klär: Ferner habe ich mich seit der Katechismusstunde nicht mehr gefragt, was die Ehe sei, und will es auch gar nicht wissen. — Ich habe sie erlebt, das genügt mir.

Hans (hat sich auf das Sofa ausgestreckt, nach einem kurzen Schweigen): Als ich Frau Cavrel auf ihren Wunsch in ihr Haus zurückbrachte, sagte mir ihr Mann: »Ich weiß, daß man eine Frau wie Louise nicht verführt. Sie brauchen also keine Vorwürfe zu erwarten. Indem wir — französisch läßt sich so etwas angenehm sagen — indem wir gegenseitig unsere Gefühle schonen, ehren wir uns selbst. Da wir einander fortan nicht mehr kennen, brauchen wir uns nicht der peinlichen Prozedur zu unterziehn, für bestimmte Fälle bestimmte Verhaltungsmaßregeln zu verabreden. Wir kehren einfach in unser altes Leben zurück, und keiner von uns hat den Wunsch, den andern wieder herauszulocken. Madame Cavrel läßt sich entschuldigen. Sie leidet an Migräne.«

Klär: Ein bedeutender Redner. Was willst du damit sagen?

Hans: Ich? Nichts . . . Es sei denn, daß die Franzosen besser, präziser zu leben verstehn, als wir.

Klär: Denk, wenn ich dich mit einer ähnlichen Rede empfangen hätte!

Hans: Ich hatte eine vorbereitet. Natürlich war sie meiner Lage angepaßt.

Klär: Und warst enttäuscht, als das Wiedersehn eine Wendung nahm, die sich nicht mit der französischen Satzkonstruktion vertrug?

Hans: Im ersten Augenblick, glaube ich, war ich wirklich aus dem Konzept gebracht.

Klär: Jetzt aber scheint dir der Augenblick gekommen, zu deinem Konzept zurückzukehren?

Hans: Es ist unmöglich, ernsthaft mit dir zu sprechen.

Klär: Ich spreche die ganze Zeit ernsthaft. Höre, du. Hast du schon einmal daran gedacht, daß ich mich einem andern Mann geben könnte?

Hans: Es gibt nichts Schmerzhaftes im Bereich meines Lebens, woran ich noch nicht gedacht hätte.

Klär: Ich meine, nicht nur so an die Möglichkeit gedacht, sondern — gesehn.

Hans: Ja.

Klär: Dann mußt du die Hölle kennen, in die du mich nie, nie wieder stürzen darfst. Ich bin glücklich, daß ich das Schlimmste erfahren habe, ohne für dich verunstaltet zu sein. Nicht wahr? Du hättest mich nicht mehr geliebt, wenn ich dir untreu geworden wäre. Ich weiß, daß du selbst gegen deinen Egoismus nichts vermöchtest. Und ich, ich wäre dir untreu geworden, wenn ich einen andern geliebt hätte. Nicht stückweise, nicht auf Urlaub, nein, ganz, mit mir und meinen Kindern. ⟨Hans richtet sich auf.⟩ Sei froh, daß du mich die Liebe, die ganze Liebe gelehrt hast, du allein. Forsche nicht, was die Ehe ist, oder wie sie sein soll. Sieh mich an. Hier hast du eine Geliebte, reif und nicht verdorben, erfahren, aber nicht im geringsten resigniert, bestrafe sie nicht, weil du sie geheiratet hast, dafür werden ihre Kinder nicht auf der Straße mit Steinen geworfen, verwöhne sie ein bißchen, und wenn sie dich ein Leben lang geliebt hat, so wird das dann eine Ehe gewesen sein.

Hans: Ja.

Klär: Und da du gern Frauen im Herrensattel siehst, so reiten wir morgen durch die Felder, bis an die Berge. Wir essen auf der Terrasse des Hotels zu Abend und sehn die Nacht am Schwarzwald herabsteigen.

Hans: Ja.

Klär: Wenn wir Lust haben, können wir auch dort übernachten. ⟨Hans nickt.⟩ Im Herbst fahren wir nach Paris. Einkaufen. ⟨Hans nickt.⟩ Und wenn mir dabei ich weiß nicht was geschieht — ich halte den Tanz durch. Den Tanz der Bajadere vor Hans im Schnakenloch.

Hans: Ausgezeichnet. — Genau das Gegenteil von dem, was ich dir mitteilen wollte!

Klär ⟨da Hans ihr unter die Augen sieht⟩: Nein. Geheult wird nicht mehr. Und was das Kindergeschrei angeht, so schläft das Kind bereits mit der Amme im alten Flügel. Ich habe Großvaters Zimmer herrichten lassen. Es ist schöner, als das hier war, und der jüngste Boulanger kann sich im Krakehlen üben, ohne dabei die zu stören, die es in dieser ihrem Volk eigentümlichen Kunst bereits zur Vollendung gebracht haben.

Hans: Soll ich nun weinen oder lachen?

Klär: Wozu du dich auch entschließt — ich lache.

Hans: Man merkt dir das Reiten im Herrensattel an. Ich möchte aber doch lieber weinen. Ich möchte mich viel lieber trösten, als lieben lassen. — Wir haben vielleicht unsre Rollen vertauscht. Gelt? Das ist auch eine Neuigkeit?

Klär: Die Neuigkeit mache ich nicht mit.

Hans: Du willst mir nicht helfen?

Klär: Doch, auf jede Weise, nur nicht so, daß ich mich, und auch noch durch dich, vor Bilder, Erinnerungen und Vorstellungen schleppen lasse, damit sie mich noch einmal martern.

Hans: Ich schwöre dir, du hast nicht den geringsten Grund zur Eifersucht.

Klär: Ich glaube es zu wissen. Aber bedenke, bitte, du hast es mit einer Rekonvaleszentin zu tun. Als ich dir früher einmal vorhielt, du solltest doch den Mut haben, mir in jedem Fall die Wahrheit zu sagen, antwortetest du, ich verwechselte Mut mit Grausamkeit. Bitte, verwechsle auch du sie nicht. Was ich wissen mußte, weiß ich, ich habe es durchgemacht und will unter gar keinen Umständen weiter Fetzen davon mit mir herumschleppen. Ich will auch nicht, daß du dich damit schmückst, ob das Band nun rosa oder lila sei — die Farbe der feinen Trauer.

Hans: Du läßt mich für alte Sünden büßen. — Ich werde die

Frau nicht los. Auf einmal ist sie wieder da. Ich kämpfe fast körperlich mit ihr. Sie verfolgt mich aus der dunkeln Ecke ihres Boudoirs heraus, wo sie den halben Tag sitzt und ihre Gedanken auf mich richtet — alle ihre heftigen, zähen Gedanken. Ich bin eine Festung, die der Feind unter immerwährenden Sturm gesetzt hat, wie unter eine Brandung Waffen. Ich wehre mich und wehre mich, sie bleibt da. Sie weicht nicht. O, ich sehe sie sitzen, den halben Tag, und ihre grünen Augen herhalten. — Mit Frauen, die grüne Augen haben, sollte man sich nie einlassen. Man wird sie nicht mehr los.

Klär: Du kannst weitersprechen, Hans.

Hans: Was will sie von mir? Ich frage dich, was kann sie von mir wollen? Ich habe ihr nie Versprechungen gemacht, aber während wir reisten, gewöhnten wir uns in so furchtbarer Weise aneinander, daß wir uns schließlich lieber mißhandelten, als uns zu trennen. Ich habe ausgehalten bis zum letzten. Ich habe mich schinden lassen, in jeder denkbaren Weise, ich habe sie nach Hause gebracht, vor ihren Mann, der wie ein Offizier der Heilsarmee mit mir sprach, nachdem er sie mit der Freude eines ausgehungerten Bären umarmt hatte, — auf diesem Gipfel der Demütigung mußte sie mich sehn. Ich habe brav still gehalten, damit sie den Anblick genießen konnte. Als ich wieder auf die Straße trat und den Kopf hob, war Sonntag in der ganzen Welt. Eine unbändige Heiterkeit sprang mir in die Glieder, ich lief zwei Straßen weit aus lauter Freude am Springen. So oft ich schon in Paris war, der Gedanke, den Eifelturm zu besteigen, war mir nie gekommen. Jetzt schwebte ich auf den Eifelturm hinauf. Als einziger Besucher. So hoch es ging. Es war herrlich. ⟨Legt sich aufs Sofa zurück.⟩ Klär?

Klär: Ja.

Hans: Es war herrlich. Aber natürlich töricht, nicht daran zu denken, daß sie sich rächen werde. Erinnerst du dich eigentlich an ihre Augen? Klär?

Klär: Kaum.

Hans: Seltsam. ⟨Erhebt sich.⟩ Ich dachte, jeder, der sie einmal gesehn habe, könnte sie nicht wieder vergessen. ⟨Beginnt im Zimmer auf und ab zu gehn.⟩ Es freut mich, daß es dir nicht so gegangen ist. Wird also nicht so schlimm damit sein . . . Wie der Abend am

Schwarzwald herabsteigt. Ja, das wollen wir uns morgen betrachten. Wenn du noch willst.

Klär: Ich will noch.

Hans: Dir, Klär, werde ich auch nie das unsagbar Gute vergelten können, das du an mir getan hast. Du bist von einer Geduld, die einen fast heiligt. Wenn ich dich nicht getroffen hätte, wüßte ich nicht, was Liebe ist. Ich bin ein Stück Menschenkrampf ... und fliege darauf, wenn ich die Krankheit bei andern entdecke. Du aber liebst aus dem Ganzen, du liebst majestätisch. Ich fühl's, die Zeit kommt, wo ich's von dir gelernt haben werde.

Klär: Ich danke dir.

Hans: Hab nur noch ein wenig Geduld. Das wollte ich dir nämlich von der Ehe sagen. Ich wollte dir sagen, daß ich ein guter Gatte und Vater sein will.

Klär: Und das, meintest du, ginge nur, wenn man sich mit dem nötigen Ernst dahintersetzte.

Hans: Dumm, nicht? ... Ich habe mich aber fest entschlossen, die Scheuklappen anzulegen, mit denen allein man ins Himmelreich gelangt.

Klär: Warum Scheuklappen?

Hans: Ich nenne es nur so. Um eine gewisse philosophische Haltung bei dem Rückzug zu bewahren. Zuerst bringe ich das Gut auf den Stand zurück, in dem es bei Vaters Tod war. Ich mache nichts mehr ohne Balthasar. Wir sind Brüder und müssen zusammenhalten. Die Bilder hier — die zwei schönsten behalte ich, die andern gehn zur Auktion. Das Geld wird angelegt. In kleinen soliden Papierchen, wie die Mutter sie liebt. Von den Jungen bekommt jeder ein Sparkassenbuch.

Klär: Ein Sparkassenbuch! Denk mal!

Hans: Doch, das gewöhnt sie früh ans Sparen. Und statt Balthasars kümmere ich mich um den Ältesten. Er muß deutsch werden, ganz deutsch, nur deutsch ... Er wird mein bester Kamerad — gib acht. Das ist doch noch etwas. Kinder — was ich an meinem Kinde tue, das ist warmes, saftiges Leben, wächst und wirkt selber Leben, wer weiß wie weit. So ein Haus ist, richtig gesehn, mehr Welt, als ich auf allen meinen blöden Fahrten zusammengekratzt habe.

Auch alt werden ist schön, nicht nur bei andern. Und der gleichbleibende Wechsel der Jahreszeiten, am selben Ort, bereichert einen immer mehr, man wächst und schmilzt in die Ewigkeit hinein.

Klär: Hans, komm her. ‹Sie küßt ihn heftig.› Verzeih die Unterbrechung. ‹Sie küßt ihn noch einmal.› Du mußt mir aber schwören, daß dein Programm nicht ein Kniff ist, um deine Langeweile, die du bisher wie ein Janitschar bekämpft hast, nunmehr in einen Gottesdienst zu verwandeln. Wir behalten nur unsern Leichtsinn für uns, ja?

Hans: Ich denke, es geht. Nur . . . ich hatte gedacht . . . weißt du, die Angriffe, denen ich ausgesetzt bin, die sind bestimmt — bis zu einem gewissen Grad — bürgerlicher Art. Ich hatte gedacht, wenn ich ihnen eine bürgerliche Ordnung entgegensetze — man muß den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen.

Klär: Ich beginne zu fürchten, daß du das nächste Mal in ein Kloster durchbrennst.

Hans: Ja, ja! »Die wir haben, die halten wir fest,« sagt Schmitt. Die Tonsur ist noch keinem zugewachsen. Wir sind die besseren Rebellen, weil wir die besseren Herren haben. Ihr seid ein mehr oder minder fröhlicher Haufen Christenmenschen. Wir haben noch immer die alte römische Disziplin in der Seele — nicht nur die Geweihten, alle, die durch den Beichtstuhl und die Mysterien gegangen sind. Aber du mußt zugeben, daß zum Beispiel der Abbé ein braver, ein ausgezeichneter Mensch ist. ‹Man hört Rufe: »He! He!«›

Klär: Er hätte sich mir gegenüber nicht taktvoller benehmen können.

Hans: Der Dimpfel . . . ‹Am Fenster.› Was ist, Dimpfel? ‹Dimpfels Stimme›: »Es gibt Krieg.«

Hans ‹leichten Tons›: Ei, dann komm herauf — und bring eins zu trinken mit. — Klär, ich hab dich sehr, sehr lieb, und um so lieber, je fröhlicher du bist. Ich bitte dich, bleib, wie du bist, wenn ich mich auch noch so anstrenge, es dir zu verleiden.

Klär ‹kreuzt die Arme auf der Brust›: Die Bajadere grüßt den gestrengen Herrn und empfiehlt sich seinem Dienst.

Hans: Sela. Dein Herr hofft mit deiner Hilfe glücklich in der Mitte zwischen der Wasserheilanstalt und dem Kloster hindurchzukommen.

Klär: Ich werde tanzen, daß Sonne und Mond stillstehn und die Sterne sich zur Erde neigen. — Und es auch als Gattin und Mutter nicht am nötigen Ernst fehlen lassen. Sela.

VIERTER AUFTRITT

Hans. Klär. Dimpfel.

Dimpfel: Madam! Salü! Ihr macht Theater? Ich sag', es gibt Krieg.

Klär: Euere Kriegsgespräche kenne ich. Auf Wiedersehn. ⟨Ab.⟩

FÜNFTER AUFTRITT

Hans. Dimpfel ⟨mit Weinkrug und zwei Gläsern, die er auf den Tisch stellt⟩.

Hans: Warum denn, Dimpfel?

Dimpfel: Du lachst. Gerade wird's im Dorf ausgetrommelt. ⟨Gekränkt.⟩ Die Leute wollen nie glauben, daß es Krieg gibt.

Hans: Was wird ausgetrommelt?

Dimpfel: Kriegszustand. Ich hab nur immer gehört: — »wird mit dem Tode bestraft« — »wird mit dem Tode bestraft« — Die Bauern sind ganz vertattert. Wie ich den Pfeifeschang ansprechen wollte, hob er die Hände zum Himmel und rief: »Nix, nix, wir dürfen uns nicht zusammenrotten.« Strenge Zeiten.

Hans: Kriegszustand ist noch nicht Krieg. Dummheiten. Wegen der Serben.

Dimpfel: Ja, weswegen —. Habe ich heute morgen auch gefragt, als ein Junge, der Sohn eines Majors, den Finger hob und sagte: »Herr Doktor, morgen geht der Spektakel los.« Warum, habe ich gefragt. »Damit es endlich einmal Ruhe gibt,« hat er gesagt. Jetzt weißt du's. Liest du denn keine Zeitungen?

Hans: In den Zeitungen hat es schon oft Krieg gegeben in den letzten Jahren. Außerdem lese ich im Sommer fast nie eine Zeitung.

Dimpfel: Ei, die Leute tun auch nichts anders, als drauf zu warten, daß es endlich losgeht.

Hans: Wer wartet drauf? Wir nicht.

Dimpfel: Das glaub ich. Wenn es losgeht, dann erst einmal auf unserm Buckel. Es ist gar nicht auszudenken, was unser armer Buckel schon ausgehalten hat. Er liegt halt schlecht. Wenn wenig-

stens die Franzosen nicht mitmachten. Scheint, sie hätten nicht gebraucht, wenn sie nicht gewollt hätten.

Hans: »Revanche! Revanche!« Sie kriegen sie ausgeprügelt, daß sie weiß Gott wie lange brauchen, um wieder ordentlich gehn zu lernen. — Dummheiten. Es gibt keinen Krieg.

Dimpfel: Bis vor ein paar Jahren hatten sie noch alle Angst vor dem Krieg, weil die neuen Mordmaschinen noch nicht recht ausprobiert waren. Seitdem die Balkanvölker es ihnen aber so in der Nähe vorgemacht haben, können sie sich kaum halten vor Ungeduld loszubollern. Wenn es schon einmal kommen muß, dann möglichst schnell, damit wir die Sache hinter uns haben. Ich denke, sie versohlen einander so, daß sie nachher alle miteinander froh sind, wenn sie etwas übrig behalten, um in Frieden darauf zu sitzen.

Hans: Müßtest du mit?

Dimpfel: Gott sei Dank, nein. Meine Leber bewahrt mich davor, überschnappen zu müssen, um nicht selbst von Übergeschnappten umgebracht zu werden. Du?

Hans: Nein.

Dimpfel: Was fehlt dir denn?

Hans: Eigentlich nichts. Bei der Musterung hatte ich ein schwaches Herz.

Dimpfel: Ein Studentenherz. Freu' dich.

Hans: Ich würde mich gar nicht freuen.

Dimpfel: Daß du ein Raufbold bist, weiß ich. Aber — überleg' es dir einmal.

Hans: Wenn die Franzosen wirklich Krieg machen, so haben sie nichts anderes verdient, als daß die deutsche Dampfwalze über sie geht. Ich würde mir die Liebe zu ihnen aus dem Leibe reißen, und wenn ich dabei verbluten sollte. Es müßte ein Ende haben. Diese Zebranation, — deren eine Hälfte als gute Weltbürger an der Spitze der Menschheit marschieren will, indes die andere noch immer bei Napoleon dem Ersten hält.

Dimpfel: Pass' auf, sie geben eine großartige Abschiedsvorstellung.

Hans: Wer?

Dimpfel: Die Welschen — der Welt. Wenn sie friedlich sind, schwätzen sie sich jeden Tag ein bißchen höher in den Himmel.

Aber wenn sie wild werden, fahren sie wortlos zur Hölle und nehmen unterwegs mit, was sie erwischen können. Da legen sie sich nicht so einfach unter die Dampfwalze.

Hans: Wer imstand sein will, Krieg zu führen, muß sich darauf vorbereiten. Deutschland ist eine einzige Kriegsmaschine. Frankreich hat im besten Fall eine halbe Million guter Soldaten, die mit vier Zielscheiben am Leib, zwei roten Hosenbeinen, einem blauen Rock und einem blauen Käppi, gegen ein Riesenfeld anlaufen, das wie eine Erdwelle hinter einem Sturm von Feuer und Eisen wandert. Wenn die Franzosen jetzt Krieg führen, obwohl sie nicht bereit sind, so — so —

Dimpfel: Ich als Altphilologe weiß, wie es zugeht. Ich sage dir, es wird großartig. Alle berühmten Endkämpfe, vom Kampf in den Thermopylen bis zu Waterloo, werden in der Geschichte zu harmlosen Schlägereien herabsinken.

Hans: Dimpfel, — auch das wäre ja nur ein Feuerwerk.

Dimpfel: Aber eins, das für immer in der Nacht der Weltgeschichte hängen bliebe.

Hans: Über einem riesenhaften Massengrab.

Dimpfel: Ha, ich denke, soviel wie von Griechenland wird von Frankreich immer noch übrigbleiben.

Hans: Du sprichst von morgen, als ob es schon zweitausend Jahre her wäre.

Dimpfel: Die Alten waren zu ihrer Zeit gerade so lebendig wie heute wir. Zeus steigt halt scheint's noch immer von Zeit zu Zeit in seine Weinberge und erntet — und aus den Pressen fließt Blut. Der Anblick wirkt immer wieder hinreißend. Aber weder die Menge, noch die Kostbarkeit des Stoffes können mich verleiten, an der allgemeinen Orgie teilzunehmen. Ich bleib still und denke mir mein' Sach'. G'sundheit.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Abbé Schmitt.

Schmitt ⟨auf Hans zu⟩: Hans, was machen wir? Es gibt Krieg.

Hans ⟨ihn anschreiend⟩: Wieso gibt es Krieg? Kriegszustand ist noch nicht Krieg.

Schmitt: Doch. Starkfuß sagt —

Hans: Was du machen sollst? Wozu du da bist. Beten. Beten, daß es vorübergeht . . . Es ist ja — nicht — wahr, daß es Krieg gibt.

Schmitt: Ich kann nicht beten.

Hans: Wo ist Starkfuß?

Schmitt: Mit Balthasar bei deiner Frau.

Hans: Was haben sie bei meiner Frau zu suchen?

Schmitt ⟨zuckt die Achseln⟩.

Dimpfel: Sie werden ihr erzählen, was los ist.

Hans ⟨reißt die Tür auf⟩: Klär! Klär! — Was sagt Starkfuß?

Schmitt: Daß heute Nacht mobilisiert wird.

Hans: Diese Nacht? ⟨Schmitt nickt.⟩ Starkfuß ist natürlich begeistert?

Schmitt: Wie ein Raubtier im Käfig kurz vor der Fütterung.

Hans: Er hat recht.

Schmitt: Ja, das hat er.

Dimpfel ⟨mit vorgestrecktem Finger⟩: Ihr geht noch alle mit. Ihr wißt nur noch nicht, mit wem.

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben. Starkfuß.

Starkfuß: Heil! ⟨Legt den Säbel auf den Tisch.⟩ Deine Frau kommt gleich, soll ich dir sagen. ⟨Schenkt sich ein.⟩

Hans ⟨nach einem Schweigen⟩: Recht hast du, hab ich gesagt.

Starkfuß: Worauf? Auf Krieg und Sieg! ⟨Da Hans das Glas zögernd nimmt⟩:

Dimpfel ⟨schnell⟩: Komm her, Soldat, ich stoß mit dir an. Man darf ihn jetzt nicht reizen.

Hans: Du, ist es ganz sicher?

Starkfuß: Bomben- und granatensicher.

Hans: Heute Nacht?

Starkfuß: Heute Nacht. ⟨Schweigen.⟩ Kinder, tut mir das nicht an. Ich fühle mich ganz beklommen. Der Pfaff stiert mich an, der Dimpfel ist so idiotisch wie immer, und du, Hans —

Hans: Was ist mit mir?

Starkfuß: Du machst ein Gesicht wie Allerseelen.

Schmitt: Es sind nur drei Monate bis dahin.

Starkfuß: Danke schön. Auch werde ich wahrscheinlich nicht unter denen sein, die die Gräber besuchen, noch über das dankbare Thema predigen. Wo ich liege, wird sogar kaum eins der hübschen Wachslichter brennen, die ihr euern Toten an dem Tag anzündet. Was weiter? Wollt ihr, daß Deutschland in Stücke gerissen wird und wie Teile eines geschlachteten Ochsen in französischen, russischen und wer weiß in welchen Schaufenstern hängt?

Hans: Blödsinn. Deutschland wird nicht in Stücke gerissen. Ein Volk wie das deutsche kann nicht vernichtet werden.

Starkfuß: Dafür laß uns sorgen. Immerhin haben die, die über uns herfallen, den brennenden Wunsch, es zu versuchen.

Hans: Du hast Recht. — Was sagt meine Frau?

Starkfuß: Deine Frau ist eine Deutsche. Und dein Junge spielt bereits Deutsche und Franzosen.

Hans: Er hält es natürlich mit den Stärkeren. — Aber wer hat den Mut, die Franzosen zu spielen?

Starkfuß: Die Jungens brauchen keine. Es wird angenommen, daß die Franzosen immer davonlaufen.

Dimpfel: In seinem Innersten hofft das natürlich jeder von euch. Die Kriege wären unmöglich, wenn nicht der Selbsterhaltungstrieb den Menschen noch in der Todbereitschaft glauben ließe, daß er, er vielleicht allein am Leben bleibt.

Hans: Seine Vettern jenseits der Grenze spielen jetzt wohl dasselbe Spiel, und morgen schlagen ihre erwachsenen Brüder einander im Ernste tot . . .

Starkfuß: Um solche persönlichen Familienangelegenheiten kümmert sich die Weltgeschichte nicht. Was heute ein rechter Deutscher ist, den reißt es mit einem Ruck hoch. Der fragt nicht lange, wieso und warum. Ihm genügt zu wissen: es gilt für uns, ein Stück weiter in der Welt zu kommen. Wir müssen unsern Weg machen, geht es nicht friedlich, dann mit Gewalt.

Hans: Uns hältst du also nicht für rechte Deutsche?

Starkfuß: Den Hopsa, ja. Alle jungen Bauern, die wir gedrillt haben, ja. Dich und die meisten andern sogenannten Familiensöhne nicht. Balthasar ist eine Ausnahme.

Hans: Sei ruhig. Die meisten werden es jetzt, wenn auch nur

aus Verzweiflung. In den nächsten Tagen siehst du manchen, der so Schulter an Schulter mit euch zu sterben scheint und in Wirklichkeit Selbstmord begeht.

Starkfuß: Wir werden sie nicht lange fragen.

Hans: Es sind nicht die schlechtesten.

Starkfuß: Krieg ist Krieg.

Hans: Damit wird jetzt alles niedergeschrien, was bisher der Menschheit am wertesten war. Aller Glaube, das Werk von Millionen Leben, alle Liebe, alles persönliche Schicksal. Sieh zum Fenster hinaus. Die schönen Felder, die Gärten, die Häuser, von denen jedes einem harmlosen Bauern gehört, der euch nur immer das Brot aus der Erde geholt hat — was wird übermorgen, in einer Woche, davon übrigsein? Ich habe so oft davor gebangt, so viel davon geträumt, von Kindesbeinen an, so viel Schreckliches vom letzten Krieg erzählen hören, daß mir gerade so ist, als ob ich ihn schon erlebt hätte.

Starkfuß: Kerle, gewöhnt euch möglichst schnell an den Gedanken: Es ist Krieg. Denn: Krieg ist Krieg.

Hans: Du weißt gar nicht, wie sehr du bereits verroht bist, und es hat noch nicht einmal angefangen.

Dimpfel: Guter Jagdhund. Er wittert das Wild und zittert.

Starkfuß: Jawohl, Schulmeister. Die Leidenschaften sind losgekoppelt. Die Meute fliegt. Weh dem, der nicht mitrennt . . . ⟨Zu Hans⟩ Wenn du auch kein rechter Deutscher bist, so bleibst du doch mein Freund. Komm her, Hans, stoß an, auf unsere Freundschaft. Schade, daß unser Herz jetzt nicht zusammenschlägt.

Hans: Ja. Ich beneide dich, wenn du wüßtest, wie. Bis zum Verlangen, ganz und gar zu euch zu gehören, einer von euch, von eurem Fleisch und Blut zu sein, in dieser grausigen Stunde.

Starkfuß: Sieh mich an, bin ich ein reißendes Tier?

Hans: Nein, aber du sehnst dich danach, eins zu werden.

Starkfuß: Der deutsche Soldat ist kein Kannibale.

Hans: Der deutsche Soldat muß kämpfen, und er will siegen. Soviel ich weiß, schießt ihr nicht mit Platzpatronen und tragt keine Gummisäbel. Wenn die Engel selber herabstiegen, um Krieg zu führen, so würden vor ihnen her die Städte und Dörfer brennen

und hinter ihnen Unschuldige in den Trümmern verkohlen. Haufen zerrissener Leiber sänken in die Erde, und die Verstümmelten würden in den Hospitälern zu den weißen Wänden schreien. Die an der Spitze hören nicht. Sie siegen...

Starkfuß ‹strahlend›: Sie siegen!

Dimpfel: Ihr geht noch alle mit.

Hans: Ich nicht. Ich weiche nicht von der Stelle, und wenn sie das Haus bis auf die Grundmauern über mir zusammenschießen.

Schmitt: Ich bleibe in meiner Kirche.

Starkfuß: Die Weiber werden dich auch nötig haben. Du wirst sie damit trösten müssen, du Römerknecht, daß ihre Männer und Söhne für meinen Gott, für mein Vaterland sterben.

Schmitt: Ich werde sie trösten, und sicher gehört dazu für mich mehr Tapferkeit und jedenfalls mehr Großmut, als du für deine Arbeit brauchst. Liebe ist schwerer als Haß. Ich ritte viel lieber in die Kugeln.

Starkfuß: Mit den Franzosen?

Schmitt: Wie es meine Pflicht wäre: mit deutschen Katholiken oder selbst als einziger katholischer Gedanke in einem Haufen Andersgläubiger. Du siehst die Dinge zu militärisch. Mein Gott ist kein Feldwebel im Bekleidungsamt.

Starkfuß: Was ist aus den Kämpfen geworden, die über uns in den Lüften ausgefochten werden, hier, an der Glaubensscheide?

Schmitt: Ich wiederhole: es ist leichter gut zu schießen, als gut zu denken. Das Schießen ist an der Reihe. Sprechen wir weiter, wenn die Tage des Denkens wiederkommen.

Starkfuß: Auch die Gedanken werden mit dem Säbel ausgefochten.

Schmitt: Manchmal. Aber sie lassen sich nie totschlagen. Dagegen hat der Weltgedanke der Erschlagenen schon oft die Sieger besiegt.

Dimpfel: Ob ihr mir glaubt, oder nicht. Ihr seid alle drei Raufbolde. Und der Soldat triumphiert, weil er sich am ungeniertesten betätigen kann.

Starkfuß: Hurra. Der Dimpfel soll leben.

Hans: Und weil er der Stärkere ist. Wie hieß es: »wird mit dem Tode bestraft... wird mit dem Tode bestraft...« Er gehört zu denen, die bestrafen, wir bestenfalls zu denen, die bestraft werden.

Starkfuß ⟨erhebt sich⟩: Hans, wenn ich dir sage: von jetzt an bis zum Ende dieses Krieges, der wahrscheinlich das furchtbarste Wagnis ist, das je ein Volk auf sich genommen hat, kennen wir einander nicht mehr, so kündige ich dir nicht die Freundschaft, sondern spreche nur aus, was du sicher auch schon gefühlt hast. Wir stehn einander im Weg. Der Gang heute zu dir fiel mir so schwer, wie noch keiner. Trotzdem mußte ich her, um — ja, du wirst lachen, ich dachte, ich könnte dir irgendwie über die erste Stunde weghelfen. Du hast gesehn, es ging nicht. Und ich halte es auch nicht länger aus. Leb' wohl, Dimpfel, leb wohl, dunkler Kamerad. Pass' auf deine Kirche auf und gib acht, daß kein Franzose hinaufsteigt, um zum Fort hinüberzublinzeln, denn sonst hast du sie gesehn. — Geht ihr beide mal hinaus, ich habe dem Mann noch etwas zu sagen.

Dimpfel: Dann bleiben wir auch gleich draußen, gelt? Viel Glück, Soldat. Ich denke, Weihnachten trinken wir hier unsern Glühwein zusammen. Da wirst du etwas zu erzählen haben.

Starkfuß: Ist recht, Dimpfel.

Schmitt: Du, ich bete für dich, als ob du mein leiblicher Bruder wärst — und nur, daß du am Leben bleibst, weiter nichts. Wenn ich dich verlöre, würde ich um vieles ärmer.

Starkfuß: Gottesmann, das schreib ich meiner Mutter. Daß sogar ein katholischer Pfarrer für ihren Sohn betet. Sie wird es nicht für möglich halten. Ich glaube, sie hat noch keinen aus der Nähe gesehn. Bei uns muß man drei Stunden mit der Eisenbahn fahren, um auf einen Katholiken zu stoßen.

Dimpfel: Salü!

Starkfuß: Salü, Dimpfel.

Schmitt: Eine gesegnete Medaille würdest du von mir nicht annehmen?

Starkfuß: Nein, aber dein Gebet.

Schmitt: Du hast recht. Komm wieder.

ACHTER AUFTRITT

Starkfuß. Hans.

Starkfuß: Jetzt kommt das Schwerste.

Hans: Mach's schnell. Leb' wohl.

Starkfuß: Nicht nur der Abschied... Ihr habt noch keine Zeitung bekommen?

Hans: Nein.

Starkfuß: Da steht nämlich drin — in Paris haben sie für und gegen den Krieg manifestiert, du weißt ja, wie sie's da machen, mit Umzügen in den Straßen. Dabei ist ein Zug, den Cavrel führte, Arbeiter, gegen den Krieg, auf einen Haufen Pöbel gestoßen — verzeih, so steht in der Zeitung —, sie kamen in eine Schlägerei, Cavrel fiel, es wurde auf ihm weiter gerauft, seine Freunde wurden geworfen, und als der ganze nachstürmende Haufen endlich über Cavrel hinweggerannt war, erkannte man ihn erst nicht, so hatten sie ihn zerstampft. Sie schafften ihn nach Hause. Aber er kam tot an. Wie bei den Dominosteinen...

NEUNTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Klär: Hans, ich konnte nicht früher kommen. Ich mußte die Mutter auf das Schreckliche vorbereiten. Sie ist wie gelähmt. ‹Da Hans aufspringt.› Bleib nur. Balthasar und der Abbé sind bei ihr. Du würdest sie eher aufregen.

Hans: Sie muß fort. Sie kann nicht hierbleiben, mitten auf dem Schlachtfeld. Du mußt mit ihr und den Kindern in die Schweiz.

Starkfuß: Wie bei den Dominosteinen. Wenn du den ersten umstößt, reißt er alle andern mit. Jetzt gibt es in Frankreich wahrscheinlich keinen Freund des Friedens und keinen Freund Deutschlands mehr. Sie werden mit dem tiefsten Haß und der letzten Verzweiflung kämpfen. Sie sind eine tapfere und freie Nation. Ich ginge lieber gegen die Russen . . . Aber wir haben nicht die Wahl. Sag' bitte — später — deiner Mutter, ich hätte sie herzlich grüßen lassen, als ich ihr Haus verließ. Leben Sie wohl, Klär. Hüten Sie ihn. ‹Schnell ab.›

Hans: Starkfuß!

Starkfuß: Ja?

Hans: Weiter stand nichts in der Zeitung?

Starkfuß: Nein.

Hans: Danke dir. ‹Starkfuß ab.›

ZEHNTER AUFTRITT

Klär. Hans.

Hans: Klär, wenn du gut sein willst, so läßt du mich jetzt ein klein wenig allein.

ELFTER AUFTRITT

Dieselben. Balthasar.

Balthasar: Du mußt zur Mutter. Sie will unbedingt, daß du zu ihr kommst. Ich bitte dich, rede ihr zu, daß sie in die Schweiz geht. Am besten wäre, du brächtest sie mit Klär und den Kindern hin und bliebst bei ihnen.

Hans: Ich?

Balthasar: Ihr müßt noch heute Nacht fahren. Morgen ist die Grenze gesperrt.

Hans: Ich, meinst du?

Balthasar: Ja, schon weil Klär sonst auch bleiben will.

Hans: Klär kann nicht bleiben.

Klär: Doch, Hans, ich bleibe.

Hans: Du mußt die Kinder bringen.

Balthasar: Dann kommt sie nicht so schnell über die Grenze zurück. Ich kann nichts für euch tun, ich muß sofort einrücken.

Hans: Sieh mich an: bist du einig mit dir?

Balthasar: Vollkommen. Für mich ist es wie eine Befreiung. Ich möchte am liebsten mit gehobenen Händen laufen und Hurra rufen ...

Hans: Befreiung ... Nicht auch etwas wie — eine Rache?

Balthasar: Vielleicht auch das.

ZWÖLFTER AUFTRITT

Dieselben. Mutter.

Mutter: Schangel, was sagst du dazu, sie wollen mich nicht zu dir lassen!

Hans: Du bist ja schon da, Mutter. So. ⟨Er setzt sie neben sich und nimmt sie in den Arm.⟩

Mutter: Weißt du, Schangele, man tut am besten, wenn man's nicht glaubt. Setzt euch zu mir, daß ich meine Kinder um mich habe. ⟨Zu Hans.⟩ Muß der Balthasar wirklich und wahrhaftig mit? Kann man nichts dagegen machen?

Balthasar: Nichts, Mutter.

Mutter: In Gottes Namen.

Hans: Du mußt vernünftig sein. Du kannst nicht hier bleiben. Du mußt mit Klär und den Kindern in die Schweiz.

Mutter: Du brauchst dir keine Mühe zu geben. Ich gehe nicht von hier fort. Ich tu doch sonst, was du willst. Drum sage ich dir gleich: ich bleibe zu Hause.

Klär: Ich auch.

Mutter: Da hast du recht, Klär.

Hans: Es wird doch vielleicht alles hier zusammengeschossen.

Mutter: Dann gehn wir in den Keller. Gelt, Klär? Der Balthasar wäre froh, wenn er hier bleiben könnte? Gelt, mein Junge? Was werden unsre Pariser jetzt machen? Ob die Jungens mit müssen? So sagt doch etwas!

Hans: Dann bleiben wir halt alle hier.

Balthasar: Sie müssen beide mit.

Mutter: Das arme Frankreich! Wegen der schmutzigen Russen, sagt der Abbé. Du lieber Gott im Himmel, mach' mit den Russen, was du willst, aber erlaube nicht, daß es Frankreich schlecht ergeht ... Sei mir nicht bös, Klär. Ich bin eine alte Frau, die kann nicht mehr umlernen, — ich habe Frankreich lieb. Schon der Name ist so süß ... Gelt, Klär, du möchtest auch nicht —

Klär: Was, Mutter?

Mutter ⟨zu Hans⟩: Glaubst du, ich darf sie fragen?

Klär: Frag', Mutter.

Mutter: Es muß doch nicht sein, daß Frankreich ganz und gar zugrunde geht?

Klär: Wenn ich Frankreich so Schlimmes wünschen könnte, hätte ich dich nicht lieb.

Mutter: Ich habe doch gute Kinder ... Ich meine immer, ich höre schon Kanonen.

Balthasar: Das kommt von den letzten Manövern.

Mutter: Oder von Siebzig. Da saßen wir auch so da, der Vater und ich und der Großvater und die Großmutter und warteten ... — Ja, und dann ist es auch richtig gekommen ... ⟨Schweigen.⟩

Vorhang.

VIERTER AUFZUG

Die gute Stube im Schnakenloch wie im vorigen Aufzug. Sommerabend. Zum Schluß dunkelt es dann. Keine andre Beleuchtung, als die brennende Scheune.

ERSTER AUFTRITT

Hans. Klär. ⟨Am Schreibtisch.⟩

Hans: Hier liegen alle die Papiere, die mir das Leben so oft schwer machten, als es noch leicht zu tragen war. Versicherungen, Hypotheken, Steuern, Verträge. Immer war irgend etwas fällig, immer mußte man etwas kündigen oder wurde einem etwas gekündigt. . . ⟨Wie er zu Klär neben sich aufblickt: auf ein Loch in der Wand deutend.⟩ Schon gesehn? Eine Granate. Und dort ist sie hinausgeflogen. Wann, meinst du, hat sie hier durchgeschlagen?

Klär: Heute, gestern, vorgestern — weiß ich?

Hans: Nein, gleich am ersten Tag. Ich kam gerade vom Keller herauf. Unterwegs hatten nur immer die Mäuse gepfiffen, wie ich aber hier ins Zimmer trat, fuhr heulend ein Hund dazwischen — die Tierchen schwiegen, wie erschrocken . . . Dann war der große Hund vorbei, und sie fingen wieder an, um die Wette zu pfeifen. — Ein Gruß von Starkfuß.

Klär: Oder eine Warnung.

Hans: Wovor?

Klär: Den Keller zu verlassen.

Hans: Ich kann nicht bei den Kartoffeln leben. Ihr seid alle gelb geworden da unten. Dieser Schlüssel —

Klär: Und du bist weiß geworden auf deinen ewigen Rundgängen durchs Haus bei Tag und Nacht.

Hans: Du übertreibst. Nachts habe ich meistens auf dem Familiensofa geschlafen und selten schlecht. — Dieser Schlüssel öffnet den Schatz der Familie Boulanger. Hier liegt auch unser Briefwechsel. Es ist also ein kostbarer Schlüssel. Verwahre ihn gut.

Klär: So machst du mich mürbe. Dreimal bist du mit dem Schlüssel und einem finstern Gesicht hinunter gekommen. Ich wollte ihn nicht haben. Jetzt, wo ich im Tageslicht neben dir stehe und du fröhlich bist, bin ich fast stolz auf die Ehre . . .

Hans: Keine Macht der Welt brächte mich noch einmal in den Keller. Man konnte nicht atmen, man sah nicht hell. Der Kleine klingelte und lachte. Der andre schoß mit seiner Kanone immer auf dieselbe Stelle an der Wand. Die Mutter wickelte ihren Rosenkranz ab, und du sahst ihr mit so sinnloser Aufmerksamkeit zu, daß ich wiederum kein Auge von dir wenden konnte, bis wir alle in dem Loch auf und ab zu schweben schienen. Ich mußte die ganze Zeit gegen das Verlangen ankämpfen, mich hinter der großen Bütte aufzustellen und mit Kartoffeln nach Euch zu werfen . . .

Klär: Du großer Kindskopf!

Hans: Weißt du, wofür die Mutter betet?

Klär: Für Balthasar und für Frankreich.

Hans: Armes Frankreich. Nun brennt es in seiner ganzen Breite von den Vogesen bis fast ans Meer, und hinter diesem Wall seiner rauchenden, zusammengestürzten Dörfer, seiner tödlich verstummten Städte und schon zahlloser Leichen reckt es sich und hebt sein finster verzweifeltes Gesicht in den Feuerschein und bereitet sich zum letzten Waffengang. — Die Mutter hat geträumt, die Jungfrau von Orleans sei wiedergekommen und marschiere mit ihren Heerscharen unter brennenden Riesenfahnen durch eine lange Nacht gegen Reims . . . Sogar unsere Gebete bekämpfen einander.

Klär: Hans, wer von uns hätte vor einem Monat gedacht, daß das Leben uns diese furchtbare Prüfung auferlegen werde? Wir müssen Geduld haben. Tapfer sein. Alle sind jetzt tapfer. Laß es uns auf unsre Art sein. Wenn wir durchhalten, sind wir von allem Schmerz der Erde gesegnet, wir beide. Bitte, laß das alles nicht vergebens sein.

Hans: Sehr schön, was du da sagst, Klär. Und wahr, wahr. Betest du auch?

Klär: Ich wage es nicht. Obwohl ich manchmal Stärkung brauchte, so allein unter euch.

Hans: Ich kann es mir denken . . .

Klär: In den schlimmsten Stunden hält mich etwas, was du oft den Fetisch der Deutschen genannt und verhöhnt hast: die Pflicht.

Hans: Ich kann nichts dafür. Schlechte Komödianten bringen es fertig, daß man das schönste Trauerspiel belacht. Bei dem Wort Pflicht

zum Beispiel fällt mir immer gleich ein Universitätsfreund ein, der das Dienstmädchen seiner Wirtsleute heiraten mußte, das ihn verführt hatte.

Klär: Ich bitte dich, werde endlich ernst.

Hans: Siehst du, der Keller! Der Anblick der Kartoffeln, aus denen dicke grüne Würmer wachsen, hat dir deine Heiterkeit genommen.

Klär: Findest du das hier lustig?

Hans: Hier ist es frisch, hell, und ich habe zu tun. Spaziere nur einmal durch das Haus. Die Türen stehn auf oder, wenn du Glück hast, sind sie sogar zerschlagen. Dazu lärmt es ununterbrochen, wenn du auch nicht genau weißt, wo. Blickst du aus dem Fenster, so bewegen sich kreuz und quer viele Reihen von Kommata, mit Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen dazwischen, und wenn sie sich verhaddern, so kannst du dir sagen: Dies ist eine Staatsaktion, von deren Ausgang, das eine zum andern Mal gerechnet, schließlich das Schicksal der Völker abhängt. Es mag dumm sein, daß soviel vom Ausgang einer Rauferei abhängt, aber ich kann es nicht ändern. Von Zeit zu Zeit schicken sie mir eine Abordnung ins Haus. Ein Haufen Soldaten stürzt herein und wieder hinaus. Etwas zerschlagen sie immer, und ich bliebe vielleicht nicht so ungeschoren, wenn ich nicht gleich meine Vorkehrungen getroffen hätte. An der Tür der Schreinerei überm Hof kannst du von meiner Hand lesen: »Hier gibt es zu essen und zu trinken, so lange der Vorrat reicht.« Und am Tor zum Weinkeller im alten Flügel steht groß und deutlich: »Eingang zum Weinkeller«. Daneben eine Weinkarte mit Bezeichnung der Fässer, die ich sorgfältig in Ordnung halte. Die Inschriften sind zweisprachig. Der Hopla paßt am Dachfenster auf, was für Hosen sich dem Schnakenloch nähern, und je nachdem, ob sie rot oder grau sind, hängt er die französische oder die deutsche Inschrift aus. Nachts stellen wir einfach eine Lampe vor die Kantine und den Keller und öffnen weit die Türen.

Klär: Schon wieder die Kanonen.

Hans: Erschrick nicht, mein Liebling. Sie bellen, aber sie beißen nicht. Wenigstens nicht uns. Die weiße Fahne schützt die Verwundeten und uns.

Klär: Sind es deutsche oder französische?

Hans: Beides. Die dunkleren sind die deutschen, und die hellen die französischen . . . Seltsam, nicht wahr? . . . Bing. Bu. Bu. Bing . . . Mir tut ihr Gesang unendlich wohl. Ich gehe damit herum, ich schlafe darin ein. Ich weiß nicht, ist es eine Klage, oder ist es Zorn . . . Im Grunde, fürchte ich, singen sie ein Wiegenlied, bei dem man leicht zu heftig träumt.

Klär: Ja, Hans, es ist wie eine Wolke, in der du mir langsam entschwebst. Du bist ja schon so weit fort. Warum mußte ich die ganze Zeit im Keller bleiben? ⟨Hans ist aufgestanden und tritt ans Fenster.⟩

Hans: Arme Jungen, da liegen sie wahrhaftig in Reih und Glied. Und die Franzosen davor hingeschleudert wie Pfeile, die ihr Ziel nicht ganz erreichten. Schau, die einen sind so still, die andern strecken krampfhafte Hände aus, als wollten sie noch im Tode würgen.

Klär: Warum erlaubt der Abbé nicht, daß ich ihm helfe?

Hans: Wie er sie umdreht und jedem ins Gesicht sieht . . .

Klär: Warum darf ich nicht helfen? Warum haltet ihr mich eingesperrt?

Hans: Der Abbé will alles allein tun. Er fährt sie auch allein hinaus und begräbt sie allein. Er sagt, er habe etwas erlebt, was er sich nie wieder nehmen ließe: die Demut, die große Demut sei über ihn gekommen. Man solle ihn um der Barmherzigkeit willen nicht stören. Ich finde, er hat sich auch sehr verändert. Er ist schön geworden . . . ⟨Plötzlich.⟩ Mich hat die Wildheit dieser Toten angesteckt. So will ich auch liegen. Hingeschleudert und mit krampfhaften Händen, die ihr Ziel nicht erreichten. So und nicht anders will ich sterben. So.

Klär: Hab Geduld. Es geht vorüber. Laß mich dein heftiges Herz so lang halten. Bitte. Ich hab nichts anderes zu tun. Alle störe ich. Nicht einmal mein Junge will mit mir spielen. Ich bin vollkommen überflüssig. Laß mich wenigstens dein Herz so halten und mich damit ducken, bis der Sturm vorüber ist.

Hans: Ja, manchmal, wenn die Kanonen gar so inbrünstig einander zusingen, meine ich auch, ich müßte mich an irgend etwas festklammern, um nicht fortzufliegen.

ZWEITER AUFTRITT

Dieselben. Hopla.

Hopla (hereinstürzend links): Jetzt sind es wieder die Franzosen. Haufenweise. (Rechts ab.)

DRITTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Schnell in den Keller. Laß die Mutter mit ihnen reden, wenn sie hinunterkommen.

Klär: Ja.

Hans: Worauf wartest du?

Klär: Ich sollte dich von der Mutter bitten, hinunterzukommen. Ich sollte dir sagen, sie habe dich seit vorgestern nicht gesehn.

Hans: Gut. Sobald die Franzosen untergebracht sind. (Klär ab links.)

VIERTER AUFTRITT

Hans. Hopla. Ein französischer Korporal.

Hopla (von rechts): Hierher, Herr Korporal. Der Herr Korporal muß die gute Stube haben. Ein Landsmann.

Hans: Belfort?

Korporal: Jawohl.

Hans: General Vautier?

Korporal: Jawohl.

Hans: Guten Appetit. Leider gibt es nur noch Reste.

Korporal: Wenn es nur den Magen füllt. (Hans ab.)

FÜNFTER AUFTRITT

Hopla. Korporal.

Hopla: So ist's recht. Setzt Euch. Das war unser Herr. (Nimmt ihm das Gewehr ab.) Ich meine immer, unser Chassepot sei leichter gewesen . . . Schmeckt's?

Korporal (auf ein Loch in der Wand deutend): War die von uns?

Hopla: Von den Preußen. Ich denke, da drüben im Fort haben sie sich gesagt, im Schnakenloch müssen sie's schwül haben. wir wollen ihnen ein bißchen Luftzug machen. Saubere Arbeit, alles was recht ist.

Korporal: Käse heißt Ihr das? Ich bin kein Zahnathlet. Schafft was anders her.

Hopla: Es ist das letzte, was wir im Hause haben.

Korporal: Da könnte ich gerade so gut meine Munition fressen.

Hopla: Ei da freßt halt Eure Munition und schießt mit dem Käse.

Korporal ⟨bequemt sich, weiter zu essen⟩: Krieg ist Krieg.

Hopla: Geht schon herum. Ihr meint doch auch, daß wir wieder französisch werden?

Korporal: Was denn sonst?

Hopla: Unser Herr meint, die Franzosen, die scherzen gern mit den Mädchen, aber sie heiraten sie nicht. Er meint, ihr macht uns ein paar Visiten und bleibt dann fort.

Korporal: Er irrt sich, Euer Herr.

Hopla: Was aber der Hopsa ist, der Pferdeknecht, der sagt, wenn die Preußen verlieren, werden wir russisch. Russisch! Ich hab gesagt: Hopsa, du bist immer ein Narr gewesen, es wäre ein Wunder, wenn du jetzt auf einmal gescheit würdest, wo sogar brave Leute den Verstand verlieren.

Korporal ⟨schiebt den Teller fort. Steckt eine Zigarette an⟩: Ihr könnt euch freuen.

Hopla: Ha, ich hab lang genug gewartet, daß die roten Hosen über die Vogesen kommen.

Korporal: Aber daß wir so schnell da wären, habt Ihr doch nicht gedacht?

Hopla: Ich hätte gedacht, die Preußen wehren sich besser.

Korporal: Ja, die!

Hopla: Sind viele Landsleute unter euch?

Korporal: Ihr wißt, wir waren immer gutes Kanonenfutter. Aber ich lasse mich tausendmal lieber für die Franzosen totschießen, als für die Preußen. Es ist halt so. ⟨Schuß.⟩

Hopla: Habt Ihr gehört?

Korporal: Es geht immer mal eine Flinte los. Solange sie nicht mit Kanonen schießen, bleibe ich ruhig sitzen und rauche meine Zigarette.

SECHSTER AUFTRITT

Dieselben. Klär.

Hopla ⟨erhebt sich⟩: Madam?

Klär: Hopla, gibt es gar nichts zu essen?

Hopla: Nichts, Madam, nichts. Was noch da ist, wollen nicht einmal die Soldaten.

Korporal: Ah, die Madam. Wollt Ihr Euch nicht setzen, Madam?

Klär: Gehn Sie doch hinunter und sagen Sie's ihnen. Sie werfen den Keller durcheinander, weil sie glauben, daß wir Lebensmittel versteckt halten . . .

Korporal: So ist's recht. Macht, daß Ihr hinauskommt. Die Madam und ich werden schon allein miteinander fertig.

Hopla: Gern, Madam.

Klär: Seien Sie vorsichtig, Hopla. Ich fürchte, daß es Händel gibt.

Hopla: Ist der Herr Hans unten?

Klär: Eben deshalb. Er will sie aus dem Keller vertreiben.

Korporal: Bei mir, Madam, seid Ihr in Sicherheit. Ich bin Korporal. Ich weiß schon gar nicht mehr, was eine Frau ist. ⟨Schnüffelnd⟩: Ich muß sagen, Ihr riecht nicht schlecht.

Hopla: Leise, Mann, leise. Ihr brennt ja, als ob Ihr läufig wärt.

Klär: Kommen Sie, Hopla, ich gehe mit Ihnen.

Korporal: Dageblieben! Ihr meint, ich brenne? Dann heißt's schnell löschen. Sonst schlägt der Brand ins Haus. Verstanden, du ausgeschlenkerter Dreschflegel? Ich mache der Madam nichts, aber dableiben soll sie.

Klär: Hopla, rufen Sie meinen Mann.

Korporal: Ihr Mann, Madam, bleibt besser, wo er ist. Denn wenn er hier hereinkommt, ist es nicht sicher, ob seine Beine noch stark genug sind, um ihn wieder hinauszutragen. Wäre es nicht besser, ich wärmte ihm den Platz bei Ihnen, als daß er . . .

Hopla: Schämt Euch. Ein französischer Soldat. Ist Eure Republik ein Hurenhaus?

Korporal ⟨zu Klär⟩: Dageblieben, sag ich. ⟨zu Hopla⟩: Wenn du dein dummes Maul gehalten hättest, wäre kein böses Wort gefallen. Ich hab mit der Madam nur reden wollen. Madam gefällt mir . . . Halt's — ! ⟨Holt aus⟩: Wenn einer nur noch einen Zahn hat, so sollte

er ihn besser hüten, besonders in Zeiten, wo es Gemüse regnet, von den Bohnen bis zu Kürbissen.

Hopla: Paß auf, es gehn wieder Flinten los. Diesmal aber sind es ein bißchen viel auf einmal.

Korporal: Solange keine Kanonen, sage ich ... ⟨Signal.⟩ ⟨Zu Klär⟩: Dageblieben. ⟨Tritt zum Fenster.⟩ Warte nur! Ich komme wieder! ⟨Ein Bein aus dem Fenster.⟩

SIEBENTER AUFTRITT

Dieselben. Hans. Der Teufel. Deutsche Soldaten.

Klär ⟨verzweifelt⟩: Hans!

Soldaten ⟨auf den Franzosen anlegend⟩: Halt!

Klär: Hans —

Der Teufel ⟨packt den Franzosen am Kragen und zieht ihn herein⟩: Hab ich dich, elender Wackes!

Hans: Sie erdrosseln ihn ja! ⟨Klär schnell ab.⟩

ACHTER AUFTRITT

Dieselben, ohne Klär.

Der Teufel: Das wäre viel zu schade für den Kerl. Hier küss'! ⟨Hält ihm das Handgelenk hin.⟩

Der Korporal: Nicht ums Verrecken.

Hans: Ich bitte Sie! Seit wann werden Gefangene gefoltert?

Der Teufel ⟨breit lachend⟩: Das müssen Sie den Citoyen hier fragen. Hast du mich schön verschnüren lassen, he? Wie eine Bratgans, wie? Und mich ins Heu gelegt? Wann sollte denn Feuer gemacht werden — wie? Kerle, paßt mir auf den auf! ⟨Stößt ihn den Soldaten zu, die ihn abführen.⟩

Ein Soldat: Jawohl, Herr Wachtmeister.

Der Teufel: Er kommt in die Scheune, genau dorthin, wo ihr mich gefunden habt. Fest anziehn, beim Binden! ⟨Auf den Franzosen zustürzend⟩: Küss', du Halunke, oder —

Hans: Lassen Sie's gut sein ... ⟨Hinter den Soldaten ab.⟩

NEUNTER AUFTRITT

Hopla. Der Teufel.

Hopla ⟨nimmt das Gewehr des Franzosen, hantiert damit herum⟩: Ja da! ⟨Streichelt es und legt es wieder sorgsam auf den Tisch.⟩ Ich hab gedacht, sie

erwischen Euch in Euerm Faß. Aber nein, Ihr wart so besoffen, daß Ihr nicht einmal mehr hineingefunden habt. Ihr vertragt den Weingeruch nicht, he? Seitdem ich Euch in dem Faß einquartiert hab, geht Ihr jedesmal, wenn Ihr an die Luft kommt, im Kreis herum.

Der Teufel: Hopla, Mann, die Rothosen laufen.

Hopla: Kommt darauf an, in welcher Richtung.

Der Teufel: In der richtigen.

Hopla: Dann ist das eben so ihre Art zu kämpfen. Paßt auf, Teufel, sie kommen wieder. Einer hat sein Gewehr gleich hier gelassen. Es dauert keine zwei Stunden, und Ihr leckt wieder am Weinstein. Gebt nur acht, daß Ihr diesmal rechtzeitig hineinkommt.

Der Teufel: Der Herr Balthasar ist unten, der sagt, es sei bald zu Ende mit den Johanniskäfern. Von Straßburg hierher, vom Rhein bis an die Berge wusselts von deutschen Heuschrecken.

Hopla: Heuschrecken — da habt Ihr recht. Wo Ihr durchgegangen seid, da ist nichts mehr zu holen.

Teufel: Ruhe, alter Franktireur! Wir regieren jetzt wieder. Stillgestanden!

Hopla: Wenn ich Euch nicht ins Faß gesteckt hätte, wie die Franzosen das erste Mal kamen, da wärt Ihr jetzt schon im Himmel.

ZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hopsa ⟨schmutzig, verstört⟩.

Teufel: Junge, wo kommst du her? Ich denk die ganze Zeit, du hupst da draußen zwischen den Stoppeln herum.

Hopsa ⟨zu Hopla⟩: Sag' dem Herrn Wachtmeister, wo ich herkomme.

Hopla: Ei, ich denk, aus dem Kaninchenstall.

Der Teufel ⟨lachend⟩: Haha! Ich sitz im Faß, und der Junge im Kaninchenstall. Wer wohnt denn im Misthaufen?

Hopsa ⟨zu Hopla⟩: Vielleicht der Teufel. Und dort gehörst auch du hin, du Hund. ⟨Zum Teufel⟩: Nichts zu lachen.

Hopla: Komm her, Knirps.

Hopsa: Eingesperrt hat er mich, wie die Mobilmachung kam. Dem Herrn Balthasar, der mich mitnehmen wollte, hat er gesagt,

ich sei schon fort. Einen Deserteur hat er aus mir machen wollen. Der Franzosenkopf!

Hopla: Sei still. Hast immer dein gutes Essen und Trinken gekriegt. Besser, du sitzt im Kaninchenstall, als daß du Franzosen schießt.

Der Teufel ⟨lachend⟩: Was hat er?

Hopsa: Der Verstand ist mir aus den Augen geschossen vor all dem Bumpern und dem Geschrei draußen. Da, schau her, blutig gehauen hab ich mich an der Tür, wie's draußen losging: »Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp . . . ⟨gegen Hopla eindringend⟩ Supp-Supp-Supp!«

Der Teufel: Hopsa, wir wollen ihn verhaften.

Hopsa: Ich bin schon dabei. ⟨Er hebt die Faust. Hopla greift nach dem Gewehr auf dem Tisch, im Handgemenge reißt Hopsa das Gewehr an sich⟩ . . .

Hopla ⟨taumelnd⟩: Komm her . . .

Hopsa: Da! ⟨und schlägt Hopla nieder⟩.

Hopla: Knirps.

Hopsa ⟨noch einmal zuschlagend⟩: Da.

Der Teufel ⟨völlig ernüchtert⟩: Junge . . . Junge . . . das ist verboten.

Hopsa: Im Hof liegt ein toter Dreiundneunziger, dem seine Uniform ziehe ich an und dann los! »Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp«. ⟨Ab.⟩

ELFTER AUFTRITT

Der Teufel.

Der Teufel ⟨geht einige Male um Hopla herum, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann hebt er erst das Gewehr auf und schiebt es unter den Schrank. Dann ans Fenster⟩: Herr Abbé! Herr Abbé!

ZWÖLFTER AUFTRITT

Der Teufel. Abbé Schmitt.

Der Teufel ⟨legt den Finger auf den Mund⟩: Pst! Später . . . Wir wollen ihn aus dem Zimmer schaffen . . . Daß die Herrschaft ihn nicht sieht.

Schmitt: Wer —?

Der Teufel: Später. — Vielleicht am besten durchs Fenster. Fassen Sie an, Herr Abbé. So. ⟨Sie lassen den toten Hopla aus dem Fenster gleiten.⟩ Ich will mir schnell die Hände waschen. ⟨Verwischt Blutspuren am Boden mit dem Stiefel.⟩ So. Und jetzt fort!

Schmitt: Wenn Sie wollen, helfen Sie mir ein wenig den Wagen waschen.

Der Teufel: Ich will lieber einmal ins Dorf, nach dem Rechten sehn.

Schmitt: Da gibt es nur noch wenig zu sehn.

Beide ab. In der Tür Begegnung mit Balthasar. Teufel steht stramm, bevor er weitergeht.⟩

DREIZEHNTER AUFTRITT

Balthasar in Leutnantsuniform. Klär. Der Teufel.

Balthasar ⟨noch in der Tür⟩: Es geht, Herr — es geht famos.

Teufel: Zu Befehl, Herr Leutnant. ⟨Ab.⟩

VIERZEHNTER AUFTRITT

Balthasar. Klär.

Balthasar: Klär, wenn du nicht gewesen wärst, hätte ich keinen Fuß über die Schwelle gesetzt.

Klär: Sind das deine Leute im Hof?

Balthasar: Ja, aber sie sind aus dem Gefecht gezogen. Sie sollen sich im Spargelfeld ausruhen, bevor es weitergeht.

Klär: Du bist wenigstens nicht trübsinnig.

Balthasar: Die Franzosenzeit zu Ende. Wenn nicht schon jetzt, so doch bis zum Abend. Die Armee ist beisammen und hat den Aufmarsch begonnen. Wir an der Spitze! Bitte, gib mir einen Kuß: ich bin so zufrieden mit mir und der ganzen Welt.

Klär: Im Ausnutzen von Gelegenheiten warst du schon immer stark.

Balthasar: Nur: die Gelegenheiten waren ebenso selten wie unzulänglich. Einen Kuß — auf die Backe.

Klär: Wenn du fortgehst, zum Abschied.

Balthasar: Dafür aber auf den Mund?

Klär: Ja, hast du dich nicht schon mit Hans gestritten?

Balthasar: Im Gegenteil.

Klär: Um so besser. Erzähle!

Balthasar: Ein Komödiant. Er gehört wirklich zu den Franzosen.

Als ich mein Bedauern aussprach, daß gerade um das Schnakenloch herum so bös gekämpft werde — es liegt eben auf unserer Vorpostenlinie — weißt du, was er da antwortete? Er brauchte nicht die Toten und Verwundeten zu sehn, um zu wissen, daß er in einem furchtbaren Handgemenge stehe. Schlug sich auf die Brust: Hier sei das Echo, wo alle Schreie und Verwünschungen zusammenträfen... Mitten auf dem Hof! Mein Hauptmann sah mich groß an.

Klär: Sei still. — Erzähle.

Balthasar: Natürlich. Die gefallenen Engel mit dem Heimweh nach dem Paradies haben ihren Eindruck auf die Frauen noch nie verfehlt. Die Engel, die droben blieben, waren aber nicht dümmer, sie hatten nur mehr Charakter.

Klär: Theologie zwischen Bomben und Granaten.

Balthasar: Charakter ist Treue, Treue kann allerdings kaum mit den melancholischen Reizen eines Seiltänzers aufwarten. Übrigens sind wir drauf und dran, den ganzen Schwindel in Fetzen zu hauen. Gib acht. Mode werden jetzt die braven untersetzten Kerle wie ich. Ihr geht ja doch immer mit der Mode.

Klär: Ja, ja, du hast hundertmal recht, wenn du mir jetzt nur erzählst, was du erlebt hast.

Balthasar: Was ich erlebt habe? Erstens die Lösung der elsaß-lothringischen Frage, in zwölf Stunden. Die Sturmglocken läuteten, das war für die, so Blut statt Gespenster im Kopf haben; für die anderen genügte die Verkündung des großen Belagerungszustandes. »Schwab« und »Wackes«: fort im Glockengeläut. Blitzblank ist das Land geworden, und als wir ausmarschierten, da sangen wir, Sachsen, Preußen und Elsässer:

»Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit...«

Du, das ist ein herrliches Lied!

Klär: Nicht wahr!

Balthasar: Zweitens habe ich eine Entdeckung gemacht. Selbst wenn es wahr wäre — was sich ja zeigen wird —, daß die deutschen Soldaten Maschinen seien, so will mir noch viel mehr scheinen, daß die deutschen Maschinen ausgezeichnete Soldaten sind. Die Mobilmachung geschah wie ein millionenfach abgestufter, aber einziger Griff.

Aus den weithin, weither funkelnden Gelenken der Riesenmaschine löste sich etwas wie eine Seele, eine Kraft ohnegleichen, berührte jeden und machte ihn froh: die große Sicherheit, die Zuversicht.

Klär: Kerlchen, du bist zum Küssen.

Balthasar: Sofort. — Drittens ein Wunder. Unter einem klarsten Sommerhimmel, in den durchsonntesten Tagen, die ich je gesehn habe, zogen tausend und tausend Soldaten ernst und hochzeitlich geputzt an uns vorüber. Wir winkten einander zu, als wären wir alle ein Liebhaber und hätten dieselbe Braut. So, Mädchen, war der Auszug der Barbaren. Ich habe ihn mit diesen meinen Augen gesehn, davon bin ich fast fromm geworden. Seitdem sind dreißig Tage vergangen. Wir haben die Franzosen aus Lothringen hinausgeworfen, und jetzt werfen wir sie aus dem Elsaß. Unsere Heere stehn an der Maas, an der Marne, an der Aisne, in einem großen Halbkreis vor Paris. Kuß!

Klär: Bist du auch ganz sicher, daß wir siegen?

Balthasar: Sicher hat nie ein Volk freudiger gekämpft, keines war besser für den Kampf gerüstet, und sechzig Millionen Menschen, die bis auf jedes Kind nur den einen Wunsch kennen, ihre ganze Kraft einzusetzen, alles herzugeben, um zu siegen — besiegt können die nicht werden.

Klär: Hans fürchtet —

Balthasar: daß wir allen Freiheitsbäumen an Stelle der phrygischen Mütze die stachlige Pickelhaube aufsetzen, und die Welt in einen Kasernenhof verwandeln.

Klär: Er behauptet, in den Zeitungen sei der Vorschlag gemacht worden, Kant, Beethoven und Goethe — ihre Denkmäler versteht sich — in Landsturmuniformen einzukleiden, damit unser Volk sie nicht ganz aus den Augen verliere.

Balthasar: Mit Witzen macht man keine Weltgeschichte. Unsere großen Männer gehören gerade so gut den Engländern, wie sie uns die ihrigen nicht vorenthalten können, aber ihre Kolonien, die behalten sie für sich allein, und die Franzosen bezahlen für den ganzen Goethe nicht mehr, als den Ladenpreis. Geschwätz! Zugegeben, die Franzosen und die Engländer seien kultiviertere Völker als die Deutschen, so hat ihre Kultur sie doch nicht gehindert, Kriege zu führen, wenn sie sich Vorteile davon versprachen. Nicht wahr?

Klär: O, Junge, ich glaube dir gern.

Balthasar: Als Kant, Goethe, Schiller lebten, war Preußen so groß wie Serbien, und das Herzogtum Sachsen-Weimar unbedeutender, als Montenegro. Ein Narr, der glaubt, daß dieses Deutschland, wenn es erst ein Weltreich geworden sei, statt philosophischer Systeme nur noch Kriegervereine und statt Dichter und Musiker nur mehr Feldwebel und Versicherungsagenten hervorbringen werde. Das alles habe ich natürlich meinem großen Bruder wieder nicht sagen können.

Klär: Warum nicht?

Balthasar: Weil er mich sofort mit seinen eigenen Angelegenheiten vollpackte... Klär, sag' mir: glaubst du, daß du mich lieben könntest, oder, nein, daß du mich hättest lieben können, wenn du mich etwa vor Hans getroffen hättest? Oder wenn es gar keinen Hans, sondern nur einen Balthasar gäbe?

Klär: Du willst sagen, wenn Hans nur in der Ausgabe Balthasar vorhanden wäre?

Balthasar: Meinetwegen.

Klär: Du vergißt —

Balthasar: Denke doch: in einer Stunde kann ich tot sein.

Klär: Ich bleibe nie mehr allein mit dir.

Balthasar: Sprich zu mir, als ob ich in einer Stunde nicht mehr wäre. Sag' mir die Wahrheit. Könntest du mich lieben? Ich frage ja nicht, ob du mich liebst. Ich weiß, daß du Hans gehörst. Ich muß klar sehn. Glaube mir, ich frage nicht aus Eigensinn oder um einer eitlen Hoffnung willen. Ich frage nicht, ob du mich jetzt liebst. Ich frage: könntest du mich lieben —

Klär: Deine Frage ist sinnlos. Wie kann ich wissen —

Balthasar: Wenn Hans dich verließe? (Heftig.) Er verläßt dich. Er will dich noch heute verlassen. Er hat es mir eben gesagt. Heimlich will er dich verlassen. Er fährt mit dem Abbé fort, um Essen zu holen und schleicht sich durch die Vogesen zu den Franzosen.

Klär (langsam): Ich kann ihm ja später folgen.

Balthasar: Nein! Er will fort. Versteh doch. Ganz fort.

Klär: Er könnte doch nur verwundet werden.

Balthasar: Er schwor, daß er dann — nachhülfe.

Klär: Warum?

Balthasar: Warum!

Klär: Und warum sagt er es nicht mir?

Balthasar: Ich denke, du sollst ihn in guter Erinnerung behalten.

Klär: Deshalb? Um hier zu sitzen und ewig zu warten —

Balthasar: Diese Lüge dulde ich nicht. Er soll dich nicht noch im Tode betrügen...

Klär: Eine solche Folter konnte nur er sich ausdenken.

Balthasar: Ich liebe dich. Ich setze auch mein Leben aufs Spiel. Ich will etwas zu gewinnen haben. Nur eine ferne Möglichkeit, nicht mehr. — Auch du darfst in dieser schrecklichen Zeit nicht ohne alle Hoffnung sein. Ich stürme in ein neues Leben, das herrlich klar sein wird, stärker und stiller, als es je war. Komm mit mir in deinen Gedanken! Sag' mir —

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

Dieselben. Hans.

(Schnell herein.)

Hans: Balthasar — lauf! (Öffnet die Türe links, stößt ihn hinaus und stellt sich davor.)

SECHZEHNTER AUFTRITT

Klär. Hans. Französischer Offizier.

(Herein.)

Hans: Einen Augenblick, Herr Offizier. Klär, laß uns allein. (Klär ab.)

SIEBZEHNTER AUFTRITT

Hans. Der Offizier.

Hans: Es war mein Bruder.

Offizier: Im Krieg kennen wir nur Uniformen.

Hans: Ich bezahle für ihn. Ich trete sofort in das französische Heer ein.

Offizier: Ihr Wort?

Hans: Mein Wort. Heute Nacht gehe ich über die Vogesen.

Offizier: Dann auf Wiedersehn in Belfort. (Ab.)

Hans (lächelnd): Auf Wiedersehn.

ACHTZEHNTER AUFTRITT

Hans.

Hans ⟨zum Fenster⟩: Gottesmann, willst du einen Augenblick heraufkommen? ⟨Sieht Hopla.⟩

NEUNZEHNTER AUFTRITT

Hans. Abbé Schmitt.

Hans: Wer schreit denn so?

Schmitt: Was fragst du? Ein Verwundeter.

Hans: Es sind jetzt Ärzte da.

Schmitt: Ja, endlich. Wenn die Franzosen sie nicht mitgenommen haben.

Hans: Hast du gesehn? Der Hopla —

Schmitt: Ich wollte ihn gerade begraben.

Hans: Wer hat es getan?

Schmitt: Ich weiß nicht. Es ist ja auch gleichgültig.

Hans: Vielleicht die Franzosen, weil sie den Keller leer fanden, vielleicht die Deutschen, weil er nicht schnell genug aus dem Weg ging. Im übrigen wird niemand ihn vermissen.

Schmitt: Was wolltest du?

Hans: In der neuen Zeit, die jetzt anbricht, war kein Platz für ihn. Ebenso wenig wie für mich.

Schmitt: Verzeih, Bruder, ich habe keine Zeit, deine Reden anzuhören.

Hans: Darf ich unserm Hopla nicht einen kleinen Nachruf halten? Die Mutter hat er zur Hochzeit gefahren und mich und den Balthasar über die Taufe gehalten, wir alle, auch du, haben an seiner Hose gehen gelernt, den Hopsa hat er sogar mit der Milchflasche aufgezogen und dabei, solang er lebte, auf der Spreu bei den Gäulen geschlafen. Er war ein braver Mann . . . Wer hat die Scheune angezündet?

Schmitt: Ich will es gar nicht wissen. Sie brennt.

Hans: Sie wird abbrennen, bis auf den Grundstein. Aber es schadet nichts. Das Heu ist fort und das Feuer kann nicht herüber.

Schmitt: Vom Dorf steht nicht mehr ein Haus. Seit vorgestern irren die Bewohner, die nicht von den einschlagenden Granaten ge-

tötet worden sind, auf den Feldern. Heute Nacht haben sie zwischen den feindlichen Vorposten geschlafen.

Hans: Und heute ist über ihnen gekämpft worden.

Schmitt: Die meisten habe ich aus dem Feuer herausgeholt und in der Kirche eingesperrt — auf der Galerie.

Hans: Von dort können sie zuschauen, wie unten die Verwundeten weiterkämpfen.

Schmitt: Das alles ist nur eine einzige Träne in Gottes Auge, und der ganze Himmel spiegelt sich darin.

Hans: Ja —

Schmitt: In solchen Schrecken naht die Botschaft vom Heil. Es gibt keine Feinde mehr, nur Menschen, die leiden, und alle Leiden führen zum selben Ziel.

Hans: Und dieses wäre?

Schmitt: Die Güte aller gegen alle. Der Frieden.

Hans: Nach mir!

Schmitt: Hunderte von Kriegen sind über dieses Land gegangen. Es hat sich immer schnell erholt. Was blieb, das war der Geist jener Kämpfe. So wird es auch diesmal sein.

Hans: Wenn man dich predigen läßt, hältst du noch immer schön still. Du hast nur das Thema gewechselt.

Schmitt: Ich finde, Bosheit ist jetzt ein miserabler Zeitvertreib.

Hans: Du wirst dich nach dem Krieg mit Starkfuß gut verstehn.

Schmitt: Wahrscheinlich. Wir erleben beide dasselbe.

Hans: Wir wollen nach den Bergen fahren und zu essen holen.

Schmitt: Das ist sehr nötig. Aber ich fürchte, wir werden weit fahren müssen.

Hans: Hinten im Tal ist noch nicht gekämpft worden.

Schmitt: Wäre es nicht sicherer, in die Stadt zu fahren?

Hans: Wer weiß, ob wir hineinkämen. Außerdem muß ich dort hinüber . . .

Schmitt: So will ich anspannen.

Hans: Du kehrst allein zurück. Morgen führst du die Frauen und die Kinder in die Stadt. Die Mutter bringst du im Stift unter. Dort findet sie Frauen aus ihrem Jahrgang. . . Um Klär brauchst du dich weiter nicht zu kümmern, die hilft sich allein.

Schmitt: Was soll ich deiner Mutter sagen?

Hans: Ihr? Die Wahrheit. Aber sie soll sie für sich behalten . . . Hier hast du Geld für eine Kerze am Muttergottesaltar. Wenn sie herabgebrannt ist, kannst du eine Seelenmesse für mich lesen. Länger wird es wohl nicht dauern. ⟨Unterdessen ist Klär eingetreten.⟩

ZWANZIGSTER AUFTRITT

Hans. Abbé Schmitt. Klär.

Hans: Mir ist, als hätte ich genau das vor langer Zeit einmal geträumt: wie der Abbé dasteht und du so langsam hereinkommst. ⟨Nimmt Klär um die Schultern und tritt mit ihr ans Fenster.⟩ So weit du siehst: Sieg. Unser letzter Besuch dürfte nicht weit gekommen sein. Ein Dorf nach dem andern flammt auf. Bis an die Berge. So weisen die Geschütze der Infanterie den Weg. Sogar unser Hotel brennt mit der schönen Terrasse, von der wir zuschauten, wie die Nacht am Schwarzwald hinunterstieg . . . ⟨Zu Schmitt:⟩ Ja, Herr Abbé — ja. ⟨Schmitt ab.⟩

EINUNDZWANZIGSTER AUFTRITT

Hans. Klär.

Hans: Wie sangst du manchmal: »Dies ist die Stunde, die wir lieben«? — Die Nacht am Schwarzwald hinuntersteigt . . . Jetzt sieht das rehäugige Mädchen in langen, braunen Haaren aus wie ein schwangeres Weib. Aber wir hier an der Grenze wissen Bescheid. Die Madam ist nur so dick von allerhand Zeug, das sie schmuggelt. Wenigstens eine halbe Million Bajonette. Unter dem Saum ihres Kleides springen die Kanonen wie Mäuse, die den Speck riechen. ⟨Summt⟩ »Dies ist die Stunde, die wir lieben.« ⟨Klär hat sich von ihm losgelöst.⟩ Ah, jetzt weiß ich, was da vorhin so jämmerlich schrie. Der Korporal in der Scheune! Der Teufel ist fortgegangen und hat ihn vergessen . . . Was ist denn, Klär?

Klär: So hole ihn doch heraus.

Hans: Wozu? Er schreit nicht mehr.

Klär: Ich denke, du fährst gleich fort — Essen holen.

Hans: Woher weißt du das?

Klär: Nicht von dir.

Hans: Ich wollte es dir gerade sagen.

Klär: Von Balthasar.

Hans: Was weißt du von Balthasar?

Klär: Daß du uns verlassen willst — heimlich — wie der Dieb, der du bist.

Hans: Dieb?

Klär: Du hast dein Leben lang Glück gestohlen, wo du es finden konntest, und nichts dafür gegeben. Nichts, nichts, als Zweifel und Enttäuschung.

Hans: Wie leicht die Frauen umschlagen.

Klär: Wenn man sie verrät.

Hans: Wenn man sie verrät.

Klär: Hättest du wenigstens den Mut gefunden, mir ins Gesicht zu sagen: der Haß gegen dein Volk hat die Liebe zu dir getötet. Ich hätte es verstanden, ich habe auch manchen Kampf gehabt in diesen Tagen.

Hans: Klär, so ist es nicht, ich liebe dich sehr.

Klär: Du öffnest den Mund nur, um zu lügen.

Hans: Weiß Gott, ich lüge nicht.

Klär: Ich klage mich an, daß ich bereit war, alles für dich zu opfern, meine Vergangenheit, meine Familie, mein Volk, ja, ich hatte schon alles geopfert, und währenddessen bereitetest du dich darauf vor, mich heimlich zu verlassen, wie ein Grandseigneur ein Mädel mit zwei Kindern sitzen läßt — indem er seinem minder glänzenden Bruder aufs Herz bindet, sie nicht verhungern zu lassen.

Hans: Du bist zum erstenmal böse und ungerecht.

Klär: Du hast Balthasar ein Messer in die Hand gedrückt und gesagt: »Geh, bringe sie um, mir fehlt der Mut.«

Hans: Den Mut hat er gehabt, das Messer war von mir, aber ich habe ihn nicht geschickt.

Klär: Er wollte nicht, daß du bis zum Ende lögst.

Hans: Ich zweifle nicht daran: er folgte nur edlen Trieben. Aber ich hatte gedacht, er würde nicht mit einem Messer kommen, sondern nachher, als Sieger, mit einem Blumenstrauß. — Krieg ist Krieg.

Klär: Es ist nicht unedel, daß er mich mehr liebt, als dich.

Hans: Du hörst nicht mehr, was ich sage.

Klär: Nein, ich will nicht hören.

Hans: Warum sprechen wir dann noch?

Klär: Ich warte, daß du gehst.

Hans: Einen kleinen Augenblick! ⟨Blickt sich suchend um.⟩ Ich möchte gern die Meerschaumpfeife mitnehmen. — Der glückliche Junge gehört zu den Siegern. Wie jeder Sieg schon entschieden ist, bevor noch die Schlacht begonnen hat . . . Das wirst du eines Tages einsehn, Klär.

Klär: Du glaubst natürlich, die Franzosen würden siegen.

Hans: Wenn ich nicht so vom Gegenteil überzeugt wäre, ginge ich ja nicht zu ihnen.

Klär: Du bist noch feiger, als ich geglaubt hätte.

Hans: Hast du nicht die Flügel an Balthasars Schultern bemerkt? Sie werden wachsen. Jeder Mann in Deutschland hat jetzt Engelflügel.

Klär: Das ist auch wahr.

Hans: Gewiß doch. Und als der Junge voreilig seinen letzten Trumpf gegen mich, einen Toten, ausspielte, da fühlte er sicher deutlich, wie das ganze geflügelte Deutschland ihm beifällig über die Achsel sah.

Klär: Es war seine Pflicht —

Hans: Begreife doch: auch ich gehorche der Pflicht. ⟨Lächelnd⟩: Denn nicht wahr, seiner Pflicht gehorchen, das heißt doch, selbst mit Widerstreben, vielleicht sogar gegen sich selbst, das tun, was man für recht hält . . . Meinesgleichen fährt jetzt zur Hölle. Da muß ich dabei sein. Die Wage der Weltgeschichte schwebt. Ich muß durch mein Gewicht helfen, euere Schale in den Himmel zu treiben. Je schwerer wir fallen, desto höher steigt ihr empor.

Klär: So geh doch!

Hans: Trotzdem, ich beneide euch nicht. Euere Generäle können die schönsten Schlachten gewinnen, euere Genies ein Wunderwerk aufs andere türmen — aus alledem machen euere Schulmeister eine Fibel für die reifere Jugend. Sie werden euch beweisen, daß ihr siegtet, nicht weil ihr die bessere Ausrüstung, die besseren Kanonen, die klügeren Führer hattet, nein, weil ihr die Brävsten wart und deshalb den Sieg verdientet. Für die Deutschen ist die Schöpfung eine Schule und der liebe Gott der Herr Lehrer, der gute und schlechte Noten verteilt.

Klär: Du schwätzt, wie du immer geschwätzt hast — und wenn du dich endlich zu einer Tat aufraffst, so läufst du zu denen, die untergehn. Du fürchtest dich vor den Starken.

Hans: Was kann ich dafür, daß mein Herz hell durch die Welt bellt? Hell! Hell, wie die Stimme der französischen Geschütze. — Es gibt ein Bild, da stürmt eine Frau mit flatternder Trikolore auf eine Barrikade, und ruft alle, die für die Freiheit sterben wollen. Jetzt bilden Gebirge die Barrikade, und das Feuer ist ein Weltbrand. Die Frau schreit. Und doch hat ihre klaffende Schamlosigkeit mehr Anmut, als das schönste Lächeln euerer Tugendhaftigkeit hervorzaubern kann.

Klär: Ich kenne euere Freiheit. Die Freiheit von Wilddieben, Glücksspielern und —

Hans: Was kümmert mich die Freiheit, die du kennst. Mich rufen die Toten! Sie und ich, wir sind frei! . . . Klär, wenn du wüßtest, wie froh, wie frei ich bin. Ich möchte dich umarmen.

Klär: Geh endlich fort.

Hans: Sieh mich nicht so an! — Ich werde häßlich sein im Tod. Hingeschleudert, alle Viere ausgestreckt, und mit krampfhaften Händen, die noch im Tode würgen.

Klär: Ich sehe dich.

Hans: Gut. — Sollte dich einmal Mitleid befallen, denn du hast ein gutes Herz, so sage dir, daß diese Hände vielleicht auch nach der Kehle deiner Kinder zielten.

Klär: Bist du noch nicht fertig?

Hans: Stehst du noch immer da?

Klär: Ich muß da sein, wenn du gehst. Ich könnte es sonst vielleicht nicht glauben —

Hans: Wie oft habe ich gewünscht, daß du mich haßtest —

Klär: Um von mir loszukommen.

Hans: Um dich von mir zu befreien.

Klär: Und jetzt tut es dir doch weh.

Hans: Ja. Aber was bedeutet unser beider Herzen Klopfen in dem Sturm!

Klär: Ich bitte dich: geh.

Hans: Der Abbé bringt den Wagen zurück. Bis zum Morgen habt ihr zu essen. ⟨Ab.⟩

Vorhang.

Alfred Wolfenstein:

DIE GLEICHGILTIGKEIT

Wie leicht er war, wie lange wehte klar sein Lauf —
Doch ihre stumme Ebene bringt ihn brausend auf,
Bewölkter Riese dringt er schreiend auf sie ein —
Du Auge, Stirn, Empfängnis denk, empfange, wein'!
Sieh seine Freude, seine Trauer —
O, weil du blind bist, bliebe, bliebe er allein!

Doch seine Scham, und sein gespanntes Herz und Glück
Und sein zerstörter Aufruhr kann nicht mehr zurück —
Er packt mit Körper Körper —
Ach Haus und Himmel, der ihn ruhig überbaut!
Sonne, die sein entblößtes Sprühen überschaut!
Ach tief verschleudert Rauschen im Geräusch der Stadt!
Und Weib, — durchschäumt von ihm und nach ihm wieder glatt!

AUGENBLICK

Auf dem Platze zwischen unbekannten Häusern
Steh ich stille, ruhig hält der Raum —
Glasig härtet sich der Sonnenschaum
In den steilen zimmerschwarzen Fenstern,
Auf dem Pflaster steht vergangner Tritte Flaum —

Ich vergesse meinen langen wildbewußten Straßengang,
Mich durchgeht, umgeht nur bleibendes Gerank
Meines Atems, Füße fühlen in die Steine,
Zwischen Bergen wie ein Baum —

Else Lasker-Schüler:

VERINNERLICHT

(Joh. Haubrich gewidmet)

Ich denke immer ans Sterben,
Mich hat niemand lieb.

Ich wollt, ich wär still Heiligenbild
Und alles in mir ausgelöscht.

Träumerisch färbte Abendrot
Meine Augen wundverweint.

Weiß nicht, wo ich hin soll
Wie überall zu dir.

Bist meine heimliche Heimat
Und will nichts leiseres mehr.

Wie blühte ich gern süß empor
An deinem Herzen himmelblau,

Lauter weiche Wege
Legte ich um dein pochend Haus.

Albert Ehrenstein:

DIE GÖTTER.

Ein gebeugtes Hungertier,
Bettler vor den Tischen,
im Krampf der ewig hohlen Hände
ersehnt' ich Mädchenlende.

Müde dann bachstelzenden Trippelgangs
einer leicht Fertigen,
Schlammstatue auftauchend aus Schlaf,
fleht' ich zu Reinen.

Aber die Göttinnen,
lichtumgossen, duftbeseelt,
Blumen, die den Nachttau trinken,
die Herzverehrten
gesellen sich lieber den Zwirbelbärten.
Kein Segel blüht mir im Winde.

Und Sturm ward. Meine Freunde,
die Haare verschnitten, die Füße vereist,
dem Werk entritten, leibverlöteter Geist,
stallwachend beriechen Roßäpfel zur nächtlichen Stunde.
Oder verstummt in Verstümmelung,
die entwandelte Hand vom trauernden Mantelärmel umlodert,
krückten sie sich die Wand entlang,
bis sie die Erde verschlang.

Klagend ließ ich auch sie,
niemand liebt mich auf Erden,
so lechze ich nicht, mein Blut zu vergießen,
niemand freut sich der Spende.

Schmerzgebild aus Grauen und Gram
nicht mehr tröstete mich die Wiese,
der Heimat zärtlicher Halm,
im Traume floh ich ins Dschungel.
Nicht da, nicht dort!
Ein Königstiger auf Java,
stark und sein eigener Gott,
— zerkrümmt verging ich unter seinen Pranken.
Letzter Atem entsank.
Die Seele stieg. Nicht hoch.
Hinsirrend über fahle Moore,
im schwarzen Schwarm der Schatten,
fern den herrlichen
Gestaden Gottes,
schaute sie nur die Götter.

Näher stob ich dem flirrenden Reigen,
hob mich betend hinan meinen Gott:
»Phoibos Apollon, neunfach umtanzt Dich der Tag mit rosigen Musen,
was klirrt Deine schicksalbehangene Schulter?
Niemand verletzte den Chryses.
Deine vergoldeten Priester beleidigen Dich?
Verseuchten Halbdichter den Vers, Zeithunde die Zeitung,
schone das schuldlose Volk,
gnädig umwandle Dein Reich,
erstick' uns nicht in Pest und gelber Verwesung!«

Antwortend umdrang mich unfriedlicher Berggesang,
»Ihr redet gern vom Glücke,
und lebet lustzerschabt,
doch hat euch viel geliebt, gelabt,
war es der Weiber Lücke.

Euch Zwerge wirbeln die Winde,
bis ihr am Felsen zerschellt,
ihr torkelt, trunkene Blinde,
von Asche zur Asche gefällt.

Über dem Schiffbruch irdischer Gewalten
wehen wir Götter selig dahin.
Euch frommt nach Feldgräueln brandschwarzes Erkalten,
Wir sind die Freude, Wir sind der Sinn.«

Da blickte ich alles versteinert.
Der greise Zeus verfolgt noch das Kuhweib,
sah Mohammed, ferne dem Gipfel des Sieges,
wegmüde zum Berg, der stets weiter zurückweicht.
Jesus Christus hütet das Holz,
starr genagelt ans Kreuz.

Vergebens war das Gebet der dreißig Gerechten.
Aus Mordnächten des Nordens
scholl unendliche Klage,
Jammer zerhackte mein Herz,
Israel winselt im Winter,
der Ewige
beschneidet sein Volk.
Gegen den unerbittlichen Dornbusch warf sich die Seele,
ob sie dem Zorn sich als Opfer empfehle:

»In den Marmorbrüchen von Carrara
dünkte sich dein Volk geboren,
Eckstein ward es dann den Hunden,
auserkoren! auserkoren!

Du hast es gesendet,
unter die Füße der Kampfelephanten deines Grimmes!
In dir ist es beendet,
Wer hat dich geboren?«

Nicht nahm er mich an,
aus unerforschlichem Nebel-Nirwana
überkam mich im Grauen der Gruß des Suddhodana:

»Die ihr herrschet: lebt, ihr kennt mich nicht.
Was da ißt, sieht sein Gesicht.
Sterbet bis ins wärmste Seelenherz!
Schmutz ist Leben, Erde Schmerz.

Raum, du Trübsal,
Wahn die Zeit,
im Weltwirrsal
sei der Tod gebenedeit.«

Sprach der Teufel traumesschlau:
»O, wie leicht verweht selbst dieses Blau!
Im Wunder seid ihr Götter nicht bewandert.
Keiner ist Meister des Baus,
Da immer das Heiligtum hinwelkt.
Auf den Häuptern des Asketen paaren sich Insekten!
Ist euch Vormenschen das Ewige unerreichbar,
knirscht nicht vor Göttern um irdische Hilfe.
Die zeitliche Losung keimt auch in euerem Hirn.
Im Hahnenkampf der Völker
anschwillt manch Vaterland.
Tiefere Schmerzen pflanzt in Heldenzähne der Geist.
Nicht jung mit den verbrauchten Schatten
hinwandern über die Wiese!
Erst wenn euch Vergehenden der Tod nicht mehr gilt,
atmet, Assassinen, die Amok-Luft
in wahren Kämpfen mit Barbarenzaren,
aller Welt Geldfürsten.
Erdherrn, die nach Übermacht dürsten.
muß man die Glut
löschen mit ihrem Blut.«

Und rettete steil ich mich aus dem Traum hervor,
ich, auch ich, ich habe gemordet!
Bitteres essen die Menschen.

Ferdinand Hardekopf:

SPÄT

Der Mittag ist so karg erhellt.
Ein schwarzer See sinkt in sein Grab.
Dies ist das letzte Licht der Welt,
Das bleichste Glimmen, das es gab.

Aus Sümpfen schwankt Gestrüpp und Baum.
Die Birken-Nerven ästeln weh.
Die Zeit erblaßt, es krankt der Raum.
Tot steht das Schilf im toten See.

Die Luft strömt grau ins Mündungs-All.
Der Rabe schreit. Der Wald schläft ein.
Mich trennt ein rascher Tränenfall
Vom Ende und der Flammenpein.

Theodor Däubler:

SIMULTANITÄT

STIL ist Schicksal: wir können unseren Stil nicht selber wählen. Früher zeichneten die Baumeister ihre Pläne mit freier Hand, heute regiert das Lineal und das Reißbrett: daher wird eine großzügige Einfachheit den Stil, der kommt, bestimmen müssen! Wagner in Wien, Loos in Wien, Peter Behrens, Martens in Berlin, Poelzig in Breslau, Franklin Wright in Chicago sind bereits moderne Architekten. Wo ist da unser Stil? Wo ist bei ihnen das Gemeinsame? Im Säuberlichen, in dem, was sie weglassen, in der gemauerten Selbstkritik, die sie uns bringen. Übrigens will ich von Simultanität, noch nicht von Stil sprechen!

Die Gründerjahre sind der Ausdruck der bürgerlich-unsittlichen Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert. Jeder angestiefelte Emporkömmling konnte seiner Frau zu Weihnachten eine Gotenburg schenken, jeder Streber als Baumeister hatte auf der Kunstschule das Recht, Neigung zur Renaissance zu fühlen, oder sich Rokoko zu wünschen, der Protzenbauer durfte sein Dorf durch ein Stadtgebäude verschandeln: anstatt sich zu Hause zu verkriechen, errichtete er sich eine Wohnstätte, die zugleich ein Wahrzeichen öffentlichen Ärgernisses, seines schlechten Beispieles wurde. Versicherungsgesellschaften ersetzten bald die himmlische Vorsehung und schafften das warmnestige, hergebrachte Strohdach ab, so bedauerlich das ist, so können wir uns doch nicht dagegen auflehnen, hier spricht ein ordnendes, modernes Prinzip mit, dem Schicksal wollen wir uns nicht entgegenstemmen. Freilich gibt es imprägniertes Stroh, nur ist man etwas spät darauf gekommen!

Unsere alten Städte brauchte man aber nicht zu brandschatzen, das Neue hätte weniger erbärmlich ausfallen müssen, zumal die

Monumentalarchitektur: der Ring in Wien ist eine Triumphstraße akademischer Plumpheit! Vom prunkvollen Berlin ist besser überhaupt nicht zu sprechen.

Die Akademie im vergangenen Jahrhundert war ein arges Verbrechen: die Kunstbeflissenen haben die Tradition erdrosselt und unreine Gespenster beschworen: die historischen Stile. Was erreichen die staatlichen Kunstschulen anderes, als daß ein unberufener, unbegabter, unbemittelter Knabe ein Schädling in der Kunst auf Lebensdauer wird. Das Ergebnis des Pontifikates aller Mittelmäßigen: unser herrliches, großes Deutschland hat durch die Gründerjahre mehr gelitten, als im Dreißigjährigen Krieg. Wir möchten die Heimat keinem Gebildeten mehr zeigen, weil sie die vorige Generation geschändet hat, wir selber können es zu Hause kaum mehr aushalten, so entsetzlich sieht es zwischen Mosel und Memel aus. Wir bevölkern ein häßliches Land.

Der eigentliche Grund zu diesem schrecklichen Elend liegt somit in der Erwürgung der Überlieferung. Anstatt also den damals herrschenden international klassizistisch entwickelten und doch in jedem Land lokal geprägten Stil — bei uns war's der biedermeierische — falls nötig, durch alte, früher fallen gelassene Erfahrungen jung zu beleben und dadurch schöpferisch einzusetzen, gab man das Schöne, das Lebendige auf und baute von damals an nach Stilvorlagen, Baurezepten aus allen Zeiten und Ländern, unbeholfen, unfähig, Vergangenes aufzunehmen, stümperhaft, dumm und dreist weiter. Oftmals ward das, was mit Griechischem zu tun hatte, nicht mehr als heimisch befunden, überdies gab es in Frankreich etwas Ähnliches wie das, was bei uns gut und erprobt war, den Stil Louis Philippes, folglich sollte unsere Tradition untergehen, denn man wollte heimatlich bauen, das heißt: mindestens wie vor dem Dreißigjährigen Krieg, womöglich wie vor der Reformation, und dabei entstand als Heimatsgebilde der Kitsch, der entsetzlichste Wechselbalg auf Erden. Hatte man aber einmal Altnürnberg verballhornt, an allen Ecken des deutschen Landes emporgiebeln, mit Kinkerlitzen die schönen Städte verunstalten gesehen, so konnte man ja auch zum italienischen Palazzo greifen; das war aber das allerunanständigste, landschaftfeindlichste: kurz, Deutschland sollte verdorben werden. Fünfzig Jahre erbärmlicher

Häßlichkeit: romanische Erinnerungskirchen, alexandrinische Parlamentsgebäude, Mietkasernen in der Manier von Versailles, Königsschlösser im Hochstaplergeschmack wucherten, krampften sich aus dem schlichtesten, gottergebensten Boden empor. Ein Jammer ohne Ende, ein nie zu tilgendes Verbrechen gegen die erlauchten Vorfahren. Und heute? Sind die Gründerjahre, die vorgründerjährige historisierende Gerümpelbauerei überstanden? Überwunden bestimmt, aber überstanden noch lange nicht!

Die Wiederbelebungsversuche der Gotik zur Zeit der Romantiker waren zuerst recht geschickt angepackt oder ziemlich harmlos; erst die Bewegung für den Aufbau alter Münster, die sie in die Wege leiteten, wurde schwer bedenklich. Schließlich setzte man die Vollendung des Kölner Doms durch: welches Verhängnis! So geht es aber immer, wenn Dichter sich mit bildender Kunst befassen, sie verstehen nichts und verderben, was sie anfassen!

Es ist hier nicht der Platz, um die tragische Ruine des steinernen Hohelieds am Rhein zu klagen. Der Kölner Dom war unvergleichlich, er ist aber auch heute ein bewunderungswürdiger Bau. Er kann nicht immer freigelegt bleiben, die Züge werden vielleicht noch rechtzeitig elektrifiziert werden, hoffen wir, daß des Bahnhofs Nachbarschaft ihr Zersetzungswerk nicht bis zu Ende führen kann! Traurig ist es eigentlich, daß die Durchführung des Dombaues gelungen ist und dadurch Veranlassung gegeben wurde zu anderen bösen Turmaufreckungen, zu allerhand Gotisierungen, die durchaus unzeitgemäß waren. Für den Dombau zu Köln war ein Stab von Meistern, eine Gilde von Handwerkern nötig: die berühmte Schmidtsche Bauhütte entstand. Überraschend bleibt, wie liebevoll zu Anfang das Längstverjährte wieder aufgegriffen, behandelt, ja verstanden wurde; aber, wie gesagt, das, was gelang, gereichte schließlich bloß zum Unheil. Sowie einmal der Dom fertig werden mußte, konnte es nur unversorgte Gotiker mit Familie geben: eine ganze Reihe nicht heimatberechtigter, zeitlich unmöglicher Architekten blieb übrig: man denke, eine ganze Schule war da. An ein Abstreben der Gotisierer war also nicht zu denken, überdies gefiel der Dom so gut, daß von nun an, nach dem großen Beispiel, überall im Lande gotisch gedacht, in Gotik gemacht, gestümpert und gelogen wurde. Immer tiefer sank

man, bis zum Reichspostamt in Backsteingotik. Und zwar über Land und Meer. Eine Schmach brach über uns herein, die nicht wieder gut zu machen ist. Kunstgelehrten ging das Licht für das Mittelalter auf, man denke: Historiker und das gotische Bekenntnis, Schulfüchse und die romanische Inbrunst!

Ich will bloß einige Nationalunglücke, die uns beschert wurden, anführen: die Verunglimpfung von Stadt und Kirche Ulm. Die Verirrung zu Marienburg. Die wiederholten Anschläge gegen das Heidelberger Schloß. Die Auslieferung der Ruine Hohkönigsburg im Elsaß. Das Verbrechen an Meißen. Die Bedrohung des Hradschins in Prag. ⟨Die Toren sehen nicht, daß die prachtvolle Horizontale der Hofburg bereits mit einem stecken gebliebenen Veitsdom rechnet.⟩ Die Zurechtrichtung sämtlicher ehrwürdiger Kirchen in Köln. Die mondsilbrige Innerlichkeit von Sankt Gereon ist nicht mehr. Maria im Kapitol kann man nur noch abends betreten. Und so geht's endlos weiter. Wo es etwas Erhabenes in Deutschland gab, dort hat man herumgetiftelt, geschmiert und ausgebessert, bis nichts mehr übrig war. Handlanger des Materialismus haben die steinernen Offenbarungen unserer Mystiker vergewaltigt. Deutschland, was hast du über dich ergehen lassen! Wir religiösen Menschen protestieren gegen die Willkür, die Unbotmäßigkeit, mit der man sich über Erbgut macht, Herrliches bis zur Unkenntlichkeit wäscht und lackiert, Erhabenes ausrottet. Heiliges Köln, du bist nicht mehr! Heiliger Dom, wohl bist du noch schön, furchtbarer Mitschuldiger an der Verpfuschung Deutschlands, könnte ich dir fluchen? Wie ein Gletschergebirge sah ich dich, von Mühlheim aus, ins Augustblau tausendzackig funkeln. Das industrielle Großgewölk konnte nicht bis zu dir hinüber. Unweigerlich gipfeltest du, Dom, mit steinernen Sehnsuchtshälsen über alle Menschlichkeit empor ins ewige Sanftblau. Lilasilbriges Eigengewölk umhalste dich in riesenhafter Schwanenhaftigkeit. Du wußtest, daß du ein Berg bist, denn du hattest Nebel und Wolken, du wußtest, daß du zuerst abkühlen würdest, um dann der Stadt Nachtkühle zu spenden. Du bist ein Sinai, Kölner Gebirgswelt, Bekennerhand hat dich aufgebaut, du bist der Berg aus unseren Gesetzen hervorgetürmt: du, du birgst unsere heilige Wolke in Pfeilerhut.

Ich habe den Kölner Dom betreten. Ein Schritt, und ich war in

eine himmelhohe Sphäre entrückt. Nur zufällig bist du, Heiligtum, bei uns zu Gast. Kölner Gletscher, bist du aus einer Region kristallener Vollkommenheit zu den Menschen emporgeflogen?

Wenigstens um zwanzig Jahre zu spät: was soll heute noch eine Jeremiade über die Gründerjahre! Wir werden wieder aus der Not eine Tugend zu machen wissen, ich mußte daher eine Gründerjahreinleitung schreiben! Denn in dieser grauenhaften Epoche liegt die künftige Simultanität unseres Stilempfindens eingewurzelt.

Den Beweis, daß man auch historisierend Gutes leisten kann, erbrachten, außer dem Dombaumeister Schmidt, noch Hansen und Semper. Wie steht's mit einer Klitterung, Verschmelzung eklektisch wiederbelebter Stile durch großstadtmäßige Zusammenfassung? Auch das geht! Siccardburgs und van der Nüll haben Wien in seiner Oper gelungene Gemeinschaft der Stile beschert. Garniers Pariser Opernhaus ist gleichfalls sehr präsentabel. Die Wohlbeleibtheit von Pollaerts Justizpalast in Brüssel läßt auf eine Schwangerschaft hoffen. Calderinis Justizpalast in Rom ist nicht so hoffnungslos, wie man vielleicht zuerst denkt. Schade, freilich, daß er die Engelsburg drückt und die Wirkung der römischen Hügel schmälert. Hier kann aber vor allem Messel nicht übergangen werden: in dieser Gesellschaft ist er sicherlich der Hervorragendste. Wo knüpft er an? Bei portugiesischer Gotik? Beim Flamenstil? Oft scheint er Streifzüge durchs Barock zu unternehmen, dann setzt er sich etwas abseits vom Empire fest, schließlich aber versteht er Langhansens Klassizismus. Und darin liegt seine vorbereitende Arbeit. Auch in der naturalistisch eklektischen Mailänder Bildhauerei, zumal beim Fürsten Trubetzkoj, finden wir, so schlecht sie auch noch bleibt, bereits Ansätze zu einem Stil der Simultanität: da fällt einem auf einmal das Erhaschen fremdartigster, grundverschiedener Konnexmöglichkeiten auf irgendeiner verkraust impressionistische Steinlaune mit gotischem Hierarchiegefühl. Oder renaissancehafte Ausgewogenheit einer Hausabsicht befenstert sich geschickt kleinerkerig maurisch.

An der Unmöglichkeit, einen Stil gewaltsam zu gebären, zweifelt wohl niemand mehr. Van der Velde selbst ist viel zu sehr Künstler, um das nicht als erster einzusehen. Leider ist er nicht ganz frei von Schuld an den gekrümmten Häusern in Belgien und Frankreich. Bei

uns hat der Jugendstil rasch ausgewütet, in Italien steckt eine ähnliche Pest, das Floreale, noch immer von einem Haus aus die Nachbarschaften an.

Zu einer Entscheidung in Stilfragen fühlt sich wohl jeder Mensch mit etwas Geschmack gedrängt, wenn er den Denker des riesenhaften Rodin, der das Wesen der Bäume und des Wassers in einem Lübecker Privatgarten zu überdenken imstande ist, in Paris vor dem Pantheon aufgestellt sieht. Nein, das ist dort bloß noch ein Gedankenhervordrücker, ein Klumpen Erz, der das ganze Pantheon beeinträchtigt. So geht es nicht weiter: entweder zurück zu einem intellektuell wiederbegründbaren alten Stil oder über Rodin hinaus in eine schwingerische Architektonik. Wahrscheinlich sollen wir bald beides erleben. Wie viel Richtungen werden zugleich Wurzeln setzen können, traditionsfähig werden? Mindestens zwei! Eine, die sicherste Richtung, wurde bereits eingeschlagen, nur führt sie nicht zum Pantheon, sondern sie geht vom Brandenburger Tor aus. Denn Peter Behrens' deutsche Botschaft in Petersburg ist eine Tat. Die Ausschaltung der historisierenden Gründerjahre, der Anschluß an große Überlieferung mußte geschehen. Welches lebendige, witterungsfähige Wachstum wird uns wieder beschert! Behrens, Schinkel, Klenze, Langhans, Gilly, Scamozzi, Palladio, so heißt vorläufig die Reihe. Ein Weg zu Baldassare Peruzzi und Donato Bramante kann gefunden werden.

In Goethes Faust, in der Sage, ist Helena bloß ein Gespenst. Ein Gespenst, das in Deutschland ganz kurz aufgeisterte, das aber auch in Italien nach fünfzig Jahren wieder weg war. Gar vieles, was die Renaissance geschaffen hat, wurde bald zerstört, Leonardo spürte am deutlichsten den Geruch vom Gespenst, er wollte seine Werke kaum vor dem Verschwinden bewahren. Sogar sein Leichnam ging verloren.

Die Wiederbelebung der Klassik an Arno und Tiber hat in Deutschland Moden geschaffen, Steingewänder umgestaltet, in den Humanisten, in Holbein dem Jüngeren Kronzeugen gehabt, Dürer umzaubert, aber wirklich umgeboren, verheidnischt, hellenisiert hat sie niemals. Übrigens ging sie mehr aufs alte Rom als auf Athen zurück.

Deutschland enthält aber die wirkliche Erweckung des Griechen-

tums: sie stammt von Winkelmann und Lessing. Sie kann Jahrhunderte überdauern.

Wir sind unseres Klassizismus in der Baukunst allerdings vorübergehend beraubt worden, in der Malerei jedoch nicht: da blieb die Kette geschlossen. Schwind, Cornelius, der große Genelli, schließlich auch Piloti, vor allen aber Feuerbach und der herrliche Hans von Marées verbürgen uns heilvolle Besonnenheit bei der Heimsuchung auf Erden, heimatliche Unterkunft über den Sternen und bei den Quellen, hellenisches Verantwortlichkeitsgefühl vor der Form. Wie durchaus liebesbewußt und streng ausführlich steht ein Bildhauer, Schadow, auf marmornem Sockel vor unseren Augen. Heute ist der entschiedene Vertreter der Richtung Adolf Hildebrand. Auch August Gauls Werk richtet sich vortrefflich im klassizistischen Berlin ein.

In Frankreich ist die Folge der nach klassischem Beispiel schaffenden Künstler noch imposanter: das großartigste Bauwerk nach antikem Vorbild wurde, nach der Madeleine, der große Triumphbogen. Aber gerade in Paris mehr römischer Auftakt als Griechentum. Rude zumal ist ein nachgeborner Römer: seine »Marseillaise« ist das bewegteste Epos, das sich bildhauerisch überhaupt beherrschen läßt Die Trajanssäule trägt im Vergleich eine Rinde von Kleinplastik Die Truppen Constantins folgen auf dem römischen Triumphbogen einem Schlachtruf, während die »Marseillaise« von Rude simultan Ruhm, Siegesjubel, Schlachtgeschrei, Freiheit, Völkererlösung symphonisch zusammenrafft und in die Welt, die hören und staunen kann, hinausschmettert, vor den Blicken von Mensch und Sternhimmel verkündet. Diese Kunst ist endlich aufbrecherisch, in Pergamon wogte erst Aufruhr empor. Auf Rude folgte das Raubtier durch Barry, die barocke Tanzerregbarkeit eines Carpeaux, das Halsbrecherische in den speziell genialen Werken Rodins. Aber gerade in ihm, im Meister von Meudon, wird eine griechisch verinnerlichte Sehweise immer deutbarer: Rodin wirft bald die windbewegten, stürmischen Hüllen seiner Problematiker in Stein und Erz ab, und seelenvolles Nacktsein offenbart eine geheimnisreiche Formergriffenheit: sie führt zurück zur Schweigsamkeit, die vor Pappeln um Stille zittert oder bei Zypressen die Ruhe wirklich gefunden hat. Ingres war immer gefaßt. Welche Beruhigung, ihn im Anfang des vorigen Jahrhunderts, im Anschluß

an den auftreterischen Römer David zu wissen. Eigentümlich: in frühern stileinheitlichen Zeiten gewährte der einzig herrschende Stil allen Temperamenten Obdach, nun aber ist es anders: jedes Temperament schließt sich an seinen Lieblingsstil an. Desto wichtiger, daß der klassische miterhalten bleibe, wenn neue Ausdrucksweisen über uns hereinzubrechen scheinen! Vielleicht setzen wir bloß die Simultanität der Stile für die Simultanität im Stile.

Betrachten wir die Erhaltung der Klassik in Frankreich noch weiter: Paul Chenavard hat Massenwirkungen von Menschen und Genien für die Ausschmückung des Pariser Pantheons zusammenzuhalten gewußt. Nur überkommne Kenntnisse konnten so ein Gesamtgebilde überhaupt ermöglichen. Leider kam es nicht zur Ausführung des Werkes.

Chassériau, ein michelangelesker Freskotechniker, war ein gewaltiger Vorläufer von Puvis de Chavannes. Seine Hauptwerke befanden sich leider in der Cour des comptes und sind abgebrannt. Was gerettet werden konnte, steht im Louvre. Fresken von ihm gibt's in verschiedenen Pariser Kirchen.

Couture soll nicht übergangen sein. Er konnte Riesenflächen großartig ausfüllen: auch war er der Meister einer ganzen Generation. Cabanel dürfen wir hier auch nicht vergessen. Er war kein nüchterner Akademiker, sondern ein lebhaft begabter Klassizist. Sein Landschaftliches ist sogar häufig voll von davongrünenden Unsagbarkeiten.

Puvis de Chavannes: der größte Visionär des vorigen Jahrhunderts. Er bringt uns verschleierte Überwelt sehr nahe. Puvis erfüllt seine Wände mit christlicher Einfalt und primitiver Hilflosigkeit, ergänzt sich aber im heidnisch Allegorischen. Eine langatmige Simultanität. Vielleicht die erste: sie stammt von Dante, die Renaissance erfüllt sich in ihr höchst reizvoll und überlogisch.

Also es gibt noch eine klassische Überlieferung! Eine Zeit der Stilwirrnis, der Geschmacksverwilderung, künstlerischer Unsicherheit kann nur durch einen intellektuellen Stil zur Gesundung gelangen. Mittels einfacher Begriffe müssen wir klarlegen, was anständig ist, was verwerflich. Ich spreche immer von Bauwelt, in der Malerei wirkt die Kritik viel lebhafter sichtend und gebührlich einstellend. Schlechte Skulptur kann Plätze verunstalten, aber niemals Verwüstungen

anrichten. Darum könnten wir dort anfangen, wo Brunelleschi die mit Donatello dem Verstand zu seinem Recht in der Kunst verhalf: bei der Sakristei von San Lorenzo.

Vielleicht ist man aber immer noch so weit, daß unsre besten Architekten sich sogleich in Schinkel einzufühlen vermögen: dann würden wir im Nu die ganze Tradition wiedererobert haben und beherrschen. Dann wäre auch das fünfzehnte Jahrhundert Toskanas demnächst eine Bereicherung mehr, kein Beginn! Italienische Probleme waren aber niemals wichtiger als soeben. Eines sollen wir nicht vergessen: Deutschlands schöne Zeile, die Ludwigstraße, führt nach Florenz. Wohin mochte wohl die Maximilianstraße gewiesen haben? Zu den Tudors nach England?

Es ist wahrscheinlich, daß der Klassizismus zuerst Berlin zurückerobern wird. Möller van der Bruck hat recht, wenn er dort die Vorbedingungen dazu erkennt und feststellt. Übrigens hat das klassizierende Potsdam und was von Berlin noch übrig ist nichts mit Florenz zu tun. Palladio ist da viel eher der große Ahnherr. Überhaupt die Po-Ebne! Könnte das norddeutsche Tiefland nicht in dieser, nunmehr ganz seiner eignen Richtung fortschreiten und dem hügligen Süden sein Toskanisches überlassen?

Soll das unsre Zeit erfüllen? Bevor ich »nein« sage, möchte ich noch den Grund anführen, der dem Klassizismus am entschiedensten das Wort redet. Warum sollte unsre Zeit auf allen Gebieten neugebärend sein? Sollten nicht aufgepeitschte Menschen gerade eine Wohnstätte ihrer Herkömmlichkeit besonders lieben, einem neuerungsbesessnem Aufenthalt, dem sie sich schicksalsartig ausgeliefert fühlten, unbedingt vorziehen? Sollte nicht Kunst gerade jetzt eine Sendung zur beruhigenden Überlieferung übernehmen können! Einer schnelldahinlebenden Zeit eine letzte Kunst: letzte im Sinne von Ewigkeitswittern.

Diesen Standpunkt vertrete ich eigentlich vollauf: aber ich bin trotzdem beunruhigt, weil uns der Simultanismus erfaßt hat. Allerdings versagt er in der Baukunst noch vollständig. So wenden wir uns zur Bildhauerei und Malerei, seinem ungefährlicheren Kampfgebiet. Folgendes schicke ich voraus: Simultanität ist unser gefährlicher Reichtum, der Charakter ist Expressionismus!

Man kann zugleich erhoben sein und schimpfen, loben und beinahe die Hoffnungslosigkeit als das Beste ansehen. Die simultanistische Überfülle von Gelerntem, nur flüchtig Aneigenbarem, führt zu Abstraktionen, nervischen Erkenntlichkeitszeichen mehr als zu erschöpfendem Wissen, Eingeweihtsein. Wir tragen ganze Namenregister herum, auch lieber auf den Tastorganen, als im Großhirn: hinter jedem Namen eine Wichtigkeit, oft ganz winzig, aber doch stenogrammatisch in uns eingesetzt, versponnen. Ein Impressionismus im Geistigen? Kenntnisse sind nicht mehr Pfeiler unsrer Kultur: wir spielen damit, setzen sie nach dem Schönheitsgefühl willkürlich, aber eigenrhythmisch ein: wir barockisieren. Die Wirkung nach außen ist so gering, bauen wir unsre Innenräume aus, Treppenhallen brauchen wir: die neuen Erlebnisse sollen bequem in unsre Empfangsräume emporsteigen können. Wir erwarten sie in der Bibliothek. Der erste Barockbau war Michelangelos Laurentiana. Barock: wir waren überall. Wo der Schnellzug uns nicht hingelangen ließ, kerbten wir uns doch ein: die besten Wiedergaben stehen zur Verfügung.

Barock: Petersplatz Palmira, Borromini Petra, Bernini Timgad, Fontana Trevi Baalbeck, Sant Andrea delle Fratte Heliopolis. Die Jahrhunderte dazwischen sind versunken: wie sollten sie auch nicht verschwinden, wir haben doch den Raum überwunden. »Mon âme est triste, hélas, et j'ai lu tous les livres« kennzeichnet Mallarmé.

Wir, die wir die Verantwortung in der Kunst tragen, ziehen durch unsre verbauten, in Schutt gelegten Städte und suchen nach verschonten Winkeln, schließen Augen und Ohren streckenlang, bis wir zu einer versteckten anheimelnden Stelle kommen, freuen uns plötzlich über etwas Neues, das verspricht, und dabei vergessen wir absichtlich was uns beleidigt hat, schlucken hinunter, übersehen, sind einsichtig, nehmen mit in Kauf: Einheit finden wir ja nicht mehr. Aber einzelnes lieben, hegen wir inbrünstig, zittern um seinen Fortbestand, sind simultan bei allerhand ähnlichem, das räumlich entlegen ist, und wir glauben noch an eine Einheit. So haben die Gründerjahre das simultanistische Empfinden gefördert.

Oder man ist ein unbeirrbarer Museumsbesucher. Man erinnert sich auch der Bilder, bevor sie restauriert, gewaschen und lackiert waren. Trübsinnige Betrachtungen! Aber schließlich: einige blieben

bisher unberührt. Sogar von den größten Meistern. Doch nein: da ist wieder eins aus dem Rahmen gehoben: leb wohl, auf Nimmerwiedersehen! Aber schließlich, es hilft nichts: irgendein Eckchen wird übersehen, verschont bleiben! Rembrandt: hier noch Spuren von Lasur, εὕρηκα, das, um was sich das Genie am meisten abmühte, ist noch sporadisch vorhanden. Sogar ein van Dyck hat zufällig in dieser Galerie noch seine vornehme Eleganz. Wie muß dieser Tizian herrlich gewesen sein! Was war einmal Rubens! Auf zwanzig Bildern noch so viel Stellen übrig, daß man sich ein Bild von ihm machen kann. Hier dieser unbekannte Venezianer: nur nicht verraten, daß man weiß, wer es ist, sonst sieht man das berühmte Gemälde als Untermalung wieder. Nun ein Trost, ein großer: das Museum ist dazu da, daß die alte Kunst verschwinde. Folglich wird es eine neue geben! Und in Cincinnati wird man dereinst den letzten deutschen Meister entdecken, der nicht verhausert ist. Jubel und Wehmut, frühere Geschlechter kannten euch nicht in so verheißungsvoller Verquickung!

Wir, in denen die Elemente, die der neue Stil zusammenfassen wird, in Gährung sind, bleiben selbstverständlich die wichtigsten. Aber sehen wir auch auf breitere Kreise, die uns einst verstehen werden.

Die vielseitige Beschäftigung mit interessanten Dingen, sachgemäße Erfüllung einer Brotpflicht, ohne eigentliche Vorliebe zum Beruf, die Lektüre von Zeitungen verschiedener Schattierungen, Kenntnis lebender und toter Sprachen, alles das veranlaßt simultanistische Elastizität. Dazu reist man sehr viel, lebt der Wissenschaft und bleibt dabei unbeirrbar gläubig, erfüllt andrerseits als Sozialist vollkommen seine Militärobliegenheiten: alles das ist im Grunde ausgesprochen neuzeitlich.

Schließen wir mit psychologischen Erläuterungen des modernen Phänomens ab. Simultanismus ist ein Zustand: das wichtigste Element für die großzügig künftige Horizontale. Wir werden breitspurig, geschwind, geschmeidig, empfänglich für Einflüsse und Eingebungen bleiben. Der Wille zum Stil, der schon vorhanden ist, wird diese Unterlage bestätigen, festlegen. Von den erzielten Ergebnissen jedoch an andrer Stelle.

Ein paar Zeilen Geschichtliches: die frühesten Schöpfungen, die wir

heute simultanistisch nennen mögen, gehen wahrscheinlich auf Delaunay zurück. Das erste Bild, das sich »Simultane Visionen« nannte, ist von Umberto Boccioni, der somit das Wort zuerst in dieser Auffassung gebraucht hat. Es sollte eine Feier der Geschwindigkeit, des modernen Großstadtbetriebes, einen neuen Fieberzustand, erweckt durch die wissenschaftlichen Errungenschaften, zusammenfassend bezeichnen. Simultanität, heißt es bald darauf in einem Futuristenmanifest, ist die Bedingung, unter der die verschiedenen Elemente, die den Dynamismus ausmachen, in Erscheinung treten.

Marinetti schrieb darauf eine Abhandlung über Simultanität in der Dichtung. Wir brechen ab.

Richard Wagners Ideal vom Zusammengehen von gesungenem Drama, Orchester und Plastik bedeutet den entscheidenden Schritt im Sinne der Simultanität. Der Futurist Luigi Russolo sieht in der Musik überhaupt ein Prinzip der Simultanität, das er ganz erschließen will.

Möglicherweise wird ein bewegter Stil zuletzt in der Baukunst durchbrechen: damit hat's auch keine Eile. Im Gegenteil, lassen wir die klassizistische Richtung ruhig Oberhand gewinnen: vor allem tut Gesundung, Beruhigung not. Freilich, etwas wie Kantenbarock hängt längst in der Luft: was wird man dereinst noch in Eisenbeton gießen! Die Phantastik mag kommen, aber erst wenn sie, weil ihr Stil bereits vorhanden, selbstverständlich emporraketen und sich abstrakt verblättern kann.

Ein gotisches Element mag immer bei uns zugegen sein, oft hält man aber für gotisch, was viel eher barock ist. Jeder sollte sich selbst darin einer Prüfung unterziehen: am besten nimmt man Bücher von Gurlitt, von Wölfflin oder Riegl vor. Eine Klärung ist da sehr ratsam: gegen Barock besteht vielfach ein hergebrachter oder auch gedankenloser Widerwille, der unberechtigt ist. Leider sind gerade die Jüngsten in diesem Vorurteil befangen.

Selbstredend sind Bezeichnungen wie gotisch und barock auch hier nur vorläufige Hilfsausdrücke. Der neue Stil ist zwar im Keimen, aber noch nicht da, wir können daher bloß annähernd mit geläufigen Worten kennzeichnen, was wir meinen. So gleicht man den Eltern, die schon vor der Geburt des erwarteten Kindes streiten, welchen

Namen es bekommen soll. Augenblicklich sind Simultanität, Futurismus, Expressionismus am häufigsten im Umlauf.

Wir hoffen zuversichtlich auf ein starkes deutsches Element im künftigen Kulturwerden, besonders in der Baukunst. Die Vorarbeit ist aber in der Bildhauerei und Malerei geleistet worden, und zwar hauptsächlich in Frankreich.

*

Wenn wir zu Anfang des Aufsatzes sagen: Stil ist Schicksal, so war das in keinem fatalistischen Sinn gemeint. Vom Simultanismus wollen wir nochmals betonen, daß er ein unabwendbarer Zustand ist, nach diesen beiden Festlegungen können wir moderne Folgerungen ziehen. Es ist Kulturarbeit, sogar die tristen, unwürdigen Elemente unter Menschen aufzubrauchen, zu verwerten. Kunst kann geradezu Erlöserin sein: eine Schmach der Seele, das Charakterwidrige in jeder Zeit muß schöpferisch aufgesogen, erfinderisch emporgegipfelt werden. Niemals wie heute soll ein Stil auf gefahrvoller unsicherer Grundlage Notwendigkeiten in Begeisterung übertragen, Zusammenwirkendes emporgiebeln lassen. Was jemals bestand, alles Neuhinzugekommene verlangt es, in Menschenhand ein einziges Ergebnis zu werden. So kann den Eklektizismus höchstens der Anständigkeit wegen bei so schwerer Aufgabe als vorläufig hingenommen werden. Uns sind aber Gesamtprägungen beschieden. Urwüchsige Abstraktionen werden gen Himmel gotisieren, seltsam pflanzlich, geistig erleuchtet die Welt besamen. Aus dem gleichen Gewächs werden barockere Blätter unsre Heimstätten beschatten und treu und freundlich bis in die Stuben Gesammeltheiten fächeln. Also, ich sage: die gleiche Pflanze hat verschiedene Ausdruckswirklichkeiten.

Der kühnste Beschreiter auf solchen Wagnispfaden war im vorigen Jahrhundert Honoré Daumier. Der ganze Naturalismus ist die seelische Steigerung aus eigenem Elementaren geworden, Emporschwingen ohne Rückwärtsgriffe in verstaubten Krimskrams. Selbst die Romantik in seinem Don Quichote bleibt voll von Erdgeruch in ihrer hervorsteilenden Mondhaftigkeit. Daumier glaubt an die Sancho-Tragik. Sein Stil knauft sich im Ratapoil wirblerisch zusammen.

Rodins Balzac wurde nicht aufgestellt, er wartet noch in Gips, unter einem Vorhang, im Atelier von Meudon. Seine Existenz ist aber eine hilfreiche Tatsache. Er wurde bereits der Traum der absonderlichen Plätze, das Gespenst der Straßen, der panische Schreck der Parkeinsamkeiten vorbeirasender Großstädte. Denn die Warenhäuserkarawane steht nicht mehr an einem Fleck. Der versteckte Gipsklotz wirkt bis hierher. Er wird auf einmal als steinerner Gast unter uns erscheinen.

GLOSSEN

Die drei letzten Briefe an einen Toten.

I.

Ich begreife nicht, warum die wahren Deutschen noch nicht dagegen protestierten, daß die Alldeutschen sich Alldeutsche nennen. Sie sind doch so u n deutsch! Nichts ist doch bislang undeutscher gewesen, als Ungedanklichkeit und Hochmut. Und welches Deutschtum, ich bitte dich, haben diese allbetriebsamen Leute hinter sich? Auf welche Tradition dürfen sich diese plötzlichen Emporkömmlinge berufen, die nichts sind, wie eine ausgefallene Generation, Ahnen und Urenkel in einem, Insulaner ohne die Entschuldigung, daß sie auf einer Insel wohnen, Anabaptisten, die ihre Wiedergeburt feiern? Übertönt hier etwa nicht wie einst das wilde Geschrei einer kleinen, aber verderblichen Sekte? Ist dies etwa nicht ein und dieselbe Welt? Fällt je etwas aus ihr heraus? Und schleppen wir uns nicht, noch immer, mit dem Agens verflossener Irrtümer, über welche sich dann immer die Nachwelt so erhaben fühlt, daß sie ihr einen unerklärlichen Wahnsinn dünken? Oh, ich weiß sehr wohl, was man über kurz oder lang von den Alldeutschen sagen wird, aber es hindert gar nicht, daß sie heute die Unbesonnenen verwirren dürfen, und daß ihnen ein zu höchster Vervollkommnung berufenes Volk es verdankt, daß es verkannt und ungeliebt ist wie nur eins. Und keines ist doch von so weitem Flug, wenn auch keines so beschwert. Es ist das geistigste und geistverlassenste, das potenziell höchste, das effektiv gefährdeste, der Heimgarten aller Gegensätze, in welchem die blaue Blume tiefer aufleuchtet, zugleich wilder überwuchert steht, als irgendwo. Mit größerem Ernst, als dieses überduldsame Volk hat keines die Parole von der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, die seine stürmischeren Brüder prägten, zu Taten aufgegriffen, keines war so getragen von dem Gefühl, daß der eigene Niederschlag, die eigenen Verkommenen, das eigene Gesindel, der eigene Pöbel . . . zugleich die eigene Schmach einer Nation umfaßt, und schritt es da nicht schon gerade darauf aus, die Armut aus seinem Bereiche zu verbannen und die Entwürdigung der Niedrigen nicht mehr zu dulden? Auf eine Sanierung nach dieser Seite hin so bedacht, daß es andere Dinge übersah, wo andere Augen geübteren Blickes gar aufmerksam nach den Wetterzeichen schauten und sich vorsahen, damit, wenn der gefürchtete Sturm sich entfesseln sollte inmitten der Luft, die sie entzünden halfen, nicht s i e die Inkriminierten, nicht auf s i e das Odium fallen, nicht sie: Feuer! son-

dern: »Wir sind es nicht gewesen!« rufen dürften.

Ich tadle sie darum nicht! Es ist nur recht zu wissen, was die Geste wert ist, und man ist der Schlechtere nicht, weil man der Gerissenere ist.

Doch um so bedeutsamer bleibt, daß kraft seiner stetig sich veredelnden Arbeiterbevölkerung und eines Bauernstandes, der vielfach eine Adelsklasse für sich bildet, das politisch unreifste Volk dennoch in gewisser Hinsicht das demokratischste geworden war, denn wenn es auch keinen König hingerichtet hat, so wäre es dafür gegen ein »East-End« schon lange in Aufruhr. Es würde rebellieren, bevor es sich, wie das herrische London, eine ganze Stadt organisierter Slums, organisierten Verbrechertums, organisierter Elender — britisch subjects: auch sie — an die marmornen Flanken schmieden ließe, oder bevor es, wie das schimmernde, ewig holdselige Paris so finster umgürtet stünde, daß nachts die Apachen — Franzosen: auch sie — Wölfen gleich das Innere der Stadt wie ein feindliches Lager beschlichen. Denn sein Wohlstand kam den Enterbten weiter entgegen, in keinem Lande war die Armut so bedingt, nirgends hatte sich der einzelne Handwerker so individualisiert, seine Bildung so zu heben vermocht und so menschenwürdig gewohnt.

Und von einem solchen Volk hat jene kleine, allen vernünftigen Deutschen höchst fatale Sekte ein seelenloses Plakat hinausgegeben, das nun als typisch gilt, während es die Verneinung alles dessen begreift, was deutsches Gemüt und deutscher Himmel ist. So haben diese plumpen Parforce-Germanisierer sich vermessen, in Germaniens lauterem Angesicht freche, fremde, widerliche Züge einzuzeichnen, die es bis zur Unkenntlichkeit entstellen. An euren Früchten werde ich euch erkennen: »Zehn eiserne Gebote« heißt eine Broschüre, die ganz nach Art und Stil der Wiedertäufer, im Ton der Bibelparaphrase gehalten, ein Exempel für künftige Psychiater herstellt: »Jene reden von Mitleid und Schonung, ihr aber sollt eure Feinde vernichten! Krieger, werdet hart!« lehrt sie, um dann in folgender Saturnalie auszuklingen:

»Wir lieben den Krieg ...

Wir danken dem Krieg ...

Wir werden über den Krieg dahinbrausen wie der Märzensturm!«

Dies im Jahre 1915 nach Christi Geburt.

Ja, wer vor Ausbruch dieses Krieges starb wie du, der ist noch mit der Illusion gegangen, daß gewisse Ausbrüche außerhalb der Umzäunung eines Narrenhauses nicht mehr möglich seien. Statt dessen fangen jetzt schon Zahnärzte und Gouvernanten zu delirieren an, und dein Tapezierer wurde über Nacht von dem Irrsinn angesteckt.

Wer sie doch komisch nehmen dürfte, diese Panslavisten, Pangermanisten, Imperialisten, Nationalisten usw.! Alles Anabaptisten redivivi, die samt und sonders auf ein Ziel losrennen, das längst hinter uns liegt. Trostlos lächerliches Schauspiel! Oh der Toren, welche da wähnen, christliche Nationen seien umzubringen als wie Phrygier oder Babylonier! Und die es wagen, sich weiterhin Christen zu nennen, während sie doch von dem Niederringen zwischen christlichen Nationen reden. Denn wie verloren ist an ihnen, und wie unvorhanden, wie ausgeschlossen sind sie von der Tat, welche die Zeitrechnung unseres Planeten in zwei Hälften spaltete! Nicht einmal das eine, das einzige Indie Augen-Springende, was unsere Zeit vor der Antike voraus hat, nehmen sie wahr: daß

der Pulsschlag der Nationen ein anderer geworden ist, daß, wo solche früher untergingen, sie sich heute wieder aufrichten, genesen, sich erneuern können*), daß es in dem alten verjährten Sinn eine Dekadenz der Völker gar nicht mehr gibt, und daß alles Unvernunft ist, was sie von Germanen contra Romanen, Romanen contra Germanen hin und herüber rufen, daß die Gefahr ganz anders heißt: Germanen ohne Romanen, Romanen ohne Germanen, weil ihnen außerhalb ihrer Gemeinschaft gleicherweise keine aufsteigende Linie mehr bevorsteht, sondern sie gleicherweise von der eigenen Erfüllung sich entfernen müssen.

Du weißt, wie ungehört ich diese künftige Binsenwahrheit seit elf Jahren in die Welt hinausrufe: Deutschland vernichten hieße sich selbst vernichten, denn mit ihm »fiele die Welt«. Es ist tausendfach wahr. Aber nur an den gesunden Wesenselementen des »dekadenten« Frankreich wird das »gesunde« Deutschland mit der gefährlichen und entstellenden Beule des Alldeutschtums mitten in dem göttlichen Antlitz genesen.

II.

Es ist nicht wie zu Anfang, da mir die Gefallenen so oft den besseren Teil vorweg zu nehmen schienen. Die jetzt noch fallen, beklage ich. Wer den Krieg bis hierher mit erlebte, fängt langsam an, den Kopf aufzurichten, ob der Himmel sich noch auf keiner Seite lichtet. Schon ringt er um eine Richtschnur inmitten des Wirrsals, abseits von jenen, die noch hin- und herrennen mit dem Geschrei, wer ihn entfesselte. Auch ein heraufziehendes Gewitter ist bis zuletzt etwas Ungewisses. Der Wind kann die Wolken auseinander treiben, das Gewitter kann vorüberziehen. Doch bricht es los, so darf mit Fug behauptet werden, daß es kommen mußte, und ebenso wird es nicht einen, sondern viele Gründe dafür geben, daß es sich entlud. Und ebenso, denke ich mir, werden für die Nachwelt die Urheber dieses Krieges vor dessen vielverzweigte Ursachen zurücktreten, und diese wiederum werden weiter zurückreichen, als Cromwell und der 30-jährige Krieg, Peter der Große und die Borgias. Und seinen unzähligen Ursachen entsprechen unzählige Gesichtspunkte. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen war er eminent vermeidlich, von jenem unvermeidlich, betrachtet ihn von dieser Wolke aus, und er war so vermeidlich! noch höher, und er mußte sich noch einmal ⟨zum letzten Mal!⟩ unweigerlich ergeben.

Denn alle Biologie in Ehren: aber diejenigen ⟨und sie sind noch zahlreich⟩, welche da wirklich vermeinen, solche Kriege, die nur deshalb einen solchen Haß auslösen, weil sie Bruderkriege geworden sind, solche Kriege seien an sich etwas zu Bejahendes, fernerhin Notwendiges, und die Zustände, das Chaos, das sie schaffen, die seien in der Ordnung, eine Institution gleichsam, die ihre Richtigkeit habe und in der Natur der Dinge liege wie ein Erdbeben oder ein Orkan, die Völker selbst hiermit nur dem blinden Element oder der reißenden Tierwelt vergleichbar, die willenlos ist — diese Leute sollten, falls sie weiterhin in der Welt entscheiden dürfen, doch wenigstens so viel Logik aufbringen, daß sie das Straßburger Münster wie den Kölner Dom, St. Pauls Cathedral wie die Peters-

*) Burkhards Worte aus seiner »Kultur der Renaissance«, die ich schon so lange zitiere, sind nie so beherzigenswert gewesen: »Das scheinbar kränkste Volk kann der Gesundheit nahe sein, und ein scheinbar gesundes Volk kann einen mächtig entwickelten Todeskeim in sich bergen, den erst die Gefahr an den Tag bringt.«

kirche als vollkommen lächerliche Objekte proklamieren, das Wort Christentum als das einzig wahre Fremdwort ausmerzen, oder wenigstens sollten sie eine Doktrin, von welcher nicht die allerleiseste Notiz genommen wird, nicht mit so fluchwürdiger Stirn dem Sinn nach noch aufrecht halten, daß sie gar noch in den Gerichtsstuben mit ihren Sinnbildern hantieren und auf das schwören, worauf sie doch im vollsten Sinne des Wortes pfeifen.

Doch, was sage ich? Sind nicht unter eben diesen Zeichen die wüstesten Greuel in der Welt entbrannt? Und hat nicht eine Wahrheit zu um so widerlicheren Auswüchsen geführt, je erhabener sie war? Was Wunder, daß in einer Christenheit, in welcher die Inquisition möglich war, dieser Krieg sich noch ereignet! Denn ist dies nicht ein und dieselbe Welt? Fällt je etwas aus ihr heraus? Ja, wir bedachten es nicht!

Jetzt aber kann man der Verwundeten und der Gefangenen nicht denken, ohne daß sich das Mitgefühl auch jenen Vereinzelten zuwendet, deren es heute in allen Ländern gibt, die von dem Strom der Gedankenlosigkeit, der alles umwarf, nicht fortgerissen wurden, sondern von ihrer brennenden Erkenntnis, wie in Einzelhaft verwiesen, allein und abgetrennt, ihn überragen. Man schreibt gewiß nicht ohne große innere Pein Sätze nieder, wie ich sie heute in der »Fackel« finde: »Der kriegerische Zustand scheint den geistigen auf das Niveau der Kinderstube herabzudrücken«, und man stimmt nicht anders als bedrückten Herzens dem Autor bei. Aber nicht länger bin ich des Verfassers Meinung (was nicht geschieht, um ihm entgegenzukommen, der ein paar Seiten weiter die Äußerung zu Drucke bringt: »Eine Frau soll nicht einmal meiner Meinung sein, geschweige denn ihrer«), nicht länger teile ich seine Meinung, wenn er auf die Frage, die er aufwirft: »Was kann durch den Weltkrieg entschieden werden?« sich selbst zur Antwort gibt: »Nicht mehr, als daß das Christentum zu schwach war, es zu verhindern«. Ja, ich maße mir die Meinung an, daß er da wirklich mit einer unzureichenden Leuchte an das Problem herantritt. Das Christentum war nicht zu schwach, sondern zu stark, und die Menschheit evoluiert derart langsam und in so verzweifelt weiten Kurven um dies Gestirn, daß ihr sich trotzdem vollziehender Aufschwung, vollends zur Stunde einer Sonnenfinsternis wie der heutigen, dem freien Auge sich völlig entziehen muß. Aber der Gewalt des Christentums tut die menschliche Hinfälligkeit keinen Abbruch, ja unerbittlicher könnte es nicht wider uns triumphieren, dafür, daß wir statt seiner eine irländische, eine polnische, eine elsaß-lothringische Frage als unerschütterliche Pfeiler setzten und deren Last — wäre auch im Vergleich zu ihr jedes Joch süß und jede Bürde leicht — folgerichtig auf uns nahmen, als seien sie, die doch im Lauf der Jahrzehnte zerrinnen und verwehen werden wie nie Gewesenes, der Dinge letztes und Endgültiges!

Besser und überlegter ist es, durch das Alberne so wenig wie durch das Abgeschmackte irre zu werden, ja selbst durch das Ekle und das Scheußliche nicht, das giftigen Schwämmen gleich den Katholizismus überwuchs, sich an ihm festfraß und tief unter sich begrub, sondern an dessen goldenem Bestand festzuhalten, in weiten Kunstbögen der Berührung mit all seinen unberufenen Vertretern bedachtsam auszuweichen, um in der Vermutung nicht gestört zu werden, daß, wo einmal dieser viel mißbrauchte Kult zu seinem adäquaten Aus-

druck gelangt, eine Höhe des Daseins sich ergibt, die alles andere weit unter sich läßt, solche Erkorene aber entsprechend seltener noch wie in der Kunst vorkommen, weil sie weiter Abgelegenes umspannen und wieder zum Ausgleich bringen müssen, daß, wo diese Wage aber stillhält, die Würde des Gedankens nicht nur unbeschadet bleibt, sondern unsagbare Schwingungen erfährt. Nicht länger von dem Wörtlichen, dem Absurden, noch dem Betrüderischen genarrt, vielmehr auf das in Platons Sinne Ballförmige erpicht, vielmehr dem Versteckten, Verschleierten auflauernd, dringt ein solches Denken triumphierend zum Profanen vor und vindiziert es hinzu. Nun erst dem Verhaltenen, Entzogenen, dem Eingeraupten, in Perspektiven Fortgetragenen und Flüchtigen auf der Spur, tut sich ihm dort das ewig Mutierende, Ebbe und Flut, der Ozean, das Planetare auf, wo andere, von der Enge abgestoßen, verzagen und verzichten. —

Daß heute, wo die Welt wie nie zuvor zu einem Jammertal versank, daß sich ihr da zum ersten Male die Umrisse der Gestalt des Hirten vollgültig umschrieben, ist diese Tatsache keiner Deutung wert? Nicht Feind vom Feinde, nicht ihre Konfessionen scheidend, ist Gleichgewicht, das hoch und einsam über die gebeugten Völker ragt, bei ihm allein. Ist dies kein Innehalten wert? Die wahre Fahne, die alle umwallt, entrollte nur er. Und wer, Jud oder Heide, spottet heute diese Hirten ohne Herde und dennoch Hirten, wie nie zuvor, nie zuvor so gebieterischen und so weithin deutlichen Reliefs, von der Wahrheit selbst gleichsam emporgehalten und hinausgestellt, aus der Ohnmacht erst geschaffen, wie es scheint ...

Oder soll ich es in Währungen ausdrücken, da sie es doch sind, welche diese Zeit in ihre Bahnen warfen? Nun, wie zwei Münzen, für was sie gelten und nur auf ihren Klang hin und ohne Kommentar werfe ich sie hin: Wilson und Benedikt. Denn wer hörte nicht von selbst die schwere, gewaltige vor der hohlen und hinfälligen heraus? Wen erschreckte da nicht der Unterschied? Sogar Amerikaner. So viel Phantasie haben sogar sie.

Nein, Herr Kraus, das war gedankenlos!

Überhaupt — um von den Männern zu reden — meine ich, daß gegenwärtig kein Grund vorliegt zu ihrer Überhebung. Ich bin nie eine Frauenrechtlerin gewesen und dieser Bewegung gegenüber stets passiv geblieben, aber ich muß schon sagen: daß nach vielen Dezennien eines ausschließlichen Männerregiments ein derartig vollendeter Wirrwarr zutage gefördert wurde, gibt doch zu denken. Man möchte da wirklich meinen, daß, wenn statt der Herren Sonnino, Berchtold, Poincaré, Bülow, Churchill, Iswolski usw. die Damen ‹ich nenne keine beliebigen, sondern solche, die sich schon erprobten, die es wirklich gegeben hat, die mithin irgendwie weiter vorhanden sind›, wenn statt ihrer Damen wie die Markgräfin von Bayreuth, Maria Theresia, Katharina II. und die von Siena, Julie de Lespinasse und auch die alte Queen, daß wenn solche Frauen mehr im Vordergrunde gestanden hätten, statt ausgeschaltet zu sein, mit zu bestimmen, statt zu schweigen gehabt hätten, daß dann ... — es läßt sich nichts beweisen.

Fest steht nur, daß die Dinge, wie sie ohne ihr Zutun und in dem selbstherrlichen Männerstaat erwuchsen, unmöglich noch ärger oder noch verfahrener sein könnten, und daß bei einem solchen Ergebnis ihrer Regiekunst, wie wir es heute erleben müssen, die abgeworfene Bescheidenheit wieder in ihre Rechte treten könnte. Man dürfte, meine ich, sich sogar darauf

besinnen, daß die Frauen, wo immer sie zur Herrscherrolle gelangten, schon von der alten Dido her sich fast immer glänzend bewährten und große Regentinnen waren, sei es, weil das Regieren gar nicht so schwer ist, oder, da es erwiesenermaßen so außerordentlich schwer ist, weil sie vielleicht zu regieren berufen sind, weil dies vielleicht (hört! hört!) sogar ihre Spezialität ist. Es gefällt mir an den Engländern, daß sie einem Impuls der Selbsteinkehr folgend, mitten in die politische Débâcle hinein, als die ersten zur Berufung des ersten weiblichen Diplomaten sich entschlossen haben. Bei uns dagegen heißt es jetzt, die Unpolitischen müßten politisiert werden, aber dieser Ruf, so berechtigt er auch ist, ergeht so spät, daß auch schon die Stunde für eine Selbsteinkehr der Politik selbst geschlagen hat. Denn was diese noch nicht wahrhaben wollte, war längst in das Bewußtsein der Völker eingedrungen. Ein Beweis dafür sind gerade jene jüngsten Völker, die in letzter Stunde auf den Schauplatz der europäischen Geschichte traten. Rakowsky, der große Vorkämpfer für einen Balkanbund, erblickte die Gewähr für eine nationale Befreiung und Vereinigung bei den Balkanvölkern und nicht bei den Balkanstaaten — und 10 Jahre später, 1874, schrieb Karawelow: »Die Hauptursache der bisherigen Sklaverei ist die, daß die christlichen Nationen auf der Balkanhalbinsel, sowie alle andern Völker und Nationen betrogen sind, weil sie Hilfe, Unterstützung und Heil von den europäischen Kabinetten erwarteten, und am meisten von Rußland« und Botjow: »Wenn die Regierung eines jeden Volkes den Ausdruck seines eigenen Willens und seiner Bestrebungen gewesen wäre, so hätten selbstverständlich Serbien, Griechenland und Rumänien, sowie Montenegro längst ihre Staatsgrenzen überschritten und den Bulgaren geholfen — aber, wie es scheint, haben die Regierungen dieser Staaten sich bisher mit nichts anderem befaßt, als mit der Nachahmung der klugen Devise eines Metternich: »Divide et impera!« Und sich gleicherweise gegen den Panhellenismus Griechenlands wie gegen die großserbischen Ideen wendend klagt er diese Staaten an, daß sie der Idee eines brüderlichen freien südslavischen Bundes entgegen seien. Die Neulinge, die das schrieben, nannte man Revolutionäre. Und warum wollten sie das Unmögliche? Gewiß nicht, weil es unmöglich war, sondern weil die Großmächte ihr Prestige von so rationellen Bewegungen mit Recht bedroht sahen, sie also niederhielten und ihren vorchristlichen Kurs beibehaltend, das Dogma von einem Balkan-Wetterwinkel aufstellten und die Völker mit weiser Miene dahin steuerten, wo sie heute angelangt sind.

Sie waren ja, diese Völker, wo sie nur konnten, vor Ausbruch dieses Krieges zueinander unterwegs: Die Deutschen nach der Provence, die Französinnen mit Kisten und Schachteln nach München und Bayreuth, Autos, überfüllte Sleepings, Wanderer, wohin man sah, und statt der Salons, ich sagte es schon, hatten die Bahnhöfe ihre »Habitués«. Wer ein Haus besaß, war von dem einen Wunsch beseelt, es wieder los zu werden, und nur unter den Politikern und Kapitalisten gab es noch einen Ausschuß, der es für dringend geboten hielt, daß Europa zu einem Spital zusammenbreche, sonst war schon das gröste Zueinander im Schwung: ein ewiges Kommen und Gehen, kein Verweilen, nirgends, bei niemand.

Und mit Recht.

Herr Borchardt mit seiner, von allen Registern geschwellten, und doch so weit

ab von der Wahrheit hinorgelnden Rede, besinne sich doch: er traf das Rechte nicht. O Gedanken! seid ihr denn von der Welt entflohen, seit die schimmernden Zeppeline, ewig getrübten Andenkens, Bomben statt Passagiere durch die Lüfte fahren. Ach! laßt mich reden! laßt mir meine Narrenfreiheit! Was kommt es auf meine Worte an? Ich sage ja nichts anderes, als was unsere Kindeskinder sagen werden. Mögen wir alle, die heute leben, zu Staub darüber werden, ehe es sich erfüllt, wahr bleibt es doch, daß die Völker, bevor sie jäh und gewaltsam auf sich selbst zurückgewiesen wurden, den Plan schon beschritten hatten, von wo aus ihre Wege verschlungen ausliefen und das Tal der Menschheit geweitet stand. Wie der Fluß, der als Quelle der Höhe entstürzt und dann sich über Blöcke und Fälle quält und durch finstere Schächte ängstet, bis er ans Licht und breiten Laufes strahlend dem Meer entgegenströmt, wie er da wohl zu außerordentlicher Höhe sich türmen würde, wenn er vor seiner Mündung gewaltsam in sein enges Bett zurückgedrängt, die alten Ufer wieder aufwärts treiben müßte, ebenso werden die Völker, die jäh und gewaltsam auf die schon verlassene Enge zurückfluten, gewiß leidenschaftlich große Taten verrichten, aber neue Gestade sehen sie nicht, und um ihre Bestimmung sind sie betrogen.

Aber wer denkt noch daran? Wie bezeichnend ist es, daß fast alle, die geistig zu dem Kriege Stellung zu nehmen versuchten, unweigerlich versagten, und daß nur das Wort von der »Ohnmacht der Gedanken« ins Schwarze traf. Die Gleichförmigkeit, mit welcher die Kriegführenden das Ritornell von dem aufgezwungenen Krieg absingen, ist nicht mehr anzuhören. Sogar Italien stolperte nachträglich mit demselben Notenblatt herzu. Es ist das einzig Gemeinsame zwischen ihnen geworden. Entschlössen sie sich doch, gleicherweise Stellung zu nehmen wider die eigenen Besessenen, die hinter der Zeit einherlaufen, Gewesenes aus der Taufe heben möchten und durch ihre Verblendung die verruchte Falle stellen halfen, welche gleicherweise die Völker in diesen rückständigen Krieg hineinlockte!

Seltsam! Inmitten des Jammers um die hingemordeten, die vermißten, die ungeborgenen, die ewig um ihre Jugend betrogenen Söhne, in einer von Rachegefühlen unterminierten Welt stehen überall nur die Schuldigen unbedroht. Es ginge nicht an, sie zu einem Reigen zusammenzutreiben, einen Reigen, den Kitchener wohl am schicklichsten eröffnen würde. Denn mit seiner, unseres Zeitalters so vollkommen unwürdigen Initiative der Konzentrationslager hat er einen schmachvollen Zustand geschaffen, namenlose Leiden unschuldiger Menschen inszeniert, und er ist es, welcher durch die Preisgabe und Verfolgung der Wehrlosen den niedrigen Instinkten des Pöbels am meisten entgegenkam. Jedes Volk hält ja in Friedenszeiten die Spalten seiner Zeitung für die Aufzählung der eigenen Greueltaten und Verbrechen offen. Mein Gedächtnis ist nicht so kurz. Auch der Geschichte bleibe ich eingedenk, und deshalb auch der Tatsache, daß Kitchener einen Pöbel aufreizte, für den gerade in seinem Lande die Prinzessin von Lamballe und der kleine Ludwig XVII. so unvergeßlich sind. Man tauscht nur Verwundete, keine Verantwortlichen aus . . Welch törichter Vorschlag! Warum so töricht? Weil er unausführbar ist. Sehe ich denn das nicht ein? Aber mit allen Anzeichen des Blödsinns beharre ich auf meiner Frage: Warum ist es nicht möglich? Was ist dann möglich? Nur das Unmögliche ist

also möglich: daß dieser glückliche Erdteil sich auftat zu einem Sumpf von Blut und Wunden, der das Gemüt immer tiefer hinabzieht. Nein, ich verstehe diese Welt nicht mehr!

III.

Man muß es schon einmal sagen: denn darüber wird eines Tages kein Zweifel sein, daß in dieser Zeit nur einer das Recht auf seiner Seite hatte, und das ist der parteilose und unparteiische Papst, die Neutralen, die sich heute gerne besser dünken, keinesfalls, aber auch die Streitenden nicht, mögen sie sich noch so vortrefflich halten: der über dem Streit Stehende überragt sie doch weit, und vorbildlich ist nur er.

Dieser Vorbildlichkeit wegen halte ich auch stets die Erinnerung an einige Episoden fest, die ich alle mit Namen versehen und beschwören könnte.

Zum ersten: in London. Seit 1904 fuhr ich ziemlich regelmäßig hinüber. Die Phasen der Feindseligkeit während dieser Zeit waren mir sehr persönlich fühlbar geworden, ebenso deutlich der zuletzt einsetzende Umschwung. So populär endlich wie im Frühsommer 1914 — die Geschichte wird es bezeugen — waren die Deutschen seit einem Menschenalter nicht gewesen, ja, sie standen im Begriff, London im Sturme zu erobern. Ein Deutscher, mochte er auch zu Hause als ein ziemlicher Pinsel gelten, hier genoß er a priori, lediglich weil er Deutscher war, Anspruch auf Gedankentiefe und Geist. So weit war man schon.

Die wertvollste Orientierung über die öffentliche Lage erstattete jederzeit Lady C.... Ich kannte sie nicht, aber es genügte, ihr von weitem zuzusehen. Stets in das allerletzte Fahrwasser getaucht, zeigte niemand besser die Temperatur der elften Stunde an, ob dies nun die letzte Geschmacksrichtung in der Musik, der Literatur oder der Mode oder aber, vor allem anderen, die letzte politische Strömung betraf. — Niemand trieb so leidenschaftlich mit ihr empor — und war alsbald so ganz von ihr erfaßt.

Am Vorabend meiner Abreise saß ich im Salon meiner Freundin und erwartete mit ihr Lady C.... Sie hatte ihren Besuch angekündigt und erschien noch vor Mitternacht, von Juwelen überfunkelt, das gelbe Haar von Diamanten übersprüht: Wurf und Farbe ihres Kleides voranleuchtend und noch nicht dagewesen. Ihre schnellen Blicke, während sie sprach, bedeuteten mir ohne Vorbehalt, daß sie aus Neugierde gekommen war, und zwar meinetwegen. Es gab kein Thema, das sie da nicht heranzog, nichts, worüber sie nicht meine Meinung, mein Urteil als ausschlaggebenden Faktor — denn ich war ja deutsch — zu wissen begehrte. Und was rief sie da nicht, bevor sie, schneller als sie gekommen, wieder entschwirrte und ihr Auto durch die stillgewordene Großvenorstreet der fünften oder sechsten »party« des Abends entgegensurrte: »Give me the Germans!« rief sie hingerissen. »They are the first people in the world.«

Und da ich mir noch immer in der Ferne, und wenn ich mich eine Weile räumlich von den »Germans« geschieden hatte, dieselbe Meinung über sie zurückerwarb, stimmte ich ihr rückhaltlos bei.

Diese ihre letzten Worte waren es auch, welchen ich folgenden Tages gerne nachhing, während vor mir Ahnungslosen die englische Küste immer weiter zurücktrat. Schafwölkchen weideten am Himmel, und ich sah zufrieden zu ihnen auf. Denn Gott sei Dank! man war endlich vernünftig geworden und die Gefahr war überstanden. Ich teilte meine frohen Wahrnehmungen

einem Engländer mit, den ich an Deck des Schiffes traf und der mit den Politikern seines Landes aufs engste verquickt und verschwägert war. Krieg, sagte ich, gibt es keinen mehr. Aber er schüttelte den Kopf: »Sie lassen sich täuschen. Ich sehe nirgends Anzeichen dafür, daß man ihn vermeiden wird.«

Noch waren sich aber die wenigsten Leute bewußt, daß es ein Serajevo auf der Karte gab.

Fünf Wochen später: München. Bei einem namhaften russischen Maler lebte dessen originelle, wenn auch unzuverlässige und unkultivierbare Schwester. Eines Tages verkrachte sie sich mit ihm, und da es ihr an allen Mitteln, um allein weiter zu existieren, gebrach, erklärten sich ihre bisherigen Bekannten als ihre Kundschaft, und indem sie sozusagen eine Privatschneiderin wurde, fuhr sie fort, gesellschaftlich mit ihnen zu verkehren. Alles ging zum besten, bis es Sommer wurde und ihre ausstaffierten Freundinnen die Stadt verließen. Nunmehr saß die auf Vorzugsbehandlung gestellte Amateurnäherin allein und kümmerlich in ihrem Zimmer. Diesen längst vorausgesehenen Moment nahm ich wahr, um endlich auch meinerseits etwas zu bestellen.

Als ich zur Anprobe kam, war sie nicht zu Hause, erschien aber gleich darauf hochgemut und federngeschmückt direttissimo von einem Mittagsschmaus bei einem alten russischen Grafen. Sie legte, seitdem sie schneiderte, ganz besonderen Wert darauf, auch weiterhin von ihrer Gesandtschaft eingeladen zu werden, und der alte Graf, der sie sehr protegierte, tat ihr immer den Gefallen. Der Stab war diesmal sogar vollzählig erschienen, sie hatte als einzige Dame den obersten Platz behauptet, so gut hatte sie es nicht alle Tage, zerstreut, doch um so mitteilsamer steckte sie die Falten meines Mantels zurecht, und wie ich jetzt bemerkte, hatte sie »le vin bavard«. »Ah! il faut une guerre!« rief sie plötzlich aus ... »Oh pas maintenant: en 1915« (und berief sich auf ihren Gewährsattaché) »il le faut ... Les Allemands sont devenus trop arrogants.«

»Vous vous trouvez bien chez eux,« erwiderte ich ...

Kurz zuvor saß ich im Lesesaal eines Pariser Hotels. Ich sehe die Zeitung durch, doch von Übelkeit und Verzweiflung überwältigt, werfe ich sie wieder hin und stürze in mein Zimmer hinauf. Es blickt auf den Fluß. Allein die weite und geliebte Stadt wird mir zur fürchterlichen Enge. Wohin soll dieser Ton, dieses Geschrei, sollen diese höhnischen Ausfälle und gemeinen Drohungen, soll dieser unheilbare, unbelehrbare, planmäßige Deutschenhaß, wohin soll er führen?

Wieder kurz darauf war ich in Berlin. Bei einem Abendessen. Rechts von mir ein Oberst, links ein Ministerialrat, beide sind mir fremd. Der Oberst: »Nee, die Geschichte dauert mir zu lange. Wenn es heuer nicht losgeht, stülpe ich mir einen Zylinder auf.« Ich, ängstlich: »Was soll denn losgehen?« »Nun, gegen dieses gottverdammte, freche Franzosenvolk.« Der Ministerialrat, elektrisiert: »Und zahlen sollen sie uns diesmal!« Der Oberst: »Bis zur letzten Puste!« Fröhliches Gemecker.

Warum, da er nun gekommen ist, dieser Krieg, den überall noch zu viele wollten, warum wollen sie ihn plötzlich alle nicht gewollt haben und wälzen die Verantwortung für diese ungeheuere Tragödie der Mitschuldigen einander auf?

Weil sie recht hatte, die mutige Frau von Suttner, die vielverlachte Friedensberta mit ihrer Behauptung, daß die erste Zwangsfolge des Krieges die Lüge sei!

Mein Gott, wie sehnlich wünschte ich, daß wir, uns selber treu, den anderen Völkern mit der Initiative vorangingen, den inneren todbringenden Feind zu stellen. Vielleicht warten sie in England nur darauf, um zuzugeben, daß bei ihnen jener Militarismus, dem sie bei uns den Garaus machen wollen, in Lord Kitchener, auf den sie doch so stolz sind, in seinem subalternsten Glanze erstrahlt, und daß jener Imperialismus, den sie, wo er als Pangermanismus auftritt, so namenlos verabscheuen, in Churchill, von dem sie sich doch regieren ließen, seinen typisch großmäuligen Vertreter fand. Gut also. Lassen wir fürs erste die Imperialisten aus dem Spiel. Machen wir versuchsweise nur gegen unsere Alldeutschen Front.

Und so greife ich weiter zurück und sehe etwas Unheilvolles und Gefährliches in unserer Arroganz. Sie ist es, die unserem Verständnis französischer Wesensart so sehr im Wege liegt. Und sie ist das Bedenkliche und Hinzugekommene. Die Franzosen neigen zur Suffisance. Sie haben stets etwas von Kindern. Wir nie. Das Ominöse und Charakteristische bei gewissen Alldeutschen ist, daß sich die Arroganz bei ihnen an Stelle der Besonnenheit behauptet und da Türen zuschlägt, wo sonst Gedanken wären. Von mir im Jahre 1904 geschrieben, sogar gedruckt, aber natürlich ignoriert: »Denn in keinem Lande ist es so unmöglich, sich Gehör zu verschaffen, wenn man nicht in Amt und Würden schon ergraute, wie bei uns. Nur Dichtern, Schauspielern und Tänzern ist bei uns Jugend bewilligt.« Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich schon wieder selbst zitiere. Hatte ich aber nicht recht, wenn mir damals schon vor jenen Leuten bangte, über die wir innerhalb des Reiches leichtsinnig die Achsel zuckten, während man draußen nur allzu gespannt den paar Schreiern, wie wir sie verächtlich nannten, aufhorchte, die so lange an der Höllenpforte rütteln halfen und, wo sie einzurosten drohte, sie wieder ölten, bis sie sich von selbst in ihren Angeln drehte. Ja, aus meinem Deutschtum heraus hasse ich sie, diese Schädlinge, wie jene Raupen, die in ihrer mörderischen Geschäftigkeit die Farbe des Laubes annehmen, das sie zerfressen, und sich nicht unterscheiden lassen von der königlichen Eiche, deren Tod sie bereiten. Denn ihnen danken wir es heute, daß eine verblendete Welt mit einer Herzenskälte ohnegleichen den beispiellosen Kampf mit ansieht, den ein verkanntes Volk bestehen muß, nur dem Griechenvolk hierin vergleichbar, ja es noch überbietend.

Jene humorlose und sonderbare Korporation aber, welche, den Räuberhut in die Stirne gedrückt und den Brigantenmantel über die Schulter geschlagen, so fürchterlich verspätet in der Geschichte aufzog, schiebt sich heute Bismarck als Gewährsmann unter: ihn, dem sie — man kann in Anbetracht seiner eigenen unparlamentarischen Ausdrücke über diese Art von Leuten nur ein entsprechendes drastisches Wort gebrauchen — schon speifatal gewesen sind, als sie noch in ihren Anfängen steckten, weil er wohl ahnen mochte, wie sie sich auswachsen würden. Und in der Tat fehlt heute nichts mehr zu ihrer Entfaltung. Oder wird mir ein Kenner Bismarcks entgegnen können, daß die Art, mit welchem der und jener seine eine ewig selbe Geste des Handschuhhinwerfens meistert, nach Sinn, Art und Geschmack die des schmiegsamsten aller Staatsmänner sei? Würde sich der Gründer des Deutschen Reiches heute von den Alldeutschen nicht vielmehr boykottiert, ja,

verdächtigt sehen, er, welcher nach dem Sieg von 1870 Lothringen Frankreich zu lassen riet und mit so feierlichen Worten die Verantwortung für diesen Krieg, den er damals voraussagte, jenen aufbürdete, die damals diesen seinen Rat mißachteten?

Annette Kolb.

Das Gewitter.

»Und David sandte hin und ließ nach dem Weibe fragen, und man sagte: Ist das nicht Bathseba, die Tochter Eliams, das Weib Urias, des Hethiters? Und David sandte Boten hin und ließ sie holen.«

»Des Morgens schrieb David einen Brief an Jakob und sandte ihn durch Uria.«

Er schrieb in dem Briefe: »Stellet Uria an den Streit, da er am härtesten ist und wendet euch hinter ihm ab, daß er erschlagen werde und sterbe.«

2. Samuelis 11

* * *

⟨Die Szene ist auf dem flachen Dache des Palastes. Ringsum Himmel. Im Boden zwei Türen. Bathseba hier, Uria dort, wie auf einer Wage, auf und ab.⟩

König David:

Wie gut ist diese Stunde doch zu mir,
wie streicht sie lieblich über meine Haare!
Strahlt nicht die Stadt wie kleine Abendware
in meinem uferlosen Reichsquartier?

So mütterlich ist mir von Anbeginn
vor Aug' und Ohren blau die Welt verhangen:
daß meine Füße bloß und wund gegangen,
daß meine Lippen Hirtensprache sangen,
daß Gottes Sturmesflügel mich beschwangen —
scheint alles eines fremden Lebens Sinn.

Auch daß vor einer steilen Stadt
mein Heer wie eine Riesenschlange lauert,
im Hagel blutet und am Feuer kauert,
hat meine Seele schüchtern nur beschauert,
weil meine Seele Traum und Abend hat.

Ein Wächter ⟨unsichtbar⟩:

Den innern Kreis
beschritt ihr Fuß,
die Stunde heiß
bewegt zum Gruß
die Wolken an der Himmelswand
und baut viel Schatten übers Land.
Beim Tempel schon —
den Bogen schon
betrogen schon —
und immer Wind und Wolke mit —
Bathseba naht mit holdem Schritt?

Bathseba:

Wer von König Davids Stamme
hat des Harzes aufgefangen,
spiegelt nimmermehr die Wangen
im verklärten Wiesenschlamme.
Nimmermehr nimmt klein Behagen
meinen Scheitel an die Brüste.
In Urias fahler Wüste
kann ich niemals Früchte tragen.
Ach, Uria, wie so ferne
⟨Wurzel warst du mir und Mitte!⟩
schweben wir auf einem Sterne —
Fort! Ich höre seine Schritte . . .

Uria:

Du hießest, Herr, mich rufen
und läßt mich fragen aus:
»Was schläfst du auf den Stufen,
was gehst du nicht nach Haus?
Vor deines Hauses Schwellen,
des Windes Zeitvertreib,
die schweren Rosen quellen.
Und drinnen sproßt dein Weib.« —
Soll ich, da deine Helden,
ein tausendfacher Hauf,
um Gottes Ruhm zu melden
die Heiden greifen auf,

im Hagel der Geschosse,
im Feuer, Dampf und Blut,
im Wirbel toller Rosse,
bei Wolkenbruch und Flut,
soll ich geborgen schlafen?!
Und nicht auf hartem Sand?
Gott sollt' mich eher strafen!
Heil! Ehre! Vaterland! ⟨ab⟩

König David:

Ein Opfer aller Opfer singt sein Blut
sich auf dem schmalen Pfade nach dem Rande,
und ist der Himmelflut und ist dem Sande
und ist der Erde atemzeugend gut.
Ihm ahnt es nicht, vom Morgen aufgespart,
in einer Wolke über kühlem Lande,
daß er von Gottweißwem verwaltet ward.

Bathseba:

Mit westhin aufgelöstem, blondem Haar
und einem Mantel von der Wolken Tönung
nimmt Abschied alles, was mir Leben war.
Ein neuer Atem tränkt mich mit Versöhnung.
Laß um die Schale rund den Donner gehn,
in deren Mitte brandbereit wir ragen.
Mich drängt die Dunkelheit, ich soll dir sagen:
Mein liebes Scheit — laß mich in Flammen stehn!

⟨Schon während des Vorigen der Himmel düster und gewitterhaft. Donnerschlag und Blitz. Ein Engel fahret nieder.⟩

Der Engel:

Mich schickt der Herr mit Flammenwort und Helle,
ich hab vor dich das Gleichnis auszuschütten
vom reichen Mann, der über seine Ställe
nach eines armen Nachbars Wolle griff —

Zuckt Mißmut, Rächer, auf dir im Gesicht?
Willst du der frechen Willkür Handwerk legen?
So treffe dich der gottgerechte Segen
selbeigner Missetat, du Bösewicht!

König David:

Weh mir! Wer hilft mir sterben!
Ach, schölle Erde schon
mich Toten einzuerben!
Mir graut auf meinem Thron.

Nur immer Schritt um Schritt
vom Atem fremd getrieben,
wie ein dunkles Blatt in die Sonne geschrieben.
Ein Regen fällt und schwemmt mich mit.

Euch wird das dürre Holz erschlossen,
euch tragen alle Ranken Laub. —
Gott ist ein Fels und meinen Wurzeln taub:
So falle denn ⟨du hast Genossen⟩
Stamm Israels, ein Gottesraub!
⟨Er sinkt grimmig hin.⟩

Der Engel ⟨unsäglich mild⟩:

Nicht also, Sünder, mit verkrampfter Faust,
mit wildem Atem und gebäumten Adern,
nicht mag der Herr, daß du ihn so erschaust.
Will Staub und Erde mit dem Himmel hadern?

Komm, öffne dich, laß fließen und ersprießen
in meinem Lichtkreis deiner Ruhe Spur!
Schon brenn' ich still und lasse mich umschließen,
und sei es bloß mit einer Tränenschnur.

Schau, wie der Regenbogen auf und nieder
zu Häupten uns ein lichtes Bündnis schwingt.
Erhebe dich, versündigtes Gefieder,
ob deine Stimme ausgelichtet wieder
bis an die Grenze deiner Treue dringt!

König David:

Strahlende Eigenschaft
zeigst du der Welt mir.
Sprengst meine Einzelhaft —
Erde gefällt mir,
lieblich und bloß.
Von dem verderblichen,
ahnenfluch-erblichen
Hochmut der Leidenschaft
sag ich mich los.

Zwar — an der Zinnen Kranz
wird mir verziehen
Urias Totentanz,
Bluten und Fliehen?
(Noch donnert es hohl)
Wär ich entflohn, wie er,
läg ich nach Gegenwehr
dunkel vor Abendrot,
selbstlos, getreu und tot —
ach, mir wär wohl!

Aber Versöhnung bricht
flammend aus letztem Licht,
braust mir ins Angesicht,
reißt mich aus Sünden rein,
läßt mich des Himmels sein.
Nicht durch den bangen Hain
irrend in bittrer Qual —
Triff mich zur Stelle
mit deiner Helle!
Ich bin die Welle,
Du bist der Strahl.

* * *

Von der gesamten Wassermenge eines Niederschlages verdunstet ein Drittel, ein anderes sickert ein, eines aber wandert zum Meere.

An einer sanften Böschung der Uferhüften, unter wallenden, leicht angezündeten Wolken, trübt es den Fluß bis auf den letzten Grund, tausendjähriges Wurzelwerk umgerissen und in einer überstürzten Nacht Mensch und Vieh nach dem Atem getrachtet zu haben. Aber was wären wir, da sich unserer Beklommenheit wieder das goldene Feuer der Abendsonne bemächtigt, wenn wir es nicht an unseren Sünden erlitten, daß wir nach dem ewigen Meere reisen, liebe Freundin?

Rudolf Fuchs.

Bemerkungen des Herausgebers.

Der Verlag teilt mit: Das Schauspiel »Hans im Schnakenloch«, das das Heft eröffnet, wird erst bei seiner Aufführung nach dem Frieden als Buch ausgegeben. Dieses Heft ist nach Schluß des Quartals einzeln nicht mehr zu beziehen.

*

Eduard Bernstein war sehr krank. Die Veröffentlichung seiner Erinnerungen, die im Dezemberheft begann, erfuhr dadurch eine Verzögerung.

*

In den letzten Monaten haben sich die Schwierigkeiten, unter denen die Herausgabe der Weißen Blätter leidet, noch bedeutend vermehrt. Um eine ausführliche Erklärung für die vielfachen Unzuträglichkeiten zu vermeiden, mögen die Leser bedenken, daß unsere Zeitschrift von jungen Menschen geschrieben wird, die der Krieg in alle Winde verstreut hat. Auch war der Herausgeber monatelang abwesend. Er bittet alle diejenigen um Entschuldigung, denen er auf ihre Briefe nicht geantwortet hat.

*

Unterdessen hat mein ehemaliger Freund Otto Flake in der Neuen Rundschau einen Aufsatz über die Jüngste Literatur veröffentlicht, worin er einer Gesellschaftsanschauung den Garaus macht, die er »Expressionismus« nennt. Ich könnte, ich will ihm nicht antworten, wie eine reinliche Auseinandersetzung es vielleicht verlangte, und beschränke mich deshalb darauf, ihn an einiges zu erinnern, was er, wenigstens in seinem Aufsatz, vollkommen vergessen zu haben scheint. Den Roman von Heinrich Mann, den er kritisiert, zu erwerben, hat er sich zur Zeit, wo die Weißen Blätter vorbereitet wurden, lebhaft bemüht, der Roman wäre im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift erschienen, den er als verantwortlicher Schriftleiter gezeichnet hätte. Flake hat sich überdies angeboten, für

Heinrich Mann die Verhandlungen über die Übersetzung in eine fremde Sprache zu führen . . . Die Arbeit erschien dann in einer Münchener Wochenschrift. Flake weiß, daß der Roman infolge des Krieges überstürzt zu Ende gebracht wurde, er weiß, daß und warum das ausgedruckte Buch während des Kriegs nicht erscheint. Er hätte, ganz abgesehen von kameradschaftlichem Anstand, Gründe, sogar persönliche Gründe genug gehabt, diese Zurückhaltung zu achten. Dabei nehme ich an, daß er aufrichtig, im Innersten durch den Krieg umgelernt hat, und daß er sich nicht einer Strömung fügte, die sein eigenes Denken und Trachten leichthin umwarf . . . Was er nicht nur über meinen Roman »Benkal«, sondern über mich schrieb, berühre ich nicht; es tat mir leid, daß er den Augenblick für gekommen hielt, nein, daß er sich in diesem schlecht gewählten Augenblick verleiten ließ, in der Neuen Rundschau weiterzugeben, was unser Landsmann Fritz Lienhard in seiner Flugschrift über das Elsaß ungefähr zur selben Zeit ausspielte, wo der von Lienhard verdächtigte Ernst Stadler auf dem Schlachtfeld fiel: eine falsche Charakteristik unserer während mehr als zehn Jahren gemeinsamen Bestrebungen, die auf eine unwürdige Denunziation hinauslief. Aber Flake überbot Lienhard: er vergaß wiederum, daß er bis in die letzte Zeit sich selbst in jener, wie er sagt »hysterischen« Verfassung befand, die er als die unliterarische Gemeinsamkeit der »Expressionisten« bezeichnet. Der Aufsatz ist schlecht. Wer von uns hätte noch keinen schlechten Aufsatz geschrieben? Er bedeutet jedoch die Ausführung eines redaktionellen Auftrags, dessen Sinn nicht mißzuverstehen war. Den Auftrag hätte Flake, wenn nicht aus persönlichen, so wenigstens aus gesellschaftlichen Gründen ablehnen müssen. Wenn er ihn aber übernahm, so hätte er entweder, in rücksichtsloser Aufrichtigkeit, ein Pamphlet schreiben sollen — was eine saubere Sache gewesen wäre — oder aber sich darauf beschränken müssen, literarische Angelegenheiten, ohne kulturhistorische Manöver, nach bestem Wissen literarisch einzuordnen. Die scheinbare Objektivität des Verfahrens, das er wählte, mag zeitgemäß sein. Sie ist widerlich und setzt einen Schriftsteller tiefer herab, als ihn zwölf gute Bücher hinaufheben könnten, die er noch in seinem Leben schriebe.

Ich würde nicht bei einem Aufsatz wie dem besprochenen verweilen, wenn nicht Angelegenheiten, die sehr persönliche zu sein scheinen, heute in Wirklichkeit überpersönlicher Art wären: sie stellen Menschen dorthin, wohin sie endgültig gehören kraft der Prüfung, die ihnen von der Zeit auferlegt ward. Gemeinschaften haben sich gelöst, andre werden sich statt ihrer bilden. Ihr Bestand wird fester sein, weil sie nicht durch Zufall, Neigung und Berechnung bestehen werden, sondern aus Treue zu sich selbst und der erprobten Widerstandskraft gegen Gewaltsamkeiten aller Art. Man wird gern alles verzeihen, aber gut tun, nichts zu vergessen.

*

Da wir schon beim »Expressionismus« sind, will ich mit meiner Meinung über ihn nicht hinter dem Berg halten. Der Expressionismus ist ebensoviel und ebensowenig wert, wie jedes Schlagwort. Es gab expressionistische Dichtungen, expressionistische Gemälde, bevor es einen »Expressionismus« gab. Vielfach nennen wir heute expressionistisch, was früher romantisch hieß, und deshalb ist es nicht richtig, daß uns die Intensität des Ausdrucks, die ihn kennzeichnen soll, erst durch franzö-

sische Werke vermittelt werden mußte. Jedenfalls hat das Schlagwort den Wert eines Schlagworts, es ist mit ihm bestellt wie mit dem Realismus und Naturalismus früherer Generationen. Es kann eine moralische Macht werden oder in der Literaturgeschichte stecken bleiben. Der Essai von Heinrich Mann im Novemberheft zeigte, zu welcher politischen Macht der Naturalismus in Frankreich gelangen konnte, ein Vergleich mit der sozialisierenden Liebhaberei der schnell emporgekommenen deutschen Naturalisten, die eben nur Literaturbeflissene waren, Literaten, die, wenigstens bildlich gesprochen, eilig nach Berlin W übersiedelten, würde das Mißverhältnis in ein noch grelleres Licht setzen.

Der Expressionismus, so, wie ihn die sehn, die als Expressionisten angesprochen werden, ist natürlich auch eine technische Ausdrucksform — der die Naturalisten genau so gegenüberstehn, wie die »totalen« Deutschen der achtziger Jahre den Naturalismus ansahn. Er bedeutet aber vor allem den Wunsch, neben die Schilderung einen moralischen Willen zu setzen, er ist kämpferisch, er ist radikal, er schleudert die Kunst, die in und seit unsrer Klassik ein vornehmes Privatleben führte, durch die Straße — selbst auf die Gefahr hin, daß sie dort zugrunde gehe.

*

Es ist nicht nur leicht, es ist schön, sich einer Liebe hinzugeben. Die Art, wie er es tut, kennzeichnet einen Menschen. Und eins weiß ich: wer jetzt feig war, der ist feig und wird es immer sein, er wird bei der ersten Gelegenheit das Geschäft der oppositionellen Haltung wieder beginnen, genau, wie er in die Hochkonjunktur des »Patriotismus« sprang, um ja auf der Butterseite zu bleiben. Es gibt möglicherweise viele Arten, deutsch zu sein, als reifer Mann sich zu verleugnen, ist die beste nicht. Wir gehn nicht nach dem London früherer Jahrzehnte, wir bleiben in der Nähe Weimars, heute wie vor einem Jahr. Eine Nation ist vielfältig genug gegliedert. Wir gehören nicht zu denen, die leben, um Geschäfte zu machen. Diese mögen in der Mehrzahl sein. Je zahlreicher, je stärker sie sind, desto leichter können sie unsere Hilfe entbehren. Jene können siegen oder geschlagen werden, wir nicht. Wir hüten einen Schatz, ohne den Europa aus bösen Negern bestände. Denn dieser Schatz ist das einzige, was uns von den »Wilden« unterscheidet. Jede andere Überlegenheit teilen wir letzten Endes mit den Affen. Unsere Mörser, sie mögen noch so gut sein, haben mit Goethe nichts gemein, die gelungensten Durchbrüche zu Bach nicht die geringste Beziehung. Ein Sieg ist, wenn Geist Macht wird, wenn aber die Gewalt sich des Geistes bedient, um der Macht und nur ihretwillen, so übt sie die schlimmste Sklaverei, die Menschen erdulden können.

Und sie haben sie nie erduldet.
Und sie werden sie nie dulden.
Der Kampf darum heißt Weltgeschichte.

Jeder tue, an seinem Platz, was sein Gewissen ihm gebietet. Es gibt kein anderes »Gebot der Stunde«. *R. S.*

Theodor Däubler von Fritz Boehle

Emil Lucka:

DIE PSYCHOLOGIE NAPOLEONS*)

WIR können im Menschen zwei letzte Elemente finden, die so sehr letzte sind, daß alles Menschliche überhaupt durch sie festgelegt ist: Die Wirkungen der Welt und die Anlagen seiner Natur, kurz alles, was dem Menschen gegeben ist, und diesem unermeßlich Vielen steht die innere zusammenfassende Kraft des Willens oder der Persönlichkeit gegenüber. Diese im innersten zwiespältige Konstitution macht den Menschen zu etwas, das über die Natur hinausragt, das ihn prinzipiell nicht völlig berechenbaren Mechanismus sein läßt, weil eine innere Aktivität, etwas ganz Unmathematisches, da ist, das wissenschaftlich nicht erfaßt werden kann.

Die beiden Grundelemente — sagen wir kurz: Schicksal und Wille — müssen prinzipiell in jedem Menschen angenommen werden, aber es gibt Menschen, die so sehr Naturwesen sind, die so wenig eigentlich Menschliches haben, daß das eine Element, die persönliche Kraft, gar nicht vorhanden zu sein scheint oder wenigstens nicht in ihr Bewußtsein fällt und bei keiner ihrer Handlungen merklich wird. Wenn wir die großen Römer näher betrachten, so erkennen wir leicht, daß sie einander aufs Haar gleichen. Sie empfinden sich selbst nicht als besondere, auf einem inneren Mittelpunkt ruhende Persönlichkeiten, sondern als abhängige und völlig bestimmte Glieder ihres Staates, der nicht viel anders gefügt ist als der Staat der Bienen, der einen großen Versuch darstellt, dem Geist eine innerlich fremde Ordnung, nämlich die Ordnung, die in der Natur herrscht, aufzulegen, ohne das Besondere, Persönliche, Menschliche zu würdigen. In Rom ist für die Persönlichkeit kein Platz, Römertugend ist Unterwerfung unter die Forderungen der Gesamtheit, Angleichung alles Besonderen ans Gemeinwohl. Die Gesittung Roms ist absolut unphilosophisch und unkünstlerisch-unpersönlich, ganz auf den Zwang des Nützlichen ge-

*) Diese Arbeit ist vor dem Kriege abgeschlossen und nicht mehr geändert worden.

gründet. Zwar wird auch in der griechischen Tragödie das Schicksal als absolut Herrschendes anerkannt, aber es ist doch immerhin zum Problem gemacht, der einzelne empfindet die Moira als etwas Fremdes und Lastendes, und wenn er sie auch nicht anzuzweifeln wagt, so vermag er doch über sie nachzusinnen und hat sie so schon innerlich entthront. Für den unphilosophischen Römer dagegen ist die Abhängigkeit vom Zwange der Welt, vom Schicksal, das ihm sein Staat repräsentiert, so fraglos und selbstverständlich, daß er sich sie nicht bewußt machen kann, schon der Gedanke, nicht ein Teil, sondern ein Ganzes zu sein, ist ihm unverständlich und fremd. Ich nenne diese überaus einfache seelische Formation, die im Römer kulturell festgelegt ist, den Schicksalsmenschen, im Gegensatze zum Menschen, der sich als innere Einheit, als Persönlichkeit zu fühlen vermag.

Für die Gegenwart, die unter dem Zeichen der Persönlichkeit und der inneren Freiheit steht, bedeutet der Schicksalsmensch eine Ausnahme und einen kulturellen Atavismus. Mit der Schöpfung der Persönlichkeit — die gegen das Ende des Mittelalters, besonders in den deutschen Mystikern, vollzogen erscheint — ist das Schicksal als Letztes und Höchstes abgesetzt, alle großen Menschen der neueren Zeit können nicht mehr Schicksalsmenschen, mit Verstand ausgestattete Naturmechanismen sein, sie haben etwas Neues, Höheres in sich, eine Kraft, die von allen äußeren Schlägen nicht ganz gelähmt werden kann, die den eigentlichen Kern der modernen europäischen Seele ausmacht.

Der Mensch als Persönlichkeit ist eine wirkliche Welt, ein Mikrokosmos, der sein eigenes Gesetz in sich trägt und dem Kosmos, der Welt, als ein selbständiges Ganzes gegenübersteht. Der Schicksalsmensch ist kein Ganzes ‹weil ihm das Bewußtsein innerer Freiheit abgeht›, keine Welt, sondern ein Teil, ein Stück der allgemeinen Welt unter deren Gesetzen. Und weil sich dieser Mensch nur als ein Teil und nicht als abgeschlossenes Ganzes fühlt, können Leben und Geltunghaben für ihn nur in beständiger Vergrößerung, nicht in innerer Veränderung und Vertiefung beruhen. Sein Wunsch ist, ein immer größerer Teil der Welt zu werden — der Wunsch aller Menschen ohne inneren Mittelpunkt — und endlich die ganze Welt auszufüllen. Tamerlan hat gesagt: Wenn wir die Erde erobert haben,

so werden wir uns auf den Mond stürzen. Dieser Wunsch, sich beständig auszudehnen, an Macht zuzunehmen, kann nie gestillt werden, denn das Grundgefühl, nichts Ganzes zu sein, sondern ein Teil, ändert sich niemals; das Stück Welt, das der Schicksalsmensch ist, wird immer nur umfangreicher — kann sich aber nie zu einem Ganzen schließen, es hat eine unersättliche Gier nach Raum und Macht. Wörtlich genommen ist es wohl falsch, aber in einem tieferen Sinn für den Schicksalsmenschen wahr, wenn Napoleon von sich selber sagt: »Ich habe keinen Ehrgeiz; sollte ich aber doch welchen besitzen, so ist er mir derart angeboren, daß er vollkommen in meinem Wesen liegt, und er hängt mit meinem Dasein so innig zusammen wie das Blut, das in meinen Adern rollt, und die Luft, die ich atme.« Denn Sein und Mehrseinwollen ist für ihn dasselbe.

Der Schicksalsmensch versteht nicht zwischen Menschen und Dingen zu scheiden, zu werten; er sieht nur Großes und Kleines. Denn nur in beständigem quantitativem Wachstum vermag er einen Inhalt zu gewinnen. Das ist wohl eine Illusion, aber eine unvermeidliche Illusion, wenn ein innerer Lebensquell nicht vorhanden ist. Wirkliches Innenleben, das heißt Leben, das selbst genugsam in sich ruht, ist daher für diesen Menschen nicht möglich; er geht in Wirkung und Gegenwirkung mit der Außenwelt auf.

Auch der kleine Mensch unserer Zeit hat nicht das Gefühl innerer Selbsttätigkeit, er beugt sich dem Geschehen ohne Widerstand, »weil es einmal nicht anders ist«. Aber dieser Zustand ist so sehr charakteristisch für den kleinen, inhaltsleeren Menschen, daß wir uns den wahrhaft großen genau entgegengesetzt denken, daß uns Größe geradezu mit dem Bewußtsein innerer Kraft, Persönlichkeit, Freiheit identisch ist. Ein wahrhaft großer Schicksalsmensch wäre für unsere Zeit die erstaunlichste Anomalie; sie ist nur ein einziges Mal, nämlich in Napoleon verwirklicht worden. Schon im Jahre 1790 hat der korsische General Paoli zu ihm gesagt: »Sie sind ganz ein Mann aus dem Plutarch, Sie haben nichts von einem Modernen an sich!« Und so glaube ich mit dem Verständnis dieses einen Menschen die seelische Konstitution eines Typus festzulegen, der uns heute fremd geworden ist, ja wie ein Fossil anmutet.

Der richtige Schicksalsmensch kommt aus den Tiefen, ist Geschöpf

des Zufalls. »Ich bin der Sohn des Glücks!«, hat Napoleon auf der Höhe seiner Macht gesagt. Er wird Zeit seines Lebens von dem Gefühl beherrscht, unfrei, vom Schicksal abhängig zu sein. »Ich bin Fatalist seit jeher; wenn das Schicksal etwas will, haben wir zu gehorchen.« — »Ich habe mich niemals damit abgequält, die Umstände meinen Ideen anzupassen; ich ließ mich jederzeit von ihnen treiben. Wer kann im voraus über die zufälligen Umstände, die unerwarteten Begebenheiten gebieten?« — »Ich könnte mich selbst nicht ersetzen« (d. h. ich bin dieser Besondere nur unter diesen besonderen Umständen); »ich bin das Geschöpf der Zeitverhältnisse.«

Diese und ähnlich lautende Worte begleiten Napoleon durchs Leben, sie sind der getreue Ausdruck seines Grundgefühles: nicht selber zu wollen und zu handeln, sondern geführt zu werden. Er betont ausdrücklich die Blindheit seines Wollens und erklärt: »Der wird nicht weit kommen, der von Anfang an seinen Weg kennt.« Als die Sonne von Austerlitz strahlend aufging, da ist er vom Sieg überzeugt gewesen — und er hat ihn errungen.

Weil sich der Schicksalsmensch nicht als eine eigene autonome Welt empfindet, sondern nur als ein Phänomen in der Welt, ist sein Grundgefühl, von allen anderen Phänomenen abhängig zu sein. Er achtet auf Zeichen und ist abergläubisch. Von innen kann ihm ja nichts kommen, er vermag keinen eigentlichen Wert zu erlangen, nur dessen Surrogate, Glück und Macht, und so weiß er sich als Knecht der Ereignisse. Er glaubt an sein Glück, an seinen Stern — »Getrost! Du fährst Cäsar und sein Glück!« ruft Cäsar dem zaghaften Schiffer zu; ihm kann nichts geschehen, denn das Schicksal hält die Hand über ihn. Und Napoleon ermutigt die wankenden Soldaten bei Waterloo: »Die Kugel, die mich treffen soll, ist noch nicht gegossen.« So fühlt er sich beständig getragen und geleitet.

Napoleon, der in katholischen Ländern aufgewachsen und völlig unreligiös gewesen ist, hat sich dem Mohammedanismus, der Religion des blinden Fatumglaubens, des Kismet, eigentümlich verwandt gefühlt. Und diese Sympathie charakterisiert ihn als heimlichen Orientalen. Die Phantasien von einem orientalischen Kaiserreich verfolgen ihn von Ägypten bis St. Helena, und es wäre ganz unpsychologisch, diesen ausschweifenden Gedanken bloß auf seine Politik zurückzu-

führen, die England in Indien vielleicht hätte treffen können. Noch am Tage von Austerlitz hat er gesagt: »Hätte ich Accon eingenommen, so wäre ich Mohammedaner geworden . . . Kaiser des Morgenlandes.« Und der Zug Alexanders hat wie ein bezauberndes Gaukelspiel vor ihm geschwebt. Selbst im Jahre 1812 sind die Pläne lebendig gewesen, über Rußland bis nach Indien vorzudringen.

Folgenden Aufruf hat Napoleon an die Mohammedaner in Ägypten erlassen: »Ist ein Mensch so ungläubig zu bezweifeln, daß alles in dieser Welt der Herrschaft des Schicksals unterliegt? Der Tag wird kommen, wo die Welt einsehen wird, daß ich höheren Befehlen folge, und daß keine menschliche Anstrengung etwas gegen mich vermag . . . Alles, was ich unternehme, ist bestimmt zu gelingen. Die sich als meine Freunde erklären, werden gedeihen, die mir feindlich begegnen, werden untergehen.« »Macht dem Volke bekannt,« befiehlt er der Geistlichkeit, »daß seit Anbeginn der Welt geschrieben steht: Ich werde, nachdem ich die Feinde des Islams vernichtet, die Kreuze zerschlagen habe, aus der Ferne des Abendlandes daherkommen, um das zu erfüllen, was mir aufgetragen ist. Zeiget dem Volk, daß in den heiligen Büchern des Korans an mehr als zwanzig Stellen vorausgesehen ist, was sich jetzt ereignet.« Wenn man auch die schöne Phrase ‹die Napoleon sein Leben lang über alles geliebt hat› und die orientalischen Floskeln in Betracht zieht, so spricht aus solchen Worten doch ganz zweifellos das Bewußtsein einer Gemeinsamkeit mit dem islamischen Fatalismus: der blinde und grundlose Glaube an die Unabwendbarkeit des Vorausbestimmten, der die Persönlichkeit ausschaltet und daher mit dem Christentum und dem Geist Europas in schroffem und ganz prinzipiellem Widerspruch steht. Und es ist wichtig, daß Napoleon nicht nur vom Fatalismus beseelt gewesen ist, sondern daß er sich selbst mit dem Schicksal in Zusammenhang gebracht, als dessen Liebling gefühlt hat.

Damit sich das Bild des Schicksalsmenschen vollende, muß nämlich noch etwas dazukommen, was gar nicht mehr ins Psychologische fällt, über das eigentlich nichts gesagt werden kann: dieser Mensch muß sich nicht nur ganz vom Schicksal regiert wissen — das Schicksal muß ihm auch wohlgesinnt sein, er muß Glück haben. Es ist natürlich nicht zu scheiden, wie einerseits der Glaube an seinen Stern

durch beständiges Glück geweckt und zum Aberglauben wird, aber dieser Glaube ist doch von Anfang an da und reift zu der Überzeugung, daß das Geschick dieses eine Mal für seinen Liebling ein Auge haben, zur Vorsehung werden könne. Bei einer psychologischen Betrachtung muß dies unberechenbare und unfaßbare fremde Element — daß einem alles gelingt, was er anfängt — natürlich wegbleiben, aber der seelische Typus des Schicksalsmenschen wird erst dadurch ganz abgerundet, daß er wirklich der Mann des richtigen Augenblicks und des glücklichen Zusammentreffens ist.

Das Volk hat nie an andere Menschen geglaubt als an die Lieblinge des Glücks — sie sind seine eigentlichen Helden. Es fragt nicht nach Geist, nicht nach Talent und auch nicht nach Taten im wahrhaften Sinn, sondern nur nach dem Zusammentreffen aller Zufälle, die einen in die Höhe heben, nach äußeren Vorzügen, nach Erfolg, nach Glück. Das erklärt sich ganz einfach: die Menschen wissen sich ununterbrochen von allen Faktoren abhängig, unter hunderten ist vielleicht nicht einer, dem eine Ahnung von Freiheit dämmert. Wen also alle Faktoren ‹der Zufall› begünstigen und emporheben, der ist offensichtlich der wahre, der bewundernswerte Mensch. Napoleon ist nicht angestaunt worden, weil er ungewöhnlich viel Verstand und Kaltblütigkeit besessen hat oder gar, weil er eine starke Persönlichkeit gewesen wäre, sondern weil er mehr Glück gehabt hat, als jeder andere. Sachverständige meinen, daß Lazare Hoche ein ebenso fähiger General gewesen sei wie Bonaparte — aber er starb jung, er hatte kein Glück.

Napoleon, der an nichts geglaubt hat, als an Nutzen und Erfolg, vermochte sich auch bei den Menschen keine anderen Motive vorzustellen. »Es gibt nur zwei Hebel, um die Menschen in Bewegung zu setzen: Furcht und Interesse. Liebe ist eine dumme Verblendung, Freundschaft ein leeres Wort . . .« Ohne Widerstreben schrieb er ‹im Februar 1814› seinem Schwager Joachim Murat, der mit den Feinden gemeinsame Sache gemacht hatte, und stellte ihm vor, daß er von keinem anderen, als von ihm etwas zu erwarten habe. »Benutzen Sie wenigstens einen Verrat, den ich doch nur der Furcht zuschreibe, um mir mit einigen guten Ratschlägen beizustehen! . . .« Ebenso weiß er genau, daß die Minister Fouché und Talleyrand

mit seinen Feinden in Verbindung stehen und bestochen sind. Doch solange er sie brauchen kann, nimmt er ihnen das nicht übel. Von Fouché hat er selbst gesagt: Ich sollte ihn eigentlich hängen lassen! — zieht es aber vor, sich seiner kaltblütigen Verbrecherschlauheit zu bedienen. In den hundert Tagen werden alle wieder aufgenommen, die sich dem Feind angeschlossen haben. Als Marschall Ney, der vom König ausgesandt war, um ihn gefangen zu nehmen, und es gern tat, zu ihm übergeht — da ist wieder alles wie zuvor. Auf Liebe hat er niemals gerechnet, hat er doch selbst keinen geliebt und alle nur als seine Werkzeuge verwendet. Man erhält sie in möglichst gutem Zustand und zählt niemals vergebens auf ihre niedrigen Leidenschaften, kommt aber der Augenblick, wo man sie nicht mehr brauchen kann, so wirft man sie fort. Als es auf St. Helena unter seiner Umgebung Streitereien gab, erklärte er: »Was gehen mich die Gefühle an, die man innerlich hegt? Wenn man mir nur eine freundliche Miene zeigt! Ich höre nur die Worte, ich lese nicht in den Herzen.«

»Viel versprechen und nichts halten, so will es die Welt,« ist Napoleons Wahlspruch gewesen. Ein anderes Mal freilich, wie ihn einer im Stich läßt, heißt es: »Wenn ein Mann sein Wort nicht hält, was doch sogar nach den Gesetzen der Wüste geschieht, unterscheidet er sich in nichts mehr von einem Tier.« Dies ist keine Inkonsequenz: Es hat ihm Nutzen gebracht, daß die Leute, die zu etwas verpflichtet waren, ihr Wort hielten, und so hat er diese Eigenschaft gelobt ‹wie die katholische Religion›, ohne selber an sie zu glauben. Als die Überreste der großen Armee im russischen Winter umkamen und zu nichts mehr gut waren, hat er sie bei Nacht verlassen und sich selbst in Sicherheit gebracht, ebenso die Armeen in Ägypten, in Spanien und nach der Schlacht von Waterloo. Ein Gefühl der Verpflichtung gegen alle diese Menschen, die ihm gefolgt und für ihn verwundet worden waren, hat er nicht gekannt, weil er die Menschen nicht anders ansehen konnte, als sich selber — Dinge der Natur ohne Seele und Innenleben. Und diese völlige Fremdheit zu allem eigentlich Menschlichen machte ihn so außerordentlich stark, denn er hat hemmungslos gehandelt, er hat keine seelische Kraft damit vergeuden müssen, Ehre, Gewissen und

Mitgefühl in sich zu überwinden, wie andere Feldherren doch, wenn sie ihre Soldaten opfern, ihm ist niemals zum Bewußtsein gekommen, daß sein Wunsch, Herrscher der Welt zu sein, nicht auch der Wunsch aller anderen Menschen gewesen sein könnte.

Napoleon hat es verstanden, den Glauben an sein Glück allen um ihn her, besonders Soldaten und Offizieren ‹aber auch den feindlichen Feldherren› einzuflößen. Unerschöpflich sind seine Phrasen von Ehre und Ruhm und Vaterland — und sie wirken, solange sein Glück dauert. Als er aber geschlagen aus Rußland kommt — »das Glück ist eine Dirne!« sagt er dieses Mal — da ist auch bei den anderen der Zauber dahin. Es zeigt sich, daß die Welt nicht von der Macht einer Persönlichkeit, sondern von der Gunst des Zufalls geblendet war. Wohl sind ihm sechs oder sieben Treue nach St. Helena gefolgt — alle in dem festen Glauben, daß seine Wiederkehr bevorstehe! — Millionen andere aber haben seine eigenen Lehren beherzigt und ihren Vorteil wo anders gesucht.

Napoleons Macht über die Massen beruht aber zuletzt darauf, daß er selbst an sie, an den Menschen als Naturphänomen geglaubt hat. So wenig er einen einzelnen bedeutenden Menschen hat begreifen können, so nah ist sein Verhältnis zur Masse — Wirkung und Gegenwirkung — gewesen. »Die Kräfte eines Menschen sind nichts, wenn die Umstände ihm nicht helfen, die öffentliche Meinung ihm nicht günstig ist. Die öffentliche Meinung macht alles . . .«

Der berühmte Satz des Code Napoleon: »Es ist verboten, nach der Vaterschaft zu forschen,« beweist von einer anderen Seite her, daß ihm jedes Verhältnis zum Menschen als einem Individuum abgegangen ist, daß ihm die Menschen nur als Masse eine Wirklichkeit gewesen sind. Er hat gefühlt wie die Natur, die Keime ausstreut, ohne sich um ihr Schicksal weiter zu kümmern — wenn es nur immer genug Menschen gibt, die man als Soldaten brauchen kann! Alles sonst interessiert ihn nicht an ihnen.

Was für ihn das Schicksal gewesen ist, höchste Gottheit — das wollte er selbst für die anderen sein, der Repräsentant des Schicksals, er wollte nach Goethes Wort »das Fatum spielen«*). Und darum forderte er den Glauben an seine Autorität, an die Autorität

*) Am 11. März 1807 zu Riemer.

des Staates, an Autorität überhaupt für alle anderen als eigentliche Religion. Er hat vor der katholischen Kirche einen gewissen Respekt besessen, weil sie die größte und älteste Organisation der Macht ist, und hat sie von Jahr zu Jahr als Stütze der Autorität höher geschätzt. Allein über das Praktische hinaus ist ihm doch noch etwas anderes am Katholizismus nahegekommen: Das Dogma. An das Dogma muß ja so blind geglaubt werden wie an das Schicksal — und es kann dem Menschen innerlich ebenso fremd sein. Napoleon hat dem Dogma den »Wert einer Kuhpockenimpfung« gegen seinen wahren und tiefsten Feind, das Bewußtsein der Freiheit, das Besinnen auf die eigene Seele und das selbständige Denken zugesprochen. »Die Religion befriedigt das Bedürfnis der Menschen nach dem Wunderbaren und schützt sie vor Scharlatanen. Die Priester sind mehr wert, als die Cagliostro, die Kant und alle Träumer Deutschlands.« Napoleon hat das Dogma genau so geschätzt wie der Groß-Inquisitor bei Dostojewski, nämlich als Bollwerk gegen wirkliche Religion, und als er geschlagen wurde, hat er ‹im tiefsten Sinne mit Recht› die Philosophie, die »Ideologie«, der immer sein echtester Instinkthaß gegolten hat, für alles Unglück verantwortlich gemacht, denn sie untergräbt die Autorität und »proklamiert das Prinzip der Unbotmäßigkeit« — Fichtes Freiheitsrausch als Pflicht! Und Napoleon hat den Zusammenhang gekannt: »Wäre ich ein religiöser Mensch gewesen, so hätte ich alles das nie vollbringen können.« Wie gut stimmt dazu, was Hudson Lowe, der Gouverneur von St. Helena, über Napoleons letzte Jahre erzählt: er hat sich immer mehr dem Dogma genähert. »Ich bin kein Atheist,« sagt der Erbe der Revolution. »Ich bin kein Gottesleugner und glaube alles, was die Kirche lehrt.« Wie ein magisches Zeichen hat er das Kreuz geschlagen, wenn ihm eine Gefahr drohte.

Aller echte Wert hat seinen Sitz im Geiste, die Sphäre des Verstandes wird von Erfolg und Macht beherrscht. Napoleon hat Erfolg und Macht praktisch und theoretisch als das einzige Wesentliche angesehen. Hätte er Spinoza gekannt, so wäre er sein Schüler geworden. »Wenn ein Rebellenführer Erfolg erringt, große Dinge vollführt und Ruhm über das Land und sich selbst verbreitet, so wird er nicht mehr als Rebellenführer, sondern als General und

Souverän bezeichnet. Es ist der Erfolg allein, der ihn dazu macht... Ist einmal der Pöbel Sieger, so wird er nicht mehr Pöbel genannt, sondern »die Nation«. Siegt er nicht, so werden einige hingerichtet, und es ist von Pöbel oder Räubern die Rede.«

Und weil Napoleon nur das tatsächliche Geschehen anerkannt hat, ist ihm die Weltgeschichte als »die einzige wahre Philosophie« erschienen. Dies ist ganz anders gemeint, als die ähnlich klingenden Sätze Hegels. Hegel hat in der Weltgeschichte die Entfaltung von an und für sich sinnvollen Ideen, von Werten höchster Ordnung gesehen, für ihn ist gar nichts zufällig, alles hat Sinn und wesentliche Bedeutung, was sich in der Geschichte der Völker und Staaten ereignet. Er treibt einen Kult mit der Entfaltung des wahrhaften Seins in der Weltgeschichte, und schon das bloße Werden ist ihm höchster Wert. Genau das Gegenteil von alledem findet Napoleon in der Geschichte: nicht Logik und Sinn, sondern Zufall, und für ihn, den Sohn des Zufalls, ist das durch und durch sinnlose Geschehen das eigentlich Verehrungswürdige. Er erhebt Geschichte und Politik ⟨Zufall und Klugheit⟩ im Gegensatze zu Philosophie und Kunst ⟨höherer Notwendigkeit, Weisheit, Persönlichkeit⟩; das bloße Geschehen ohne Sinn und Richtung soll Geschichte heißen, die Politik ist das Schicksal, sagt er zu Goethe. Verstand, Klugheit besitzt Napoleon im höchsten Maß ⟨während er den Geist fürchtet und haßt⟩; die einzige Wissenschaft, für die er Vorliebe hat, ist die Mathematik, die das Skelett des Verstandes darstellt, den Verstand in seinem bloßen Funktionieren ohne Inhalt, noch Ausblick auf einen Sinn. Was im Vorstellungsleben des Menschen geordnet ist, aber regelhaft im Sinne der Natur arbeitet, das kann man unter dem Begriff des Verstandes zusammenfassen; der Geist ⟨die »Vernunft«⟩ ist eigentlich menschlich und muß daher dem Menschen, der nichts als Naturprodukt ist, fremd sein. Es versteht sich von selbst, daß auch die Mathematik in eine höhere Sphäre gehoben werden kann, wo das Formale Selbstzweck wird und ästhetischen Wert gewinnt. Aber Napoleon hat von diesen höheren Beziehungen nichts gewußt, er hat die Mathematik nur als Meßkunst und als Ballistik geschätzt. Der Gedanke, die Pyramiden ⟨die augenfälligsten Sinnbilder der Macht!⟩ ausmessen zu lassen, hat ihn bis St. Helena beschäftigt.

Die Gabe, sich in der Welt zu orientieren, ist Napoleon im erstaunlichsten Maß eigen gewesen. »In meinem Kopf sind die verschiedensten Angelegenheiten fachweise geordnet wie in einem Schrank. Wenn ich eine Sache unterbrechen will, schließe ich ihr Fach und öffne ein anderes. So geraten sie nie durcheinander . . . Wenn ich schlafen will, schließe ich sämtliche Fächer und schlafe ein.« Man kann den ganz nüchternen Verstandesmenschen, den Menschen der höchsten Klarheit, vielleicht nicht besser beschreiben als mit diesen Worten — Leidenschaft und Genie sind ihm gleich fremd. Und die Fähigkeit, immer orientiert zu sein, alles richtig und ohne Illusion zu sehen, wird durch sein berühmtes Gedächtnis ⟨besonders für Zahlen⟩ mächtig unterstützt.

Mit dieser Beherrschung der Phänomene trifft zusammen, daß Napoleon eine ganz souveräne Art besessen hat, das Geld, den Nerv aller austauschbaren, funktionalen, unpersönlichen Dinge und das wichtigste Mittel der Organisation, zu behandeln. Er ist der absolute Herr des Geldes, läßt sich niemals von ihm tyrannisieren ⟨wie doch mancher große Herr⟩, ist weder habgierig, noch allzu verschwenderisch und gibt es jederzeit am richtigen Orte hin. Es wird erzählt, daß er alle Rechnungen des Staates selber geprüft und mit verblüffender Sicherheit Irrtümer und Betrügereien herausgefunden habe. Diese Vertrautheit mit dem Abzählbaren, Rationalen ist ein sehr wesentlicher Zug. Denn fast allen Menschen, die nichts entschieden Persönliches besitzen, wird das Geld zum Verhängnis. Napoleon aber hat es verstanden, sich über dieses Schicksal des Alltäglichen, dieses sozusagen bürgerliche Schicksal zu erheben, es zu beherrschen und zu verachten. Seine überlegene Stellung zum Gelde ist gerade entgegengesetzt der gleichgültigen des Phantasten, der das Geld mißachtet. Der Phantast hat die schicksalhafte Macht, die Dämonie des Geldes, der schon mancher ungewöhnliche Mensch erlegen ist, niemals verstanden, er ist in Wirklichkeit von dem abhängig, was er zu verachten glaubt. Napoleon kennt die Bedeutung des Geldes genau — und er steht darüber wie der Meister über seinem Werkzeug.

Napoleon ist, wie die großen Römer alle, Verstandesmensch gewesen, in ihm gibt es nichts Philosophisches, nichts Phantastisches, nichts Religiöses. Noch auf St. Helena ist er überzeugt, daß der

Mensch nur ein besser ausgestattetes Tier sei ‹was seiner Anerkennung des Dogmas durchaus nicht im Wege steht›, und diese Überzeugung gehört zum Verstandesmenschen. »Der Mensch ist ein vollkommeneres Tier, als die anderen . . . Sagt, was Ihr wollt, alles ist Materie, mehr oder weniger mit Erkennen ausgestattet . . . Es ist meine Überzeugung, daß wir nichts als Materie sind.« Solche Aussprüche wiederholen sich oft genug, und er sagt zu Gourgaud: »Wenn wir tot sind, dann sind wir vollkommen tot.« Dieser gleichgültige Materialismus ist ganz verschieden von dem leidenschaftlichen Atheismus der französischen Enzyklopädisten ‹die ihm ja den geistigen Boden bereitet haben›. Welche begeisterte Polemik gegen Gott spricht aus den Karfreitag-Diners eines Diderot!

Nicht nur durch den Zufall der politischen Lage und eines besonderen Feldherrentalentes hat Napoleon so viele Kriege geführt. Der Krieg war vielmehr der einzige Zustand, der ihm ganz angemessen gewesen ist, der organische Zustand des Menschen als Naturwesen und nicht als Persönlichkeit. Auch ein höherer Mensch kann den Kampf wollen, um sich an einem Feinde zu rächen, überschüssige Kraft zu entfalten, einen bestimmten Zweck zu erreichen. Für Napoleon aber ist der Krieg eigentliches Lebenselement gewesen. Im Kriege hat der Mensch jeder höheren Norm entsagt und sich dem Naturrecht des Stärkeren ‹Spinoza!› übergeben. Dies ist der wahre Grund, daß der Schicksalsmensch, der Mensch, der Naturwesen ist und nichts mehr, in seiner reinsten Erscheinungsform Krieger, Feldherr sein wird ‹obgleich diese Richtung auch mit anderen Anlagen zusammen bestehen kann›. In der Herabsetzung alles Menschlichen auf das Mindestmaß, auf das Allgemein-Tierische ‹das durch Berechnung und Technik nur verstärkt, aber nicht verändert wird›, liegt die eigenste Sphäre des Menschen als Naturwesen. Man muß bedenken, wie sehr einer im Vorteil ist, der in der Schlacht erst ganz er selbst wird ‹dies ist von Napoleon vielfach bezeugt›, der alle seine Fähigkeiten zur Verfügung hat, wo sich das Nervensystem der anderen doch in einem ungewöhnlichen Zustand befindet. Für den Menschen unserer Kultur — für den Berufssoldaten ebenso gut wie für jeden anderen — ist der Krieg eine Anomalie, und auch beim größten Mute sind Kaltblütigkeit und Überlegenheit in außerordent-

lichen Verhältnissen nichts Naturhaftes, sondern Zustände höherer moralischer Willensanspannung.

Nietzsche hätte vielleicht die Psychologie Napoleons geben können, wäre er nicht sogleich in Schwärmerei geraten und hätte er vor allem das Wesen des verbrecherischen Menschen richtig erfaßt. Aber wie Fichte in Napoleon das Urböse gesehen hat, so hat auch Nietzsche den Schicksalsmenschen — den Menschen als Naturphänomen — nicht vom Verbrecher, der durchaus menschlich, wenn auch negativ menschlich ist, zu scheiden gewußt, sich für ihn begeistert und alles verdorben. Die typisch falsche Perspektive, unter die eine unserer Kultur so fremde — weil antike oder orientalische — Erscheinung wie Napoleon immer gerückt wird, ist das Entweder-Oder: ein Genie — ein Verbrecher ⟨auch wohl: ein Verbrecher — Genie⟩. Dies läßt sich ja begreifen, denn es ist nicht leicht, Maßstäbe an einen Menschen zu legen, die uns ganz und gar ungewohnt sind. Wir pflegen wohl Geisteskranke und Degenerierte unter dem Gesichtspunkt der Natur ⟨anstatt der Menschheit⟩ zu betrachten und wie die Tiere nicht als verantwortlich, sondern als bloß naturhaft bedingt zu werten; aber für den seelisch gesunden und sogar bedeutenden Menschen ist uns diese Art der Betrachtung unnatürlich; wie immer unsere theoretische Ansicht darüber sein mag — wir können doch nicht umhin, den Menschen als selbstverantwortlich, als frei anzusehen.

Der tiefe und prinzipielle Unterschied zwischen dem Schicksalsmenschen und dem Verbrecher ist aber der: der Schicksalsmensch als reiner Typus hat schlechterdings keine Beziehung, auch keine feindselige, zum Persönlichen, zum Sittlichen, er ist Natur und handelt im Stande der Unschuld, er ist dem Guten wie dem Bösen gleich fremd. Der Verbrecher jedoch ahnt seine Freiheit — und ist ihr wildester Feind. »Des Lebens Wein ist ausgeschenkt!« ruft Macbeth in Verzweiflung, wie er den König ermordet hat. Der Schicksalsmensch weiß so wenig von der Freiheit als der eigentlichen Menschlichkeit wie der Stein, der niederfällt, und der sich durchaus nicht frei fühlen würde ⟨wie Spinoza behauptet⟩, könnte er denken. Der Schicksalsmensch erfährt im tieferen Sinne keine Freiheit und auch kein Schicksal, gleichwie das Tier kein Schicksal hat; denn erst im Lichte des

eigentlich Menschlichen kommt das Fremde, das Schicksalhafte zum Bewußtsein. Eines findet sich am anderen.

Dem Schicksalsmenschen fehlt jede Möglichkeit, einen Sinn des Lebens zu fassen, in ihm geschieht nichts, obgleich er in beständiger Bewegung sein kann — so wenig wie durch einen Bergsturz eine wirkliche Veränderung in der Natur erfolgt, höchstens eine Veränderung im ästhetisch-formalen Zug der Linien. Was er tut, versteht er nicht an und für sich als Tat, die ein Ziel vor sich sieht, sondern nur von der Wirkung her, die sie verursacht hat. Und darum sind seine Taten nicht Symbole seines Seins ‹wie beim Menschen im höheren Sinn›, sondern sie sind für ihn das Sein selbst. Nimmt man ihm die Möglichkeit, in die Welt zu wirken — Beispiel: Napoleon auf St. Helena oder mancher andere, der immer in kleinen Verhältnissen leben muß — so ist er auch innerlich tot.

Die Größe Napoleons, die wir alle empfinden, ist nicht Menschengröße, sondern ein ästhetisches Phänomen, vergleichbar einer vollendet schönen Tänzerin, die sich in natürlichen Rhythmen wiegt, als Seele ist sie uns gleichgültig, vielleicht wertlos, und entzückt uns doch als bewegte Körperform. Wir empfinden ihr Tun als schön und edel nach gegenständlich-ästhetischen, nicht nach seelisch-menschlichen Beziehungen, wie von einem Geschöpf der Natur ausgehend, das die Menschheit nur scheinbar und vorübergehend um sich getan hat. Ebenso ist der Schicksalsmensch ein Stück Natur, zur höchsten Konzentration gesteigert, er ist eigentlich nicht Mensch, weil ihm das abgeht, was den Menschen über die Natur erhebt, er ist Phänomen und kann wie ein Wasserfall oder ein Seesturm hohe ästhetische Bewunderung wecken. Auch diesen Erscheinungen sprechen wir nicht Wert an sich zu, wir wissen, daß sie nichts sind, als physikalische Vorgänge, aber wir vermögen sie in eine andere, in die ästhetische Lage zu übertragen und uns an ihnen zu erfreuen. Und darum ist der Schicksalsmensch immer wieder der bevorzugte Gegenstand der Dichtung. Die Bewunderung, die Nietzsche, manche Künstler und viele Frauen für Napoleon empfinden, ist rein ästhetisch, sie ist die Bewunderung des Zuschauers für ein Phänomen, nicht des Menschen für einen Menschen. Diese Bewunderung zur Weltanschauung zu erheben, beweist eine prinzipielle Verwechslung der gegenständlichen

und der persönlichen Kategorie, das heißt, man vermag nicht den Menschen von innen heraus als Menschen zu verstehen und zu beurteilen, sondern man wertet ihn nur von außen, nach seinen Wirkungen, von einem Beschauer her. Diese Perversion ist das eigentliche Grundübel des Ästhetizismus.

Wir verstehen jetzt nicht nur die Bewunderung Goethes für Napoleon, der hier ein großes Naturphänomen gesehen hat, sondern auch die tief menschliche Empfindung Beethovens: er hat das Titelblatt der dem General Bonaparte gewidmeten heroischen Symphonie wütend zerrissen, als er vernahm, der Held habe sich zum Kaiser gemacht. Sein reiner und genialer Instinkt hat sogleich erfaßt, daß Bonaparte nicht der große Mensch sei, für den er ihn gehalten hatte, sondern der Mann des Tages und der Menge.

Und weil Napoleon kein großer Mensch, sondern eine große Erscheinung gewesen ist, darum hat er auch keine bleibende Wirkung üben können, er hat das Fühlen, das Handeln, das Denken der Menschheit nicht dauernd beeinflußt. Als es mit seiner Macht zu Ende ging, da ist er selbst dahin gewesen. Ein paar Straßenbauten sind übrig geblieben. Der Schicksalsmensch als ein Teil der Natur kann nicht schaffen, sondern nur zerstören. Wenn Napoleons Hände unbeschäftigt gewesen sind, haben sie vernichtet, was sie erreichen konnten, Blumen, Möbel, Porzellan, kleine Tiere — und dieser Zwang zu zerstören, ist ‹neben einem beständigen und undifferenzierten sexuellen Bedürfnisse› sein tiefster Ersatz für Produktivität . . .

Wahre Schöpfung kann nur aus dem Kosmos — und aus dem Kosmos im Menschen, aus der Persönlichkeit — hervorgehen. Wenn man auf das Leben Napoleons von einer gewissen Distanz blickt, so erkennt man, wie all sein Tun, das mit so außerordentlichen Mitteln ins Werk gesetzt worden ist, keinen eigentlichen Sinn — auch nicht für ihn selbst — gehabt hat. Er kann niemals zur Ruhe kommen, weil er bewegtes Sein ist — aber es ist das Umlaufen eines Pferdes im leeren Göpel, instinkthaftes, automatisches Wollen und Sich-Bewegen, identisch mit dem Tun des Wilden und sogar des Tieres, nur von einem großen Verstande bewegt, aber doch wieder nicht bewußtes Handeln in der eigentlichen Bedeutung, denn Bewußtsein ist nicht Reflex der Instinkte in den Gedanken, sondern

Handeln nach Sinn und Ziel, Orientierung des Subjektiven an ideellen Leitlinien. Und dieses blinde Hintreiben versucht immer wieder, in Bildern von Größe und Majestät einen Ruhepunkt zu erringen. Napoleon hat den Giebel des Mailänder Domes mit seiner Statue ‹als römischer Imperator› geschmückt und von Thorwaldsen den Siegeszug Alexanders symbolisch meißeln und in Rom aufstellen lassen. Die Kunstschätze Italiens hat er nach Paris geführt, um seinen Namen an sie zu hängen.

Napoleon ist in seiner Jugend schwermütig gewesen und hat mit dem Gedanken des Selbstmordes gespielt. Das angespannte, inhaltlose und durchaus unersättliche Wollen ist offenbar zuerst mit seiner ganzen Trostlosigkeit hervorgetreten, es hat ihn gedrängt, Bibliotheken durchzulesen und endlosen Grübeleien nachzuhängen. Später, als er sich schon ganz dem blinden Geschehen übergeben hatte, da ist ihm alles Fragen nach Sinn und Zweck tief verhaßt gewesen. Der Mensch, meint er, der sich die Frage stellt: Wozu lebe ich? ist der unglücklichste von allen. Vielleicht würde der Philosoph sagen: Wer sich die Frage nach dem Zweck des Lebens nicht stellt, sei nicht wert, ein Mensch zu sein, aber für den Schicksalsmenschen bedeutet die Frage nach dem Sinn des Lebens — Selbstvernichtung.

Die Taten Napoleons sind nicht Taten im eigentlichen und tieferen Sinn, das heißt Wirkungen einer Seele in die Welt hinein, sie sind vielmehr der Ersatz für Innenleben und in ihrer erstaunlichen Menge immer noch leeres Geschehen ohne seelischen Kern. Die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, die man ihm so sehr zum Vorwurf gemacht hat, ist ebensowenig wie alle anderen politischen Hinrichtungen als moralische Tat zu werten, alles das sind instinkthafte Reaktionen gegen Hindernisse, mögen sie auch durch den Verstand hindurchgegangen sein.

Napoleon hat sich selbst für einen Mann der Tat gehalten, und er gilt allgemein dafür. Aber so sehr auch sein ganzes Leben mit Ereignissen angefüllt ist — es gibt keinen bedeutenden Menschen, der nicht mehr Taten vollbracht hätte, als er. So paradox es klingen mag: Künstler, Philosophen, Gelehrte, Techniker sind mehr Männer der Tat, als Napoleon. Was bewundern wir doch an Homer, an Mozart, auch an Edison und Geringeren? Nicht unmittelbar sie selbst

— oft wissen wir gar nichts von ihnen — aber ihre Gestalten und Werke ⟨ihre Taten⟩ sind lebendig unter uns, und erst von ihnen fällt ein Strahl auf den Menschen, den wir dann im höchsten Sinn als Menschen ehren. Bei Napoleon aber bewundern wir genau genommen keine einzige seiner Taten — denn daß von zwei kämpfenden Heeren eines den Sieg davonträgt, ist selbstverständlich, und seine taktischen Züge können nur von Spezialisten gewürdigt werden. Wir bewundern Napoleon nicht als Schöpfer von irgend etwas, sondern als ein ästhetisches Phänomen, als ein Schauspiel der Natur. Er ist heute, nach hundert Jahren, nicht mehr eine lebendige Kraft, sondern ein Gegenstand für gelehrte historische Bücher und für Theaterstücke, und so hat sich seine behauptete Unpersönlichkeit durch die Geschichte erwiesen. Der Verächter aller Ideologie ist heute eine Beschäftigung für den Geist.

Alles, was menschlich zuhöchst gilt: Liebe, Treue, Edelmut, Reinheit, lebendige Innerlichkeit, Produktivität — ist bei Napoleon gar nicht oder kaum merklich vorhanden, nur ein großer Verstand und unermüdliches Wollen imponieren, Gaben, die in der Welt helfen, aber unsere Bewunderung nur sehr eingeschränkt genießen. Die große Klugheit Napoleons hat absolut nichts, was an Genialität erinnerte, wenn sie auch zu hoher organisatorischer Kraft gesteigert ist; der Verstand hat kein Genie, so wenig wie die Muskelkraft. »Genie ist Fleiß« hat dieser Ruheloseste gesagt. Die Möglichkeit des Irrsinns, die für jeden genialen Menschen am Horizonte steht, existiert für ihn zu keiner Stunde des Lebens. Sein klarer, überlegener Verstand ist so fest gegründet, daß er durch nichts erschüttert werden kann. Und er hat sich niemals betrunken.

Der Verstand Napoleons unterscheidet sich im Prinzip nicht von dem des Alltagsmenschen. Wenn wir annehmen wollen, daß ein kleiner Kaufmann etwa drei oder vier Faktoren übersehen muß, von denen seine geschäftlichen Erfolge abhängen ⟨den Bedarf seiner Kundschaft, die Qualität seiner Waren, den Kredit, den ihm der Fabrikant gewährt, die Höhe seiner Spesen⟩; wenn der Leiter eines großen Unternehmens zwanzig bis dreißig Faktoren, der erste Minister eines modernen Staates eine noch größere Anzahl in Betracht zu ziehen hat, wobei wieder von jedem Hauptfaktor andere Faktoren

zweiter Ordnung abhängen: so darf man sagen, daß diese Fähigkeit, zu überschauen und daraus Folgerungen zu ziehen, bei Napoleon noch weiter ausgebildet ist ‹wobei er übrigens von einem außerordentlichen Spionagesystem und seiner tatsächlichen Macht unterstützt wurde›. Aber etwas prinzipiell anderes — wie es doch in der Intuition eines echten Erfinders liegt — eine schöpferische Synthese ist dabei nicht im Spiel, nur höchst gesteigerter gesunder Menschenverstand. »Veränderungen der Landkarte,« die manchem so sehr imponieren, sind nichts Schöpferisches, das sind Verschiebungen vorhandener Dinge, diplomatische und militärische Züge, die auf der scharfsinnigen Erwägung aller Umstände und auf Glück beruhen ‹wie dies Napoleon selber genau gewußt hat›. Diese innere Verwandtschaft mit dem Alltagsmenschen ist ja auch der Grund, daß alle, deren Kraft Verstand und Ausdauer, deren Gott Erfolg und Glück heißt, in Napoleon ihr Idol sehen. Der kleine Beamte, der junge Offizier, die entschlossen sind, etwas zu werden, fühlen eine Gemeinsamkeit mit dem Welteroberer. Und das ist nicht Täuschung, sondern Wahrheit.

Der Verstand kann nicht lächeln. Er ist immer ernsthaft und weiß nichts von Freiheit. Der alltägliche Verstandesmensch wie die höhere Form des Schicksalsmenschen, — sie vermögen keinen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ihnen ein freier Blick über Welt und Menschheit vergönnt wäre. Sie haben kein Gefühl für das Komische ‹allenfalls für den Witz›, und an Napoleon gibt es wirklich nicht den kleinsten humoristischen Zug, kein lächelndes Wort, kaum ein Bonmot ist unter der großen Menge der überlieferten Aussprüche zu finden. Niemals hat er wie andere große Herren beim Wein gesessen, um einmal Diener für Freunde anzusehen; er ist immer der ernsthafte, auf Würde und Ruhm bedachte Römer. »Ich habe das Gefühl für das Lächerliche nicht!« sagt er selbst. »Die Macht ist niemals lächerlich.«

Vielleicht kennt aber auch der Schicksalsmensch — denn er ist doch Mensch! — Augenblicke, da wie ein plötzliches Grauen seine Unfreiheit vor ihm aufsteht. Könnte er sein Wesen einmal jäh als ein Etwas begreifen, das heißt: nicht als Das, als das Selbstverständliche und Letzte; wenn er seines ganzen Seins in einem Augenblick

nicht mehr als etwas Fraglosen, sondern als etwas Fragwürdigen bewußt werden könnte — dann wäre eine neue Kraft in ihm erstanden, eine so ungeheure Kraft, daß sie der Größe seiner schicksalhaften Natur die Wage hielte! Ein Bewußtsein tiefster Dämonie wäre eingetreten — der Schicksalsmensch wäre zum Genie geworden. Und so ist der wahrhaft große Schicksalsmensch vielleicht nur um eines Haares Breite vom wahren Genie getrennt — aber dieser Raum birgt den Sinn der ganzen Menschheit und ist wohl noch von keinem Sterblichen übersprungen worden. Hier läge ein Vorwurf höchster Art für den tragischen Dichter. Als Napoleon vor Goethe stand und in diese Augen sah, ist er von einem rätselhaften, bisher niemals gekannten Grauen angefaßt worden. Er ist erstarrt. Und er hat diesen Bann mit dem Ausruf abgeschüttelt: Voilà un homme! Sieh da! Ein Mensch!

Heinrich Mann:

DER BRUDER

NOVELLE

PETER Scheibel blieb nach dem Tod seiner Eltern zurück als ganz verarmter Siebenzehnjähriger und mit einer kleinen Schwester, die niemand hatte als nur ihn. Er sagte sich, daß er auf der Schule und später auf der Hochschule wohl sich selbst noch würde durchbringen können, unmöglich aber ein heranwachsendes Mädchen, und ohne Säumen ging er auf die Suche nach einer bezahlten Arbeit. Er fand sie bei Fülle & Sohn, Häute, zuerst als Ausgeher, aber bald ließen sie ihn Briefe schreiben. Nach acht Jahren war er Buchhalter und hatte ein Zimmerchen für sich allein, auf einen Hof hinaus, das nicht hell war; außer im Hochsommer mußte man immer das Gas brennen. Luft und Licht fand er zu Hause, ihm dünkte es oft, kein Mensch könne zu Hause, die kurzen Stunden, in denen dies erlaubt ist, so viel Sonne und frohes Herz finden. Sie wohnten hoch über einem weiten Platz, mit elektrischen Bahnen, Obstkarren, Soldaten. Ihr kleiner Balkon trug Blumen, und Änne drinnen sang. Andere hörten sie nicht von draußen, ihre Stimme war nicht stark; der Bruder aber blieb auf der Treppe stehen und hörte sie.

Sie war erwachsen in den acht Jahren, unter seiner Pflege, seinem steten Gedenken, als Lohn für alle seine Mühen, aber noch blieb sie zart und unsicher, nicht nur von Gesundheit, auch in ihren Formen, Farben und in ihrer Art, das Leben zu nehmen oder es vorauszuahnen. Bei ihren wenigen Bekannten galt sie für langweilig oder hochmütig, manchmal argwöhnten sie Bosheit. Nur ihr Bruder kannte sie wirklich, er war stolz darauf, wie auf eine treu erworbene Vertrauensstellung. Ihr ward es nur leicht bei ihm. Nur bei ihr war er glücklich. Am Abend mitunter und dann wenn sie ihm Gute

Nacht wünschte, sah er auf zu ihr, staunte eine Weile, und nannte sie Beatrix. So hatte eine Prinzessin geheißen, in einem Buch mit bunten Bildern, das sie zusammen lasen, als er zwölf und sie fünf Jahre alt war. Damals schnitt er ihr aus Papier den goldenen Gürtel, wie er von den Hüften der Prinzessin fiel. Wenn sie über ihrem langen Hemdchen den Gürtel hatte, hieß sie Beatrix. Ob sie ihn überzeugte? Ob er es entdeckte? Ihr eigentlicher Name und ihr Wesen, das nur er sah, waren Beatrix. Ihm blieb nichts übrig, als ihr die Rechte zu erobern, die ihr natürlich waren.

Aber noch wollte sie nichts, sie lächelte schwach und wegwerfend zu seinen Versprechungen von Kleidern und Schmuck, für künftig, wenn sie reich sein würden, wenn seine Ersparnisse den Nutzen getragen haben würden, auf den er sann. Es kam unbemerkt, sie war damals zwanzig, — und als er es dann doch sah, wie gern sie jetzt ihren bescheidenen Tand trug, begriff er noch immer nicht, daß etwas vorging. Ihre Kopfhaltung machte ihn aufmerksam, das freiere Auftreten, die erwachte Anmut, und dann dies Lächeln, das stolz einlud: Sieh doch! Was er aber sah, ward dem Bruder nicht früher klar, als bis er Fremde es nennen hörte. Sie sagten: »Die Änne Scheibel ist aber schön geworden«. Er hörte es und ward von einer solchen Freude erfaßt, daß er in der winterlichen Straße plötzlich eine laue Luft spürte und Rosen roch. Beim Betreten des Hauses fand er endlich Worte. »Jetzt haben sie es heraus!« sagte er. Jetzt sahen alle ihre wahre Natur, und nicht mehr nur für ihn war sie eine Prinzessin. Freilich verlor er dadurch einen Vorzug und einen großen geheimen Stolz. Ihr aber tat die Bestätigung so wohl! Unter den Blicken, die sie bewunderten, entfaltete ihre Schönheit sich, ihm schien, ins Ungemessene. Ihn blendete sie nur noch. Hiervon hatte er trotz allem keinen Begriff gehabt: ein Gesicht, so klar, als sei es Fleisch gewordener Edelstein! Und aufgeblüht das Gold der Haare, in den herangereiften Gliedern irgendein ungeahnter Saft, — die Hand aber, man konnte sie unmöglich noch nehmen ohne Demut, sie konnte sie unmöglich anders geben, als mit Herablassung. Sie spürte es selbst, denn sie lachte manchmal auf dabei, übermütig und wie zum Spott auf ihn und sich, weil alles sich nun auf diese theatralische Art gewendet hatte.

Er zahlte ihre Kleider, die teurer wurden, aber nicht sie hatte jetzt zu danken, sondern er. Dazwischen zeigte sie ihm unversehens ein ernstes, vertrauliches Auge, das sagte: »Du verstehst natürlich, es ist meine Rolle. Im Grund bist Du alles, was wäre ich. Glücklich bin ich, weil Du nun belohnt bist.«

Aber sie hatte durchaus den Willen zu ihrer neuen Rolle. Sie ging aus, trat auf, und trug Siege heim. Sie besuchte eine Schauspielschule, kannte Kavaliere, schlug Heiraten aus, die ihr nicht angemessen waren. Er mußte häufig warten auf sie am Abend, und kam sie heim, brachte sie Unbekanntes mit, Erlebnisse, Möglichkeiten und Fragen an das Schicksal, in die er nicht immer wagte hineinzuhorchen. Sie aß reichlich, wie ihre Schönheit es erforderte, es geschah aber, daß sie den Teller fortschob, die Arme weiß auf den Tisch stellte, und zwischen ihnen kurz den Kopf rückend über das zu geringe Zimmer hinsah, die dürre Hängelampe, und auch über ihn — gereizt hinsah, auch über ihn, und doch, als sei sie abwesend. Da erschrak er so tief wie noch nie. Sein alter Rock brannte ihm plötzlich auf dem Rücken, und leise, aber angestrengt schob er sich mitsamt seinem Stuhl vom Tisch fort, damit sie ihn nicht mehr rieche. Denn ein wenig, trotz aller Vorsicht, roch er wohl nach Häuten. Daß er es nicht bedacht hatte, kürzlich, als ihre Freunde sie besuchten! In einer entsetzten Scham ward es ihm fühlbar, daß er zu viel da sei, und daß er Ansprüche mache, unberechtigte Ansprüche, indem er da sei. So begann er ins Café zu gehen, saß einsam und grübelte, weil in diesem Augenblick die Damen und Herren, die mit ihr einen heiteren Abend verbrachten, sie in dem mißverständlichen Rahmen des zu geringen Zimmers sahen. Konnte dadurch nicht ihre Ehrfurcht leiden? Ach es war klar, daß dies nicht mehr weiterführte, und daß er selbst, nur er die Schuld daran trug. Er hatte eine Prinzessin bei sich aufgezogen und zeigte sich nun unfähig, die Mittel zu beschaffen für ihre Hofhaltung. Seine Ersparnisse, die bisher ihre Toiletten bezahlt hatten, waren schon dahin, was nun? Sie wartete, und die Jahre vergingen, die ihre Jugend waren. Er stahl sie ihr, er war ihr Feind! Einst bekam er im Geschäft eine unerhört große Summe in die Hand und behielt sie eine Nacht lang, obwohl sie schon Abends wäre abzuliefern gewesen.

Es war die Nacht, in der er mehrmals starb und mehrmals lebte wie noch nie. Als es Morgen ward, war er dem Abgrund entronnen, und was er fühlte, war Erbitterung gegen sie, die Gläubigerin, die ihn so schwer bedrängte. Er wolle sie einem braven Mann geben, beschloß er hart, — aber wie flehentlich bat sein Herz es ihr ab, als sie am Abend vor der Tür seines Geschäftes stand und ihn abholte. Schön und vornehm wie keine, ging sie dennoch an seiner Seite durch die glänzendsten Straßen. Hinter der erleuchteten Glastür eines Friseurladens sah man eingeseifte Herren sitzen, streng würdig, aber doch abgerüstet. Im Vorbeigehen beugte die Schwester sich vor das Gesicht des Bruders. »Da sitzen sie,« sagte sie, und hatte um ihren karminroten Mund zwei Züge von Haß und Hohn. Noch beim Abendessen dachte sie wohl daran, denn unvermittelt lachte sie auf, und wie er hinsah, war es wieder dies Gesicht. Da sie merkte, er sah hin, verwandelte es sich, und ihre Augen tauchten in seine, mit einer solchen Kraft von Mitleid, Dankbarkeit und Wissen, daß er fühlte: »Geschehe was immer —.« »Wir wollen doch noch unsere Partie spielen,« sagte sie, da ward ihm schon wieder bang, denn es klang wie ein letztes Mal. Dann gab sie die Karten, mit ihren Händen, von denen Duft wehte. »Du schwindelst wohl?« sagte sie heiter, da er gewann, und langsam, mit verlorener Miene in die Lampe starrend: »Ach nein. Am schwersten wird man die Anständigkeit los.«

Künftig zeigte er sich noch seltener, er durfte nicht länger sich dazwischendrängen in den Lebenskampf, dem er sie nicht hatte entheben können. Was sie fortan erlebte, gehörte nur ihr — und wohl noch einem, aber nicht ihm. Sein waren die Angst, die Sehnsucht und der Zorn, dies gehetzte Herz, das anbetete und verwünschte in einem. Er wußte gleichwohl immer, was vorging, ihm schrien es Dinge zu, die kaum waren, ein Hauch in der Luft, ein Schatten in zwei Augen. Er kannte den Mann — hatte ihn nie mit ihr gesehen, war ihm unbekannt, und stand doch unter einem Haustor, um ihm entgegenzublicken, der Gestalt des Schicksals, um ihm nachzublicken, dem Gang des Schicksals, unerbittlich wie es ging, und ganz fremd. Einmal aber verließ er das Geschäft zu einer ungewohnten Zeit, ein hohes Fieber nötigte ihn, und zu Haus nahm er wahr, sie waren da. Er stand,

atmete nicht und hörte. Ein entzückter Klang drang hervor, und ja, dieser Klang: Beatrix. Da ging er fort, fiebernd, aber seine schnellen Pulse klopften wie ein Glück — ein Glück, sei es wie immer. Sie hatte von dem, den sie liebte, genannt werden wollen wie von ihm! Wenn sie sich von Liebe verklärt fühlte, ging sie in das Märchenwesen ein, das sein, sein war. Er fühlte: Meine Schwester!

Tage zogen vorbei, da sie ihn wohl ganz vergessen hatte, und Tage, an denen sie ihn nicht fortlassen wollte; aber er wußte, wann es aus Güte und ruhigem Sinn kam, und wann er sie retten sollte. Er rettete sie nie; sie mußte allein an sich tragen, er konnte ihr nur stumm und treu wie ein Hund, bedeuten, daß er Bescheid wisse um ihre gekrampften Mienen, die Trennung hießen, bevorstehender Zusammenbruch, Angst des Endes, um ihr Umherirren und Seufzen, worin schon neue Hoffnungen sich meldeten, ein anderer Mann, und wieder Leichtsinn und wieder Schmerz. Ihm schien die Zeit stillzustehen, in allem Hin und Her, das nur ablief und zu nichts führte, und dem er beiwohnte in immer gleicher Demut und Ergriffenheit. Dennoch erschien ein Abend — sie hatte ihn nicht fortgehen lassen und war selbst nicht vorbereitet zum Ausgehen, setzte sich hin bei ihm, fand keine Ruhe, hatte schon ihr Zimmer aufgesucht und kam noch zurück. Er sah auf, erstaunt wie von jeher, wenn die Gunst des Augenblicks ihm ihren Anblick schenkte. In ihrem Gesicht aber entstand nichts von der kleinen Freude, die sein Staunen sonst ihr schenkte. Seltsam, sie hatte ein Gesicht, als sähe sie, nun sie zu ihm sprach, nicht sich, sondern wie vor Zeiten, wirklich ihn. Sie sagte: »Hast du denn eigentlich nie daran gedacht, zu heiraten?« Er bedachte, was ihr denn einfiele. Um Zeit zu gewinnen, sah er an sich nieder und er murmelte: »Jetzt doch wohl nicht mehr.« Dies war es aber nicht, in ihm stammelte es anders. »Wer wie ich —« Und: »Beatrix!« Ihr Blick zog sich schon zurück, sie sah nicht weg, und sah schon nicht mehr ihn. »Hättest du geheiratet,« sagte sie, »vielleicht würde ich dann ein Asyl gehabt haben, wenn es mit mir aus ist.« Er schrak auf, fassungslos: »Mit dir!« Da schwieg sie zuerst gramvoll und sagte dann, mit einer Stimme wie eine Kranke: »Sieh' mich doch an! Sieh' mich doch nur wirklich an!« Und weil sie es wollte, sah er sie, sah mit einem Schlag alles. Sie hatte die Lippen

heute nicht gefärbt, die Haut des Gesichtes gelassen wie sie war, dem Blick nicht nachgeholfen, das Kleid umgehängt wie um irgendeine Nebenperson, und stand auf einmal da, als sei sie entblößt von einem goldenen Nebel und in den Alltag versetzt. Die Augen erkaltet von Enttäuschungen und geschwächt von Verlusten, der Zug des Hohnes eingewurzelt um den Mund, umgewühlt die Stirn wie ein Feld mit Leichen, und müde dies menschliche Wesen nach getragenen Lasten, entstellt das Antlitz und der Leib durch Kampf, den täglichen Kampf um das Brot der Seele und um ihr Dasein, den nie entschiedenen Kampf: so stand sie vor dem Bruder, der die Hände erhob, langsam aufhob und sie faltete. Da sie sah, er habe begriffen, sagte sie: »Diese acht Jahre waren eine lange, lange Zeit.« Und während ihre Stimme, kranke Kinderstimme, noch nachklang, strich sie tastend über ihre Hüften, als seien sie wund, oder als suchte sie nach ihrer verlorenen Form. Da riß er sie an sich, und hinsinkend weinten sie.

Das Gesicht noch trocknend, eilte sie schon fort. Unter der Tür, zurückgewendet, sagte sie: »Morgen gehe ich auf eine Reise. Du kannst unbesorgt sein,« — sagte es inständig, als setzte sie hinzu: »Glaub mir, oder doch, laß mich es glauben!« Morgen kam, und sie war fort, und er in seinem Hofzimmer beim Gaslicht erdrückte mit beiden Händen in seinem Herzen, was er wußte, sein ungeheures Wissen. Zwei Tage, da rief man ihn in die Frauenklinik: tot sei sie, tot sei seine Schwester. Er ging und beugte noch einmal seinen grauen Kopf vor ihrer unvergänglichen Schönheit.

Der Sarg schwankte hinaus, da war ein Mensch da und hielt dem Bruder die Hand hin. Es war ihr erster Geliebter, jener, der an Gestalt und Gang dem Schicksal geglichen hatte. Armes Schicksal, verstört und bleich. Trotz der trüben Frühe standen draußen Leute, um den Sarg zu sehen. Der Bruder hörte sagen: »Sie war nur eine —«. Er sah sich nicht um nach dem Wort, er dachte: »Wißt ihr denn gar nichts?« und er fühlte Verachtung und Mitleid.

Berthold Viertel:

ZWEI GEDICHTE

DIE SCHLACHT

Unbesorgt, ob die Hölle brüllt auf dem Hügel —
Ja der Mensch, der Mensch nur hat die Hölle erfunden —
Geht im Tal der Bauer, führt seinen Pflug vor.

Unbekümmert um den Triumph der Minen —
Hochauf quirlen die schwarzen Säulen Jehovas —
Läuft im Tal das Bauernkind, wo der Pflug geht.

Unbesorgt um den tanzenden Ekrasitberg —
Märtyrer schwebten ohne Hände und Füße —
Gräbt der Pflug seine Furche — der Bauer ein Kreuz schlägt.

Unbekümmert um die zerworfenen Puppen —
Droben am Berghang, buntverkleidete Leichen —
Trabt im Tal die Stute, froh schreit das Fohlen.

Unbesorgt um die giftige, rotbraune Wolke —
Wo seit Nächten der Wald brennt, riesige Esse —
Kreist ums Fohlen eifersüchtig die Stute.

Rosige Wölkchen seh ich gemalt und schwarzes Gewölke,
Breit am Firmament die brandige Glorie
Und der braunen Hälse Spiel in den Gräsern.

BAUERNSTUBE

Ewig schwingt die Wiege,
Holzgehöhltes Tröglein.
Auf dem Ofenlager
Altvergilbte Ahnin
Zieht das Wiegenzugband
Stetig wie die Wanduhr.
Und die Katze wärmt sich
Weichgeknäult beim Ofen.

Weißes Kleid ist Sonntag!
Zöpfe, eingeflochten
In die bunte Quaste.
Blankgewichste Stiefel.
Die Ruthenenmutter
Lehnt beim Fensterguckloch.
Eisbeblaute Scheibe,
Schneebegrabnes Bergdorf.

Aufgewacht das Kindlein,
Heiß und runde Wange.
Hält mit beiden Fäusten
Mütterliche Brust fest.
Saugt mit guter Lunge
Mütterliche Labe.
Süßer Milchdunst dämmert
In der lauen Stube.

Bauer ist verschollen
Wo im wirren Kriege.
Bäurin in der Scheune
Fügt sich den Soldaten.
Wohlig spinnt die Katze,
Wohlig gluckst das Kindlein.
Bald bewegt die Wiege
Ihre Welle wieder.

Eduard Bernſtein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

II*).

VOR DREI JAHRZEHNTEN IN UND UM LUGANO

ALS ich im verhängnisvollen Monat Juli 1914 nach einer Pause von einem Vierteljahrhundert Lugano einen kurzen Besuch abstattete, war mein erster Eindruck eine ziemliche Enttäuschung. Wohl war ich darauf vorbereitet, die Stadt, die 1878 erst ein paar Tausend Einwohner gezählt hatte, erheblich größer und in höherem Grade als Fremdenstadt wiederzufinden, und nahm es als selbstverständlich hin, daß nun eine um ein Vielfaches größere Reihe Häuser, als damals, die Bucht des Sees umrahmt, daß eine elektrische Straßenbahn die Stadt durchzieht und sie auf beiden Seiten mit Vororten verbindet, und daß Läden und Wirtschaften sich in sehr viel größerer Zahl und vielfach auch größerer Eleganz darbieten. Auch wußte ich manches des Neuen, insbesondere die inzwischen erstandene schattige Promenade am See mit ihren Schmuckanlagen, durchaus zu würdigen. Durch sie erhält Lugano den Anstrich eines Luzern in verkleinertem Maßstabe.

Aber noch in einem andern Sinne konnte und kann man von einem kleinen Luzern sprechen. Die vielen, vielen palastartigen neuen Hotels und Pensionen, die sich den See entlang aneinander reihen, sie könnten, stattlich wie sie sind, ebenso gut wie Lugano auch Luzern angehören. Oder auch jedem andern Fremdenort. In dem Maße, wie sie räumlich gewachsen ist, hat die Stadt an Charakter verloren. Die Eigenart ihres einstigen Wesens ist, wenn auch nicht völlig ver-

*) Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang 1915.

ſchwunden, so doch arg zusammengeschrumpft und wird erdrückt von einem Zuwachs, der alles Mögliche darbietet, nur das nicht, was dieser Eigenart entsprechen würde.

Im Jahre 1878 war Lugano in Bauart und im Wesen seiner Bevölkerung noch eine völlig italienische Stadt. Da die Gotthardbahn noch vor ihrer Vollendung stand, ward es vom Norden her fast nur von Auserwählten besucht, die kein großes Heer bildeten. Vier oder fünf Hotels mit nicht übergroßer Zimmerzahl genügten, die zahlungsfähigen Besucher unterzubringen, der Rest der Unterkunftsstellen waren Herbergen — alberghi — italienischen Stils für Arbeiter und sonstige wenig bemittelte Elemente. Italienisch im Stil gaben sich, wie die Straßen, so die Wohnhäuser, die Läden und die Wirtschaften. Auch die Bedienung in diesen war mit wenigen Ausnahmen rein italienisch. Die Ausnahmen in den Läden wurden durch Inschriften bekannt gegeben, die mitteilten, daß man französisch oder englisch oder beides spreche, von deutsch war noch kaum die Rede. Selbst in dem einzigen Café etwas besserer Gattung, dem Café Terreni an der Nordostecke des Regierungsgebäudes — des jetzigen Stadthauses — radebrechte nur der eine der beiden Kellner neben dem Italienischen noch ein paar Sätze Französisch und Englisch, wollte man gut verstanden sein, so mußte man auch mit ihm die Landessprache sprechen.

Ganz italienisch war auch das kleine, östlich vom Regierungsgebäude errichtete Theater, von dessen Existenz heute kein übrig gebliebener Stein mehr erzählt. Da gerade eine Truppe dort Vorstellungen gab, ging ich an einem der ersten Abende nach meiner Ankunft hinein. Für ein sehr bescheidenes Eintrittsgeld ward ich in den Raum eingelassen, den man bei uns Parkett nennt. Hätten nicht ganz in dessen Vordergrund drei rohgezimmerte Bänke Sitzplätze dargeboten, deren Benutzung einen kleinen Aufschlag kostete, so wäre dieser ganze Raum Stehplatz gewesen. Und wie ward er benutzt! Das Theater war an dem Abend nur mäßig besucht, und in ungeordneten und gar nicht sehr still sich verhaltenden Gruppen stand das Publikum im Saal herum. Ja, zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß einer der Besucher seinen Hund mit hatte, dem er von Zeit zu Zeit mit einem zugeworfenen Bissen die Lange-

weile vertrieb. Fast noch völlig des Italienischen unkundig, konnte ich nicht feststellen, ob man auf der Bühne ein Drama oder ein Lustspiel aufführte. Kundige unterrichteten mich später, daß dies für das Benehmen des Publikums grundsätzlich gleichgültig gewesen sei.

Der ganze untere Zuschauerraum war für die ärmeren Bevölkerungsklassen bestimmt. Was sich zur bürgerlichen Gesellschaft im Klassenbegriff des Wortes zählte, hielt nur die Benutzung der Logen für passend. Diese zogen sich die ganzen Ränge entlang, offene Rangsitze, wie man sie bei uns hat, konnte ich nicht entdecken. Die Logen wurden von Bürgerfamilien für die ganze Zeit, wo die Truppe spielte, gemietet, man ging abends in seine Loge, um sich zu unterhalten, wobei die Aufführung auf der Bühne oft die Nebenrolle spielte. Die Familien besuchten einander, ward mir erzählt, im Theater von Loge zu Loge und schwatzen dabei nach Herzenslust, nur wenn oder solange es den Schauspielern gelang, das Publikum in nennenswerte Spannung zu versetzen, herrschte jene völlige Ruhe im Zuhörerraum, an die man bei uns während der Vorstellungen gewöhnt ist. Als ich einige Jahre später einmal jemand, den ich in Lugano kennen gelernt hatte, in Zürich ins dortige Theater mitnahm, geriet er fast außer sich darüber, daß man sich dort, solange der Vorhang hoch war, »still wie bei einer Predigt« verhielt. Dieser jemand war kein Geringerer, als der französische Sozialist Benoit Malon, einst Mitglied der Pariser Kommune und nun auf dem Wege, einer der Begründer der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Frankreichs zu werden.

Verweilen wir indes zunächst noch etwas bei der Stadt Lugano und ihrer Einwohnerschaft. So italienisch viele der Sitten hier anmuteten, so wenig entsprach der allgemeine Volkstypus dem Bilde des Italieners. Sonnabends und Sonntags sammelte sich viel Arbeitervolk auf dem großen Platz vor dem Regierungsgebäude, der heutigen Piazza della Riforma, aber nicht, um zu demonstrieren, sondern um zu sehen oder zu hören, was es Neues gäbe, oder sonst der Abwechslung halber. Da fiel mir erstens auf, wie ruhig es dabei im ganzen zuging, und zweitens, wie wenig sich die große Mehrheit der Arbeiter in bezug auf Hautfarbe und Physiognomie vom Durchschnitt unserer deutschen Arbeiter unterschied. Man war nicht um-

sonst im Gebiet der seit dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von germanischen und anderen nordischen Stämmen überfluteten Lombardei. Im übrigen muß die Ruhe der Masse auch ihrer großen Mäßigkeit im Trinken zugeschrieben werden.

Es ist eine allgemein gemachte Erfahrung, die zum Teil aus klimatischen Gründen sich erklärt, daß in den eigentlichen Weinländern die Bevölkerung sehr viel größere Mäßigkeit im Trinken übt, als dort, wo Bier und Branntwein den Wein ersetzen. Und im südlichen Tessin war damals wenigstens Wein noch völlig das Volksgetränk.

Dies wurde mir in drastischer Weise einige Tage vor meiner Abreise von Lugano im Frühjahr 1879 veranschaulicht. Für die Beförderung unseres ziemlich umfangreichen Gepäcks — neben mehreren Koffern noch ein halbes Dutzend ziemlich großer Kisten mit Büchern — zur Güterannahme hatte ich mit einem Schiffer und dessen Gehilfen akkordiert, und nachdem sie diese Arbeit besorgt hatten und von mir abgelohnt waren, lud ich sie gebührenderweise ein, mit mir noch in eine Wirtschaft einzukehren. Meinem heimatlichen Volksgetränk treu, wählte ich eines der inzwischen von mir ausgekundschafteten drei Lokale, wo man neben Wein ein in Bellinzona gebrautes Bier erhalten konnte, bestellte für mich ein Glas davon und fragte meine Begleiter, ob sie Bier oder Wein haben wollten. Beide erklärten sich für Wein. Als wir aber dann beim Trinken waren, bemerkte ich, daß beider Augen immer wieder sich dem Bier zuwandten. »Ihr hättet wohl doch lieber Bier getrunken?« fragte ich. »O nein,« ertönte es wie verwahrend aus beider Munde, »für uns ist Wein gut genug — basta per noi il vino.« Obwohl nicht gerade übermäßig teuer ‹das Glas kostete dreißig Centesimi› war das Bier nach ihren Begriffen offenbar das vornehmere Getränk, ein Luxus, der nur den oberen Klassen zukam.

Lugano war der eleganten Welt für einen Winteraufenthalt nicht warm genug, die Hotels wiesen daher im Oktober 1878 nur noch vereinzelte Gäste auf, und so waren die Straßen der Stadt und der Weg den See entlang jedenfalls menschenleerer, als es in der eigentlichen Saison der Fall sein mußte. Doch wurde mir versichert, daß auch während dieser das Fremdenelement wenig auffällig hervortrete, der Grundzug des Lebens der Stadt vielmehr unverändert derselbe

bleibe. Das war nun jetzt gründlich anders geworden. Ein rastloses Treiben herrschte vor, und das überflutende Element der Fremden aus allen Ländern — jetzt vor allem Deutsche — nimmt dem Ort völlig seine Besonderheit. Die ruhige Via Nassa mit der alten, schöne Fresken Luinis darbietenden Klosterkirche Santa Maria degli Angioli war jetzt eine vom Tram durchfahrene moderne Avenue, in der die mächtigen Hotel- und Pensionsbauten die besagte Kirche vollständig erdrücken. Ebenso verändert ist die nach Osten sich hinziehende Via Canova, sowie der Platz, in den sie einmündet, und der damals den östlichen Abschluß der Stadt bildete. Zu jener Zeit größer als heute, aber ungepflastert, war er an der Westseite von Werkstätten begrenzt, vor denen meist im Freien gearbeitet wurde, während gegenüber auf Gestellen aufgehängte unverarbeitete Gewebe vom Dasein einer kleinen Weberei oder Bleicherei erzählten. Von ihm ab führte eine schmale, die Mauer des Gartens der Villa Ciani hohlwegartig entlang laufende Straße zum weit ausgedehnten Campo Marzio und eine dieses durchschneidende Baumallee zu dem am Fuße des Monte Bré gelegenen Weiler Cassarato, der nur erst einige wenige Arbeiterhäuschen aufwies. Jetzt ist die Via Canova nur noch Geschäftsstraße, die alten einfachen Läden italienischen Charakters haben modernen großstädtischen Läden Platz gemacht, aus der urwüchsigen Arbeitsstätte ist die wohlgepflegte Piazza dell' Independenza und aus dem Hohlweg die Viale Carlo Cattaneo geworden. Hier wie in Cassarate wiegt der Villencharakter vor — alles schmuck und gefällig, aber ohne jede Farbe.

Indes diese und die vorerwähnten Veränderungen muß man als unvermeidliche Folgen des Wachstums und des so gewaltig gestiegenen Fremdenbesuchs in den Kauf nehmen und ihnen die beste Seite abzugewinnen suchen. Worüber ich mich aber gar nicht hinwegsetzen konnte und kann, das ist die mit den schön bewaldeten Anhöhen um Lugano vorgegangene Wandlung. Das ehedem so harmonische Bild dieser Umrahmung ist durch die Fülle der überall in wüster Unsystematik emporgeschossenen Riesen-Hotels, Pensionen und Privathäuser entsetzlich verunziert. Ein Blick auf die Anhöhen vom See oder von dessen Ufer aus fällt auf ein jeden Schönheitssinn beleidigendes Chaos. Einzeln für sich und aus der Nähe betrachtet mag

jedes von ihnen seine Schönheit haben, auf das Gesamtbild aber, das sie den von ihnen besetzten Anhöhen verleihen, paßt nur das Wort: abscheulich. Ein wahres Glück, daß weiter nach Osten hin dieser Segen aufhört, wie er auch den der Stadt nach Südosten zu gegenüberliegenden Monte Caprino und dessen Fortsetzung bis jetzt noch verschont hat.

*

Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war Lugano ein wahres Flüchtlingsnest gewesen. Die Rebellen gegen Östreichs Herrschaft über die Lombardei fanden hier einen Zentralpunkt, von dem aus sie mit Leichtigkeit ihre Brandschriften und unter Umständen Waffen in das Östreich unterstellte Gebiet einschmuggeln konnten. Nach einem der berühmtesten italienischen Rebellen ist die Viale Carlo Cattaneo benannt. Von Lugano aus ward 1853 der Mazzinianische Mailänder Putsch ins Werk gesetzt. Aber nicht nur Italiener sondern auch Revolutionäre anderer Nationalitäten wählten gern das stille, so romantisch am Ufer des Ceresio gelegene Lugano zum zeitweiligen Schlupfwinkel. In dem kleinen Flecken Besso oberhalb Lugano steht oder stand noch zu meiner Zeit ein einstöckiges Haus, in dem, wenn auch nicht unmittelbar nacheinander, so doch der Zeitfolge nach hintereinander der Italiener Guiseppe Mazzini, der Ungar Lajos Kossuth, der Pole M. Langiewicz und der Russe Michael Bakunin gewohnt haben. Es versteht sich von selbst, daß ich eine mir gebotene Gelegenheit gern ergriff und mich eines Tages von einer Freundin der Familie Bakunin in diesen heiligen Revolutionsräumen herumführen ließ.

Jedoch auch von Flüchtlingsleben merkte man, als ich nach Lugano kam, nur noch wenig. Die Zeit der national-politischen italienischen Konspiration war eben vorbei, wer von Mazzinianern noch in Lugano lebte, war dort geblieben, weil er daselbst seinen Unterhalt gefunden hatte, und verhielt sich still. Ein Exemplar dieser Spezies lernte ich in der Person eines Mannes — ich glaube, er war Buchhändler — namens Imperatori kennen, der nur noch für das vom Volk mit Leidenschaft betriebene Kugelspiel »alle bocce«, in der Luganer Mundart alle bötsch ausgesprochen, Interesse zu haben schien. Indes wurde mir doch auch die Bekanntschaft mit einem Vertreter einer

ganz andern Gattung italienischer Revolutionäre nicht vorenthalten. Ich war glücklich genug, noch den großen Ippolito P...i in Lugano zu finden.

Das war ein Typus, den es lohnte kennen zu lernen. Ein Mann, wie geboren, der erste zwar nicht in Rom, aber doch — anderswo zu sein. Von Statur und Antlitz ein wahrhaft schöner Mann, groß, stattlich gebaut, mit dunklem Kopfhaar und Bart und blitzenden Augen, kam der »professore« Ippolito P...i in seinem Äußern ganz und gar den Anforderungen nach, die man an einen seriösen Bassisten der italienischen Oper zu stellen berechtigt ist. Aber er war kein Opernsänger, und seriös ... nein, seriös war Ippolito P...i auch nicht, so gern er seriös genommen werden wollte. Von Beruf Gymnasiallehrer, unterhielt er ein kleines Lehrinstitut und gab nebenbei ein radikales Halbwochenblatt »Il Republicano« heraus, dessen Spezialität fulminante Schimpfartikel auf die katholisch-konservative Partei waren, die damals im Kanton Tessin regierte. Und fürwahr, an Vehemenz und Kraftworten konnten diese Artikel schwerlich überboten werden. »Die Viper verliert ihr Gift nicht«, »Klerikale Infamien«, »Die Niederträchtigen am Werk« — diese Titel seiner Artikel lassen auf ihren Inhalt schließen. Warum er Italien hatte verlassen müssen, weiß ich nicht. Daß er kein rechtgläubiger Mazzinianer war, verriet seine demonstrativ zur Schau getragene Gegnerschaft gegen den »Iddio«. Demonstration war sein Lebenselement, sein Auftreten so theatralisch wie nur möglich. Wenn er vom Marktplatz her gehobenen Schrittes in das Café Terreni kam, gab er in seiner lauten Weise dort sofort der Unterhaltung den Ton an. Kein Gast entging seinen Augen, keinem blieb die Kundgabe seines Atheismus und Materialismus, wie seines politischen Radikalismus vorenthalten. Als im November 1878 die 78 Berliner Sozialdemokraten, die auf Grund des soeben verhängten kleinen Belagerungszustandes plötzlich ohne jeden Anlaß in einem Schub aus Berlin ausgewiesen wurden, einen Aufruf an ihre zurückgebliebenen Genossen veröffentlichten, worin sie diese aufforderten, unerschüttert zur gemeinsamen Sache zu halten, aber sich zu keinen unüberlegten Streichen hinreißen zu lassen, legte ich ein mir übersandtes Exemplar dieses Manifests unserem P...i vor, da er zwar nicht deutsch sprach, aber es leid-

lich lesen konnte. Mit einer unnachahmlichen Geste gab er es mir zurück: »Troppo moderato, caro amico, troppo moderato!« Mit uns deutschen Sozialdemokraten war er ganz und gar nicht zufrieden.

Ich habe ihm das gelegentlich in meiner Weise zurückgegeben. Obwohl auch ich der materialistischen Weltauffassung anhing, war seine Art, sie zu manifestieren, ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Er bekam es fertig, vor dem Café Terreni mit lauter Stimme, daß man es über den ganzen Platz hören konnte, auszurufen: »Io sone una bestia, non riconosco che il mangiare, il bevere e le donne.« Als ich mich erst im Französischen einigermaßen mit ihm unterhalten konnte, erklärte ich ihm eines Tages rund heraus, die Lektüre seines Blattes mache es mir verständlich, warum ‹was damals der Fall war› die klerikale Partei selbst in Lugano an Anhang gewinne. Er wollte mich darauf katechesieren.

»Eh bien, citoyen Berenstein,« rief er aus, »vous socialiste allemand, vous n'êtes peut-être même pas athée?«

Um ihm etwas aufzugeben, erwiderte ich, das sei in der Tat der Fall.

Nun war er doch erstaunt. »Et vous croyez en Dieu?«

»Non plus«, gab ich zurück.

»Comment donc? Vous pretendez n'être pas athée, et en même temps vous declarez ne pas croire en Dieu. Que veut dire cela?«

Ich kannte die klassische Antwort noch nicht, die der berühmte La Place einst Napoleon I. auf die Frage gab, welche Rolle Gott in dessen Weltsystem erfülle, und entbehrte für meine Auffassung sehr der wissenschaftlichen Grundlagen, über die der große Astronom und Naturphilosoph verfügte. Aber ein ähnlicher Gedanke, wie der, welcher in den Worten lag: »Sire, je n'avais pas besoin de cette hypothèse« hatte doch meine Antwort diktiert, und so erwiderte ich trocken: »Cela veut dire, que cette question métaphysique ne m'occupe pas.«

P...i fand sich mit dieser positivistischen Antwort ab. Aber befriedigt hat sie ihn schwerlich. Der Kampf gegen das Königtum war in der republikanischen Schweiz selbst nur Metaphysik, eine soziale Volksbewegung von tiefgehender Bedeutung gab es im Tessin nicht, so war in diesem katholischen Kanton, wo die Parteigänger des

Klerus in der Tat das Heft in der Hand hatten, der Kampf gegen die Kirche für den Radikalismus des Mannes der einzige reale Kampf. An Anlaß zu scharfer Kritik der klerikalen Machthaber hat es nun sicherlich nicht gefehlt. Das renommistische Zurschautragen eines ohnehin ziemlich oberflächlichen Atheismus und Materialismus war indes zuletzt geeignet, die Volkselemente, auf die es ankam, dem Klerus zu entfremden.

Ganz anders als der brave P...i führte sich ein italienischer Anarchist auf, der damals unfreiwillig in Lugano sein Heim hatte. Da er hoffentlich noch unter den Lebenden weilt, wird man mir gestatten, seiner hier nur unter einem Pseudonym zu gedenken. Filippe Marzotti, wie wir ihn nennen wollen, war keine so auffällige Erscheinung wie P...i, aber gleichfalls von hoher Statur und schön geschnittenen Gesichtszügen, und da er jünger und schlanker war als jener, ließ er, obwohl nur ein einfacher Friseurgehilfe, den bürgerlichen Politiker an Eleganz der Bewegungen weit hinter sich. Dabei war an ihm nichts Erkünsteltes, sein Auftreten so ungesucht und bescheiden, wie nur möglich. Als sehr hübsch, wenn auch nicht gerade als eine blendende Schönheit, konnte auch seine Frau Marietta gelten, von der er zwei Kinder im Alter von 7 und 5 Jahren hatte. Das Ehepaar lebte in proletarischen Verhältnissen und erhöhte das Einkommen aus dem sehr mäßigen Arbeitslohn des Mannes unter anderem durch Abvermieten eines Zimmers. Bei ihnen hatten, bevor ich nach Lugano kam, zeitweise die damals durch ihren Prozeß wegen des Attentats auf den Polizeichef Trepoff zu europäischer Berühmtheit gelangte russische Sozialistin Vera Sassulitsch und deren nur erst in engeren Kreisen russischer, französischer und italienischer Sozialisten bekannt gewordene hochbegabte Landsmännin Anna Kulischoff gewohnt.

So ruhig Filippo Marzotti für gewöhnlich in seinem Benehmen war, so lebhaft war sein politisches Empfinden. Er war dem Anarchismus mit Leib und Seele ergeben, wobei man jedoch nicht vergessen darf, daß der Anarchismus, oder besser: was sich so nannte, in Italien die urwüchsige Form des Sozialismus war und in den ganzen Überlieferungen des Volkes wurzelte. Die anarchistische Bewegung war indes nach dem Mißglücken verschiedener Aufstands-

versuche schon in das Stadium einer Krise eingetreten, die ihr schwere Verluste zufügen sollte.

Fragte man in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre nach den hervorragendsten Verfechtern des Anarchismus in Italien, so konnte man sicher sein, an erster Stelle die Namen Andrea Costa, Carlo Cafiero und Enrico Malatesta zu hören. Nur der Letztgenannte ist noch am Leben und hält auch wohl noch immer zur alten Fahne. Cafiero, der nach einem höchst opferreichen Leben in geistiger Umnachtung gestorben ist, hat, bevor er in Wahnsinn verfiel, am Anarchismus selbst Kritik geübt, ohne indes einer anderen Bewegung als Propagandist sich zuzuwenden. Anders Andrea Costa. Er kehrte um das Jahr 1879 der anarchistischen Bewegung den Rücken, erklärte sich für die sozialdemokratische Politik der Beteiligung an Wahlen, Eintritt in Parlamente usw. und hat später sowohl als Bürgermeister seiner Vaterstadt Imola wie als Mitglied des italienischen Parlaments lange Jahre im Vordergrund des öffentlichen Lebens in Italien gestanden. Ehe sich die politische Wandlung in ihm vollzog, war er mit der obengenannten russischen Sozialistin Anna Kulischoff eine freie Ehe eingegangen, und der Einfluß dieser geistig bedeutenden und mit der Literatur des deutschen Sozialismus wohlvertrauten Frau soll nicht wenig dazu beigetragen haben, daß aus dem tollkühnen Anarchisten Costa ein umsichtiger sozialistischer Politiker wurde. Jedenfalls schob unser guter Marzotti die Abkehrung Costas vom Anarchismus ganz auf Rechnung der Frau Kulischoff. Als ihn die Kunde zuerst erreichte, daß Costa für die anarchistische Sache verloren sei, streckte er erregt die Hände nach oben und rief ein über das andere Mal fast verzweifelnd aus: »Anna, Anna, Anna!«

Etliche Jahre später sollte indes auch die Stunde seiner Bekehrung schlagen. Schon als er im Jahre 1880 auf einige Tage nach Zürich kam, wohin wir mittlerweile übersiedelt waren, gab er mir im Gespräch zu, daß an einen unvermittelten Übergang von der kapitalistisch-bürgerlichen zu einer anarchistisch-kommunistischen Gesellschaft nicht zu denken sei, und daß die Übergangsepoche wahrscheinlich Generationen beanspruchen werde. Von dieser Auffassung bis zum Abfinden mit Grundgedanken des sozialdemokratischen Programms war aber kein sehr weiter Schritt.

Bei Gelegenheit des vorerwähnten Besuchs machte mich Marzotti mit einer ihn und wahrscheinlich auch andere seiner Landsleute beherrschenden Leidenschaft bekannt, von der ich bis dahin noch nie gehört hatte. Wir gingen an einem Dienstagvormittag durch die Bahnhofstraße, wo gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. An den Rändern des Bürgersteigs hielten Händler ihre aufgeschichteten Waren feil. Unsere Unterhaltung war bis dahin sehr lebhaft gewesen, jetzt aber wurde sie dadurch immer matter, daß Marzotti meine Bemerkungen fast unbeantwortet ließ, was natürlich auch meinen Redefluß dämpfte. Sie drohte völlig einzuschlafen, als mein Begleiter plötzlich zu mir sagte: »Sie müssen entschuldigen, wenn ich die letzte Zeit etwas zerstreut war, aber meine Aufmerksamkeit wurde durch einen Anblick abgelenkt, dessen Zauber ich mich nicht entziehen konnte.«

»Und darf man wissen, welches dieser Anblick war?« fragte ich.

»O ja,« antwortete er, »nur dürfen Sie nicht lachen.«

Und er entwickelte mir, daß, was seinen Blick gefangen genommen hatte, die Bündel — Knoblauch gewesen seien, welche fast nirgends bei den ausgestellten Waren der Gemüse- und der Gewürzhändler fehlten. Für den Genuß von Knoblauch habe er eine schier unbezähmbare Leidenschaft. Sie sei so groß, daß er in jüngeren Jahren manchmal so lange Knoblauch gegessen habe, bis sein Gesicht über und über erglüht und er selbst wie berauscht gewesen sei.

Zwei italienische Sozialisten kamen während des Winters 1877/78 aus Italien selbst zu kurzem Besuch nach Lugano. Professor Osvaldo Gnocchi-Viani, der damalige Redakteur des Mailänder sozialistischen Blattes »La Plebe«, machte auf der Hochzeitsreise mit seiner jungen Frau in Lugano zum erstenmal halt, und ich lernte in dem kleinen, fein gebauten Mann einen ruhigen, sehr objektiv urteilenden Denker kennen. Von ganz anderem Kaliber war der andere Besucher, Paolo Valera, der von Varenna her als Ausflügler nach Lugano kam. Ein lebhafter, blühender junger Mann, dem man es anmerkte, daß für ihn der Kampf Lebenselement war. Als ich in den neunziger Jahren meine Zelte in London aufgeschlagen hatte, traf ich dort Valera wieder, der mittlerweile Korrespondent eines großen Mailänder Blattes — ich glaube des »Secolo« — geworden war. Wir trafen einander wiederholt bei einem gemeinsamen

Freund, und da fiel mir auf, wie stark Valeras Urteil von Stimmungen beherrscht war. Ziemlich um dieselbe Zeit, wo ich von London fortging, kehrte auch er nach Italien zurück, wo er in Mailand das Blatt »La Folla« ⟨Die Menge⟩ gründete, das, glaube ich, heute noch besteht. Sein manchmal unbändiger Radikalismus brachte ihn des Öfteren in Konflikt mit den leitenden Vertretern der Mailänder Sozialdemokratie und trug seinem Blatt den mit Umstellung der Buchstaben leicht zu bildenden bösen Spottnamen »Il Follo« ein.

Beide, Gnocchi-Viani und Valera, sind mir in Lugano durch Benoit Malon vorgestellt worden, den sie dort aufgesucht hatten. Und damit komme ich zu demjenigen ausländischen Sozialisten, der im Winter 1878/1879 vor allen anderen unseren Umgang bildete, und an den sich auch das größere allgemeine Interesse knüpft.

Zunächst einige Worte über die Person des Mannes. Benoit Malon, lange Jahre als Verfasser einer umfangreichen Geschichte des Sozialismus und verschiedener sozialistischer und sozial-ethischer Schriften wie als Gründer und Herausgeber der »Revue Socialiste« einer der geachtetsten Vertreter des zeitgenössischen Sozialismus in Frankreich — er hat unter anderem viel dazu beigetragen, Jaurès für die sozialistische Partei zu gewinnen — gehört zur Kategorie der erfolgreichen Autodidakten. In der Nähe von Lyon geboren und als echtes Proletarierkind aufgewachsen, kam er gegen Ende des Kaiserreichs nach Paris und schloß sich dort den Organisationen der Internationalen Arbeiter-Association an. Er war einer der Mitangeklagten in dem großen Prozeß gegen Mitglieder der Internationale, der Anfang 1870 sich abspielte, und saß mit seinen Mitverurteilten im Gefängnis von St. Pélagie, als der deutsch-französische Krieg ausbrach. Der Sturz des Kaiserreichs nach Sedan brachte ihm die Freiheit. Im belagerten Paris betätigte er sich bei der Organisation der Verteidigung und ward Beisitzer in der Bürgermeisterei des Stadtviertels Les Batignolles im nordwestlichen Paris. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung Anfang 1871 ward er zu einem der Abgeordneten für Paris gewählt, trat aber mit Rochefort und anderen aus der »Kammer der Landjunker« wieder aus, als diese in die Abtretung von Elsaß-Lothringen einwilligte. Trotzdem gehörte er mit den Theiss, den Varlin usw. zu denjenigen Vertrauensmännern der Pa-

riser Arbeiter, die im März 1871 alles versuchten, um es zwischen Paris und der Regierung in Versailles nicht zum äußersten kommen zu lassen. Als diese Bemühungen gescheitert waren und in Paris die Kommune proklamiert wurde, ward er zum Mitglied gewählt, gehörte in ihrem Rat zur sozialdemokratischen Minderheit und war bei der Niedermetzelung der Kommune in den blutigen Maitagen von 1871 Verteidiger einer der letzten Barrikaden von Paris. Dann fanden sich Freunde, die ihn verbargen, er entkam nach Genf und schloß sich dort beim Konflikt der westschweizerischen Autonomisten mit dem Londoner Generalrat der Internationale jenen an. Er ward Mitglied des von Michael Bakunin gegründeten Bundes der Sozialistischen Demokratie und einer der Vertrauten des genannten russischen Revolutionärs, zog sich aber einige Jahre später von der bakunistischen Bewegung zurück, lebte längere Zeit an verschiedenen Orten in Italien und siedelte schließlich nach dem Tessin über, wo er in dem Dorf Castagnola bei Lugano sein sehr bescheidenes Heim aufschlug.

Schon in Paris hatte Malon viel an seiner geistigen Ausbildung gearbeitet, im Exil erfuhr er durch gebildete Frauen, die sich für ihn interessierten, allerhand Anregung und Förderung in diesem Bestreben und galt bald in Kreisen seiner Parteifreunde als ein halber Gelehrter. Eine Reihe von Jahren lebte er mit der unter dem Namen André Léo bekannten sozialistischen Romandichterin zusammen, die Mitarbeiterin angesehener Pariser Zeitungen war, und blieb auch mit ihr in schriftstellerischem Briefwechsel, als sie das persönliche Verhältnis gelöst hatten und er in einer gebildeten Russin, Katerina Katkoff, eine treue Lebensgefährtin gefunden hatte, die ihm eine ebenso fürsorgende Hausfrau wie unermüdliche Helferin bei seinen literarischen Arbeiten wurde. Der Bund mit dieser ausgezeichneten Frau ward für Malon in literarischer Hinsicht noch dadurch ganz besonders vorteilhaft, daß sie der deutschen Sprache ziemlich gut mächtig war und ihn mit Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt machte, die sonst seiner Kenntnis entgangen wären. An ihrer Hand hat er übrigens eine Zeitlang auch selbst deutsch getrieben.

Merkwürdig, Benoit Malon hatte in seiner Erscheinung gar nichts Bestechendes. Bau und Bewegungen waren eher bäuerisch, und seine

Physiognomie war durchaus neutral. Nichts verriet an ihm den Südfranzosen. Der mittelgroße, etwas breit gebaute Mann mit seinem bedächtigen Wesen konnte ebenso gut aus irgendeinem Teile Deutschlands stammen. Breit geformt war auch sein Gesicht und geradezu unschön seine ziemlich dicke Nase. Und doch hatte er von jeher Glück bei Frauen, hat er Frauen zu fesseln gewußt, denen es nicht an andern Verehrern fehlte. Diese Erfolge trugen ihm sogar von einer Seite den Ruf eines coureur de femmes ein, der er nun sicherlich nicht war. Die Frauen, mit denen er in ein intimes Verhältnis trat, waren gebildete Sozialistinnen und ihm an Jahren überlegen. Was ihnen an ihm liebenswert schien, war offenbar das ernste Streben dieses Proletariers nach Wissen und die Gemütstiefe, mit der er sich der sozialistischen Bewegung hingegeben hatte. Dem Sozialisten Malon galt insbesondere die aufopfernde Zuneigung Katerina Katkoffs.

Um 1878 hatte Malon eine Halbmonatsschrift »Le Socialisme Progressif« ins Leben gerufen. In ihr veröffentlichte er seine Geschichte des Sozialismus in ihrer ersten, noch sehr skizzenhaften Gestalt. Bei der geringen Kraft der eben erst wieder erwachenden sozialistischen Bewegung Frankreichs war an einem nennenswerten finanziellen Ertrag des Unternehmens nicht zu denken. Seinen Lebensunterhalt gewann unser Freund vielmehr als Buchhalter und Korrespondent eines wohlhabenden französischen Seidenzüchters, Mr. d'Arcès, der in Castagnola eine herrlich am See gelegene Villa bewohnte. Dies die Ursache, weshalb Malon selbst in dem genannten Dorfe Wohnung genommen hatte. Und da dem sehr nervösen, an hochgradiger Schlaflosigkeit leidenden Karl Höchberg das stille Lugano noch immer nicht genug Sicherheit gegen störende Geräusche bot, suchte und fand Malon auch für uns ein Quartier in Castagnola. Es war ein zwischen dem oberen und unteren Teil des nur erst wenig bebauten Dorfes still gelegenes Häuschen, Casa in Valle genannt. Vom Ende Oktober 1878 bis Anfang April 1879 haben Höchberg und ich als die einzigen menschlichen Insassen es bewohnt, so daß, streng genommen, unser Winter in Lugano ein Winter in Castagnola war.

Vom Dorf Cassarate führt ein ziemlich ebener Weg nach dem

unteren Teil von Castagnola, der aus einer mäßigen Anzahl am See gelegener Villen und einer an deren Rückseite sich hinziehenden sehr schmalen, im Sommer und Winter von keinem Sonnenstrahl beschienenen Dorfstraße bestand. Ein anderer, von Cassarate ausgehender Weg führt in erst mäßiger und dann stärkerer Steigung und mit verschiedenen Windungen aufwärts zum Dorfe Bré und dem Gipfel des gleichnamigen Berges. In etwa zweihundert Meter über dem See gelegenen Höhe zweigt sich von ihm ein Weg zur Kirche des Fleckens ab. Dort standen rechts und links von ihm je ein einstöckiges, jeden Ausputzes entbehrendes Häuschen. Das eine war von einer Arbeiterfamilie bewohnt, das andere war unsere Casa in Valle. Es gehörte der Schwester des Dorfpriesters, einer etwa fünfzigjährigen unverheirateten Matrone, Prudenza Prati benannt. Von ihr, die beim Bruder im Pfarrhaus neben der Kirche wohnte, oder ihrer hochbetagten Magd empfingen wir morgens, mittags und abends die unumgängliche Bedienung. Sonst hatten wir bei Tag und bei Nacht keinen menschlichen Hausgenossen, nur in einem unter dem eigentlichen Erdgeschoß zu ebener Erde gelegenen dunklen Stall führte ein Mutterschaf, das eines Tages einem Lamm ein sehr kurzes Leben gab, ein noch einsameres Dasein. Zum Glück lag der Stall gerade unter der Küche, sonst hätte das Blöken des Schafes dem armen Höchberg auch dieses Wohnquartier verleidet.

Viel verloren hätte er zwar an ihm nicht. Das Haus war so einfach wie nur möglich hergerichtet und das Mobiliar auf das allernotwendigste beschränkt. Eine geräumige Küche auf der einen Seite und ein mäßig großes Wohnzimmer auf der anderen Seite des Eingangs bildeten die unteren, zwei oder drei Schlafzimmer die oberen Räume. Nur das Wohnzimmer unten hatte einen heizbaren Kamin, der obendrein so wenig ausgebaut war, daß man wirklich die Übung unserer Prudenza und ihrer Magd haben mußte, um mit dem uns zur Verfügung stehenden Heizmaterial — nur ungenügend getrocknetes oder wieder feucht gewordenes Reisigholz — ein Feuer in Gang zu bringen. So hatte denn namentlich Höchberg viel unter dem Mangel an äußerer Wärme zu leiden, die er um so mehr brauchte, als der Winter ganz ausnahmsweise kalt, von innerer Heizung durch Nahrungszunahme aber bei ihm so gut wie keine Rede war. Wie

er, der als der älteste Sohn eines sehr wohlhabenden Frankfurter Kaufmanns mitten im bürgerlichen Komfort aufgewachsen war, und der über die Mittel verfügte, sein Leben ganz nach seinen Wünschen einzurichten, sich monatelang mit diesem Zustand abfand, kann nur verstehen, wer den seltenen Charakter und den Lebenslauf dieses eigenartigen Mannes kennt.

Karl Höchberg hatte die Mutter sehr früh und auch den Vater in sehr jungen Jahren verloren. Dieser war ein Mann von weitem, geistigen Horizont gewesen, in dessen an der Bockenheimer Landstraße gelegenen Villa Gelehrte aller Art, darunter auch der berühmte Naturforscher und Nordpolreisende Payer, verkehrten. Als Frankfurt a. M. 1866 zwangsweise preußisch geworden war — während der Besetzung hatte der befehlshabende General Manteuffel in der Höchbergschen Villa gewohnt — erwarb der Vater Höchbergs, wie das damals viele Frankfurter Demokraten taten, für seine Söhne das Schweizer Bürgerrecht, um ihnen das Dienen im preußischen Heer zu ersparen. Die preußische Regierung beantwortete dieses Auskunftsmittel damit, daß sie die jugendlichen Neuschweizer kurzerhand aus Preußen auswies. Um den Sohn in möglichster Nähe zu haben, gab der Vater Höchbergs diesen in Darmstadt in Pension, und zwar, was für die Denkart des Mannes bezeichnend ist, bei dem als Demokrat und philosophischen Materialist bekannten Dr. Ludwig Büchner, dem Verfasser von »Kraft und Stoff« und ähnlichen Schriften. Unter dessen geistigen Einfluß verlebte Karl Höchberg die letzten Jahre seines Gymnasiastenlebens und forderte in seinen Aufsätzen durch den Radikalismus der darin entwickelten Ansichten nicht selten den Widerspruch seiner Lehrer heraus, wenngleich er für Aufbau und sachlichen Inhalt gewöhnlich die Note 1 erhielt. Auch sein Abiturientenzeugnis fiel glänzend aus, seinem Fleiß und seiner Begabung wurde die größte Anerkennung ausgesprochen. Mittlerweile hatte Höchberg auch den Vater verloren und war nun als Student völlig sein freier Herr. Zu seinem Unheil, denn ohne Rücksicht auf seine ohnehin zarte Gesundheit, zerrüttete er diese durch Überarbeit und Unterernährung. Er hatte sich als Hauptstudium Philosophie gewählt, beschränkte aber sein Arbeiten nicht auf die speziell zu dieser Disziplin gehörenden Wissensgebiete, sondern dehnte es auch auf alle möglichen anderen

Disziplinen aus, weil für ihn die Philosophie zugleich die Soziologie in ihren verschiedenen Verzweigungen umfaßte. Während er sich unter dem Einfluß Friedrich Albert Langes und anderer in der Philosophie vom Materialismus ab- und einem erkenntnistheoretisch fundierten Idealismus zuwandte, ging er in der Soziologie über Büchner und Genossen hinweg zum entschiedenen Sozialismus über, wobei ihn allerdings in erster Linie ethische Momente bestimmten. Ethische und naturphilosophische Gründe führten ihn zugleich zum Vegetarianismus, der ihm um so verhängnisvoller wurde, als seine durch Überarbeit verursachte Nervenschwäche ihn auch jeder kräftigen vegetarischen Nahrung sich enthalten ließ, weil sie ihm, wie er behauptete, Magendrücken verursachte. Es ist unglaublich, wie wenig Nahrung er in den Monaten unseres Zusammenlebens zu sich nahm. Alles Zureden und alle Kniffe, die ich anwandte, um ihn von dieser verderblichen Lebensweise abzubringen, schlugen fehl, bis ich schließlich im Frühjahr 1879 durch einen Staatsstreich eine nicht mehr aufzuschiebende Veränderung herbeiführte. Einstweilen aber nahmen als Folge der von Höchberg sich selbst auferlegten Hungerkur — denn so kann man es nennen — seine Körperkräfte und mit ihnen seine Widerstandskraft gegen Kälte immer mehr ab.

So ernst die Sache war, so sorgten die Umstände doch auch für eine gewisse heitere Beigabe. Es war unmöglich, unserer Wirtin Verständnis dafür beizubringen, was es mit dem Vegetarianismus Höchbergs auf sich hatte. Daß jemand sich den Genuß des Fleisches von Vierfüßlern und Vögeln untersagte, konnte die fromme Katholikin verstehen, obwohl eine so strenge Enthaltung nicht einmal mehr für die Fastenzeit den Gläubigen von der Kirche als unbedingte Verpflichtung auferlegt wurde. Daß aber die Entsagung sich auch auf den Genuß von Fischen erstrecken sollte, wollte ihr absolut nicht in den Kopf. Immer wieder, wenn wir uns über die geringe Ernährung Höchbergs unterhielten, kam sie darauf zurück, ob sie dem »Signor Carlo« nicht wenigstens etwas Fisch bringen dürfe. Und wenn ich dann antwortete, das ginge absolut nicht, Höchberg esse grundsätzlich auch nicht Fisch, dann ergriff die gute Prudenza Prati ein Schauder und kopfschüttelnd rief sie ein über das andere Mal: »O che penitenza! che penitenza!« Dieser Signor Carlo, der so sanft sich benahm, mußte

nach ihrer Meinung wahrscheinlich irgend etwas Entsetzliches auf dem Gewissen haben, daß er eine solche Buße auf sich nahm.

*

Mir persönlich war die brave Prudenza Prati übrigens von großem Nutzen. Sie war längere Zeit die einzige Person, mit der ich italienisch zu radebrechen wagte, sozusagen meine unbewußte Repetitorin. Mit ganz wenigen Worten Italienisch, aber ohne jede nähere Kenntnis der Sprache, war ich nach Lugano gekommen, einen Lehrer zu nehmen, war mir zu umständlich, so besorgte ich mir einen Sprachführer und eine Grammatik, machte mich mit den Formen der Zeitwörter usw. bekannt, lernte jeden Abend vor dem Auslöschen des Lichts eine Anzahl Vokabeln auswendig, und als ich es auf 150 bis 200 Worte gebracht hatte, begann ich mutig mit Frau Prudenza Unterhaltungen anzuknüpfen. Nach und nach kamen wir auch ganz gut dabei zustande, doch gab sie zum Unglück für mein Eindringen in die italienische Sprache leider bei uns nur Gastrollen. Für gewöhnlich schickte sie uns die Speisen usw. durch die alte Magd, und mit dieser armen Person, die an allen möglichen Gebresten des Alters litt, war eine leidliche Unterhaltung unmöglich.

Im Malonschen Kreis, der unseren eigentlichen Verkehr bildete, war die vorherrschende Sprache französisch. Der Kreis bestand aus Malon und Frau, einer Schwester und Kusine der letzteren auf der einen Seite und dem Mr. d'Arcès und Frau und einigen zu deren Haushalt gehörenden Personen auf der anderen Seite. In der von Malons Chef bewohnten Villa haben wir manche sehr gesellige Abende verlebt, wobei die Gesellschaft sozial ebenso bunt gemischt war, wie national.

Mr. d'Arcès hatte auf mich von Anfang an keinen günstigen Eindruck gemacht, und was ich in späteren Jahren von ihm erfuhr, rechtfertigte das Urteil der ersten Stunde. Der Mann war in jüngeren Jahren ein Lebemensch von richtigem Kaliber gewesen und soll dann sich als ein recht rücksichtsloser Geschäftsmann gezeigt haben. Aber in seinem Haus ging es gastlich und auch recht patriarchalisch zu — dies vielleicht unter dem Einfluß der Madame d'Arcès, die eine geborene Ungarin war und viel Zutrauliches in ihrem Wesen hatte. Sowohl ihr Dienstmädchen wie ihre Köchin nahmen fast immer an

unseren Abenden teil, und häufig genug kamen auch noch zwei Arbeiterinnen hinzu, die Mr. d'Arcès in seinem Hause mit dem Ausmustern der Eier der Seidenraupen beschäftigte. Eine der Arbeiterinnen war einige Jahre in Lyon in Dienst gewesen und sprach daher französisch, ebenso die aus der Champagne gebürtige Köchin, die wegen ihrer stattlichen Figur und ihres fast eleganten Benehmens in unserem Kreis den Beinamen La Marquise erhalten hatte. Groß, aber nicht übermäßig stark gebaut, wußte diese einfache Frau in der Tat in jeder Lage eine so ruhig vornehme Haltung an den Tag zu legen, daß, wenn z. B. die kleine, unscheinbare Madame d'Arcès mit ihr einkaufen ging, der ihnen Begegnende unbedingt sie für die Dame und jene für deren Begleiterin genommen hätte.

Alte Roués sind in der Regel gewandte Gesellschafter, und Mr. d'Arcès hätte kein Franzose sein müssen, wenn er es nicht in hohem Grade verstanden hätte, den liebenswürdigen Wirt zu machen. So gab es viel Scherz bei unseren Zusammenkünften. Ganz besonders geschickt zog der Biedermann sich aus der Affäre und wußte, um mit Schiller zu reden, als guter Franke jedem etwas Zierliches zu sagen, als wir bei Beginn des Karnevals 1879 ihn auf Anstiften einer unserer Damen mit einer kleinen Maskerade überfielen.

Man muß indes nicht denken, daß unser Leben in Castagnola nur aus Unterhaltung und Geselligkeit bestand. Die Abende in der Villa Riva waren im Gegenteil nur Oasen in einem Dasein, das unter verschiedenen Gesichtspunkten des Trüben genug bot, ganz überwiegend von ernsten Gedanken und ernster Arbeit erfüllt war.

Darüber in einem andern Zusammenhang. Hier noch einiges, was ins Gebiet der Oasen gehört.

Eines Tages erfuhr ich von Prudenza Prati, daß im Dorf Marionettenspieler abends Theatervorstellungen gäben. Sofort beschloß ich, sie aufzusuchen. Erstens aus Interesse am Volksleben und zweitens, weil man als Zuhörer vielleicht auch sprachlich Nutzen ziehen konnte. Ich ließ mir das Haus beschreiben, wo an dem Tage gespielt wurde, und tappte abends durch das unerleuchtete Dorf meinen Weg zum »Theater«. Dieses bestand aus einer, noch nicht einen Meter im Geviert messenden Puppenbühne, die in der Wohnstube eines einfachen Bauernhauses aufgestellt war; die Vorstellung selbst fand beim Schein

einer mäßig großen Petroleumlampe statt. Programm: una traggedia, gefolgt von una farsa, an die sich Tanz schließen würde. Unter dem Gesichtspunkt des Lernbegierigen kam ich trotz sehr billigen Eintrittspreises nicht auf meine Kosten. Von der Tragödie verstand ich herzlich wenig, der Dialog wurde für mich so undeutlich gesprochen, daß nur gewisse Ausrufe, wie »O traditrice, traditrice!« und Ähnliches, sowie der unvermeidliche Mord am Schluß mich den Vorgang ahnen ließen, und die Posse, im Dialekt gespielt, ward mir auch nur dann verständlich, wenn die komische Person — Menegino — irgend jemand durchprügelte, was zur Erbauung des Publikums alle Augenblicke geschah. Zum Tanz spielte ein Knabe aus einer kleinen Drehorgel auf. Jeder Tanz kostete 10 Centimes, d. h. nicht für jeden Tänzer, sondern für die ganze Runde. Dabei bestand die Regel, daß wer den Tanz bezahlte, jedesmal für diesen damit das Monopol für sich und seine Freunde erwarb, in das einzubrechen streng verpönt war. Was mir eines Tages recht deutlich, wenn auch mit anerkennenswertem Takt zu verstehen gegeben wurde.

So urwüchsig diese »Vorstellungen mit Tanz« waren, so bedeuteten sie immerhin Unterbrechungen »im ewigen Gleichmaß der Tage«. Auch durfte ich hoffen, daß mein Ohr sich an die Aussprache des Marionettenführers gewöhnen werde. Ich ging also wiederholt hin und veranlaßte unsere Gesellschaft, das gleiche zu tun. Wer von uns jung war oder sich so fühlte, schwang sogar auch beim Tanz das Tanzbein. Unbekannt mit der vorerwähnten Regel, leistete ich mir dies ohne Rücksicht darauf, ob jemand von uns oder einer der Dorfburschen gerade den Tanz bezahlt hatte, forderte wohl auch hier und da eine Dorfschöne auf. Da rief, als ich wieder einmal 10 Centimes auf die Drehorgel gelegt, demonstrativ eine Stimme: »I Francesi!« Und kein einziges Tänzerpaar stellte sich zum Tanz auf. Denn wir Ausländer hatten gerade eine Pause gemacht, die Burschen vom Ort dagegen tanzten nicht, um uns dadurch zu sagen: »Jetzt seid ihr an der Reihe, nachher mischt euch nicht in unser Spiel.« »Franzosen« aber war in Hinblick auf Malon und d'Arcès der Sammelname für uns.

Einer höher stehenden Aufführung wohnten wir etwas später im schön am See gelegenen Dorfe Gandria bei. Töchter der oberen

Zehntausend des Ortes gaben in der Karnevalszeit eine Theatervorstellung, die ihnen der Ortsgeistliche einstudiert hatte. Auch da ward — in einem speicherartigen Raum — erst ein ernstes Stück und hinterher ein Schwank gegeben, bei welch letzterem es ohne Menegino und Arlequino lustig genug zuging. Der Priester erwies sich als guter dramatischer Einpauker. Die darstellenden Mädchen hatten hübsche Kostüme und bewegten sich mit viel natürlicher Anmut.

Auch dem wirklichen Theater in Lugano statteten wir eines Tages einen Besuch ab und sahen von den Bänken des Parterre aus einige Akte einer italienischen Dramatisierung von Sues Ewigem Juden mit an. Über die männlichen Schauspieler will ich schweigen. Aber die Darstellerin der Adrienne de Cardoville schien ihrer Rolle gewachsen und verkündete namentlich Fouriers Lebensphilosophie recht ausdrucksvoll.

In den Dörfern der Umgegend gab der Namenstag des Ortsheiligen — und welcher Ort hat in diesen Ländern keinen Schutzheiligen! — jedesmal Anlaß zu einem Fest, verbunden mit einer Art Messe. Einige davon besuchten auch wir. Das schönste davon war das ich glaube auf den 8. März fallende Fest des heiligen Provino in dem am westlichen Fuße des Monte Salvadore gelegenem Dorfe Agno. Es erfreut sich großer Beliebtheit und wird von der ganzen Umgegend stark besucht. Für Höchberg und die Familie Malon war der Weg von Castagnola zu weit, um ihn zu Fuß zurückzulegen, und so hatte ich, als ich hinauspilgerte, einzig die eine französisch sprechende Arbeiterin des Mr. d'Arcès und deren jüngere Brüder zur Begleitung. Als wir am Ort waren, bemerkte ich, daß neben verlockenden Waren aller Art auch künstliche Blumen feilgeboten wurden, und daß fast alles, was jung war, solche Sträuße trug. So erstand denn auch ich einen Strauß und überreichte ihn meiner Begleiterin. Sie nahm ihn mit Dank an, brachte mir aber bald darauf auch ein Sträußchen und bestand darauf, daß sie es mir anstecken dürfe. Andern Tags erfuhr ich von Malon den Sinn des Vorgangs. Das Blumenspenden am Fest des San Provino hat eine bestimmte Symbolik. Lehnt das Mädchen den ihr vom Burschen dargebotenen Strauß ab, so heißt das: »Such dir eine andre, ich will nichts von

dir wissen.« Nimmt sie ihn an und macht sie dem Burschen ein Sträußchen zum Gegengeschenk, so gibt sie ihm damit zu verstehen: »Ich schätze dich sehr, aber mein Schatz kannst du doch nicht sein.« Nimmt sie die Blumen aber einfach ohne Gegengabe an, so erklärt sie damit den Burschen zu ihrem Auserwählten.

Ich hatte es also bei Angiolina nur zum Achtungserfolg gebracht. Bald erfuhr ich auch, wer der Glücklichere war. Wie noch einige andere weibliche Personen unseres Verkehrs war die arme Kleine damals bis über die Ohren in Karl Höchberg verliebt. Doch ging es ihr bei ihm nicht besser als mir bei ihr. Auch er hätte einen Strauß von ihr lediglich mit einer symbolischen Gegengabe beantwortet.

In Agno fiel mir wieder auf, wie ruhig sich bei aller Hingabe an die dargebotenen Genüsse und Belustigungen das Volk verhielt. Und als wir abends nach Hause zogen, sind wir auf der recht belebten Landstraße nicht einem einzigen Betrunkenen begegnet. Ich selbst war in fröhlichster Stimmung, die selbst dann nicht beeinträchtigt worden wäre, wenn ich den Sinn von Angiolinas Blumensprache schon verstanden hätte. Denn, obwohl meine Begleiterin recht niedlich war, wäre es mir damals nicht im Traum eingefallen, mit einem jungen Mädchen eine Liebschaft ohne »ernste Absichten« anzuknüpfen. Meine Anschauungen über freie Liebe blieben in der Anwendung auf die eigene Gegenwart nur Theorie. »Ernste Absichten« zu haben erlaubte mir aber der Ernst der Stunde nicht. Im Kreise fröhlicher Menschen konnte ich ihn auf Augenblicke wegscherzen, mich über ihn hinwegzusetzen war jedoch eine Unmöglichkeit.

Die Macht, die hiergegen ihr Veto einlegte, hieß: Ausnahmegesetz gegen die deutsche Sozialdemokratie.

Kasimir Edschmid:

DER GOTT

EINE NOVELLE

SEINE Mutter verließ ihn, nachdem sie ihn ein halbes Jahr vorher geboren hatte. Er schlug die festen Arme in die Luft und rief zweimal: »Ma« — Dann losch sie, die ein großes Segelboot von Honoruru entfernte, aus seinem Gedächtnis. Seine französische Gouvernante nannte ihn Jean François und lieh ihm wenig Zeit und Mühe. Seine drei ersten Jahre vollzogen sich am Strand. Gespielen waren ihm Natives, Chinesen und Malaien. Er kroch auf dem Bauch und schrie aus gebräunter Kehle langgedehnte Vokale und wurde ein gesundes Kind.

Nach drei Jahren kehrte die Mutter zurück. Sie suchte ihn im ganzen Haus, den Gebäuden der einzigen Faktorei auf der Insel, lief durch den Garten und fand ihn im Sand am Meer zwischen Muscheln und Farbigen. Sie gab der französischen Gouvernante eine Ohrfeige und nahm ihr Kind auf den Arm.

Sie fragte ihn in englischer Rede schluchzend, wie er sich befinde. Der Junge aber schwieg, denn er verstand sie nicht. Er sprach nur polynesisch und minderes Französisch. Die Mutter war eine feurige Frau. Sie weinte und glaubte, das Kind sei vertauscht. Das Kind sah sie stumm mit großen Augen an. Sie wies es zurück und schenkte ihm einen Monat lang keinen Blick. Kurz darauf verfiel es einer Krankheit, und als sie nun besorgt und glücklich es pflegte sagte es an einem Morgen: »Ma«.

Nach geringer Zeit vermochten sie sich in der Rede zu verständigen. Da zwang ein ausbrechendes Leiden die Mutter, die begonnen hatte, in Ruhe ihre schweifende Seele an das Kind anzulehnen, ins Weite. Sie schifften sich auf dem Segler Bounty ein, als die Sonne

einen riesigen Kranz um die Insel legte und in dunklem Blau verging. Ein Krater rauchte noch dünn in die Dämmerung. Dann scholl das unendliche Meer in ihr Ohr.

Sie erlebten am dritten Tage einen Sturm, der das Schiff über die Wellen schleuderte, daß die Kajütenwände sprangen. Jean François hielt verzückt den Stößen stand. Der Kapitän ließ Stagsegel aufziehen. Sie rissen sofort. An den Marquesasinseln warfen sie Anker. Der Meerboden war Muschelgrund und Kalkgries, der Anker hielt nicht.

Da stieß, während sie lavierten, ein Kanoe mit rotem Holz und Perlmutter in der Schnitzung aus einer Bucht. Zwei Wilde hielten kupferfarbene Binsen hoch und winkten. Folgend bugsierten sie die Bounty in eine Bay.

Der eine Malaie stieg herauf, seine Glieder hatten wunderbaren Anstand. Sie bedeuteten ihm, sie brauchten Wasser, da schrie er sofort, indem er die Hand wie eine Schale unter den Mund legte, ins Meer hinaus. Der Strand bevölkerte sich mit Booten, die in breiten Gefäßen Wasser und Geflügel brachten, denn viele der Matrosen litten am Scharbock. Jean François, auf dem Arm seiner Mutter an einen Mast gelehnt, rief ihnen einige Sätze zu. Da erstaunten sie und verbeugten sich vor ihm. Ihr Oberhaupt aber legte ein Messer vor ihn hin und sagte: »Rono . . . Rono — —«.

Bald hörten sie es donnern. Vogelschwärme rauschten über sie. In leichter Brise liefen sie gegen eine Küste an. Es war Peru. Sie ankerten im Hafen von Callao. Zwanzig Matrosen desertierten in der Nacht. Sie stellten Spanier ein. Langsam trieben sie die Küste hinunter, bis sie Antufugasta erreichten.

Dort stiegen sie aus. Sie blieben wenige Tage, aber das Klima verschlechterte die Gesundheit der Frau. Sie zog in die Berge hinauf zu einer Schwefelquelle, in der sie badete. Jean François jedoch vertrug die Luft der Höhe nicht und wurde bleich. Deshalb gab ihn die Mutter mit einiger Dienerschaft hinunter nach Valparaiso.

Als die Mutter zurückkam, war Jean François sechs Jahre alt, hatte blonde Haare und braune Haut und sprach nun spanisch und polynesisch ‹den Dialekt von Taheiti und der hawaiischen Eilands›, aber kein Wort englisch. Da beschloß die Frau, den Sohn, der ihr

bis zur Hüfte reichte, und mit dem sie kein Wort zu wechseln wußte außer dem Gefühl, das von Auge zu Auge strömend redete, nie wieder zu verlassen in seiner Jugend, schiffte sich mit ihm ein, und an einem Morgen kam ihnen wieder unter dem Himmel die große Küste Oahus entgegen.

Sie fanden dort bei ihrem Eintritt in das Haus die Nachricht, daß Jean François' Vater gestorben sei, der die Jahre in Rom und in einer Mission des Papstes in Skandinavien verweilt hatte. Die Mutter ward still und nachdenklich, obwohl ihre Seele getrennt von dem Schicksal dieses Mannes lag. Jean François begriff dagegen keineswegs, um was es ging, und lehnte ab, als sie es ihm deutlich machen wollte. Sein Gefühl verbreiterte sich. Er lebte sein Dasein bis zum sechzehnten Jahre rund herum aus im Kreis der Begriffe und Dinge, die ihn umgaben. Die Gedanken waren schlicht. Die Dinge gestalteten sich einfach, nur im Verkehr mit primitivem Dasein. Selten nur brachten anlegende Schiffe Europa in sein Blickfeld. Aber seine Seele saugte sich fest an Küste, Meer und Land.

Dann sandte ihn die Mutter, die noch vier Jahre die Welt durchschweifen wollte, von sich, damit er in den europäischen Dunstkreis eintrete. Sie stellte ihm große Wechsel aus, und sie verplauderten den letzten halben Abend.

Darauf ging er hinaus in den Garten. An der großen Hecke der weissen Himbeeren stand Kalekua, die dem Geschlecht der Könige verwandt war, sang vor sich hin und schaute über ihren Garten hinauf zu ihrem hellen schönen Haus. Jean François, die Brust von Weite erfüllt, rief ihren Namen, mit der er die anfänglichen Spiele erster Jugend geteilt hatte. Sie wandte sich um.

In diesem Augenblick hob sich das Gefühl abenteuerlicher Ferne, in die er verlangte, zu einer großen Welle, und er, dessen Hände noch keine Frau berührt hatten, überströmte den Körper des Mädchens mit Liebkosungen. Ihre dünnen Gewänder schwanden unter seiner Hand, und er fühlte ihre weichen und wunderbar gerundeten Glieder ihm entgegenfliegen. Da faßte er sie auf die Arme und trug sie noch tiefer in den Garten in die Mulde einer Platane.

Ganz umhängt von ihrem Duft hob er sich in den Morgen, schiffte sich ein und fuhr nach England.

Nach zwei Jahren schon zog seine Mutter ihm nach. Sie nahmen ein Haus in der Nähe des Hydeparks. Sommers zogen sie auf ein Landgut in Schottland. Sie empfingen viele Menschen, gaben große Gesellschaften und hatten ausgewählte Freunde. Aus ihren Besitzungen flossen gewaltige Mittel immer erhöht ihnen zu, später verkauften sie Anwartschaft und Faktoreien und breiteten das Kapital in englischen Anlagen aus. Vor der Wirklichkeit dieses fest gegründeten Daseins sank die Jugend der Südsee, fast vergessen, im Traum zurück. Jean François studierte in Cambridge, züchtete Hunde und hatte Anspruch auf die diplomatische Laufbahn. Mit neunzehn Jahren hatte sich die Luftschicht weltmännischer Beherrschung dicht um ihn gelegt.

An dem Tage, wo er den großen Preis im Ballspiel für das westliche England errang, starb seine Mutter. Er erfuhr es, als er, den Kopf zurückgelegt, sich von der Richtertribüne wendend, nach der Seite ging und den Diener sah, der ihm den Brief überreichte.

Er war einundzwanzig Jahre, hatte einen glänzenden Körper und gute Zukunft, wie viele sagten.

Er kehrte nach London zurück, verschloß die Fenster und nahm am brennenden Kamin das Bild seiner Mutter vor und beschaute es. Sein Herz öffnete sich nicht, sie heftig zu beweinen. Kaum ward ihm die eingetretene Leere bewußt. Eine Unbegreiflichkeit waltete über seinen Gefühlen, daß sie, ihn dem Schwung erhöhter Seelenlagen fernhaltend, alle Empfindungen nur von der Oberfläche diktiert und durch etwas von seinem inneren Dasein getrennt erleben ließen. Er zog in der Folge roten Dreß an und jagte Füchse und legte die Sachen der Mutter beiseite. Beim Jagen und raschen Leben kam ihm geringer das Gefühl, in leichter Betäubung sich zu befinden.

Bei einem ausgesuchten Diner saß ihm eine Sängerin gegenüber, deren zarte Haut und große Augen seinen Blick anzogen. Um sie besser zu sehen, nahm er eine breite Blumenattrape und setzte sie auf den Boden hinter seinen Stuhl. Ihr Blick begann, entgegenkommend, gleichfalls auf ihm zu ruhen. Ihr Reden war schnell und heiß. Unmerklich hob sie ein spitzes Glas, als sie mit einem Nachbar anstieß, herüber zu ihm. Als nach Tisch alles in den Musiksaal strömte, stellte er sich hinter ihren Fauteuil und redete zu ihr. Sie, ohne sich umzudrehen, sagte: »Ich kenne Sie nicht«.

»Sie sollen es lernen,« sagte er. Verbeugte sich kurz und berührte knapp ihr Knie im Gehn mit dem seinen.

Sie trug an diesem Abend eine gelbe Robe, und ihre schönen Brüste standen voll und fest in dem schmalen Ausschnitt. Leichter Puder machte die Locken grau, die tief in ihren Kopf hineinhingen.

Sie ließ ihn zweimal durch ihren Diener abweisen, bis er eindrang und sie ihm Geliebte wurde.

In einer Nacht fragte sie ihn, als sie ihn übermäßig ihrer sicher glaubte, wie alle Frauen fragen: nach denen, die vorausgingen.

Es seien einige, doch nicht allzuviel, denn dies sei billig, sagte er. Sie fragte, wie lange es her sei, daß er die letzte gehabt habe, und er zuckte die Achseln.

»Was waren sie, Lieber?«

»Was soll die Frage, die nicht schön ist?« sagte er langsam.

»Mein Herz stürmt, daß ich es weiß. Um Sie mehr zu lieben.«

Da drückte er die Ampel aus und sagte: »Eine Blumenverkäuferin von den Docks, eine Dame, ein Mädchen, eine Tänzerin, eine liebe Frau . . .«

Sie schloß die Augen und öffnete sie verwirrend vor den seinen: »Keine hielt Sie in dieser Reihe?«

Sie sah an seinem starken Körper hinunter, und im Gefühl, daß in solchen Erlebnissen sich das Weibliche in seiner ganzen Art erschöpft habe, legte sie sanft ihre Brüste an seine Wange und fragte das Gleiche ein weiteres Mal.

Da warf er sich hoch, und indem es schien, daß er sie ganz in sich schlinge, sagte er ihr, daß er auch sie verlasse, wenn der Nebel vor den Fenstern heller werde. Er blieb noch einige Stunden bei ihr, indem er sie streichelte und ihr Wesen ein letztes Mal einsog, denn sie war schön und edel und weinte, die Hände vor die Augen geschlagen. Dann verließ er sie.

Er ging den Morgen in die Themse und badete.

Dann ging er nach Hause, ließ packen und fuhr nach den schottischen Gütern. Aber am ersten Tage der dritten Woche glitt er, jagend an einem Bergrücken, aus und brach das linke Bein. Sein Hochländer trug ihn ins Tal.

Sie tauchten immer tiefer hinunter, wo die Dunkelheit ihnen entgegenkam, und je mehr sie in die verdichtete Landschaft hineinschritten, überfiel ihn Beklemmung, deren Sinn er nicht begriff. Sie erreichten ein Licht, ein geöltes Haus. Sie schrieen nach dem Besitzer und befahlen ihm, mit dem Pferd in die Finsternis hineinzureiten, damit er Hilfe bringe. Erst am Morgen kam er mit einem weißbärtigen Mann, der das Bein einrenkte. Als die Knochen wieder aneinanderstießen, schrie Jean François vor Schmerz, so sehr lähmte der Alp seine Brust.

Der Hochländer schaute abgewandt durchs Fenster, und Jean François, der fühlte, wie jener sich für ihn schäme, schrie ihn an und wurde ungerecht. Am nächsten Tage aber schenkte er ihm das Elengeweih seiner Sammlung, damit dieser beides vergäße, die Scham und den Schrei.

Da er lange lag, haderte er mit dem Geschick. Denn er fühlte, daß der Druck über ihm blieb. Er wollte ihn vertreiben. Er fuhr mit dem Auge die Berge hinauf und ließ den Blick herabfallen in die Wiesen, über denen Kuhgebrüll erdwarm donnerte. Er trieb Studien, er las. Er färbte Stoffe. Er focht zwei Stunden des Morgens angeschnallt ans Bett mit einem großen Fechter des Elans, damit seine Muskeln hart blieben. Aber es half nichts.

Nach sechs Wochen zog er wieder in London ein.

Sein seitheriges Leben kam ihm in gleicher Form entgegen.

Er griff es, nahm es und lebte weiter.

Eines Abends reizte ein Mädchen sein Gefühl, die mit einer herrischen Kopfbewegung aus dem Nebel ihm entgegenkommend in den Laternenschein hineintrat. Sie war untersetzt mit geschmeidigen Lenden und trug einen ausländischen Pelzhut. Er drehte um und folgte ihr. Sie gingen durch Straßen und Gassen, es war eine ganze Stunde, daß er sie verfolgte; da kamen sie in die Gegend des Hafens. Die Gassen verwirrten sich immer verzogener ineinander. Da bog sie zur Seite und verschwand. Das Haus, in das sie getreten war, hatte einen wüsten Eingang voll Winkeln. Ein grünes Licht flammte davor. Die Fenster waren aus Ölpapier und erleuchtet.

Jean François trat ein. Im Flur schon hörte er, wie Musik begann. Er trat in einen Saal. Links saßen die Musikanten. Sie spielten

Flöten und irische Dudelsäcke. Ein einzelner Hagerer hieb wild auf eine Pauke.

Im Hintergrund hob sich der Saal im Rauch und Qualm zu Terrassen von Stühlen und Bänken in die Höhe und vergrößerte sich ungewiß. Vorne schwankten Paare durch die dichte Luft. Schreien und Gestampf durchbrach die Musik.

Auf einem der Tische stand eine der Vorstadtköniginnen, wunderbar wild im Bau, hatte eine rote Mütze über den Haaren, die Bluse voll herabgestreift und schwang die Arme singend, den Kopf im Rausch gerötet, durch den Raum. Der Rauch umwallte sie manchmal ganz, dann riß er sie wieder in die Blicke. Ihre Augen glänzten wie feuchte Steine, der Mund stand offen, derb und glühend.

Ein Matrose schwankte mit großen Sprüngen über die Diele und suchte im Vorbeisprung Jean François zu umarmen. Doch der schob ihn weit zur Seite und arbeitete sich durch die Tanzenden quer hindurch zu den Stuhlkolonnen und setzte sich an einen leeren Tisch. Das Gesicht eines Graubärtigen bewegte sich neben ihm auftauchend und brachte ihm Punsch, der scharf nach Essig roch.

Plötzlich ging die Saaltür weit auf und schloß sich rasch, frische Luft strömte herein und warf den Rauch auseinander, die Ölfenster knallten unter der Luft, die wie helle Nester eines über dem anderen hockend die ganze Straßenfront gliederten . . . da sah er in der Lücke, daß am anderen Ende des Tisches ein Mann saß, dessen Blick ihn kühl abmaß. Er hatte grüne Augen, Brauen, die sich romanisch über die Stirn spannten und ein bleiches Gesicht. Er trug die Kleidung eines vornehmen Mannes, eine flandrische Krause als Einsatz, aber hohe Stiefel.

Der Mann erhob sich und setzte sich ihm näher gegenüber.

Die Musik brach jäh ab. Vom Nebentisch sprang die Tanzende herunter und warf ihre Arme von hinten her dem Fremden über die Schulter und drängte ihre schweren Brüste um seinen Nacken. Sie hatte den Kopf an sein Ohr geschmiegt und lachte, über ihn weg kokettierend, zu Jean François hinüber. Im gleichen Augenblick aber steckte ein Matrose seine Hand in des Gegenübers Tasche und zog mit zwei spitzen Fingern ein funkelndes seltsames Stück Börse wie einen Wurm heraus.

Jean François erheiterte dieser Fall sehr, allein er nagelte trotzdem den Kerl sofort mit gezogener Handpistole auf den Platz fest. Der Bursche ward bleich, von einigen Tischen scholl Geschrei.

Der Fremde lächelte, nahm die Börse zurück, um sie dem Matrosen mit einem Kompliment wieder zu überreichen. Dann dankte er, indem er den ausbrechenden Tumult des Lokals mit einer Handbewegung dämpfte, durch eine leichte Verbeugung Jean François für seine Güte.

Das Mädchen hatte sich auf seine Knie gesetzt.

Seine Hand spielte nebensächlich mit ihr, indem er Jean François bat, als einen Ausgleich und um — zumal als Ausländer — höflicher Handlung mit edelmännischer Genugtuung zu begegnen, eine Bitte an ihn zu richten.

Allein Jean François lächelte nur, denn ihm schien nichts wünschenswert, was er nicht selbst hätte erreichen können.

Doch auch der Fremde lächelte.

Und wiederholte eindringlich, daß er bäte, ihn nicht zu verkennen, sondern ins uferlos Blinde über ihn zu verfügen, denn es sei morgen bereits schon zu spät, und das würde ihn schmerzen, wo ihn eine Flotte nach Indien fahre. Dann lächelte er wieder, Jean François' Erstaunen erwartend.

Der aber durchdrang mit dem Blick den Rauch des Zimmers, schweifte einige Sekunden in Entferntem, das ihn betäubte mit der Unendlichkeit der Bilder, und sagte, dem Traum der Jugend nahe gebracht, dunkel aufgewühlt und Unbekanntem willig folgend ‹obwohl er erstaunte über Sinn und Klang der eigenen Stimme›, er bäte um ein Patent, wenn dies in der Macht liege . . . »Würden Sie . . .«

Der Fremde jedoch zog ein Papier, bemalte es mit wenigen Zeichen und überreichte es ihm. Es war ein Diplom als erster Leutnant und zweiter Supracargo auf einem Schiff, das »Santa Cruz« hieß.

Jean François sah ihn scharf an. Dann verbeugte er sich.

Der Fremde hielt ihm die damenhaft schmale Hand hin, in die das Mädchen auf seinem Knie einige Tropfen Wein schnickte. Aber eh Jean François einschlug, sagte er, daß er wohl wisse, wie eng dies ihn binde, daß er aber innerlich keine Verpflichtungen auf sich

nehme, denn er sei gewohnt, die Stunden zu treiben, wie er wolle, zu weilen, wie ihm passe und der zu sein, der er beliebe. Doch der mit den grünen Augen ihm gegenüber saß, gab hierauf keine Antwort, empfing den Handschlag und wies hinaus, wo Pferde stampften.

Sie erhoben sich und verließen den Raum. Das Mädchen zerrte an ihren Rockschößen. Sie achteten nicht darauf. Ein Wagen mit weißen Pferden hielt in der Gasse. »Sie werden alles finden,« sagte der Fremde, »aber Sie dürfen nicht zögern.« Er verabschiedete sich, da er noch einiges zu verhandeln habe und sagte, sie würden sich bald wiedersehn. Der Wagen fuhr bis zum Hafen. Eine Ruderbarkasse brachte ihn ans Schiff.

Sie zogen die Nacht noch den Fluß hinunter. Am Morgen floß England hinter ihnen zusammen wie grauer Schaum.

Als die Weite des Meers vor ihnen lag, füllte sich Jean François' Herz mit tosenden Takten. Er nahm seine Equipierung auf dem Schiff. Als er sich umzog, trat ein Offizier in seine Kabine, er wechselte gerade die Hosen, und bat um die Aushändigung des Patents. Jean François reichte es ihm:

»Sie werden erstaunt sein, mich aus einer schwärmerischen Nacht in diese Fahrt und Stellung stürzen zu sehen, im Abendanzug, Leutnant Vaudricourt. Allein es trieb mich so.«

Der Leutnant grüßte höflich und erwiderte, dies wolle nichts sagen, denn er habe die Fregatte lediglich mit einer Nachtkleidung und einem Damenstrumpfband aus weißer Seide erreicht. Er legte die Papiere zusammen und sagte: »Ich sehe, wer Sie sind.«

Er war höflich. Er war Franzose, wie viele auf diesem Schiff Übergetretener, und von guter Erziehung.

Am Abend, als er die Offiziere zu einem großen Diner einlud, erfuhr Jean François, daß sie sich mit fünf anderen Schiffen vereinigen würden, bestimmt, Brotbäume in der Südsee aufzunehmen und sie zur Verpflanzung nach Westindien zu schaffen. Die Verdecke waren schräg aus Blei aufgelegt mit Rinnen zur Bewässerung. Zwischen den oberen Verdecks waren hohe Räume, und in einem falschen Boden standen hunderte Kübel.

Nach vier Tagen trafen sie auf eine Flotte. Signale riefen die

Offiziere auf das Admiralschiff. Sie stellten sich im Halbkreis auf dem Hinterdeck auf.

Dann erschien, begleitet von großem Stab, ein Mann, edel und vornehm. Er hatte grüne Augen, Brauen, die sich romanisch über die Stirn spannten und ein bleiches Gesicht. Die Augen funkelten. Die Offiziere verbeugten sich tief.

Er senkte langsam den Kopf. Über seiner Brust schwebte noch das Ludwigskreuz. Sein Degen war von wundervoller Arbeit. Es war der Admiral.

Er ging auf Jean François zu, nachdem er die Befehle ausgegeben hatte, nannte leise seinen Namen: »D'Aché,« und bat ihn, mit ihm zu kommen. Sie stiegen über einige Treppen tief hinunter. Dann traten sie in einen breiten Raum. Der Vicomte hob einen Leuchter und deutete auf einen Käfig, in dem ein Mann geduckt saß: Der Käfig hing an Seilen hoch von der Decke herunter. Er ließ mit einem Griff ihn sich senken. Jean François sah, daß es der Matrose war, dem er vor sechs Abenden seinen Pistolenmund auf die Magengrube gerichtet hatte, und der Graf sagte lächelnd:

»Junger Mann, ich schätze Ihre Liebe für andere Atmosphären, in denen das Leben derber und inbrünstiger geht, als in den uns angemessenen. Ich liebe dies auch. Sie werden darüber schweigen, hören Sie. Ich habe Sie verpflichtet, weil ich aus dieser Anlage Großes und Wildes von Ihnen erwarte.

Doch das mit der Pistole war töricht. Sie mißverstehen den Stil. Sie hätten uns in Fetzen geschlagen. Man muß das anders machen. Den hier habe ich mir später selbst und allein noch geholt. Fragen Sie ihn.«

Der Matrose wimmerte, aber schwieg . . .

Jean François fuhr mit seinen Offizieren zu seinem Schiff.

Während der Fahrt betrat er das Admiralschiff nicht mehr.

Sie waren drei Leutnants auf der Fregatte, er, Vaudricourt und Jules Labé. In den Nächten seufzte Vaudricourt nach dem Mond und erlebte die Verse großer Dichter, wenn das Meer in ziellosen Spiegelungen erglühte. Labé hatte eine Kreolin mit, die in einer Matte unter dem großen Segel lag und rauchte.

Oft spielte Vaudricourt auf einer langen silbernen Flöte ihr vor

und sang mit warmem Tenor. Sie schloß die Augen wieder, öffnete sie zu Jean François und bat ihn, ihren Windhund zu holen, damit sie mit diesem spiele. Sie hetzte ihn über das Verdeck, und seine wilden Laute schoben sich zwischen die Schwingungen der Flöte. Vaudricourt biß sich die Lippen und sagte:

»Madame, wenn Sie das Spiel nicht lieben, will ich die Flöte ins Meer werfen, obwohl sie Richelieu meinem Vatersbruder gab.«

Die Kreolin bog sich in ihrer Matte und sagte: »Aber ich liebe das Spiel.«

Der Hund sprang über die Matte hin und zurück, und sie sah Vaudricourt so lange an, bis er verzweifelt ans Heck ging und ins Weite stierte.

Abends legten sie eine Pharaobank auf und spielten.

Als sie um Kap Horn fuhren, griff ein Wind sie von der Seite und warf sie gegen eine Bank. Da das Steuer aus Zufall quer stand, glitten sie scharf vorbei. Wieder flogen sie in den blauen Spiegel der Winde.

An einem Morgen lag Land vor ihnen. Sie hoben die Köpfe. Sie begriffen erst langsam, daß es Land sei. Sie fuhren Wochen schon.

Steil erhob sich eine dunkle Küste, die ohne jede Einschnürung war. Sie suchten zwei Tage lang eine Einfahrt an der westlichen Küste, sie trafen nichts als einen Wall schwarzen Gesteins, aus dem Flüsse ins Meer spien. Da gab das Admiralschiff das Zeichen, und sie fuhren nach der östlichen Seite. Da hob sich der Nebel und schwebte in einer gleichen Lage wie ein mystisches Tuch in die Höhe. Berge in tausend Gipfeln, die weiß waren wie Schnee, stellten sich gegen den Himmel, der in unsäglichem Blau an ihren Linien herabrann. Vor ihnen öffneten sich geschwungene Buchten, saftig und grün heranschwellend ans Meer.

Sie warfen Anker.

Dann schifften sie aus. Da brach aus Gebüsch weiter hinten eine Masse fetter eingeborener Weiber mit Geschrei. Doch liefen sie nicht nach vorn, sondern bewegten sich in gleichbleibender Erregung am Platz.

In der Mitte zwischen der Küste und den Tobenden stand eine Zeder mit Olivenblättern. Neben ihr, allein, war ein Eingeborener, braungelb, und hob die Hand. Er näherte sich nicht und ließ sie

herankommen. Die Offiziere grüßten ihn höflich, so viel Würde war an ihm. Jean François sprach ihn an. Da wuchsen, als er die eigene Sprache vernahm, seine Augen ins Ungemessene, er berührte seine Nase und verneigte sich tief. Sie verabredeten zum folgenden Tag eine Expedition. Durch Boden aus Bims und schwarzem Glas brachen sie vor, bis sie in ein Tal kamen, das viele Brotbäume hatte. Jean François befahl, sie auszupflanzen und auf das Schiff zu bringen.

Der Anführer verneigte sich, sprach kein Wort und ließ den Blick nicht von ihm.

Rückwärts durchquerten sie einen Sumpf, in dem viel Pappeln standen. Am letzten Rande des Moors, wo das Gelände sich nach dem Meer abbaute, saß eine Frau, die eine Farrenwurzel kaute, die Fasern löste und einem Säugling in den Mund schob. Es war hoher Mittag und die Sonne fiel steil auf die Frau.

Sie hob den Blick, ließ ihn an Jean François hängen und hob das Kind hoch in die Luft, drehte sich dreimal im Kreis und lief rufend, die Arme kreisend, davon.

Das Land war Neu-Seeland.

In der Nacht ging Jean François auf Deck. Schlaf kam ihm nicht. Er sah die weiche Küste sich gegenüberliegen. Er sann nach. Er war nie an dieser Insel gewesen. Er schaute den Himmel ab. Der Mond rollte hoch über den Bergen des Westens. Er fühlte sich sehr leicht und umgeben von einer unerhörten Wallung. Er horchte lange, schnickte Wassertropfen von seinem Ärmel und ging hinunter.

In der Nacht fiel Frost.

In den drei folgenden Tagen füllten sie die Hälfte der Schiffe mit Bäumen. Am vierten fuhren sie.

Sie fuhren nördlich.

Die Schiffe glitten voll Musik zwischen wunderbaren Eilanden durch, an Buchten vorüber, die voll Pinguinen saßen und von Bächen durchströmt waren. Sie lagen den ganzen Tag auf dem Vorderdeck und rauchten. Das Meer war leicht und kaum bewegt, und die Inseln formten sich mit glänzenden Farben und Vogelruf aus ihm heraus wie Wasserblumen. Als sie zwischen einem Gemisch süßer Buchten lavierten, suchte die Kreolin Jean François zu verführen, indem sie

abends nach dem Ankern ihr Bein aus der Matte gleiten ließ und ihren Fuß langsam über seine Hand führte.

Doch er stellte das Windlicht schräger, daß die Matte ganz in Vaudricourts Blickfeld blieb.

Sie ankerten noch einmal in Guam, um Wasser zu nehmen und den Rest der Ladung. Sie blieben zwei Wochen in dem Hafen, der vor vier Winden schützte. Die Bucht war morgens rot von Seegras, Meerwölfen und Seenesseln. Große Schildkröten schwammen langsam vorüber.

Den Mittag gingen sie in die Stadt, die auf Pfählen stand. Der spanische Gouverneur Dom Simon de Auda ließ die Wache antreten und ging ihnen jeden Tag in großer Uniform entgegen. Auf seiner Veranda nahmen sie Schokolade und lange Zigaretten, die er ohne Pause selber drehte. Dann ritten sie ins Innere, das voll Savannen lag, die tief in den Urwald hineinreichten, auf denen weiße Ochsen mit dunklen Ohren gingen. Am letzten Abend gab er ihnen ein Fest. Die Eingeborenen, deren Reste die Spanier auf diese Insel gepfercht hatten, da sie revoltierten und aus Verzweiflung ihre Frauen zwangen, die Kinder nicht mehr auszutragen, bewegten sich mit Lichtern und Stieren auf einer weichen Rasenebene, um die der Wald aufwuchs. Im Gezuck der Bodenfeuer und dem Kreischen der Männer kämpften zwei Hähne. Der Spanier saß unbeweglich und stolz davor. Sie nahmen großen Abschied. Aber im letzten Augenblick, noch am Strand, kam eine Schar aus dem Inneren, die Weiber mit roten Hummerscheren in den Ohren und legten, die Offiziere umringend, Gaben hin und in die Nähe von Jean François. Jean François verzog nicht den Mund.

Letztmals legten sie bei den Philippinen an. Der Gouverneur sandte eine Einladung durch seinen Minister, einen Native in Hosen aus roter Seide und weißem, chinesischem Hemd. Er bat, ungezählt lang zu bleiben. Seine Langeweile wiege seine Orden nicht auf. Er versprach gestirnte Hirsche und Eingeborene mit Schwänzen.

Jules Labé sagte lächelnd, ein Wunder sei eines Wunders wert und sah auf Vaudricourt. Die Kreolin trug eine ironische Falte und bat, ihr den weißen Stoff zu besorgen, den der Minister trage. Jules Labé zog ihn in eine Ecke und kaufte das Hemd um eine Pistole.

Nur seine Hosen glühten, als er halbnackt vom Ufer zurückwinkte. Die ganze Nacht schwammen die Inseln unter weichen Mandolinentönen.

Morgens flaggte das Signal zur Abfahrt.

Mittags hob sich ein Strudel aus dem Meer, wuchs an den Himmel und sprengte wie ein Geschoß die Schiffe auseinander.

Sie fuhren auf seiner Fregatte Wochen irr und im Sturm.

Als sie glaubten, daß sie sterben wollten und alles gleich schien, senkte sich ein linder Abend herab. Die Wellen schoben sich ineinander, der Wind lief gering und zart. Wie ein Schaumnest quoll der Horizont auseinander. Im letzten Licht streckte sich eine schmale Bay vor ihnen aus. Sie wußten nicht, wo sie waren. Der Sturm hatte die Kompasse zerhauen. Sie fanden nur aus dem Sonnenstand, daß sie westlich fahren müßten und beluden, die Gesichter aufgehellt, das Schiff mit Leinwand, daß es gut davonstrich. Sie warfen keine Anker in der Dämmerung, da die Lotung günstig war.

Sie ließen die Fregatte gleiten. Dämmerung schob sich raubend zwischen das Schiff und das Land. Sie glitten in leichter Brise seltsam geschwellt in das warme Meer.

Da ließ Jean François, während die anderen aßen, die Hände vom Reeling. Sein Herz hob sich. Er taumelte fast. Von einem Gestiegensein getragen, ging er ans Heck. Sein Herz sprang. Er überstrich das Schiff mit dem Auge. Er wußte nicht, was er tat. Aber er ließ, stolz und strahlend, das kleinste Boot herunter, sprang hinein und stieß ab von der Fregatte in die Dunkelheit, die ihn anzog, daß seine Pulse brannten. Er ging ohne Abschied, die Hände leer, das Ohr ungeheuer gefüllt vom schwachen Geräusch ferner Brandung.

Allein die Ebbe war ihm entgegen. Er ruderte mit allen Muskeln. Doch er kam nicht vorwärts, und das erzürnte ihn, daß er das Ruder drohend in die Nacht hinein hob.

Er arbeitete weiter. Er ruderte mit allen Muskeln, allein die Ebbe war entgegen und warf ihn zurück. Es war eine lange Nacht. Sturzseen überfielen ihn. Riffe türmten sich auf. Sein Kiel streifte oft an Madreporen. Allein er barst nicht.

Sein Gesicht strahlte, daß die Dunkelheit um ihn wich. Seine Augen hefteten sich an das Land und zogen sich hin an dieser Kette. Gegen

Morgen umfuhr er eine Bucht Korallen und schob sich in helles Wasser. — Als sein Boot Sand unter sich erknirschen machte, wich die Dämmerung. Die Küste lag frei. Er sprang mit einem riesigen Satz hinüber.

Es wurde Morgen, und Helligkeit stürzte über ihn.

Vor ihm standen Eingeborene, die Muscheln suchten. Als er aber unter ihnen erschien, erstarrten sie. Einer allein sprang in die Luft, drehte sich im Wirbel und schrie wie in hitzigem Gelächter.

Die anderen aber fielen zur Erde. Sie lagen wie gefällt. Die Frauen sahen hoch und zogen die Haare über den Mund. Dann riefen sie: »Rono .... Rono« — und weiter kein Wort.

Er befahl ihnen aufzustehen. Sie wichen zurück.

»Welche Insel?« rief er mit der Sprache von O-Taheiti.

Allein sie antworteten mit dem rechten Dialekt:

»Oahu«, sagten sie und starben schier.

Er aber hatte diese Sprache lange nicht gehört. »Oahu«, sagte er und sah sich um. Seine Augen schlossen sich. Das Blut zog hinauf in den Kopf. Dann fiel es zurück. Die Blicke faßten alles.

Zugleich vergaß er alles Vorherige. Es hatte keinen Wert mehr, es fiel wie eine Kulisse. England strömte aus seinem Bewußtsein. Vaudricourt, die Kreolin flogen schemenhaft von ihm. Alles Seitherige erschien ihm nur geheimnisvoll ‹auch im Unbegreiflichen› nach dieser Küste gerichteter Wille. So begriff er alles im Fallenlassen und Heben der Lider. Nahm den Fall des Strandes in sich auf, das Erbrausen der Brandung, die Demut des Natives und einen zarten Maiabaum, der ganz allein auf der Küste stand.

Wie alles hinter ihm zurücksank, kein Gedanke das Schiff mehr suchte, das zwischen fernen Wellen segelte und nichts mehr aus ihm her daran rührte, stieg eine Zärtlichkeit in ihm, der folgend er niederkniete. Legte das Gesicht in den weißen Sand, erhob sich, den Kopf drehend, und schrie wie ein Tier in das Land.

Da stoben die Eingeborenen in den Wald.

Nachdem er die alte Welt aus seiner Seele getilgt hatte und gierig den Einzug der neuen spürend, folgte er ihnen.

Es war still. Die Bäume schlossen sich dicht über ihm. Er ging. Eine Fledermaus spannte sich vor ihm auf und flog. Wurzeln krallten sich über den Weg. Der Tag stieg. Ein Trogu kletterte in den

Palmen. Er segnete ihn. Zwischen Schachtelhalmen rauschte ein Wiedehopf. Es wurde stiller. Sein Herz klopfte bis in die Kokoskronen und breitete sich über sie. Sein Herz schwoll über den Wald und verschlang sich mit ihm, daß jedes Geräusch der Blätter in seinen Kammern mitscholl. Er empfand Zärtlichkeit für alles. Am Mittag sah er einen langen, spitzen Kopf mit steilem, hohem Ohr. Es war ein wildes Schwein. Es sah ihn an. Er streichelte es.

Er ging.

Dann kam er in ein kleines Tal. Bergwände warfen sich herunter, es war eng und dicht. Plötzlich verließ er das Dickicht und brach ins Freie. Die Enge war paradiesisch. Palmen schwankten in der Sonne über einer Hütte.

Vor der Hütte stand ein Mädchen.

Als er kam, kniete sie nieder und flüsterte: »Rono.«

Er trat an sie heran und sagte: »Liebe mich.«

Sie war weiß wie eine Französin mit einem metallischen Schimmer der Haut. Ihre Glieder waren schlank und weich. Sie stand auf.

Sie hob die Arme. In den Achselhöhlen saß kupferner Flaum. Ihre Haare waren tiefrot und glatt.

Sie hob die Arme und legte sie um seinen Hals. Er trug sie in die Hütte voll Erleben des zärtlichen Druckes, mit dem sie sich an ihn lehnte, so, als stürbe sie an ihm.

Er fragte sie, wie sie heiße.

Sie wagte ihren Namen vor ihm nicht zu sagen. Da nannte er sie Kalekua, weil sie dieser ähnlich war.

Aber nach wenigen Tagen bedrückte es ihn, daß er deren Erlebnis noch ungelöst und schwingend hinter sich trage. Er brach auf und ging zwei Wochen durch den Wald mit ihr bis Honoruru zur südlichen Küste. Dort hörte er, Kalekua sei gestorben, und dies erfüllte ihn mit Freude, denn nun schien ihm alles auf diese Frau übergegangen zu sein.

Er baute zwei Tage von der kleinen Stadt der Natives ein Haus auf einem schwarzen Lavafelsen, der die Bay überragte.

Morgens sahen sie gleich aufs Meer, in dem Kanoes lichte Schaumstreifen hinter sich zogen und silberne Rollen an den Madreporen rannten. Einmal lag ein Schiff lang draußen unbeweglich, das ameri-

kanischen Kaufleuten gehörte, die Sandelholz nach China brachten, wo es als Weihrauch durch die Pagoden stieß. Sonst kamen keine Schiffe.

Oft regnete es. Aber der Himmel blieb strahlend blau und die Tropfen hingen wie tanzende Seile in die See.

An einem Morgen nahm Kalekua ihn bei der Hand und führte ihn stundenweit. Sie bahnten sich durch Farrengestrüpp und Unterholz einen Weg. Spät kamen sie in eine Schlucht. Kalekua ließ seine Hand nicht frei. Plötzlich, nachdem sie unter überhängenden Felsen lang gegangen waren, traten sie hinaus.

Über ihnen war ein Brausen. Sie hoben die Köpfe. Er sah auf der einen Seite der Schlucht einen Strom herabfallen, aber in der Mitte der Luft fing ihn ein Windstrom, der strudelnd gerade vor ihnen hochstürzte, und trug ihn auf die andere Seite hinüber. Der Wind stand wie eine blaue Spirale in dem Tal.

Kalekua sah fragend zu ihm auf.

Da herrschte er sie an, stellte sie und fragte: »Was willst du?«

Sie sagte: »Rono!« und sonst nichts. Aber ihre Augen fragten. Sie kehrten zurück.

Manchmal kamen Natives an den Rand des Waldes und sahen nach der Hütte und gingen scheu zurück.

Die Luft war klar und hell. Geräusche spannten sich unendlich aus. Klang entfernter Fischerboote hallte lang herauf. Selten wurden die Nächte kühl. Drei Kokosbäume standen um ihre Hütte. Kam Sturm, bogen sie sich wie Glas tief hinunter nach dem Meer. Es wurde heiß, aber eine leichte Brise schob die Luft klar zusammen und machte das Klima wie aus Seide glatt und kühl.

Kalekuas Wesen war durchsichtig und glänzend, und ihre Haut glich geblaßtem Bernstein. Manchmal erzitterte sie, wenn sie Jean François sah und schien unter seinem Blick aufzugehen und sich zu entfalten, und in immer steigender, unirdischer Hingabe ihn mitzuführen und nach seiner Seele wiederum hinaufzuwachsen, daß er in den Umarmungen ihrer Nächte sich wie schwebend empfand.

Einmal traf er sie, als er durch den Wald streifte. Sie saß neben einem Ohiobaum, spielte mit den roten Früchten und hielt eine zwischen den Knien. Ihr rotes Haar fiel straff zurück. Sie sang:

Inoa o Mauae a Para,
He aha matou auanei?
O Mauae, te wahine horua nui,
Wahine maheai pono.
Tuu ra te Ravaia
I ta wahine maheai,
I pono wale ai te aina o orua.
I ravaia te tane.
I mahe ai te wahine.
Mahe te ai na te ohua,
I ai na te puari.

Sie hatte eine Verklärung in ihr Gesicht gesammelt, daß er nicht wagte, sie anzureden. Er schloß die Augen. Dann zog er wie ein Fuchs den Kopf ins Dickicht zurück.

Ein paar Tage regnete es hintereinander. Dann kam die Luft gesträhnt frisch herauf. Jean François lag auf seinem Bett und kaute gelangweilt an den Limonenblättern. Kalekua trat ein. Sie war noch feucht vom Bad. In ihren Haaren staken vier weiße Federn.

»Du hast die weißen Federn . . .«

»Es ist das Königszeichen.« Sie strich über sie.

Ihre Brust bebte. Sie nickte. Dann ging sie allein hinunter den langen Weg nach Honoruru zu den Zeremonien der Königin, der sie verwandt war in der dritten Reihe. Jean François lief den Tag durch den Wald.

Die Fledermäuse stoben auf. Sie reizten ihn nicht. Kein Trogu entzückte seine Augen. Er warf mit Früchten nach den wilden Schweinen und brüllte aus breiter Brust, daß sie verstoben. Er kam heim, als die Sterne sich über den Wald wölbten und lag eine Nacht, das Gesicht verzerrt gegen den Himmel, schlaflos.

Am Morgen wusch er sich, nahm ein Kanoe, stieß ins Meer, sang heiß, kam des Nachts in die Stadt und durchschweifte die Gassen. Gegen Morgen kam er an die große Bay. Draußen lagen im fahlen Silbergrau sieben Schiffe. Er begriff nicht. Er visierte. Es waren sieben Schiffe. Es waren nicht die seinen.

Drei waren Sandelholzfahrer. Amerikaner. Die anderen hatten die plumpe Bauchlinie und das Grau der Walfischfahrer der südlichen

Meere. Er verstand diese große Flotte nicht, wo sonst nur einzelne in Monaten Pause ankerten.

Er ging zurück und trat in eine erleuchtete Hütte. Matrosen johlten darin. Sie hatten Rumfässer aus den Schiffen herübergewälzt. Er ging auf den Besitzer zu und nahm ihn zur Seite. Es war ein alter Chinese, er kannte ihn. Der sah ihn an von unten und sagte, seit vier Wochen sammelten sich Schiffe und Matrosen am Strand. Jean François erstaunte, allein seine Sehnsucht ging nach Kalekua. Er vergaß alles darüber.

Als er aber im großen Garten von Ananas bei ihrem Oheim Kuakini saß, begannen die Amerikaner das Haus der Königin zu beschießen. Sie speisten gerade. Jean François sprang hinaus. Zwischen den verankerten Schiffen und der Küste wimmelten Boote.

Ein Weißer kam ihm entgegen. Er trug den dürftigen Taillenrock um die eherne Brust, ein starres Gesicht, um das sich Locken kräuselten. Es war ein Missionar von den Schiffen.

»Warum tun sie das?«

Der Missionar sprach von Christi Wunden und hob sein Bibelbuch. Da schlug ihm Jean François die Hand voll ins Gesicht.

Die Natives flohen aus allen Häusern. Die Matrosen stellten Espingoles am Strand auf und schossen einpfündige Kugeln. Häuser brachen knallend zusammen. Das Haus der Königin brannte. Jean François ging in den Garten zurück, nahm Kalekua und floh mit ihr. Überall in breiter Kette strömten Menschen in den Wald, wo die Matrosen nicht mehr folgen konnten. Einige blieben stehen, hoben die Arme und machten demütige Gebärden, »Rono« rufend.

Allein er umarmte Kalekua und fragte nach nichts.

Sie zogen zwei Tage durch den Wald. Am Abend noch, da sie ihre Hütte erreichten, fuhr er hinaus aufs Meer. Er sah sein dunkles Lavariff in den Himmel aufwärts stoßen und sein Haus wie auf einem Wellenrücken hoch tragen. Er sah die geschmeidige Flanke der Bucht ausgedehnt nach den beiden Seiten. Sah darüber gewölbt die Unendlichkeit des Waldes, den hellen Sand, die Muscheln, die Sonne . . . er sang, er spürte in einer heißen Gehobenheit, wie dies alles zu ihm gehöre und er sich wieder darein zurückergieße wie an die weißen Glieder Kalekuas.

Kalekua aber irrte verwirrt umher. Glanz zog aus ihrem Auge Sie sprach nicht, sie sah ihn lange an. Es war einsam um die Hütte. Selten tauchten Eingeborene auf. Das Klima wurde köstlicher und von Blüten durchzogen.

Einmal wagte Kalekua zu reden und bat, er solle das Unglück bedenken. Er verstand sie nicht. Sie meinte die Stadt und sagte es. Jean François hatte es vergessen, als er den Abend in die See stieß, denn es war an der Größe seines Gefühls hinabgeglitten und beiseite geblieben. Wenn er die Höhe der Seele empfand, was war es ihm, daß Matrosen Kokos plünderten! Und er lachte und sagte es ihr.

Doch sie setzte einen Fuß vor den andern wie spielend und sagte: »Sie sind noch da, streifen und suchen die Königin.«

»Was willst du —.«

Da wies Kalekua auf ihre weißen Federn und bat zu ihr gehen zu dürfen, die versteckt sei, und zitterte vor ihm.

Schmerz wühlte sich kurz in seine Brust, wie er dachte, daß sie gehe, aber er sah in ihre Augen und ließ sie gehn.

Am vierten Tage ihrer Abwesenheit tauchte eine Flotte aus dem Horizont. Jean François lag auf dem Bauch über den Rand der Klippe gebeugt und erwartete sie. Sie schaukelte weich getragen heran. Plötzlich riß er den Kopf zurück und schüttelte ihn. Dann sprang er auf und lief ins Haus.

Es war kein Zweifel. Es waren seine eigenen Schiffe.

Er schrieb sofort einen Brief. Er schrieb, fette Walkähne hätten die Küste beschmutzt, an der er lebe. Man solle sie zerschießen, obwohl es verächtliches Handwerk sei. Er habe sich vom Schiff entfernt wie er gekommen sei. Er habe darauf vorbereitet, auch ohne zu wissen, warum. Darum unterlasse er es, Entschuldigung zu ersuchen, denn allein das Verständnis erkläre sein Tun, daß so sein Drang und seine Art sei.

Als die Schiffe Anker warfen in der Dämmerung, schwamm er hinüber und warf ihn ins Admiralschiff.

Die Nacht lag er schlaflos. Er bedachte Vergangenes, wo die alte Welt ihn wieder überspülte. Sein Hirn fand keine Brücke zu ihr. Sein Herz staunte über sie. Sein Leben schien nur nebensächliche

Vorbereitung für den Zustand, in dem er nur die höchste Gleichgewichtslage seines Daseins empfand. Er hob eine Muschel und schlürfte sie voll Andacht. Er streichelte den Boden des Hauses und empfand Erschütterung. Er lächelte, hob die Hand, und unter dieser Bewegung schwang das Vergangene ins Uferlose zurück.

Morgens wechselte das Admiralschiff Signale nach dem Strand. Graf d'Aché stand auf der Brücke in großer Uniform, das Band des Ludwigskreuzes über der Brust. Er kommandierte:

»Mein Herr, Sie sind desertiert. Ich würde Sie in Eisen schlagen, träfe ich Sie. Ich werde den Strand absuchen lassen mit fünfzig Mann. Man wird Sie wie einen Hasen fangen. Ihr Wunsch um Hilfe sei aus Sachlichkeit gewährt. Ich werde morgen fahren. Nehmen Sie von einem Gentleman am Schluß die Versicherung bewundernder Freundschaft.«

Kurz danach kam Kalekua.

Am Mittag suchten fünfzig Mann mit Bajonetten die Küste ab. Jean François floh nicht. Er wußte, daß sie die Wege zu ihm nicht fänden, und sie fanden sie auch nicht. Anderen Morgens lösten sie eine metallene Kanone, begaben sich kreuzend unter Wind und trieben aus der Bucht nach Honoruru zu.

Kalekua hatte eine neue Weise zu gehen, sie berührte den Boden weniger wie früher, ihre Hände hatten einen eigenen Takt und ihre Augen sahen durch die Dinge hindurch, die sie umgaben. Die Feierlichkeit reizte Jean François, und er bat sie, ihn zur Königin zu führen, wenn sie wieder zu ihr ginge. Und sah sie fest an.

Sie erschrak und wurde braun im Gesicht und sagte stockend vor Freude und Angst: »Ich will.«

Sie speisten auf dem Tisch vor dem Haus. Sie brachte eine Karabasse mit Teig, gebratenes Schwein und süße Kartoffeln. Als sie die Holzschale mit Wasser reichte, sah er wieder, wie schön sie war.

Sie setzte sich ihm gegenüber, eine Yameswurzel leicht zerkauend, die Palmen bogen sich in der Luft, das Meer scholl herauf.

Da wies er hinunter und sagte ihr, daß er fremde Schiffe gesandt gabe gegen die Chinafahrer und verzog keine Miene. Sie aber, ungläubig, übermäßig erbebend, sprang auf, wandte sich wie zum Fliehen, kehrte um und küßte ihn zwischen die Warzen seiner

Brust, wagte den Blick nicht aufzuheben zu ihm und flüsterte: »Rono«. Jean François erzürnte über das Wort, das wieder auf ihn traf, ohne daß er es faßte, drohte ihr und fragte, was sie damit sage.

Sie hob wieder den Blick. Aber sie brachte das Auge nur bis dahin, wo sie ihn geküßt hatte, und fast vergehend sagte sie:

»Du wolltest zur Königin. Sie will dich sehen.«

Ihre Haltung war schwach. Die Schultern hingen. Sie kehrte um in das Haus, kam zurück und trug die weißen Federn. Sie nahm seine Hand und sagte: »Komm.«

Dann gingen sie in den Wald hinein und ließen das Haus hinter sich.

Die Tür stand offen.

Das Meer brauste blau hinein.

Kalekua sah sich noch einmal um.

Nachts schliefen sie in einer Platane. Morgens wanderten sie weiter. Als die Sonne steil stand, kamen sie an einen Paß, der in Windungen sich aufwärts drehte. Sie gingen lange. Mit einem Male endete der Weg. Hinter einem Busch trat ein Mann hervor, der mit dem Firnis der Gumminuß im Gesicht gezeichnet war. Er neigte sich. Kalekua winkte mit der Hand. Da ging er vor ihnen her. Sie schritten durch den Busch und gingen über eine Gegend, die verbrannt war, dürrer als Wüste. Erdhaufen bogen sich wie Wellen. Risse durchfuhren den Boden. Trockene Büsche klebten am Rand der Steigung. Kalekua packte seine Hand. Sie kletterten über eine Lavadüne, bogen und stiegen eine kleine Terrasse hinunter.

Der Bogen senkte sich tief und lief in mächtigen Kurven sich verschlingend um einen Streifen Wasser, der sich tief ausdehnte, den wieder Zungen und Wellen Landes durchstießen und sich so zum Horizont verloren.

Aus dem Wasser brachen Kegel wie spitze Maulwurfshügel. Aus ihren Röhren stieg lautlos weißer Dampf. Es waren Hunderte von Kegeln. Einer spritzte Gelbes aus seinem glasdünnen Schlund.

Kalekuas Hand führte ihn weiter. Vor ihnen ging der Gezeichnete. Sein Rücken zitterte.

Jean François schritt federnd und leicht. Sein Herz stürmte in eine große Erwartung. Seine Augen streiften ein großes Erlebnis über den Tag und hungerten danach.

Sie stiegen wieder. Es wurde glühend vor Sonne. Die Erde tat den Sohlen weh. Nirgendwoher kam ein Wind.

Dann tauchte eine Mauer auf, die den Bergrücken herunter lief in einem langen und leeren Bogen. Auf ihr war ein Holzstamm rund gehauen aufgestellt mit vielen schmalen Rinnen, die nach unten liefen. Darauf hockte, halb stehend, eine Figur. Sie war in die Knie gebeugt mit einer Knickung, daß die Schenkel wollüstig und breit anschwollen. Die Arme waren dünn und verkürzt leblos nach der Erde gehängt. Die Brüste waren klein und saßen dicht unter dem Hals. Der Kopf bestand aus einem einzigen wüsten Rachen und trug einen Helm, dessen Schweifung sich in einer Raupenfahne bis zum Becken hinabzog.

Sie machten einen Bogen und traten dicht an der Bergwand in einen Gang. Zuerst war es dunkel. Dann sonderten die Wände ein Licht aus, das mit einem matten gelben Schein die Höhlung durchdrang. Die Luft war weich. Kalekuas Daumen strich über den Ballen seiner Hand. Das gelbe Licht aus den Mauern verdichtete sich zu phosphorischem Glanz.

Eine Stimme scholl ihnen entgegen, die seinen Schritt hemmte. Aber Kalekua trat vor ihn. Er fragte: »Kalekua? Am Ziel?« Sie drehte sich halb und sagte: »Der Priester, der das Kommende weiß,« und zog an seiner Hand. Sie waren in einem runden Saal voll von dem Licht. In der Mitte stand ein Gehäuse, oval und derb geschnitzt, mit Gitterung in der Hälfte der Höhe.

Kalekua deutete auf ihre Federn, wies mit beiden Händen darauf und sagte: »Zur Königin.«

Als ein dumpfer Laut zurückkam, wollte sie vorgehen. Allein Jean François trat, sich von ihr lösend, an das Gehäuse und erfragte streng den Sinn des Wortes, das ihn überall traf und das sein Bewußtsein quälte. Er fragte: »Was ist Rono?«

Ein Kopf schob sich aus dem Gitter, pergamenten die Wangen, mit geflochtenem, weißem Bart, starrte ihn an und erschrak. Dann zog sich der Kopf zurück, und eine demütige, zitternde Stimme fragte aus dem Inneren des Gehäuses, warum er scherze. Doch Jean François befahl laut die Antwort.

Da begann die Stimme wieder. Sagte — wenn er Bekanntes

wiederholen müsse —, daß Rono ein Gott gewesen sei, der die Insel bewohnte, dann Menschen die Erlaubnis gab, sie zu besiedeln, die ihn aber schlecht ehrten. Da brach er los, tötete viele und verließ die Insel... Und daß er wiederkomme übermächtig in einem Schiff, der Gott, der Gott — — — sagte er, und heulte erbärmlich.

Kalekuas Gesicht war starr. Der Priester wimmerte und bewegte sein Gehäuse, daß es um die Achse schnellte und ein hallendes Geräusch gab.

Nun wußte Jean François Kalekuas tiefste Gedanken.

Sie drangen weiter vor. Das schwebende Licht hörte auf, die Beleuchtung ward mehr die des Tages, blau und durchsichtig.

Plötzlich wich die Wand auf der einen Seite tief in die Dunkelheit hinein, die anbrach. Am Ende des finsteren Raumes jedoch sahen sie hellen Himmel hereinkommen. Als sie die Augen senkten, öffnete sich das Meer vor ihnen, und vertiefter noch dann die Stadt und die Bay.

Jean François gewöhnte sein Auge an das strahlende Licht. Da sah er die Bucht voll von Booten, die vom Strand zurückeilten. Um die Klippe aber schwammen fremde Schiffe, von denen weiße Wolken sich hoben.

Kalekua drückte ihn gegen die Wand.

Ein feiner Lärm kam von unten heran. Zehn junge Männer gingen vor einem Zuge. Sie bliesen Hörner aus weißen Knochen, die spitz gleich Schäferpfeifen klangen. Ihnen folgten andere, die Besen hatten, die brannten und einen Moschusduft ausspannten. Dann kamen stampfend, die Beine wirbelnd, Mädchen in gelben Mänteln. Sie hatten in der linken Hand kleine und dicke Stöcke, in der anderen große geschälte hohle und schlugen quirlende Takte darauf. Zwei hatten Trommeln aus Haifischhaut. Sie rasselten knatternd und dumpf.

Sie rannten vorüber nach dem Felsausblick, und ihr Geschrei erhob sich heftig und monotoner, während sie die Schlacht beschauten. Kalekua faßte ihn. Sie gingen weiter. Es wurde wieder dunkel. Dann aber kam von neuem Luft zart und mild herauf. Sie blieben stehen.

Ein Teich lag vor ihnen. Ein schmales Stück Land schloß ihn am Ende rund ein. Darüber stand die große Öffnung des Berges gegen den Himmel hin.

Aus dem Wasser stiegen langsam Frauen. Eine kam zuerst. Sie trugen alle, ohne diese, Helme mit roten Papageienfedern. Eine nur trug einen Wedel aus Palmenfächern.

Die erste aber schwang in leichtem Spiel die Arme zum Trocknen durch die Luft. Das Blau zog dick hinter ihr zusammen. Sie war schlank mit wunderbaren hohen Beinen und nackt.

Ihre Knöchel trugen Ringe von Gardenien.

Ihre Haut war gefärbt, gelblich braun wie eine reife Olive.

So trat sie vor ihn, das Haupt zurückgelehnt, und sah ihn starr an.

Ihr Blick aber streifte die Welt um ihn hinweg. Er sah ihren Kopf, ihre Nacktheit, die weich und einfach auf ihn strahlte. Ihr Blick weilte auf ihm mit stolzer und demütiger Klarheit, und dies erhob sein Gefühl, daß sie ihm wie ein Ausgleich schien zwischen seiner Kraft und ihrer Höhe, sein Blut strömte gesteigert bis an Grenzen, die er selbst nicht mehr erreichte, sein Hirn, unirdisch geworden, schrie: Königin.

Er begehrte sie.

Er löste Kalekuas Hand von sich ohne Empfindung. Dann warf er mit einem Schrei den Stolz der Königin nieder.

Ihr Blick fiel. Sie wurde bleich.

Von den Strömen seines Ich durchschwellt erhob er die Hände nach ihr: »Liebe mich«.

Seine Stimme schuf ein Schweigen, in dem die anderen erstarrten und Kalekua niederfiel. Er sah ihr Gesicht, als er die Königin auf seine Arme legte, versteint und still zu ihm aufsehn von der schmutzigen Erde. Aber so sehr kreiste dieses Erleben in ihm, daß es seinem Bewußtsein vorbeischwamm wie ein rascher Mond.

Er nahm die Königin hoch, küßte sie und trat mit ihr in das Wasser, das bis zu seinen Hüften stieg. Dann wurde es seichter. Er bog in den Seitengang und kam in ein Nebengewölbe, das voll stand von kleinen Geräten, Waffen und Figuren aus Jade. Sie aßen grünes Harz zusammen, das ihre Adern tosend erhitzte und er küßte sie, die verging.

Als am Morgen sein erwachter Blick gegen das Blau des Horizonts prallte, stürzte das Bild Kalekuas von allen Wänden gegen sein Gesicht und verstörte sein Gefühl.

Er richtete sich auf, bis er kniete. Er sah auf die Königin. Sie war schön. Ihre Lippen lagen fest zusammen und zitterten. Er verglich ihre Glieder. Er berührte ihr braunes Haar und den schmalen Ansatz des Augenschlitzes, er fuhr über ihre jungen Brüste. Er hielt die beiden gegeneinander. Aber Kalekua stieg.

Er stand auf, trat bis zur Öffnung, wo der Berg hinuntersauste, schwang die Arme, sah noch einmal auf die Königin und ging. Das Wasser nahm ihn kühl auf. Am anderen Ufer schüttelte er sich wie ein Hund, die Tropfen spritzten gegen die Mauern. Er wußte, daß er eine große Höhe erlebt habe, aber daß er sie wegtun müsse aus der bleibenden Erinnerung. Es war nicht viel, eine Nacht aus dem Leben zu streichen. Er schob sie zurück.

Im Gang standen in Nischen große Figuren aus Holz und Stein. Sie hatten aufgeblasene Bäuche und grüne Augen.

Am Ausgang lag Kalekua, zusammengekrümmt. Sie schlief. Tau hatte ihr rotes Haar verwirrt und feucht geballt.

Er bezähmte sich. Er stürzte nicht auf sie. Er wagte nicht sie anzureden. Er sah sie lange an und ging vorüber.

Nach fünf Schritten holte ihre Stimme ihn ein, sie schüttelte sich, stand auf und kam. Er senkte den Kopf ein wenig. Sie aber nahm seine Hand wie immer. Sie gingen zusammen, wie sie kamen, den Paß hinunter. Sie stießen durch die Dämpfe der aufgespitzten Vulkane. Sie schliefen die Nacht in der Platane. Mittags erreichten sie das Meer.

In der ersten Nacht glaubte er, daß Kalekua ihn töten werde. Doch sie zeigte Andacht und Liebe. Er grübelte, warum sie sich mit Freundlichkeit verstelle. Dann stellte er sie zur Rede. Er sagte ihr, daß sie unehrlich sei und Masken über ihr Empfinden ziehe. Sie weinte darauf und erbleichte in Schmerz. Da stieß er roh in den Mittelpunkt des Gefühls:

»Hast du nicht Schmach über mich? Ich ließ dich bei Seite und nahm andere Glieder an die Brust.«

Da lächelte sie ihn an, verständnislos, und sah unsicher nach der See, über der die Brandung aufschwang. Am Abend begann sie langsam zu weinen, und als er ihr die Haare grade legte, fragte sie, ob sie bleiben dürfe. Da ließ Jean François sein Mißtrauen vor

solcher Liebe, deren Quellen er nicht begriff, und überströmte sie mit Zärtlichkeit.

Als sie später aufbrach zur Königin, blieb er allein auf seinem Felsen sitzen. Die ganzen langen Stunden sann er ihr Bild in die Luft, daß er am Abend des dritten Tages, halb verstört von Liebe und heißer Luft, in die Hütte taumelte, um die Kalekua in unzähligen Formen und Haltungen schwankte. Jede Linie schob sich zusammen mit anderen und wurde ihr Bein, ihr Arm, ihre Brust, ihr Winken. Seine Augen wurden rot. Im Fieber schlief er ein. So wartete er auf sie.

Sie kam des Nachts und trat nicht ein. Als er unruhig erwachte und Kühlung begehrend hinaustrat, sah er sie leblos vor der Tür. Das Sternlicht überschwankte sie, und sie fror. Er trug sie auf Armen hinein. Das Herz ging. Aber es schlug nicht nach dem seinen hin, es lief durch den Takt des seinen ohne Sinn und Ziel.

Er blies ihr seinen Atem in den Mund. Sie stöhnte. Er stieg auf das Bett und legte sich auf sie, daß sie erwarme. Ihr Blick traf ihn. Er war ausdruckslos. Ihre Federn hatte sie aus den Haaren genommen.

»Kalekua.«

Die Pupille bog sich nach oben.

Sie bekam einen kleinen Ausdruck auf der Oberfläche. Es war Angst.

»Die Königin . . .«

»Was —« Seine Stimme fuhr scharf auf.

Doch sie antwortete nur mit einer leeren Geste, auf die keine Frage gesetzt werden konnte. Kalekua war allein zurückgekommen, sie hatte die Königin nicht gefunden. Grauen hatte sich in ihr Hirn gestürzt. Die Königin war fort.

Nicht mehr strich Kalekua an sein Lager und durchduftete das Zimmer mit Liebkosung. Die Welle ihrer erregten Brüste schlug nicht mehr an seine Brust. Ihr Auge mied den Meerkreis. Kein Blick segelte auf den Horizont. Echos schlug ihre Stimme nie mehr aus dem Riff.

Jean François tröstete sie mit Streicheln und mit Worten. Doch ihre Haut zuckte nicht. Worte fielen von ihr ab. Da befahl er ihr,

sich zu freuen, aber sie sagte: »Die Königin . . .« und vertiefte das Auge zum Boden.

Sie ging ziellos durch die Gegend, fürchtete etwas Entferntes und hielt die Haare in Verwirrung. Einen ganzen Morgen lief sie an der Küste auf und ab ohne Laut. Sie wich den Wellen aus, die kamen, und bog in die zurückflutenden ein in einem erschreckenden Zickzacklauf. Manchmal hielt sie erstarrt einen Augenblick die Arme senkrecht. Jean François sah es stundenlang an, bis es ihn tief bestürzte und er hinunterlief und sie holte. An diesem Morgen begriff er, daß sie ein fremdes Gefühl in sich trug, das von seiner Seele wild hinwegwuchs. Denn sie glaubte, daß sie ihn der Königin entzogen habe, und daß diese ihr furchtbar zürne, und ihre Liebe ging scheu geworden von der seinen zurück, die übermächtig über sie hing. Er aber glaubte, daß sie Schmach trüge, weil er ausbiegend vom graden Sinn seiner Liebe die Lust der Königin empfand.

Er suchte dies aus ihrer Seele zu werfen und sie mit Funkelndem zu erfüllen. Er fuhr mit dem Kanoe sie tief hinein ins Meer, bis der aufglühende Abend, als sie selbst schon vom Dunkel verzehrt waren, die Bucht brandrot entflammte. Er fing kleine Schweine im Wald, damit ihr Quitschen bis zu ihrem Gelächter vordringe. Drei Wochen fertigte er an einem Haken, mit dem er einen Haifisch fing, den Bauch vom Boot aus aufriß mit dem Messer, und aus dessen Zähnen er eine Kette machte, damit der Stolz darüber ihre zu Traurigkeit zusammengeschlossene Seele lockere. Er log zu ihr eines Abends, als ein fernes Lächeln hinter ihren Augen saß, von einem Bruder, den er nicht besaß, der mit Schiffen, wie mit Bauchflossen von Fischen gestalteten, fahre.

Als er an einem Morgen spät hinaufkam von der Bucht, lungerte um sie, die schweigend und nichtachtend saß, ein Chinese. Er erschlug das gelbe Tier, das ihr Bein mit Berührung befleckte, schabte nach der Sitte der Stämme das Fleisch von den Knochen und schenkte ihr diese, auseinandergelegt und gebleicht von der Sonne, in einem gebeizten Kasten mit gelbem Tuch.

Allein sie färbte sich die Lippen schwarz mit Beerensaft aus Trauer und fehlte zwei Nächte, den Wald stumm durchsuchend, in seinem Haus.

Die Welt war jedoch so mächtig und groß in ihm, daß er, sich heftiger an sie verstrickend, nach dem Faßbaren das Unmögliche versprach: Giraffen, Tiger und den Mond.

Doch ihr Auge blieb dunkel. Ihre Seele verehrte ihn scheu und entfernt. Doch je tiefer sie in ihre Angst tauchte, um so wilder umfaßte sein Begehr ihr Entweichen.

Als sie wieder einmal fortblieb, dachte er ihr Bild nicht mehr in den Raum. Es genügte nicht mehr. Seine Hände zeichneten ihren Riß an die Wand. Seine Fäuste schlugen den Kopf in Ton, in zwei Tagen, bis sie toten Blicks zurückkam aus dem Wald.

Damit er sich verkleinere, ihre Leidenschaft aber aufwärts hebe, tat er das Übermäßige von sich, führte sie in das Haus und sagte: »Ich bin nicht Rono. Fühl den Muskel, der dich manche Nacht hielt. Greif in den Rücken. Ich bin nichts als Mann. Jeder könnte mich erschlagen. Deine Liebe ist mehr wertend, als meine. So gering bin ich, daß niemand mich begehrt, es sei denn eine wilde Sau zum Fraß.«

Doch sie wies auf die Stelle, wo die fremden Schiffe die Walfischfänger der Südmeere geschlagen hatten, erinnerte ihn daran und lächelte und glaubte ihm nicht.

Da griff er die Dumpfheit ihrer Seele von der anderen Seite an, die sich zwischen ihre Liebe schob, packte das Bild der Königin, demütigte den Triumph und das Genossene in sich und sagte:

»Was ist sie? Es ist geringes nur. Ich hatte sie in der Hand wie ein Ei. Sie gab wenig zurück. Ihr Körper ist gut, wenn deine Haut auch heller ist. Aber ihr Sinn ist der einer Schnecke.«

Allein ihre Seele, die an das Nahe und Einfache angelehnt stand und nicht vordrang in das Entfernte und Aufbauende seiner Sätze, hielt fest an der Königin. Sein Hebel zerbrach an dem einen Wort.

Denn der Gedanke an sie und das Mächtige, was sie umgab, lag zäher und fester in ihrem Blut und vererbter den Rinnen ihres Gehirns, als das Erdonnernde seines Namens für ihr irdisches Gefühl und selbst als die in seinem Körper verankerte Liebe des Mannes, die nur durch Umarmung und Umarmung, in Pausen gespalten, sich erlebt.

Sie stellte sich hoch und sah ihn scharf an. In dem Blick war wenig von Liebe, aber dumpfe Erwartung, die ihm die Gurgel zer-

schnürte, denn er wußte kein Mittel mehr, wie er die Angst vor der Königin Rache von ihr nähme.

Er versuchte noch eines: suchte tagelang die Königin, schrie ihren Namen in die Täler. Aber fand sie nicht.

Kalekua sah ihn hart an, als er eintrat, wich die Nacht aus dem Haus. Er aber saß in der Platane und erwartete den Morgen, in dem seine Liebe sich noch tödlicher vertiefte.

Oft sah er sich um und erstaunte sekundenlang. Denn was ihn sonst trieb, die Küste, die Wellen, die Flut der Palmen, was seinem Leben und Dasein Ausgleich gegeben hatte und seine Seele tiefer ernährt und bewegt hatte, wie jedes vorherige Dasein — es schrumpfte zusammen vor dem Gefühl zu Kalekua, das alles übertraf und nichtig machte neben sich.

Seine Liebe schwoll an, daß er sie nicht mehr in dem Gefäß seines Wesens halten konnte, und daß sie ausströmend Kalekua adelte, ihren Gang erhob und ihr Dasein ins Unbegreifliche steigerte. Seine Umschlingungen wurden heftiger. Sie begnügten sich nicht mehr mit dem Erraffen des letzten Menschlichen in ihr, das sie ihm in wunderbarem Rhythmus entgegengeschlagen hatte und mit der abschwingenden Glückseligkeit gleichgefühlten Daseins, seine Umarmungen vielmehr erstiegen eine Höhe, wo er ihr irdisches Dasein nicht mehr erkannte, sondern sie, dies alles zurücklassend, nur noch erkannte und empfand verbunden und anheimgegeben über das Erkennbare hinausgehenden Räuschen und Gefühlen.

Ihr Blick erschauerte unter seiner Umschlingung, die furchtbar sich über ihrer Seele erhob, die nur in Sorge und Abwehr gespannt war. Er jedoch küßte ihre Füße, lauschte ihren Atemzügen und erschrak, wenn ihr Puls sprang.

Voll fesselosen Erlebens umgab er ihr geringes Dasein mit Inhalt. Er folgte ihr in der Entfernung, verließ sie das Haus. Er setzte sich neben sie, wenn sie die Augen furchtsam gegen die Höhe des Berges erhob. Nachts beugte er sich über ihr Bett und sah entferntes Licht des Mondes darübergehn.

Er suchte eine große Muschel und hielt sie lange vor ihr Gesicht, weil die wechselnden Spiele in der Farbe des Perlmutter ihre Züge zum Lächeln zu vermischen schienen.

Kalekua ging jeden Tag durch die Täler, die Küsten und die Bäume. Sie sah sie nicht. Ihr Auge saß nach innen gedreht und lauschte auf Ungeheures, das sie unsichtbar umscholl.

Er aber war so voll von Liebe, daß er die Insel nun ‹die ihn früher beseelte› damit umfing, so daß der Geruch des Meeres, das Köstliche des Horizonts, Sturm und Erschwanken der Palmen wie aus seinem Leben herauszuströmen schien. So gewaltig wuchs seine Liebe über das Land, dessen Sehnsucht lange vorher über ihm stand, daß, wenn er es gewollt hätte, die Insel begonnen hätte, während die Winde schwiegen, sich in Kreisen um sich selbst zu drehen.

Kalekuas Gefühl aber wandte er damit nicht.

Ihr wuchs alles, Luft und Erde, zusammen zum Bild der Königin, die mit gierigen Lippen Rache heischte. Und auch den Geliebten zog es in diesen Schlund. Sie bekam, von dem unabwendbaren Schicksal bedroht, eine Ergebenheit, die ihr Gesicht bleichte und im Erwarten des Schreckens leuchtend machte wie eine Qualle.

In einer Nacht erscholl der Berg hinter ihrem Haus, ein Riß zog sich durch die Mauer. Die Klippe barst zur Hälfte ab und raste ins Meer. Die andere trug schaukelnd ihre Hütte. Ein Donner warf sich aufstürzend gegen den Himmel.

Kalekua erwachte, und aufschreiend erhob sie sich, glaubend, daß durch die vertausendfachte Stimme die Königin sie rufe. Sie stürzte zur Tür.

Aber Jean François ergriff sie bei der Taille und hielt sie. Sie sah sich um und blickte ihn an als wie ein schlechtes Tier. Ihr Mund wurde zornig. Sie schrie:

»Laß mich!« — und als er den zuckenden Leib fester faßte: »Die Königin . . . die Königin . . .« Dann hob sie die Hand und stieß ihn unter das Kinn.

Aber sie machte seine Liebe nur größer, und er band sie auf das Bett vor Sehnsucht. Der Boden beruhigte sich, und gegen Morgen beruhigte sich Kalekua, als er sich über die Zitternde neigte und seinen Namen sagte. »Rono«, sagte er.

Als sie schlief, band er die Schnüre ab und ging hinaus. Der kalkweiße Kegel des Bergs hatte eine tiefe Wunde. Der Krater dampfte leicht. Er lag in der gleichen Höhe wie sein Haus, und über

das Riff verband sie eine Felswand miteinander. Das Meer war grün, wo die sausende Lava sich hineingebohrt hatte. Weiße Fischbäuche blitzten unzählig herauf. Er setzte sich vor die Hütte.

Gegen Mittag aber ward der Schreck übermächtig in ihm und warf ihn nieder. Er stieg über den schmalen Grat zu dem Vulkan.

Da am Rande schleuderte es ihn auf die Knie. Sein Gefühl, ausquellend unendlich, stieg uferlos und stieß an Gott. Das Meer verfärbte sich weit hinaus fast gelb und silbrig zu einer unbewegten glanzlosen Fläche, auf der zwei Kanoes wie gefroren schliefen. Er hob die ganze Inbrunst zu Gott hinauf und herrschte ihn an, daß drüben über der kleinen Bucht Kalekua aus der Hütte heraustrete und gelöst von ihrer Angst und zurückgeformt zur Liebe ein Lächeln unter den Augen trüge.

Aber Gott war taub.

Der Tag ging. Kalekua schlief bis in die Dämmerung. Dann erwachte sie und blieb still sitzen.

In der Nacht begann der Boden zu schwanken. Mond schien. Da stand sie auf.

Ihr Gesicht glich dem ihres ersten Tages, als ihm der Trogu noch die Seele entzückte, die jetzt ganz nur Liebe war. Sie strich ihr Haar, das glühend den Rücken hinunterbrannte. Dann nahm sie die vier weißen Federn und tat sie in ihr Haar. Aber eh sie ging, zog sie aus dem hohlen Balken am Eingang die Kette der Haifischzähne und küßte sie.

Es war fast hell. Er sah ihren reichen Leib, der straff und zart nach den Brüsten hinaufwuchs, sich mit den spitzen Zähnen gürten. Sah den Schwung ihres Beines, die Achsel, die Biegung ihres Nackens, die er mehr liebte als wie Gott. Er sah alles. Er weinte nicht. Aber er hatte nicht die Kraft, sie zu halten.

Er nahm das Schicksal in sich. Er konnte nicht höher als Gott.

Plötzlich ertoste der Berg. Da sprang sie hinaus. Sie lief. Einmal noch hörte er ihre Stimme. »Sie ruft,« rief sie.

Da hielt es ihn nicht mehr. Er lief ihr nach. Aber sie war zu weit.

Da warf er sich mit dem Rücken gegen die erdröhnende Hütte. Er sah sie über den Halbkreis des Grates über der Küste her hinlaufen, schmäler und blässer werdend im entfernteren Monde und

beschwingt voll Licht weitereilend wie von Unirdischem getragen gleich einer silbernen Tänzerin in den Krater verschweben.

Er aber hatte, tödlich verwirrt, nicht die Kraft ihr zu folgen. Noch jagte ein Strudel von Gefühlen sein vergangenes Leben über ihn hin. Aus der Kette der Gesichte warf sich eines vor ihn, an das er nie mehr gedacht hatte, und über ein Bild, das sich unter seinem Bewußtsein formte, schluchzte er, sich wie an ein Letztes daran klammernd, daß es ihn entwirren solle: »Ma . . . Ma —«

Aber auch dies war taub.

Da raste und schrie er gegen Gott. Und dann beschwor er die Erde um ihn, daß sie ihn hielte. Aber so tief war er als in das Höchste an Kalekua verstrickt, daß, während er schrie, die Dinge, die er anflehte, sacht aus ihm entwichen. Ruhiger werdend sah er nicht mehr Stern, kein Haus, kein Meer. Seine Augen lauschten nach innen. Unendliche Stille umflutete sein Gefühl.

Er warf sich mit dem Bauch auf den Boden und blieb wie ein Holz. Erst als die Stimme des Abgrunds heischender heraufscholl, erhob er sich und folgte ihr.

R. Seligmann:

EINSAMKEIT UND GEMEINSAMKEIT

AUS der ganz besonderen, exklusiven Stellung, die das menschliche Bewußtsein inmitten seiner anders gearteten nicht-bewußten Umgebung einnimmt, geht unmittelbar das psychologische Phänomen der Einsamkeit hervor, das wir somit in diesem Zusammenhange nicht ausschließlich als eine psychologische Kategorie, als eine gewisse Manifestation des menschlichen Gefühlslebens, sondern eher als eine metaphysische Kategorie, als eine im Urgrunde der Dinge wurzelnde Erscheinung verstanden wissen wollen. Das Gefühl der Vereinsamung, das in gewissen Augenblicken sich jeder menschlichen Seele zu bemächtigen vermag, und das bei gewissen Geistern zum permanenten Begleiter ihres ganzen Innenlebens wird, dieses Gefühl der Vereinsamung, das unter Umständen sich zu dem einer absoluten Verlassenheit steigern kann, ist mit seinen tiefsten Wurzeln schon in jener elementaren Fähigkeit des Empfindens verankert, das sämtliche Dinge um sich her auf einen einzigen in einem gegebenen Momente ausschließlich an dieser und keiner anderen Stelle des Raumes weilenden Punkt sammelt und konzentriert. Die Lage des Bewußtseins bringt es also mit sich, daß die Erscheinung der Einsamkeit sich notwendig bei ihm einstellen muß; mit dem Aufkeimen einer bewußten Reagierbarkeit auf die Einflüsse der äußeren, nicht-bewußten Umgebung ist schon die oberste Bedingung aller Vereinsamung gegeben, denn der Prozeß des Bewußtwerdens besteht eben in nichts anderem, als in dem des fortwährenden Sichisolierens.

Für das unmittelbar wahrnehmende Subjekt, das schlichten und offenen Sinnes an die Dinge der Außenwelt herantritt, unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß beispielsweise dieser harte Gegenstand hier, den es mit seinen Fingern betastet und gegen dessen

Fläche es die Fingerspitzen drückt, auch außerhalb seiner tastenden und drückenden Hand einen bestimmten Platz im Raume einnimmt, daß er also außerhalb seines Leibes ein unabhängiges, reales Dasein führt. Und doch wird dieses Subjekt ungeachtet seiner tiefsten Überzeugung von der absoluten Unabhängigkeit des ihm gegenüberstehenden materiellen Gegenstandes, in dem Akte des Wahrnehmens, also im Akte des Betastens und Drückens den vollen Gehalt des betasteten materiellen Partikelchens in jenen engen Bezirk seines Leibes hineinverlegen, den seine Fingerspitzen darstellen. Und je intensiver und länger es diese Fingerspitzen gegen den Gegenstand drücken wird, um von seiner massiven Materialität sich immer fester und sicherer zu überzeugen, desto schärfer und eindringlicher wird es den von außen auf seine Handfläche ausgeübten Druck nur als den Ausdruck seiner eigenen Muskeltätigkeit empfinden, als ein Etwas also, das im gegebenen Momente sich ausschließlich hier in dem von seinem Arm eingenommenen Teile des Raumes befindet. Wenn ich ein Gewicht vom Boden in die Höhe hebe, so zweifle ich gewiß keinen Augenblick daran, daß dieses Gewicht außerhalb meiner hebenden Hand ein reales, von meinem Ich vollständig unabhängiges Dasein führt, und nichtsdestoweniger werde ich den ganzen und vollen Gehalt des Gewichts als Schwere in meinen Muskeln empfinden, und so geschieht es mit allen anderen Empfindungen und Wahrnehmungen. Die blaue Farbe, die ich in dieser Entfernung vor mir erblicke, existiert für mein Bewußtsein ganz gewiß gerade an dem Orte, an dem ich sie sehe, und doch wird diese Farbe als Wahrnehmung des Blauen an der Oberfläche meines Sehorgans haften bleiben. Der soeben von mir vernommene Klang, von dem ich wohl weiß, daß er von einer weiten Ferne an mein Ohr herankommt, wird trotzdem von mir genau an der Stelle fixiert, an der sich mein Gehörorgan in gegebenem Momente gerade befindet. Und so schlüpft die ganze Fülle des Daseins in den verhältnismäßig eng bemessenen Raum meines Leibes unmerklich und mühelos hinein, wie die fetten Kühe in den Schlund der dürren und mageren in dem bekannten Traum des biblischen Pharao. Und indem ich auf diese Weise die realen Dinge der Außenwelt an der Oberfläche meines Leibes festnagele, komme ich im Verlaufe meines

individuellen Lebens allmählich dazu, meine Umwelt von dem Orte, den mein Leib augenblicklich im Raume einnimmt, fernzuhalten und auszuschließen und gleichzeitig damit den ersteren von der Gemeinschaft mit den Dingen abzuschneiden und zu isolieren. Trotzdem ich den Bestand der außerhalb meiner befindlichen Welt ebensowenig anzuzweifeln vermag, wie die lebendige Existenz meines eigenen Leibes, so kann ich doch nicht umhin, diese meine Umwelt in einem fort in Gedanken zu vernichten, denn alles das, was ich von dieser je zu wissen vermag, erweist sich notwendig als irgend welche Empfindung und Wahrnehmung, und da doch mein Leib der einzige Träger von Empfindungen und Wahrnehmungen ist, so bleibt eben für die reale Außenwelt eigentlich nichts übrig. Aber diese immense Bereicherung meines Leibes wird eben um den Preis seiner gänzlichen Isolierung von den Dingen erkauft, denn außerhalb der Grenzen meines Leibes beginnt das unermeßliche Reich des Nicht-Ich, das unendliche Reich alles dessen, was mein Leib fortwährend verneint, indem er es auf sich selber fortwährend konzentriert.

Aber wiewohl mein Leib diese unverrückbar feste, zentrale Stellung gegenüber allen anderen Dingen der Außenwelt immer behauptet, so wird es ihm auf die Dauer kaum gelingen können, seinen realen Bestand mit Sicherheit aufrecht zu erhalten, denn der Prozeß des Isolierens schreitet unaufhaltsam weiter, je präziser und schärfer sich mein Denken gestaltet. Habe ich einmal begonnen, die reale Außenwelt in all ihrer Unermeßlichkeit auf meinen eigenen Leib einzuschränken, was auf das gleiche hinausläuft, daß ich meine reale Umgebung in Gedanken vernichte, ungeachtet dessen ich von ihrer Existenz die unerschütterlichste Überzeugung von der Welt hege, so muß einmal unbedingt der Moment kommen, wo mir auch die volle Realität meines Leibes unter den Händen zerrinnt, indem ich mich nämlich frage, ob denn mein Leib etwas anderes als bloß den jeweiligen Ort meiner Empfindungen und Wahrnehmungen zu bedeuten habe. Und so mag es kommen, daß mein fühlender und begehrender Leib für mich ins Nichts versinkt und zu einem bloßen Symbol wird, das jedesmal die jeweilige Stelle im Raume kennzeichnet, an der sich diese oder jene Empfindungen und

Wahrnehmungen abspielen. An diesem Stadium des Denkens angelangt, beginne ich meinen Leib als Ding unter Dingen zu betrachten, das unbeschadet seiner absoluten Bedeutung für meine ganze Existenz meinem eigentlichen Subjekt nicht angehört und ihm fremd bleibt. Nun hat mein Subjekt seinen Sitz in der Empfindung gewählt, aber seines Bleibens dort ist nicht von langer Dauer, denn bei etwas schärferem Zusehen werde ich nicht umhin können, die Beobachtung zu machen, daß der eigentliche Quellpunkt meines Ich nicht in dieser oder jener einzelnen Empfindung enthalten sein kann, daß er irgendwo jenseits der Sphäre aller einzelnen Empfindungen und Wahrnehmungen liegen muß. Denn mag ich in dieser Hinsicht irren oder nicht, aber Tatsache ist es einmal, daß sich mein Subjekt immer und überall als der eigentliche Empfinder und Wahrnehmer all seiner Empfindungen und Wahrnehmungen fühlt, daß wenn ich überhaupt von einem Ich oder einem Subjekt reden darf, ich darunter ausschließlich diesen Empfinder und Wahrnehmer meinen kann, oder wie man sich in einer allgemeinen und abstrakten Weise auszudrücken pflegt, daß das Ichbezeichnete immer und überall als der Träger von Empfindungen und Wahrnehmungen auftritt. Von der einzelnen Empfindung und Wahrnehmung aber kann ich ebensowenig behaupten, daß sie empfindet und wahrnimmt, wie von dem äußeren materiellen Gegenstand meiner realen Umgebung, die Empfindungen empfinden nicht, die Wahrnehmungen nehmen nicht wahr, die Gefühle fühlen nicht, sondern alles das, was empfindet, wahrnimmt und fühlt steckt irgendwo dahinter, in irgendeinem verborgenen Urgrunde meines Wesens, der bewirkt, daß bei dieser oder jener Gelegenheit diese oder jene seiner Äußerungen als Empfindung und Wahrnehmung auftritt. Und auf diesem Wege komme ich wieder dazu, meine Empfindungen und Wahrnehmungen aus ihrem gesicherten Sitze zu vertreiben, um sie irgendwo weiter und tiefer zu verlegen, in genau derselben Weise, wie ich vorhin mit den realen Dingen der Außenwelt, und dann mit meinem eigenen Leibe getan habe, was auf dasselbe hinauskommt, daß, indem ich meine Empfindungen und Wahrnehmungen gedanklich vernichte, ich die Kreise um mein Subjekt immer enger ziehe und mich immer mehr isoliere. Aber wo kann eigentlich dieses mein Subjekt stecken?

Außerhalb der Grenzen meines Leibes ist es gewiß nicht enthalten, aber auch innerhalb dieser Grenzen wird es mir niemals gelingen, es mit Sicherheit anzufassen und zu bestimmen, aus dem sehr einfachen und durchsichtigen Grunde, daß das Angefaßte und Bestimmte nie und nimmermehr identisch mit dem Anfasser und Bestimmer sein wird, als den ich mich immer und überall fühle, solange ich ein klares Bewußtsein von meinem Ich besitze. Mag dieses Bewußtsein stammen woher auch immer, aber einmal empfinde ich mich als den Betaster und Beschauer aller Dinge, so wird mein Ich in eben dem Momente, wo ich es irgendwie bestimmt zu haben, es also irgendwie gedanklich angetastet und angeschaut zu haben glaubte, als Getastetes und Geschautes von mir in die Ferne rücken und zu etwas mir ganz Fremdem werden.

Es wird mir überhaupt niemals gelingen, mein Ich in dem Weltganzen irgendwo punktuell zu bestimmen, denn mein Ich ist Prozeß seiner inneren Veranlagung nach, und das Fixieren würde jedenfalls besagen, daß der Prozeß irgendwo zum Abschluß gekommen, daß die Bewegung irgendwo an einem End- und Haltepunkt angelangt ist. Mein Ich oder mein individuelles Bewußtsein besteht eben in nichts anderem, als in einer konzentrisch verlaufenden, spiralförmigen Bewegung, die um einen unsicht- und unfaßbaren, imaginären Mittelpunkt immer engere Kreise zieht, ohne jedoch irgendwo Halt zu machen und stehen zu bleiben. Sieht man von dieser für das Bewußtsein so charakteristischen konzentrischen Bewegung ab, und will man dieses Bewußtsein irgendwo im Raume als fixen Punkt anfassen, so wüßte ich wirklich nicht, welchen annehmbaren Sinn es dann noch hätte von einem Unterschiede zwischen Sein und Bewußtsein zu reden, trotzdem doch dieser Unterschied jeder unbefangenen Anschauung unmittelbar einleuchtet und von jedem unvoreingenommenen Verstande auf das schärfste und deutlichste von der Welt empfunden wird. Fasse ich beispielsweise die Tastempfindung »Hart« ins Auge und suche sie in ihrer Isoliertheit für sich zu betrachten, so wird mir die Frage darüber, ob sie zur Welt des Bewußtseins oder der des Seins angehört, die größte Verlegenheit bereiten. Dieser Tastempfindung »Hart« als solcher ist es ebensowenig anzusehen, ob sie in die Sphäre des Seins oder die des Bewußtseins hineingehört, wie

diesem vereinzelten, isolierten Punkte hier auf diesem vor mir liegenden Stück Papier anzusehen ist, ob er zu einer krummen oder geraden Linie gehört. Der einzelne Punkt als solcher, in seiner Isoliertheit, kann ebensogut einer krummen, wie einer geraden Linie angehören, denn Geradheit oder Krümmung können unmöglich in dem einzelnen Punkte stecken, sondern entstammen einem unerklärlichen spontanen Schwunge, der aus der Linienhaftigkeit je nach Umständen eine gerade oder eine krumme Linie macht. Und genau so verhält es sich mit der einzelnen Empfindung. Die isolierte Empfindung als solche kann mit demselben Erfolge und demselben Rechte als Sein oder Bewußtsein charakterisiert werden, und wenn etwas da ist, was ihr den Stempel der Bewußtheit in unverkennbarer Weise aufzudrücken vermag, so ist es eben diese konzentrische Bewegung, die sich ihrer bemächtigt und in ihren Fluß hineinzieht.

Denn der tief empfundene Unterschied zwischen Bewußtsein und Sein kann eben unmöglich in dem Inhalte eines Wirklichkeitsfaktums liegen, sondern muß einzig und allein in der diesem Faktum anhaftenden Tendenz zur Ausschließlichkeit und Zentripetalität gesucht werden. Prüft man nämlich die Wirklichkeit auf ihren inneren Gehalt, so erweist sie sich immer und überall als eine und dieselbe, mag man sie sonst Materie oder Empfindung oder was auch immer nennen, und nur wenn man sie von der Seite einer an ihr auftretenden Tendenz sich immer mehr ein- und auszuschließen, betrachtet, gewinnt sie diesen Charakter der Bewußtheit, der von jedem unmittelbaren Verstande auch unmittelbar empfunden wird. Bewußtsein — ist Ausschließlichkeit, und mithin nimmt Bewußtheit notwendig die Form des individuellen Bewußtseins an. Diese Ausschließlichkeit des individuellen Bewußtseins findet ihren prägnantesten Ausdruck in dem auf den ersten Blick so einfachen, im Grunde seines Wesens jedoch so wunderbaren und rätselhaften Umstande, daß in jedem gegebenen Zeitmomente es im unendlichen Weltall nur eine einzige Stelle gibt und geben kann, innerhalb deren sich alles das, was ich zu meinem eigentlichen Subjekte rechne, abspielt — nämlich die Stelle, die mein Leib momentan im Raume einnimmt. Außerhalb dieser Stelle mag es unendlich viele Subjekte geben, die genau so wie ich empfinden, wahrnehmen und fühlen, aber alle diese Empfindungen, Wahrneh-

mungen und Gefühle kann ich eben als die meinigen nicht anerkennen, was mit anderen Worten auf dasselbe hinausläuft, daß ich mein eigentliches Subjekt als etwas ganz Apartes und Ausschließliches weiß, das unbeschadet seiner innigen Beziehungen zu allen anderen Dingen und Subjekten ein ewig Fürsichseiendes bleibt. Und wenn es im Weltall einen sicheren Scheidepunkt gibt, so ist es eben diese Stelle, die mein Leib momentan im Raume behauptet. Der jeweilige Ort, den in einem bestimmten Zeitpunkte die Funktion meines Leibes einnimmt, gibt das einzig feste, absolute Zentrum ab, von dem aus alle sonstigen Raumbestimmungen mit Sicherheit unternommen werden können. Welche Reflexionen man sonst über das innere Wesen der Räumlichkeit anstellen möge, ob man diese als eine in den Dingen selber enthaltene Eigenschaft betrachtet, oder ob man sie bloß als eine Funktion des vorstellenden Subjekts auffaßt, so bleibt es doch eine allem Zweifel enthobene Tatsache, daß derjenige Teil der Ausgedehntheit, innerhalb dessen sich mein ganzes Gefühls- und Empfindungsleben abspielt, der einzige im unendlichen Raume ist, der sich in absolut eindeutiger und objektiver Weise gegen alle anderen Raumteile abgrenzen läßt und von dem man mit Sicherheit behaupten kann: es ist »dieser« und kein anderer. Denn während es eine von Natur aus gegebene Tatsache ist, daß meine Empfindungs- und Gefühlsfunktionen die Peripherie meines Leibes nicht überschreiten, so daß die Grenzlinie zwischen meinem Leib und den an ihm sich unmittelbar anschließenden Raumteilen sich willkürlich nicht verschieben läßt, bleiben die Begrenzungen der sonstigen Raumteile der individuellen Willkür unterworfen, ohne daß ein festes Gesetz darüber entscheiden sollte, welcher Raumteil als »dieser« und welcher als »anderer« zu betrachten wäre.

Allein das Charakteristische und zugleich Verwunderliche an der ganzen Sache ist, daß mein eigentliches Subjekt bei all seiner Selbstherrlichkeit die absolute Abhängigkeit von den Dingen und Subjekten seiner Umgebung auf das lebhafteste empfindet, und daß es nur im untrennbaren Zusammenhange und unzerreißbaren Verwobensein mit diesen Dingen und Subjekten sich seiner Ich- und Selbstheit bewußt zu werden vermag, und daß, sobald es den Versuch macht, von allem »Äußeren« und »Gegebenen« abzusehen, um ungestört

bei seinem eigenen Selbst zu verweilen, es sofort ins Leere greift und an sich irre zu werden beginnt. Immer und überall, wo ich mein eigenes Subjekt auf das sicherste erfaßt zu haben glaube, erweist es sich bei näherem Zusehen nicht mehr als mein Ich, sondern als etwas ihm ganz Äußeres und Fremdes, denn da ich mich immer und überall als den Erfasser und Ergreifer empfinde, so muß es mir im Momente des Erfaßt- und Ergriffenwerdens notwendig entschlüpfen und aufhören Ich zu sein. Und daher kommt es eigentlich, daß ich meine Ichheit nur in ihrer engen Verstrickung in irgendeinem Dinge der Außen- und Innenwelt empfinden kann, nur solange ich mich in irgendwelcher realen Beziehung zu irgendwelchem »Objekte« befinde, ganz gleich in welcher Gestalt dieses Objekt vor meinem Bewußtsein auftreten mag, ob als materieller Gegenstand, oder als Nebenmensch, oder als Phantasie- und Erinnerungsbild, oder als Gedanke, — und daß an die Stelle meiner Ichheit sofort ein leerer Platz tritt, sobald ich es versuche, von all diesen Objekten Abstand zu nehmen, um mich nur auf mein eigenes Selbst zu konzentrieren.

Wir haben also gesehen, daß das menschliche Bewußtsein von der unausrottbaren Tendenz beherrscht wird, sich immer weiter zurückzuziehen, sich immer enger einzuschließen, sich immer tiefer zu vergraben, sich immer mehr zu konzentrieren, um in möglichst vollständiger Beziehungslosigkeit und Unabhängigkeit bei sich selbst zu verharren, während es anderseits nur in Beziehungen und Abhängigkeiten aller Art seiner selbst bewußt zu werden vermag, oder kürzer ausgedrückt, daß das menschliche Bewußtsein sich immer absoluter gestalten möchte, während es sich anderseits nur in Relativitäten aller Art zu behaupten und auszuleben imstande ist. In dieser widerspruchsvollen Situation stecken die tiefsten und verborgensten Wurzeln der Einsamkeit. Hätte das menschliche Ich die Möglichkeit vor sich gesehen, diese ihm innewohnende Tendenz zur Ausschließlichkeit und Zentralität inmitten all seiner realen Umgebung zum endgültigen Durchbruch zu bringen, wäre es je in der Lage gewesen, diese von ihm so scharf empfundene Einzigkeit, Alleinigkeit, Aufsichgestelltheit und Unersetzlichkeit in gänzlicher Unberührtheit von den unzähligen Eingriffen der Außenwelt zu wahren und aufrecht zu erhalten, wäre es ihm je vergönnt gewesen, sein eigenes Selbst mit Sicherheit zu

erfassen, ohne immer wieder sich darauf ertappen zu müssen, daß ihm dieses Selbst im Momente des Erfassens unter den Händen zerronnen und bereits zu einem Anderen geworden ist — es läge kein Grund zu irgendwelcher Einsamkeit vor, da doch Einsamkeit notwendig irgendwelche Abhängigkeit und Unfreiheit voraussetzt, während dann das menschliche Bewußtsein als eine ganz in sich abgeschlossene, bei sich und für sich seiende Welt, in vollem Besitze seiner Freiheit und Unabhängigkeit gelebt hätte. Wäre aber anderseits das menschliche Bewußtsein von Natur aus überhaupt nicht mit der verhängnisvollen Gabe ausgestattet, sich immer schroffer gegen die reale Außenwelt abzuschließen, könnte es restlos und mit seinem ganzen Wesen in seiner unmittelbaren Umgebung aufgehen, wie es der Fall mit einem materiellen Atome ist, das sich in lauter Beziehungen auflöst und in voller Angepaßtheit an die Dinge seiner Umgebung nur für ein Anderes und von einem Anderen da ist, es könnte erst recht nicht zu irgendwelcher Einsamkeit kommen, da doch Einsamkeit anderseits irgendwelche Ab- und Aussonderung notwendig voraussetzt. Und nur auf dem psychischen Boden eines zwitterhaften Wesens, wie das menschliche Ich eines ist, kann die Einsamkeit gedeihen, auf dem geistigen Boden eines Wesens, das seinerseits die Existenz der Außenwelt mit absoluter Sicherheit bejaht und gleichzeitig damit in einem Atem die Außenwelt gedanklich verneint, indem es diese durch diese Empfindung auf sich selbst zurückführt und sammelt.

Es ist nur ein anderer Ausdruck für die vom einzelnen Individuum so scharf empfundene Unersetzlichkeit und Einzigkeit, wenn dieses sich nicht zu erfassen vermag, ohne dadurch zugleich sich selber entfremdet zu werden, denn es muß jedermann ohne weiteres einleuchten, daß, wenn ich beispielsweise jemals in die Lage käme, mein eigenes Ich in seiner vollen Unmittelbarkeit und Lebendigkeit zu erfassen, will sagen, daß, wenn ich mich in dem dermaßen Erfaßten nicht als Objekt, sondern als volles und reines Subjekt zu fühlen vermöchte, diese meine beiden Ich beliebig einander ersetzen und füreinander eintreten könnten, und mit meiner Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit wäre es aus. Aus demselben Grunde, aus welchem ich mein eigenes Selbst als etwas Unwiederholbares und

Absolutes empfinde, aus eben demselben Grunde ist es mir ganz unmöglich gemacht, in dem ergriffenen und erfaßten Ich mich selber je wiederzufinden, denn wäre das letztere der Fall gewesen, so würde ich doch erstens wiederholbarer geworden sein und zweitens würde doch mein zweites Ich zu meinem ersten in einer Relation gestanden haben. In jedem Augenblick meiner Lebensdauer, an jedem Punkte meiner Lebensoberfläche fühle ich diese meine Einzigkeit und Ausschließlichkeit, dies sagen mir meine elementarsten Empfindungen und Gefühle, die im gegebenen Augenblick an dieser und keiner anderen Stelle des Raumes auftauchen, und die ich eben deshalb gedanklich als die meinigen bezeichne, will sagen, als Manifestationen, die von Natur aus mit dem Charakter der Einzigkeit und Alleinigkeit behaftet sind. Anderseits aber weiß ich mit derselben untrüglichen Sicherheit, daß dieser mein Leib, der adäquate Repräsentant meiner Empfindungen und Gefühle, und mithin alles dessen, was ich als Einziges und Ausschließliches empfinde, sich in fortwährendem Stoffwechsel mit den Bestandteilen meiner materiellen Umgebung befindet, derselben Umgebung, die meinem personalen Bewußtsein als etwas absolut Indifferentes und Fremdes gegenübersteht, und daß auf diese Weise sich von meinem unersetzlichen und unwiederholbaren Ich fortwährend Ringe ablösen und im Weltenraume hängen bleiben, wo sie als materielle Bewegungen ein mir vollständig fremdes und gleichgültiges Dasein führen. Irgendwo im unendlichen Raum ist das Ich meiner frühesten Jugend mit all seinen Reizen und Freuden hängen geblieben, irgendwo im unendlichen Raum wird mein gegenwärtiges Ich mit all seinen Träumen, Sehnsüchten und Hoffnungen hängen bleiben, irgendwo im unendlichen Raum wird dies alles zu leblosen Atomen, die in absoluter Teilnahmslosigkeit an meiner Seele vorüberziehen, und die von meiner Seele in absoluter Verständnislosigkeit angestarrt werden. Alles, was ich an meiner Person als etwas Absolutes und Fürsichseiendes empfinde, erweist sich mir bei näherem Zusehen als in lauter Beziehungen aufgelöst, alles was ich in dieser Person als Unwiederholbares und Unersetzliches fühle, wird fortwährend wiederholt und ersetzt, und alles, was sich in meinem Bewußtsein an ihr als etwas Unfaß- und Ungreifbares darstellt, wird unaufhörlich von

den materiellen Bewegungen ergriffen und in ihren Strudel hineingezogen.

Es ist nun sehr natürlich, wenn sich die menschliche Seele nach einem Stützpunkte sehnt, um in dieser unhaltbaren, widerspruchsvollen Situation einen sicheren Halt zu gewinnen. Aus derselben Wurzel, aus der die Einsamkeit stammt, wächst auch die Sehnsucht nach einem Ausweg aus ihr hervor. Da stößt die Seele innerhalb ihrer Umgebung auf das fremde Ich, das zunächst und auf den ersten Blick sich ihr gegenüber als ein Ding unter Dingen gebärdet und als solches auftritt, in welchem sie aber bei etwas näherem Zusehen eine volle Wesensähnlichkeit errät und herausspürt. An den beiden Einsamkeiten entzündet sich das Ineinander und die Gemeinsamkeit, ohne daß die Seele dabei an ihrem Eigensein und an ihrer Selbständigkeit irgendwelchen Schaden nimmt. Denn das Fürsichsein der Seele, das in einer Welt von lauter Relationen sich nicht zu behaupten vermag und nicht zur Geltung kommen kann, findet hier seine volle Bestätigung und Sanktionierung. Dieses Für- und Beisichsein der Seele kann unmöglich vollkommen sein, solange das individuelle Ich in seiner Gesondertheit nur bei sich allein verbleiben will, da es in einer Welt des Füreinander gar nicht imstande ist, sich abseits von Relationen auszuleben; es wird aber gesichert, sobald es diesem Ich gelingt, mit einem fremden Ich in eins zu verschmelzen, da in diesem Falle das Füreinander und das Fürsichsein in einem einzigen Punkte koinzidieren.

Paul Beyer:

MÄDCHENGESCHICHTE

SIE waren satt vom ersten Abend aufgestanden und saßen schal in die Nacht. Gedanken kamen so, als stände nichts vor ihnen. Sie hängten klingende Dinge, die sie sprachen, an die schwarze Tafel, die zukunftsdunkel vor dem Fenster lehnte. Und doch ruckte die Uhr unkend ihr Haupt und schlug bedachtsam an die Schale, aus welcher die Zeit steigt. Verstohlen gähnten die roten Mahagonischränke. Äugten in das warme Streicheln des Feuers, das auf den grünen Tisch ‹mit krausem Mehl der Stickerei kreisrund bepudert› bieder herabsah.

»Sie blakt ein wenig,« sagte Henni und hob die Hand vom blaugeblümten Kleid.

Manchmal waren sie ganz still, weil eine Brücke zwischen ihnen Flügel spannte, auf der einsame Gedankengänger sich ansprachen.

»Weiter,« tönte er so hin.

»Ich hab' doch gar nichts gesagt.«

Er schrak. Sie versuchte ein Lächeln. Dann kniete sie vor ihm, grub ihr Gesicht in seinen Schoß: »Mein Gott, ich habe Angst um dich wie ein Mädchen.«

Sie weinte ganz laut.

Er stemmte sich: »Ich muß nun fort.«

Sie überströmte an ihm, der ihren Scheitel leise bestrich.

»Wein' nicht, Henni. Laß all meine Bücher liegen. Denn wenn ich wieder ...«

Da riß das Dunkel. Licht brach grell herein. Und sein Mund war voll ihrer stammelnden Küsse.

Noch einmal sah er den kleinen Schreibtisch, wo Werke offen warteten. Dann wurde er fest: »Glaub' mir, Henni, daß dein Sohn einst ganz groß wird, weil er aus dieser Zeit und unserer Liebe zum Leben kommt.«

Sie aber fühlte, daß ihr Leib nackt war. Und ihr Kleid wurde durchsichtig.

*

Sie erschrak heftig, als er die stürzende Stiege ohne Blick pochend zu Ende klomm.

»Du bist viel weiter, als du bist,« schluchzte sie leise.

Er drehte sich um, sah sie oben, vertrat den Fuß, fiel auf die Knie. Ganz unten. Der Degen rasselte.

Schnell eilte er laut durch den dunklen Flur und verbiß die Lippen, daß seine Schläfen hervorquollen, als würden hier Augen nach den Seitenenden der Zeit. »Was mag dort liegen?« Eine metaphysische Frage nach der mehr dimensionalen Zeitlichkeit umsurrte ihn: ein quälendes Insekt.

Die Nacht stürzte über. Er straffte sich und schritt weit aus durch die nützlichen Gebirge der Häuser, die von den Monden der Bogenlampen viel zu hell und viel zu dunkel waren. Er schlug die Hand weit durch die Luft. Es pfiff. Sie zitterte wie endende Films. »Wechselstrom.« Davon kam er nicht los. Später bog er in Gassen, wie Cañons der Wagenflüsse, vorbei an Mädchen, welche zischend gegen Häuser lehnten. »Mein Vater war Ingenieur.« Und weiter. Rascher. »Warum muß ich nach Osten kämpfen, wo meine Mutter geboren ist. Und gegen die Sonnenbahn!«

Er sah, wie Henni in irgendeinem Haus stand. Hoch an den Stufen. Jetzt erst, wie lange er fort war, merkte sie, daß unten ein gelber Docht öligen Schleim blähte, der, die Zacken der Treppe benützend, bis zu ihrem verwunderten Kleid winselte, wo ihn die kleinen Augen bedauerten.

Dort verbarg er sich ebenso in den Falten, wie Hennis Gesicht im Taschentuch.

*

Langsam setzte sie am Nähtisch einen hellblauen Brief an ihn zusammen. Darin stand: »Du bist so groß, daß keine Kugel dich treffen kann. Ich habe gar keine Mädchenangst mehr. Denn zum großen Mann gehört auch, daß er von Kugeln verschont wird. Weißt du denn noch gar nicht, daß Kugeln auch Ehrfurcht und eine Seele haben? Sieh mal, du hast noch nichts geleistet. Aber ich weiß, daß

du einmal groß in der Welt wirst, so wie du jetzt schon bei mir bist. Und überhaupt, wozu solltest du denn sonst geboren sein. Mein kleiner Junge bist du, und ich muß dich betreuen. Du mußt mir aber schreiben. Ich weiß noch gar nichts von dir, seitdem du fort bist. Ich bin ja so leicht zu trösten, denn ich bin einfach, und an mir ist nichts Besonderes. Du sagst immer, ich bin dein Polares. Und jetzt bist du am fernsten . . .«

Als sie fertig war, faltete sie ihn ein und schloß ihn.

Dann sang sie ein Lied.

*

Sie saß und las und spann sich um ein Buch. Darin waren die Sagen der bunten Blume von Lhâssa. Es war so tief, wie einer schrieb, der den Geist noch nicht kannte. Nun war es alt. Und der Gott, welcher alles von sich am besten wußte, lachte darüber.

Gern verschwand sie in dem weichen Rot von Lotos, das daraus zog, und hörte durch den Wind am helleren Strom das wache Hallen rollender Gonge bald nach Mitternacht.

Es klopfte, daß sie erschrak. Die Stubentür sprang hastig auf. Ein Wind stieß tief ins Zimmer, hob die Gardinen wie Röcke und strich mit unsichtbarer Hand die losen Blätter vom Schreibtisch. Henni erblaßte und bückte sich schnell. Ein Peitschenknall im Schrank machte sie hochtaumeln. Alle Schubfächer streckten die Zungen heraus und knarrten leer. Aus der Schranktür wuchs wedelnd ‹der Saugarm eines Polypen› ein ängstlicher Gedanke und schnappte nach ihrem Knie, das knickte.

»Nanu,« sprach Hill dick vom Türrahmen und trat ins Zimmer, »warum ist alles offen?«

»Ich wollte den Brief fortbringen.« Ihre Stimme zitterte.

»Haben Sie an Wilhelm geschrieben? Wie geht's ihm denn?«

»Es ist noch kein Brief da.« Sie hatte einen Kinderkopf, und ihre Augen blickten treuherzig.

»Ich bin gekommen,« er legte Hut und Stock auf den grünen Tisch ‹sie glaubte, daß sein Kinn verschwand: er sah aus wie ein Geier›, »ich bin gekommen, um seine letzten Sachen auf Druckbarkeit hin durchzusehen.«

Plötzlich haßte sie ihn: »Warum sind Sie nicht im Krieg?« Sie trat ganz dicht zu ihm.

Er lachte: »Weil ich keine behaarten Arme habe.«

Henni fiel in einen Stuhl. Hill blätterte in Papieren. Einmal sah er auf: »Übrigens wissen wir, daß es auf Psychologie nicht mehr ankommt. Und ob alle Mütter von großen Männern Marien waren, ist bezweifelbar. Fest steht nur, daß Kausalität die herrlichste Dichtung ist und dieses Zeitalter politisch. Natürlich ist der Individumonismus schuld an den Kartoffelpreisen. Jetzt stoßen wir alle in ein Horn und schreiben, daß Schreiben nichts wert sei.« Henni stand auf.

»Gehn Sie fort, Sie sind ein Intellektueller.«

»Da irren Sie.« Er zog die Brauen hoch und stieß den Zeigefinger steif durch die Decke. »Les intellectuelles se sont intellectués. Dies soll der Grabstein meiner Gallizismen bleiben.«

Aus den Tapeten sprangen Vögel und sangen, die Sonne drehte sich auf, und alle Blumen am Fensterbrett leuchteten. Da öffnete sie ihr Gesicht wie ein Buch und las: »Ich glaube an den Osten.« —

»Ja, gewiß, man darf an die Kultur-Futura nicht den Maßstab der Kanalisation legen. Und sicher haben Sie viel Schlegel-Friedrich gelesen.« Er stand auf.

Aber da war sie schon lange im Schlafzimmer und band ihren Sommerhut um.

Hill nahm den Stock und stäubte unwissend den Hut mit dem Mittelfinger ab.

*

Bronzene Gongs von Geschützen schütteln das Frühlicht wach. Aus Erdhöhlen hebt sich, über Flächen gefegt, die Sturmtrompete blank wie ein Strahl und wälzt Schlachtenschlangen quer vor sich hin. Raketenbäume flitzen Flugzeuge ins Ungewisse. Ketten entschnattern den Zähnen der Wälder. Attacken prasseln, Hagel, an die Hügel, die dort sich aufbäumen.

Und bronzene Gongs von Geschützen schütteln ein Lied wach in Brüsten. Heben es schwer in die kühle Bläue.

Da — vorn unter vielen der Eine. Den Degen himmeldurchbohrend, reißt er mit scharfem Schrei Gebrüll aus dem Chaos, das vorspritzend Winddünen, zur Tiefe fliegt.

Und er schreit wieder — ob er gleich fiel.

Gleichviel wer siegt.

*

Wie der Morgen die grauen Bärte von den Dächern nahm, stand Henni auf aus ihrem Bett. Sie zog sorgsam den gestreiften Morgenrock an und ging in die Küche, um Malzkaffee zu kochen. Der kleine Gashahn zischte, eine blaue Flamme spreizte erwachend die Krone. Es war kalt. Darum ging sie zum Fenster, schloß es und nestelte sich enger in das Kleid ein.

»Guten Morgen,« sagte der graue Küchenschrank hinter ihr und verbeugte sich tief. Sie fuhr herum, so quirlte sie der Ton. Heißes Eisen goß von den Schläfen in ihren Schoß. Und aus Angst, der Schrank könnte fallen, stützte sie ihn. Doch er wich schlammig unter ihrer Hand wie Gallert.

Eilig lief sie ins Schlafzimmer und zog, zitternd vor dem, was kommen sollte, das grüne Kleid mit gelben Punkten an. Wusch sich kalt und steckte das Haar auf.

Der Spiegel, ein simpler Voyeur, nickte: »Sieh, welch schöne Hände sie hat.«

»Wie ungebildet,« dachte die beteiligtere Bettdecke, »sie hat Hände wie Magdalenen.«

Da wurde sie rot bis unter die Brust, warf sich lachend aufs Bett und drückte die warme Decke an sich. Wie froh sie war, angekleidet zu sein. Sie stand gleich wieder verlegen auf. Ging ins Wohnzimmer. Aber wie erstaunte sie, als der Schreibtisch ihr half, indem er sagte: »Ich kenne einen, der würde meinen, deine Hände sind auf dem Kleid, wie Mandelblüten, die im April-Regen von Li-leis schlanken ...«

Schnell nahm sie eine Photographie, küßte sie mit nassen Augen und flüsterte: »Wilhelm«. Wie ein Vorwurf.

Von der Küche her rief das kochende Wasser schrill. Sie stellte das Bild hastig hin, daß es umfiel, und lief hinaus.

Um den Herd quirlte Dampf. Sie meinte, daß Wilhelm darin stand. Er war weiß und blutete. »Bist du zurück!« schrie sie und schlug die Arme um ihn. Ihr Kopf dröhnte —

Als sie zu sich kam, war es Abend. Sie klemmte zwischen Eimer und Herd. Mühsam, zerbrochen stand sie auf. Brauner Geruch lag zottig von den Wänden.

Es knallte. Der Kochtopf war zersprungen über der Platte, die

von den Flammen glühte. Sie drehte das Gas aus, goß Wasser auf die Glut. Es schrie sie an: »Henni!« Zischend zersprang das Eisen.

So schnell sie konnte, floh Henni ins Schlafzimmer. Doch aus Angst, der Spiegel möge sie verführen, sprang sie über das Bett zum Wohnzimmer. Ihr Haar flog wirr. Die Nadeln zerplatzten zu Boden. Es wurden mehr. Schon wuchs ihr Klingeln zu höhnischer Musik. Hinter ihr prallten Gelächter von den Wänden. Sie lief. Das Zimmer nahm kein Ende. An den Seiten standen Schreibtische, unter denen hervor weiße Pferde glotzten, die den Kern der Zähne aus ihren Lippen schälten. Sie schrie. Die Gelächter rasselten gepanzert dicht hinter ihr, wie eine Herde riesiger Kellerasseln. Plötzlich senkte sich der Boden, wurde abschüssig und steil. Sie stolperte. Senkrecht fiel sie durch bronzene Schächte. Ihre Kleider zersplitterten. Hart schlug sie auf große Gewinde von Schiffstauen, die sich in halbhellem Raum unabsehbar hinlagerten. Die regten sich. Reckten sich hoch wie Schlangen, zischten sie an. Umwanden sie kosend. Sie schlug um sich. Aber die Taue krochen unbeirrbar um ihren Leib. Fesselten ihn. Ringelten Brüste und die geklemmten Schenkel ein. Legten sich sanft um Hals und Ohr. Jetzt fühlte sie, daß sie nackt war. Da lagerte sie sich breit zurück auf kühle Kissen, die warm wurden, löste den Schoß und ließ es leise rauschend mit sich geschehen.

Johannes R. Becher:

VERBRÜDERUNG

NEUE GEDICHTE

I

DER ENTFERNTE. Georg Trakl.

Er geht durch Wälder. Lautlos unbewegt.
Wo gar kein Raum ist in der Luft zum Schrein.
. . . und würgt und würgt! Da gern es schlafend trägt
Ihn, hängt er sich ins Horn des Hirsches ein.

Betaute Wiege. Doch erwacht er grell,
Matt gießen Mond und Sonne sich herein.
Ein wenig plätschert er im schwarzen Quell.
Er schlürft berauscht vom bitteren Abendschein.

Seltsam durchmischt verblieben die Geräusche
Aus jener Stadt, die knospet auf im Blut.
Von zweien Kindern ausgebrochenes Kreischen.
Wie Blasen steigend Böller Festsalut.

Auf einmal dann — : gestreckte Schlote zischen.
Andante-Baß der Straße bunter Ton.
Wo Brüllen . . . Haufen schleifen an. Lang Wischen . . .
Am Ende schlüpft heraus ein Grammophon.

Er geht durch Wälder. Lautlos unbewegt.
Wo gar kein Raum ist in der Luft zum Schrein.
. . . nur manchmal wie umarmend schlägt
Den Kopf er brüderlich ins Moosgestein.

II

SÖHNE

Für Alfred Wolfenstein

Der auf Kothurnen nach Gestirnen stampft . . .
Die Mutter kreischend sich aus der Veranda bückte:
Da ziehst du weg ob blauen Dächern drüben!
Verkohlte Städte um das Haupt ihm dampfen.
Scheinwerfer Auge in die Runde zückt.
Parierst mit Palmenfächer aller Ungeheuer steiferen Tatzenhieb.

Der Sohn wird krumm in Straßen kollerndem Gedärme hängen.
Gekreuzigt wirbelt er in Mondes Fängen.
Es schwimmen um ihn tausend Söhne breit.
Von Freunde Schultern schwingt er sich: zur Fahne!
Ums Handgelenk er quirlt der Ströme Bahn.
Ein Kandelaber. — Auf Gehirn schreit:

». . . Söhne! O Söhne! Antlitz zerpflügtes träuft Moor.
Fraß euch bald Finsternis?! Fratze der Väter schnell?!
Ach, nicht Gefilde leicht tanzend kommen euch hell.
Mit Eiter besprengt nur. Schäumen Blut-Leims durchgoren.

Hah! Als uns schoß ins weicheste Profil
Maigarten-Mädchens düster, o düster ein Grund.
Lila-Schatten, Quadrate Spülicht. Zu viel —
Fetzen Frühling bröckeln Schmetterlinge in den Massensund.

Die Lehrer schreiten unsichtbar im Zug.
Daß jener heulend vom Gerüste sprang.
Die Brüder fallen. Ungeübt im Flug.
Beschnitten. Dennoch steil und Überschwang.

Ja —: tödlich sich Tyrannen spalten vor dem Bug der Attentäter,
Verkrochen in der Menge. Eingespannt und schmal.
Einst sie enorm gen die Azure federn.
Dann fern wo bög sich frei ein Tal!

Wer aber stemmt entzwei die Throne der Gesandten?!
Zerreißt die aufgeblähte Brust, der Orden gottlos Firmament?!
Ist noch die Schar zu klein?! Und müßten neue landen?!
Daß unser Hauf der Feinde Schutzdamm überrennt.

Fügt Strophen selben Baus! Uns heimlichste Kokarde.
Ein Platz schwelgt rasend im Trompetenmund.
Durch Haare Waldung kämmt der Morgenstund
Geläut. Saum kühlster Engel nach verquollener Fahrt.

So zündet an euch! Laßt die Hände spielen
Signale endlos durch den Äther hingestreckt!
Aus dem Gymnasium flammt gleich Sonn der Schüler
Geäug. — Ein längster Windflor fegt

Aus Spitzen euerer Finger Manifeste.
Die kurbeln an. Sie schlagen gell Alarm.
Millionen kehrend heim vom Schlächterfeste,
Versammeln sich im aufgeworfenen Arm.

III

BEILIS. DEN JUDEN

‹». . . du Heiliger gerissen fort, gequälet,
Gepacket ein in spitziger Wickel Mampf . . .«›
Das runde Angesicht ‹ein Apfel› schält
Sich in dem Bad aus sengender Gifte Dampf.

Der Rücken trieft, ein Acker voll Geblute,
Und Schwulstelöcher bohren am Gesäß.
Kosaken züchtigen ihn mit steifer Rute,
Auch häufend Fladen auf des Hauptes Schnee.

Ein Sack ihm Polster, doch in schwarzer Zelle
Zucket ein Schein Jehovas Blitzeslicht!

Durch Träume spült von Düften eine Welle
Ein Balsamumwurf seiner nagenden Gicht.

Der Reihe nach ihm winken die Propheten,
Ja Moses tönt ein Horn vom Sinai.
Es weilt am Libanon Gesang der Zedern.
Du Zionsvolk ringshin den Gärten ziehst.

Jerusalem er schaut im Aug der Henker,
Der hingeschleudert auf der Folter Bank.
In jedem Streich Rosinenbrot empfängt er,
Manna und Wein. Die heilige Lade schwankt!

Aus fremden Städten winseln die Gewürgten.
Ihr Zeichen um den Hals der Kette Ring.
Die Ströme öffnen sich. Gen die Bezirke
Der Väter lenkt Beilis sie. Die Wüste schlingt

Glühende Haut. Rasende Brüderchristen,
Brut Sarazenen dräun im Hinterhalt.
Die Popen schwenken heulend Kruzifixe.
Des Nebels Schleier um den Feind sich ballt.

Von Hügeln gleißt dies Heimattal umschwungen,
Der Palme Schwall streut harzenen Myrrhenhauch.
Die rostigen Nägel in solch Fleisch gedrungen
Ein armer Heiland er am Süßholz kaut!

Und leckt die Steine schlürfender Speichelküsse.
Die Richter ob dem langen Tische schrein.
Ein Fliegen-Schwarm stiebt aus geschwollenen Füßen.
Aus Brust und Nabel dünne Bäche speien.

Beilis! Beilis!... Ein Laut schreckt ihn. Jetzt heben
Die von den Tischen sich. Er hockt ein Lamm.
Beilis... In seinen Adern Engel schweben.
Der Hiobleib drückt aus, ein Schimmelschwamm.

Beilis . . . den Namen tragen Botenwinde,
Ihn wiegend sanft, sich wölbend zum Azur.
Beilis . . . es schrillt! Die grünen Knechte winden
Den Klumpen Schächer aus. Auf Treppenflur

Der liegt. Er röchelt nicht. Er raucht! Ein Feuer
Dem Herrn zum Wohlgeruch auf dem Altar
Des Blocks. Der Herbste nächtiger Regen scheuert.
Aus spitzem Hut wächst sich veröltes Haar.

IV

SANG DEN FRAUEN

Für Else Hadwiger

Aus Abendröten kreisen wir. Ob bunterer Lauben.
Die Flöte spült herein mit weichem Klang.
Geschwärztes Mädchen. Steife Haare rauchen.
Zerschlissenes Hemd. Geknetet Brüste lang.
Um dürre Hälse Spur des Lila-Strangs.
Wir tollen Schwungs, der Reden süß entzaubert!
Gespreitzt zur Harfe knöcherne Griffelhände.
Ein Fistelton . . . Im Antlitz Mörtelwände.

Wo ragst du Mann ob schaukelnder Tribüne?!
Die Pyramiden-Stadt schwirrt jäh. Sie loht.
Was gilt uns heut noch ein Libellenboot?!
Flächen von Samt, gen unsere Lippen grünend.
Kein Hügel labt mehr. Tief die blanken Schienen
Gebohrt durchs Stockwerk unseres Leibs. Das Lot.
Wir schwinden fort in höllischen Krawallen.
Schutzleute wogen. Häupter Fahnen krallen.

Geist! Unser Retter! So im Blutlauf schürt!
Gehirn zuspitzt. Daß Viadukten gleich sich Muskeln spannen.
(. . . an Griffen euerer Dolche blühen Tannen-
Wälder . .) — Geist der uns ballt. Der führt.

Daß unsere Söhne, die Heroen, sammeln
Nationen. Überstrahlt. Und wir! Und wir!!
Kartätscht die Reih! Von Lüften Bleis zernagt!
Die Wenigen sind!! O ungeheuerer Tag!!!

Ja —: Hirtinnen wir groß in Städten walten.
Wir Chöre. Euch beschwingend zu dem Bau.
Wo Öfen Blitz entzwei den Himmel spaltet,
Der niederschüttet Berge Aschentaus.
Die wir in Wüsten Haine Zedern falten.
Euch zerrten kriechend weg vom Drahtverhau.
Zu Prozessionen wir Plakate schwenken.
O —: Pauken blühn aus unseren Kniegelenken.

Wie Fahnen streuen vor wir Manifeste.
Trompete klafft der Mund. Es brüllt Alarm.
Aus eueren Grüften, feuchten Toten-Nestern
Lichtsäulen steigt ihr: dunkler Brüder Schwarm.
Die jungen Dichter schleudern weite Gesten.
Sie schufen Staat. Ein neuer Ton schleift warm.
Auf Plätzen weinen Bürger. Tätowierte Huren,
Die Engeln gleich mit Püppchen niederfuhren.

Hah! Rhythmus wollen wir, der zu Nationen
Ein mystischer Strom verschmelzend überschlägt.
In Auges Winken noch die Krüppel wohnen.
Europa unseren Stirnen eingeprägt!
Daß der Geschütze Tempo, einst Äonen
Durchhämmernd knurrend, wölb zum Hauch, der trägt
— auf Flammen Rost erbaut und blitzumrändert —
Uns an die Bucht getürmter Freiheits-Länder!

V

DURCHHELLUNG

R. S. gewidmet

Höll reißen durch sie —: aus Granit die Stürme.
Ja, Palmen peitschen. Schrei wie nie zuvor.
Posaune brüllt. Zerprasseln der Gewürme.
... und fügtet euch umsonst zum Klagechor ...

Eh solcher Braus euch nicht vom Aussatz schor —
Zerschmetternd Licht aus Häuptern, Kegeln!, gor —
Dann hissen wir uns Segel selbst den Türmen:
Heiliger Fahne straffster Flor.

Welch jubilierend Zueinandereilen!
Ein in sich Schieben! Durch und durch Zerwenden!
Wie neuen Frühjahrs scheint der Raum verwürzt.

Der Sterne Dusche trifft uns allerort.
Die Straße bäumt. Stählerne Saite klirrt's.
Umarmend Aeroplane sich im Steilen.

VI

MELODIEEN AUS UTOPIA

Sie dringen langsam schon heran, bald gleiten
Sie milde Stöße auf und ab im Blut.
Die Adern tönen, Netz gespannter Saiten.
Moorsee des Cellos zwischen Bergen ruht.

Darob die Inseln der Gestirne hängen.
Verweste Tiere blühn in Wäldern auf.
Es steigen Prozessionen nieder in Gesängen.
Der Fluß beleuchtet seinen schwarzen Lauf.

O Mutterstadt im freien Morgenraum!
Es flügeln Fenster an den Häuserfronten.
Aus jedem Platz erwächst ein Brunnenbaum.
Veranden segeln mondbeflaggte Gondeln.

Sie künden Männer an, elastisch schwingen
Die durch der Straßen ewig blaue Schlucht.
Ja —: Frauen schreitende! Mit Palmenfingern.
Geöffnet weit wie Kelche süßester Frucht.

Und Freunde strahlen an dem Tor zusammen.
Wie hymnisch schallt purpurener Lippen Braus.
Nicht Söhne mehr, die ihre Väter rammen.
Umarmte ziehen, Sonnen, sie nach Haus.

Zu weichestem Park verschmölzen die Gefilde.
Die Armen schweben bunte Falter dort.
Goldhimmel sickert durch der Wolken Filter
Ob Völkern hin. — Lang dröhnender Akkord.

GLOSSEN

Die Landschaft des Malers Franz Marc

Wie treib ich unbehelligt von den Schweren
sinkender Nacht, und schweige! Ich empfinde
den weichen Fernendruck der neuen Winde:
an Ufern brüllt es auf aus niedern braunen
Herden.

Aus schwarz von Rauch umstobenen Bahnhöfen,
erhellt als schon das Tor des Paradieses,
erstehn zu Wolken, stoßen, schreien Möwen.
Ich zittre vor dem Huschen eines Wiesels —

Zu Ungeheuern ausgeweitet, bauen Arbeitskähne
die Horizonte meines Kupferbootes.
dicht schließt die Luft, nur Schatten sind
die Schwäne,
blau im Gesang des Friedens und des
weiten Todes.

Was jagt vorbei: flammendes Pferd? gefleckter Schatten eines Hundes?
Süße Erinnerung des Tages und vergeßnen Lasters —
da überweht die Muskeln meines Mundes
Geruch der Tiefe, fauliger Hauch des Wassers.

Entrückt der Zeit, zerstoben schon die
Stunden
schwerfarbig hin. Und aber kommt gewohntes
Anschaun blutender Nacht im Licht des
schweren Mondes.

Rudolf Leonhard.

Der Sinn des Kampfes.

(Geschrieben 1906.)

Neue Eroberer, der Menge nicht bekannt, doch fortschreitend in allen Werken der Erde, sind unter die Völker getreten, unsichtbar und allgegenwärtig, ihre Schiffe begegnen einander in allen Häfen und Meeren, wie über Pläne von Schlachtfeldern neigen sich ihre Blicke über die Festländer zwischen den Ozeanen, sie schätzen die künftigen Ernten unter den sengenden Sonnen aller Zonen, sie kennen die Reichtümer aller Kohlenlager, Eisenberge, goldhaltigen Gewässer, die Mengen von Kupfer und Zinn, bis in die Urwälder und Wüsten hallt das Schießen des ununterbrochenen Krieges, den sie erhalten wie Jäger, die eine Schlinge legen, ohne es zu wissen, sind alle Völker ihnen tributpflichtig, unsichtbar wirken sie im Rate der Fürsten, ihre Überwundenen sterben unauffällig wie von einer rätselhaften Krankheit gezeichnet, die leise das Leben aufsaugt, doch ihre feinsten Siege sind jene, bei denen unsichtbare Schüsse, aus den lichten Unendlichkeiten des Geistes und Gedankens fallend, mit Leichen alle Fernen bedecken. Jeden Schritt ihres Weges und ihrer Träume begleiten geheimnisvolle Sklaven auf beiden Halbkugeln der Erde. Selbst die geistigen Schöpfer, Erfinder, Besieger der Elemente, Künstler sind gedungen auf ihren Feldern. Dem, der die Erde beherrschte, scheint auch die Sonne zu dienen als eifer-

süchtiger Hüter des Werkes der Wolken und Winde.

Aber jede, wie ein Aufschrei in die Tiefen des Lebens dröhnende Kraft erweckt tausende träumende Kräfte. Gegen diese Macht, daran durch Äonen die Hände der Toten arbeiteten und deren einzige tragische Schönheit die ist, daß in ihr der Mensch zum ersten Male die gesamte Erdkugel mit dem glühenden Netze seines Willens umspannte, tritt gerade der so geheimnisvolle allgegenwärtige Feind auf. Die Massen, durch Jahrtausende demütige Teilhaber der Pracht und des Brotes, haben sich gerührt. Im ersten Frostschauer des Entsetzens, der einer jeden neuen Wahrheit Begleiter ist, beginnen wir zu ahnen, daß an unseren Schmerzen und Freuden Wesen den größten Anteil haben, die wir im ganzen Leben nicht erblicken, und daß wir von Schlägen betroffen werden, ohne die Hand zu kennen, die sie uns versetzt. Das Geheimnis der Einheit strahlt aus den Tiefen des Stoffes, die Weite hört auf, Weite zu sein, das Leiden, das sich seiner Allgegenwart auf Erden bewußt wird, verwandelt sich in eine Naturkraft, die an der Umwandlung alles Lebens mitwirkt. Der Geist, im Dienste der Sieger gefangen, erhebt sich gegen sie. Im glühendsten Feuerherd des wirtschaftlichen und sozialen Kampfes handelt es sich um geistige Dinge, um ein anderes Verhältnis des Herzens zu Millionen von Herzen, um eine andere Betrachtung der Freude und Schönheit. Ein neuer Mensch kündigt sich auf Erden an. Der Landwirt, der von Grenzstein zu Grenzstein sein Gefilde überblickt, sieht alle Ebenen und Gebirgszüge vor sich, mit allen Meeren, Reichtümern, Brudervölkern und Städten. In den Tiefen der Geister ist schon sein Reich und eine andere Ordnung der Dinge vorbereitet, und daraus, daß die innere Wahrheit in Millionen Menschen eine andere ist als die Wahrheit der sichtbaren Wirklichkeit, entsteht die Trauer und beunruhigende Schönheit der gegenwärtigen Zeit. Der Mensch bebt vor den Horizonten, die bei jedem Schritte vor ihm sich erschließen gleich Halluzinationen, er ist erschreckt durch das majestätische Schweigen, darin sein Entsetzensschrei sich ohne Antwort verliert, er zittert, ungewohnt, vor den Winden, die Gesang von allen, plötzlich erschlossenen Meeren zu ihm tragen, von allen Landungsplätzen und Werkstätten, und die Düfte, die den Urwäldern entrauchen und über Äquatorialseen ziehen. Wie bei heftigem Aufstieg stockt sein Atem im süßen Weben des Äthers, der von der fliegenden Erde Bewegung an sein Gesicht schlägt. Durch Äonen zu Mißtrauen und Kampf erzogen, bebt er vor den unerwarteten Berührungen von Millionen Geistern, deren glühende Gegenwart er selbst in jenen Tiefen seines Wesens zu verspüren beginnt, wo sein geheimster Gedanke allein zu sein vermeinte. Er schließt sein Auge, aber gegen seinen Willen dringt die aufreizende Sonne durch die geschlossenen Lider zu ihm. Wo den Horizont seiner Väter die Höhen der Heimat begrenzten, sieht er die funkelnden Spiegel ferner Flüsse und Festländer hinter Ozeanen. Stürme, die um die Erdkugel kreisen, schütteln Funken aus verbrannten fernen Städten auf das Dach seines Hauses. Das Schweigen der Gefängnisse und Hinrichtungsstätten dringt zu ihm von der anderen Seite der Erde durch den brodelnden Glutkern ihres Innern. Der Aufschlag der Balken aus dem fallenden Gerüste des geheimnisvollen Baues und die Hiebe der Axte rauben ihm den Schlaf. Verwandelt hat sich die

Nacht in irre Schreie von Fragenden und aus unermeßlicher Ferne Antwortenden. Aber die Lebensleidenschaft war niemals so tragisch gewaltig, mit heftigen Wellen die Völker verrückend, niemals offenbarte sich die Illusion des Lebens den Enterbten blendender, das Geschenk des Ordens und der Lust kostbarer, der Körper reicher und bewunderungswürdiger, die in der Sonne reifenden Trauben süßer und begehrlicher. Als ob aller Glanz die Erde strahlend überflutete und Funken schlüge aus Gewässern, Blüten, Wolken und Blicken. Aber mit der gleichen Stärke, mit der in den Völkern die Leidenschaft für die Erde wächst, wächst das Bewußtsein, daß ohne die Mitarbeit von Millionen niemand die Früchte aus ihren verborgenen Gärten verkostet. Die höchste Wollust der Erde, die Berauschung am Siege der Bruderkraft, die Freude über die Freude der Brüder, bleibt unbekannt und unzugänglich. Der Körper des Menschen ist von der Vergangenheit geformt worden, ganze Gebiete in seinen Sinnen, die der Nacht des Kosmos zugewendet sind, sind bis jetzt von unserem Lichte nicht erreicht worden, die Empfindlichkeit für höhere Formen der Liebe, die sich der Freude aller als ihrer eigenen bewußt würde, ist unentwickelt geblieben. Mit Bangigkeit wie vor Wesen aus einer andern Welt sind die Massen vor dem süßen Willen der Heiligen zurückgewichen, deren Herzen gleich Früchten an der Sonnenseite des Gartens früher gereift sind, als die Herzen der übrigen Mehrheit. Dem Kinde, der Frau und dem Volke wenden sich die Hoffnungen der Rassen zu. Es ist nötig, den Körper im unterbewußten Gebiete zu erweitern, zu vergeistigen, reiner, widertönender, hellsichtiger zu gestalten. Und mit einem schmerzlichen Instinkt, der das geheimnisvolle Gesetz des Reifens auf Erden ausdrückt, beginnt sich der Mensch bewußt zu werden, daß alles, was auf eine Umwandlung unserer Wirtschaft mit stofflichen Dingen abzielt, auf Kraft, Reinlichkeit, Einheit und Freiheit der Sinne, eine geistige Anstrengung ist, der Kampf um die Schönheit, der letzte, in eine unabsehbare Zukunft weisende Kampf auf Erden.

An dieser Arbeit am neuen Menschen ist die Kunst auf ewig beteiligt, süß und selbstverständlich wie die Sonne, die Wollust und der Tod. Was dem schöpferischen Geiste sichtbar wird, ist es nur im Lichte, das dem höheren Leben im Kosmos entströmt. In den Märchen der Urzeit, in Mythen, in der geheimen Wissenschaft und in so zarten und unglaublichen Träumen, daß, sie von ferne deuten zu können, eine besondere Sprache von Symbolen, Musik und Formen geschaffen werden mußte, erhielt die Kunst jahrtausendelang die Hoffnung an die Beherrschung der Elemente durch die gütige Macht des Geistes aufrecht. Allgegenwärtig in tiefer Sehnsucht nach Pracht, legte sie wie ein Gärtner unter allen Sonnen Gärten an für die Liebenden und spann an einerlei Webstühlen das Kleid der Frauen und gottesdienstliche Gewänder. Nicht einmal vor dem Tode hielt sie inne und strebte, aus dem Schweigen seiner geschlossenen Lippen die Antwort zu erraten. Sie war der allgegenwärtige Ankündiger der Feiertage, der Architekt der Lebensillusion, der Meister der Stille, darin das Rauschen der Gestirne zu hören ist, der Schöpfer höherer Schmerzen und der Erde bitterer Richter.

Aber die Schöpfung der Schönheit ist nicht bloß auf Werke beschränkt, die in Büchern, Bildern, Statuen und Gebäuden erhalten sind. Sie liegt im ganzen Plane des Lebens, sie ist die allgegenwärtige

Empfindlichkeit für die magnetischen Pole der geistigen Erde, und ein Kunstwerk ist sowohl die Schöpfung einer Sprache wie die Gründung eines Reiches. Unausgesetzt ist in jedem Menschen ein verborgener Künstler wirkend, im Funkeln der Augenblicke wie unter den Blitzen des schöpferischen Meißels arbeitet er an der Einheit der Persönlichkeit. Das Leben des Helden und des Heiligen erwächst wie ein jedes Kunstwerk aus der Inspiration, die die Entscheidung in einer höheren Sphäre des Lebens bedeutet, wo mit dem Tode nicht mehr gerechnet wird, und aus dem harten Wege des vom Glanze des Zieles hypnotisierten Willens. Der Traum des Liebenden, des Gefangenen, des Schiffers, des Nordländers und des Gläubigen ist ein Gedicht und hört nicht auf, eines zu sein, da es im Schweigen verklang. Ein ununterbrochener Frühling der Liebe verwandelt die Bewegungen der Mädchenkörper in Musik, und unzählige namenlose Schauspieler und Schöpfer neuer Gesten finden unbewußt neue plastische Symbole für die kosmische Sprache des Willens. Unbekannte Musiker formen die Sprache um, und über das Bett ihres Kindes sich neigende Frauen suchen immer vollkommenere Küsse in der schöpferischen Unzufriedenheit ihrer Liebe. Ein jedes starke Gefühl ist immer und überall künstlerisch schöpferisch und läßt uns im Innern Gegenden von bislang unerreichter Pracht ahnen.

Aber nichts ist nebensächlich für den schöpferischen Geist, die Dinge und Wesen dringen mit ihrem unsichtbaren Odem bis in die verborgenen Orte, wo unser Werk keimt. Unsere Gedanken färben sich mit der Zartheit der weißen Wolken, mit allen Blumen der Wiesen, mit dem Blute der Rosen, und sie gehen wie Körner durch das glühende Sieb der Sonnenstrahlen hindurch. Die süße Heftigkeit der Frühlinge, die bewegte Reinheit des Azurs, die geheime Sprache der Farben, die Weihe der Gewässer, Höhen, der Unendlichkeit, arbeiten ununterbrochen in unserem Unterbewußtsein und nähren übermenschliche Sehnsüchte in uns. Der geringste ätherische Bestandteil jedes unsres Atemzuges erfrischt die Wurzeln des Herzens, die geschwächt sind durch der Erde allzu schweren Saft. Jedes Wort, das bis in die lebendigen Tiefen unsres Innern gefallen ist ‹und oft dauert dieser Fall Jahre›, kämpft, notwendig, nach einem Gesetze, das uralt ist wie der Anbeginn der Welten, um seine Körperwerdung. Doch der Weg von dem neuen Traum zu seiner Verwandlung in die Geste und in die Opferung des Lebens ist schwer und schmerzlich, denn es ist notwendig, ihn fern von den hundertjährigen Bahnen einzuschlagen, und in dem Brote, womit wir uns nähren, schlummert die Sonne des Vorjahrs. Aber selbst der bebende, schwache und unsichere Traum wird zu einer Kraft von der Heftigkeit des Sturms, wenn er gleichzeitig in Millionen Herzen aufflackert. Die Menge hat nicht nur Augenblicke, wo sie kopfüber um Jahrtausende zurückzufliegen scheint, sondern auch bange Lichtzeichen und einen warnenden Instinkt für die Gefahr hinter dem Horizont, wo sie hellsichtiger als die Propheten wird und sich für eine Gerechtigkeit, so erschreckend und unfaßlich wie die Natur, zu entscheiden weiß.

Wo das Leben des Volkes aufhört in der Sphäre der Schönheit schöpferisch zu sein, ist dies ein Zeichen, daß das Volk an seiner Kraft leidet. Eine Sklaverei, die die Arbeit freudlos machte und ihre Gefangenen entkräftet, mit erloschenen Augen in ihre Höhlen entläßt, die der Frauen Schönheit verwüstet, die Mutterschaft ge-

fürchtet gemacht hat und für Millionen Menschen zum Feinde und Mordbrenner den in rosigen Wolken nahenden Morgen verwandelte, arbeitet an der Verderbnis der Rasse. Denn die Liebe in allen Gebieten wird aus Küssen und dem Reichtum freier Umarmung empfangen, der Sklave, der den Glauben an seine Befreiung verloren, hat keine Kraft mehr, die Schönheit zu sehen und zu schaffen. Die Schönheit ist eine Blüte aus dem Überschuß gesteigerten Lebens, ein Leugnen des Todes, sie ist der Weg nach dem geheimnisvollen Süden, eine stetig glühendere Sonne, ein leichterer, die Erde kaum berührender, doch alle ihre Gesetze beherrschender Schritt, die höchste Menge von Energie beim geringsten Verluste, sie ist eine stille, unglaubliche Sicherheit, die einzige Sicherheit auf Erden, das in allen Sonnen zitternde, unablässige Lächeln, welches von der Erde aus gesehen in seiner süßen Blendung immer eine gewisse Melancholie besitzt, aber selbst da die unermeßliche Stille einer unaussprechlichen vorbereiteten Herrlichkeit ahnen läßt . . .

Otokar Březina.

⟨Deutsch von Otto Pick.⟩

Brief an einen Juden

Um hier zu sagen, was ich sagen will, muß ich nach einem Brief zurückgreifen, den ich an einen befreundeten und bedeutenden Juden zu schreiben hatte. Es war leider — aus Gründen der besseren Verständlichkeit — nicht möglich, alle persönlichen Bemerkungen aus diesem Brief zu streichen.

Sehr geehrter Herr . . .

Sie sind allerdings gut unterrichtet worden: ich habe mich, vor kurzem, für »konfessionslos« erklärt, ich bin »aus dem Judentum ausgetreten«. Ihr Erstaunen entspricht dem für Sie ⟨persönlich⟩ Unerwarteten dieses Schrittes, aber Ihre Verurteilung nicht seinem Motiv.

Sie haben den Einwand gebraucht: eine solche Handlung wäre heute schwerwiegender als je. Das ist richtig. Aber Sie stellen sie einem »Verrat« gleich, ich einer Mahnung.

Seit dem Krieg weiß ich, daß jede Handlung eine Mahnung ist, insbesondere aber, daß eine Handlung eine notwendige Sache ist, nicht eine überflüssige. Die Frage, das Entweder-Oder, war für mich unentschieden und ungeklärt, solang es nicht in eine noch so geringfügige Handlung einmündete. Heute aber — um es gleich zu sagen — zweifle ich nicht, daß das Judentum eine Zukunft nur mehr hat, wenn seine religiöse Absicht endgültig getrennt wird von seiner politischen. Dieses ist das Entweder-Oder. Entweder ist das Judentum eine Religion — und sonst nichts, wie das Christentum oder der Buddhismus. Oder es ist eine nationale Sache. Die Bejahung: daß es eine nationale Sache sei, bleibt eine immer leerer werdende Gewohnheit, solang die Verneinung des anderen sie nicht zur Aktivität, zur Handlung, aufreizt. Schon diese Verneinung würde erste Handlung sein.

Erlauben Sie mir, das zu erläutern.

Das Judentum stellt sich heute als eine immer mehr sich trübende Zusammenmischung verschiedenster Gefühle und Überlegungen vor. Es ist längst nicht mehr eine Glaubenssache: die Bemühungen seit Theodor Herzl, daraus mehr als eine Glaubenssache zu machen, steigerten sich zu immer ernsthafterer Bedeutung. Die Energie dieser Bemühungen wird aber ungewöhnlich beschwert durch einen rückhaltenden Ballast. Solang nicht alles rein Gefühlsmäßige ausge-

schaltet, abgekettet und fallen gelassen wird, bleibt das Judentum verurteilt, seine Angehörigen zur Entscheidung unfähig zu machen. Alles nichts als Religiöse im Judentum macht es zu einer durchaus passiven, wenn Sie wollen, philosophischen Angelegenheit, wie der Buddhismus etwa heute nur mehr eine religiös-philosophische ist. Soll es diesen Weg nehmen? Dann sind die politischen Versuche, die es seit Jahrzehnten macht und in der Zeit dieses Krieges zu einem Resultat zu führen drängt, nur Trübungen seiner Agonie, wie Renan einmal von Frankreich sagte: »ne troublez-pas son agonie«: man müßte die gleiche Forderung an Sie richten.

Ich sehe es aber nicht in einer Agonie, sondern in Fesseln, die seine Aufrichtung verhindern. Ich sehe es stark, nur eingesperrt, durch sich selbst, in diese Mauern der Orthodoxie, zumindest der Riten gestellt. Ich glaube: nicht nur die zionistische Aspiration erfordert diese Entkerkerung, sondern jede politische Aufraffung die Herausführung des Volkes aus seiner Religion als einer Nichts-als-Religion. Nur, wenn Sie mich ganz mißverständen, würden Sie meinen, ich forderte, daß alle Juden unreligiös werden sollten. Nein. Daß sie religiös sind, hat nichts damit zu tun: daß man die Gemeinschaft nicht mehr als eine Religionsgemeinschaft auffassen möge. Es ist eine Art Trennung von Staat und Kirche, die ich meine, diese Trennung auf dem Gelände des Judentums selbst. Wenn es je etwas wie einen jüdischen Staat geben kann, von dem die Zionisten sprechen, der eine öffentliche und politische Angelegenheit werden soll, muß die Religion, als eine private und gefühlsmäßige, zunächst zurücktreten.

Man kann an das Judentum als an ein Volk von Menschen glauben, deren Fähigkeiten groß sind, deren vitale Kraft Möglichkeiten zu unerhörten Erneuerungen gibt —: aber ob man dabei auch an den »jüdischen Gott« glaubt, ist hier ohne Bedeutung, ja, es ist sogar besser, daran überhaupt nicht bei dieser Überlegung zu rühren, weil es nur wieder verwirren könnte. Und es darf nicht mehr als eine Bedingung gelten, in die jüdische Gemeinschaft einzutreten. Nur so scheint es mir für die Zukunft jüdische Möglichkeiten zu geben, daß die Juden zu einer religiösen Toleranz gelangen, wie die anderen Völker.

Sie werden einwenden: das sei ein unfruchtbares Paradoxon, solang es keine jüdische Fahne gebe. Sie irren, ich weise Sie auf Irland. Es gibt ein irisches Volk, aber es hat keine irische Führung, es steht, staatsrechtlich, auf englischem Boden. Es muß sich die Freiheit und Selbstherrlichkeit auf seinem Boden erst erkämpfen. Der Jude hat ebenso beides nicht: weder die Fahne noch nominell den Boden, obgleich er, wie der Ire, seinen überlieferten Boden hat. Diesen, Palästina, wollen die Zionisten ihm als anerkanntes Heimatland erringen. Aber was braucht der Jude Jerusalem, solang man ihm nicht Klarheit darüber gibt, daß der Tempel in jedem Land durchaus nicht sein heimatlicher Boden ist. Dann braucht auch nicht erst der Tempel das Zusammenhaltende zu sein: er ist im übrigen seit jeher nur eine lose Zusammenhaltung gewesen, und ich kenne zahlreiche Juden, für die er nicht einmal ein Kompromiß mehr war. Nach Palästina kann die große Masse des jüdischen Volkes nie kommen, solang sie ihre Tempel überall in Europa als Residenzen baut. Und die unbedingte Entscheidung: was in der heutigen Menschheit jüdisch fühlt, wird durch den Tempel nur verschoben und bös verschleiert. In dieser Verschleierung zu

leben ist eine tragische Aufforderung, und Sie werden immer öfter auf Menschen stoßen, die Ihnen nicht mehr folgen können. Wenn der Augenblick der zionistischen Gründung je kommt, wird er ohnedies die Klärung erzwingen. Sie könnten dann vor einer erschütternden Enttäuschung stehen, denn Sie haben versäumt, das Volk auf seinen Staat vorzubereiten. Heute haben Sie das Volk, nicht auch den Staat, Sie werden dann nur mehr den Staat haben und die Fahne: und so wenig Volk dahinter, denn es wird sich alles fast an seinen Tempel lehnen und damit begnügen. Weil Sie die jüdische Frage immer noch eine religiöse sein lassen, versäumen Sie, der Staatbildung, die Ihnen in Schleiern vorschwebt, einen Rückhalt aus Ziegeln zu bauen.

Ich versichere Ihnen, es liegt mir nicht daran, daß alle Juden aus dem Tempel austreten sollen —, aber, wenn es einige, gerade vorbildliche Juden täten, an die das jüdische Volk als an große Juden glaubt — der Gedanke klingt Ihnen jedenfalls absurd, denn Sie lesen ja diesen ganzen Brief mit der Zugesperrtheit eines Mannes, der die Geschichte der Jahrhunderte auf seiner Seite weiß und daher nicht zuhören braucht —, wenn also ein paar vorbildliche Juden, wie Sie, aus dem Judentum austräten, würde eine so klare Handlung das Staatsbewußtsein dieses jüdischen Volkes ungewöhnlich verschärfen, vielleicht überhaupt erst wecken, beunruhigen, in eine Unbefriedigung und Sehnsucht verwandeln. Wie bei den Iren nichts so sehr das Staatsbewußtsein wachhielt, als daß es zu einer gewissen Form von Martyrium nötigte. Glauben Sie mir: ohne dieses Staatsbewußtsein, immer nur in der weichen Polsterung der Religiosität ruhend, oder gar — was wir Ihnen besonders, aber aus seelisch-geistigen, nicht aus jüdischen Gründen, verdanken — gar also in den tiefen, vollkommen abgewandten und dunklen Schachten der jüdischen Mystik lebend, werden Sie nie zu etwas kommen, und ich wiederhole, daß es dann schon viel besser ist, das Jüdische als eine nicht mehr aktive, als eine religiös-philosophische Sache dort ungestört, unaufgescheucht zu lassen, wo es jetzt ohnehin weilt, im Geistigen, im Herzen, in der Seele, je nachdem, und bei manchem Christen.

Ich beeile mich, Ihnen noch ein Beispiel vorzutragen. In den westeuropäischen Staaten haben sich zunächst die Juden von dem Begriff der Nation losgesagt, sie suchten sich zu assimilieren mit den Nationen, auf deren Land sie leben. Beobachten Sie aber den Osten, zum Beispiel Polen, da ist die Sache lehrreich und das Beispiel. Da bilden die Juden noch geschlossene Kontingente, die Assimilation ist schwer oder unmöglich, und der Widerstand der Christen groß, weil auch die Reibungsflächen breit sind. Nun, auch diese besondere polnisch-jüdische Frage kann, wie ich glauben muß, nur gelöst werden, wenn die Juden sich aus den dort noch stärkeren Ummauerungen der Religion, gar Orthodoxie herauskämpfen zu einer »weltbürgerlichen« Vernunft und Lebensauffassung, zu einer sachlichen und gereinigten Eingliederung in die Begriffe: Volk und Völker. Diese Begriffe sind nämlich politische, nicht religiöse: diesen Unterschied wollen Sie nicht anerkennen.

Sie haben mir, im Gegenteil, das Beispiel eines älteren Schriftstellers einmal erzählt, der vor ein paar Jahrzehnten, aus »Bekennerenthusiasmus« erst aus der Tempelgemeinde austrat, und dann, als die Pogrome in Rußland immer böser wurden, wieder Jude wurde: er kam sich als ein

Verräter vor, er fand, daß »die einfache Treue immer noch größer ist, als alle Theorie und redliche, lebendige rückhaltlose Teilnahme an der Not des eigenen Volkes größer, als alle Politik«.

Ich wage den Einwand: wie dieser Herr die Pogrome durch «redliche Teilnahme an der Not« milderte? Ich frage im Gegenteil, ob das nicht eine leere und konventionelle Wendung ist, wie Sie sie sich sonst nicht erlauben, denn worin bestand diese »redliche, lebendige und rückhaltlose Teilnahme an der Not«? Bestand sie in der Zeichnung größerer Summen, die nach Rußland für die Juden geschickt wurden, so hat das nichts mit Religiosität zu tun, bestand sie in einem verdoppelten Tempelbesuch, so ward den Juden drüben in nichts geholfen. Geholfen im Gegenteil wäre ihnen vielleicht worden: wenn ihr Staatsbewußtsein schon früher geweckt worden wäre, und wenn dieser Herr jahrelang an dieser Weckung, nicht aber an einer »einfachen Treue« gearbeitet hätte. Angenommen, diese Arbeit würde ihm durch oftmalige Kontemplation in Gott erleichtert, so ist er ein religiöser Mensch, aber das bleibt seine eigene Angelegenheit.

Sie dürfen überhaupt dieses Beispiel nicht verallgemeinern. Die Bekennerfreudigkeit dieses Herrn entsprach seiner Zeit: er wollte, vermute ich, zeigen, daß er ein Atheist ist. So etwas vergeht einem fühlenden Menschen bald. Sein Austritt und sein Wiedereintritt in das Judentum — da er nun wieder zu glauben anfing — war eine theologische Übung und eine Sache, die er für sich, nicht für das Judentum tat.

Ich schließe schon. Lassen Sie mich nur noch versichern, daß die »einfache Treue», die Sie so hervorheben, unfruchtbar macht, Treue muß getan werden, Treue halten ohne Tat und Bewußtsein, ist bequem und immer gehalten, auch wenn man sie vergißt. Treue ist nicht »einfach«. »Einfache Treue« ist jene Litanei, die Sie und alle um Sie nicht aus dem Schlaf kommen läßt.

Theodor Tagger.

Das erste Volk Europas ...

Es bleibe unvergessen, daß diese den ersten Schuß des ersten Aufzuges dort am Balkan gelöst haben. Dazu spielten sie, damals im Oktober 1912, ihre nationale Hymne und erwarteten über den schwarzen Bergen aus dem Osten ein slavisches Morgenrot. Und nun haben sie, als erstes Volk Europas, in dem Besieger ein edles Gefühl vorausgesetzt, ruhmvoll die erhobenen Waffen gestreckt.

Der Klau des räuberischen Falken, kampfbegeistert und kampfgewohnt, wehrfähig und wehrtüchtig vom Knabenalter bis zum Greisenalter, haßerzogen und haßgewohnt, Feldpredigten gewohnt, Bündnisse gewohnt, diese Indianer des europäischen Völkermuseums, diese Leute des ererbten Schießgewehres haben uns eine erste Überraschung beschert. Wenn auch verspätet selbst zur rechtgläubigen Weihnacht, vielleicht, daß es in dieser Beziehung von Gott nicht so genau genommen wird. Das gebildete Belgien, von Serbien ganz abgesehen, hofft noch immer auf neue Taten, die nicht kommen wollen. Und Montenegro? Europas Religionsquelle hat für diese Phänomene einen treffenden Ausdruck: Der Stein, von den Bauleuten verworfen, wird zum Eckstein.

*

Der Stein, der sich vom Lovcen losgelöst hat, ruhmvoll auch den Östreichern, wie man noch später einsehen wird, dieser Stein kann, muß und wird auch ‹seid dessen gewiß!› weithin ins Rollen kommen.

Der Stein, den die Festungsleute vom Lovcen ausgelassen haben, er wird zum verbesserten Haager Bau gelangen, und wir wollen uns indes hier oben in harter Eiszeit des noch so bescheidenen Findlingsblocks freuen. Eine kleine rauhe Steinwüste mit ihren halbwilden Bewohnern, ‹Schafdiebe und Räuber genannt, ehe sie zu tapfern Feinden aufrückten› sie ist plötzlich zum Theater Europas geworden mit jenem ersten wieder politischen Volke Europas, das ruhmvoll eingestand: nicht alles den Waffen schuldig zu sein, und daß das Wohl des Vaterlandes auch noch anders als durch bewaffnete Fäuste und durch das Schwert ‚bis zum letzten Hauch' gefördert werden kann ...

Nach schon unvordenklichen Tagen, wo es keine Meinung als die rein militärische gibt, belehren uns diese primitiven Krieger über den deutschen Clausewitz: Der Krieg als Mittel, also auch als Nicht-Mittel der Politik. Gelobt sei auf hundert Jahre, wer diesem kleinen König Nikolaus zum ersten Male jenen Gedanken ins Herz gab, dessen sich größere Könige und Nikoläuse ihrer Staaten nicht zu schämen hätten. Es ist jener überraschende montenegrinische Gedanke, daß die strategische Ehre, oder wie dies sonst fachlich heißt, für den General wohl der höchste Begriff ist, daneben aber auch noch alle anderen Begriffe anderer Berufe des Vaterlandes, Geisteswerke, Christentum, Handel und Wandel, ja um vor dem Geringsten nicht zurückzuschrecken: selbst das Leben der Volksgenossen irgendwie bestehen müssen!

Dieses Volk von wenigen Hunderttausenden hat drei Jahre lang gekämpft, geblutet, gehungert, fremden Hunger und verbündete Gier unterstützt, und ein Dritteil oder mehr seiner Männer auf dem Felde der Ehre verloren! Es hat Verträge geschlossen und Verträge gebrochen und gebrochen gesehn. Es hat schon beim ersten Aktschluß vor Skutari die ganze Gemeinheit der Gewalt, der größern Zahl, erfahren und sie durchschauen gelernt. Es hat der Gemeinheit ganz ebenso wohl wie dem unverdächtigsten Patriotismus Genüge getan. Man stelle sich vor: der Böse, jener, den der deutsche Simplizissimus ‹der alte, nicht der Erfinder des »dunkelsten Deutschlands«› bei der Westfälischen Friedensbotschaft belauscht, dieser Geist empfinge also jetzt die Nachricht von seiner Festung Montenegro. Wer außer Grimmelshausen wollte seine Ausbrüche einer diabolischen Soldateska anhören! Aber da sagt ein kleines Teufelchen dem Obersten Bösen: »Majestät, was wollen Sie, Ihre Montenegriner haben Ihnen genug getan!«

Hingegen, so sagt wohl ein anderer Geist, herrscht Freude bei den Engeln über einen reuigen Sünder und mehr gewiß als über Tausende von umgefallenen Friedlichen. Und es bleibt auf lange gewiß, daß das Land mit den rauhen schwarzen Bergen noch eher durchs Nadelöhr geht, als die Großen und Reichen unter den Reichen Europas in den Frieden jenes Reiches, das fürwahr nicht von ihrer Welt ist. — Ruhm sei darum den tapfern Montenegrinern, der Ruhm jener Tapferkeit, die der größten europäischen Eisenfresserei von heute ins Gesicht zu schlagen wagte! Ruhm sei ihnen für ihren, seiner Verantwortung bewußten Patriotismus, der sich von keiner montenegrinischen Presse verleumden ließ! Sie, die Montenegriner, Europas erstes kriegerisches sowie erstes friedfertiges Volk, sie werden von nun an eine bevorzugte Stellung in jenen europäischen Blättern genießen, die man noch immer nach lang verlottertem Brauch von der feilen Klio mit ihren goldenen Buchstaben redigieren läßt. Sie, die bis jetzt

nur in unsern obszönsten Witzblättern schlechte Figur machten, sie machen fortan in der Geschichte eine unsterbliche Figur: die Figur des ersten Reumütigen, des verlorenen Sohnes, an dem sich noch mancher, der heute das Gleichnis für ein Ärgernis hält, sehr gerne ein Beispiel nehmen wird. Diese Montenegriner wollen heute wieder ein kulturelles Volk, wieder ein christliches Volk sein, das mit seinen Nachbarn künftig auch wieder auf Eisenbahnen und nicht bloß durch Flugzeuge und »belegte Stationen« verkehren will. In dieser Zeit der abscheulichsten Mythenmißgeburten: wie daß immer das eine Volk das andere zu überfallen und abzuschlachten gedenke, in dieser Zeit ist von heut an ‹mag auch was immer den unverantwortlichen König wieder von seinem Lande trennen›, das arme Volk Europas überall an seinem Werk einer schönen Mythe: von diesem anständigen Volke der tapferen Montenegriner, von ihnen, deren Opferfreudigkeit und wirkliche Opfer die größten waren, und die sich trotzdem als Erste zur Besinnung zurückzufinden wußten.

Auch aus Montenegro kann Menschliches kommen, und es scheint dieses nicht ganz unverwandt mit jenem Guten, das die Heuchler einst nicht von Nazareth erwarteten. Montenegro hat mit seinem Entschluß nicht bloß über den Vierverband gesiegt, wie mancher glaubt, sondern auch .. Nun, eine jede vaterländische Geschichte wird das ja in spätern Zeiten objektiv feststellen.

Paul Adler.

Mechtild Lichnowsky:

AUSSENSTEHER

I.

Tore sind und breite Treppen uns verschlossen,
Spät nach Mitternacht bewegt uns unverdrossen
Menschenscheu, rasch, unser letzter Gang
Über Straßenleere, die man frisch begossen,
An den vollen Häusern dieser Stadt entlang.

Einer Stadt wie dieser sieht es niemand an,
Daß die Häuser Grüfte sind mit Folterkammern.
Einer Stadt wie dieser sieht man es nicht an,
Daß sie soviel Angst verbergen kann,
Soviel lächelnd unterdrücktes Hassen, Jammern.

Aber — es bedrückt uns nicht davon zu wissen,
Da wir selbst nicht ohne Fürchten sind . . .
Es betrübt uns nicht, ein Glück zu missen,
Das sie findet, uns bleibt ja der Weg, und blind
Sind wir nicht — erblassen nicht vor Hindernissen.

In den Häusern schlafen Müde einsam meist,
Selten paarweis' mit beglückt vereinten Händen.
Der nur wacht, der aufgesprung'nes Leid verbeißt,
Den Bedrängnis immer neu aus Trümmern reißt,
Und ein Hoffen, daß sich Schicksalspfeile wenden.

Wir sind, die im Freien einzeln, dunkel stehen.
Warum klagen wir, die wir im Freien stehen?
An den Lampen scheint es hell und lebt sich hart,
Wo die Leute offen über Treppen gehen,
Stolz im Glauben, daß sie uns genarrt.

Tore sind und breite Treppen uns verschlossen,
Spät nach Mitternacht bewegt uns unverdrossen
Menschenscheu, rasch, unser letzter Gang
Über Straßenleere, die man frisch begossen,
An den vollen Häusern dieser Stadt entlang.

II.

Weiße Fensterkreuze leuchten auf dem stumpfen Hintergrunde
von Gardinen,
die kein Lampenlicht mehr rötet,
und es drängt kein Rauch sich aus Kaminen
in die Abendstunde,
wie aus andern Häusern . . . dieses scheint getötet,
scheint verwunschen, mieterlos und unbesessen . . . Unser Fragen
dringt durch Mauern, scheu, wagt sich an fremde Sachen,
weil wir fühlen, eig'nem Leids gedenkend, wie sie manches sagen
möchten, Menschenliebe höher zu entfachen.
Schon beginnt das Herz dem kalkbeworf'nen Stein sich zuzuwenden,
weiß entzückt verwandt sich seinen stummen Räumen,
möchte segnend die geschloss'nen Türen streicheln, mit den Händen
liebevoll ein Ding ergreifen, ohne Säumen . . .
denn Versäumtes kann uns mahnend strafen und verdrängt die Freude.
Zögern wird Verbrechen, wenn die Regung Güte
zeugen wollte, und ein ängstlich Überlegen, man vergeude
sich, den warmen Herzschlag anhielt im Gemüte.
Und wir stürmen innerlich . . . versuchen tröstende Gebärden,
Worte uns'rer sprungbereiten Nächstenliebe.
Uns berauscht ein Trunk, der alle Himmel faßt auf Erden.
Öffne dich! Wir wärmen deinen Flur . . . uns bliebe
das Gefühl, daß wir ein winzig' Stücklein Ich an deinen Toren
ließen, ein Gewicht aus uns'rer eingezwängten
Brust . . . In Licht verwandelt sich der Blick, den wir an dir verloren,
als deine Einsamkeit heut' Nacht, und unser Schweigen sich vermengten.
Rührt es dich nicht? . . . Nein . . . Du nennst uns Außensteher . . .

Alles siehst du, doch verleugnest es, tust weher
als die Menschen, die uns nicht verschonten
in der Zeit, da wir bei ihnen wohnten . . .
. . . . . .

Müdes Haus! Willst nicht von uns ergriffen werden . . .
Du erwiderst unser Werben
nicht mit Blicken . . .
Ladest uns nicht ein, zu sterben
an den jüngstverlass'nen Herden . . .
Weiter! Herz! Auch daran wirst du nicht ersticken.

III.

An den Bäumen blieben die Gespräche hängen,
die sie führten: der in namenlosen Fernen,
der in schlimmster Nähe mit sich selber
Muß, der einsam sich, bewußt aus Rosenhängen
fortträgt, muß er leben, Jungsein neu erlernen?
Auch der Buchenwald wird gelb und gelber.

Grausam, Zeit, vergeudest du dich zwischen Halten
und Geduldeu armer Menschen, räderst Willen,
die zu Taten sich gesammelt hatten.
O — du zeigst dann irgendwelche Zauberspalten,
darin sie bescheiden ihren Hunger stillen,
Wartezellen für die Nimmersatten.

Ja . . . an Bäumen blieben die Gespräche hängen.
Tönen sie nicht — schon verzerrt — von dorten
uns entgegen? Klingt es nicht wie krankes Ächzen?
wenn die Kronen aneinander drängen,
sich den unverstand'nen Sinn von Menschenworten
mühsam, wie aus Rabenkehlen zuzukrächzen?

Tief verwandt, Melancholia, winkt die Schwester
deinem Nebelbild am Rand der Lichtung.
Spannt dein Mund zum Lächeln sich in stiller Feier,
warum bohrt dein Auge schmerzvoll sich in Richtung
eines ungeseh'nen Ziels? . . . Die Hand am Schleier
knotet auf und zu und schlingt ihn fester.

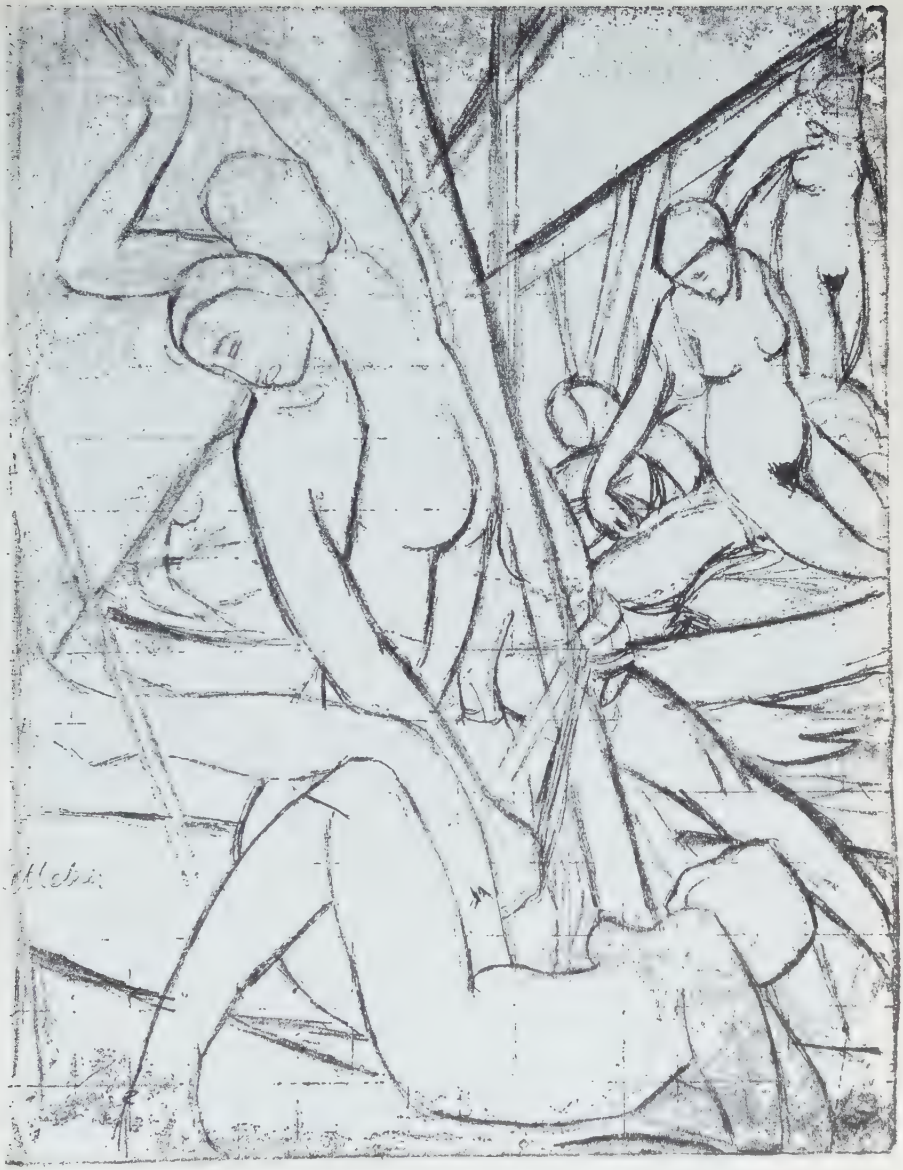
DER BRÄUTIGAM

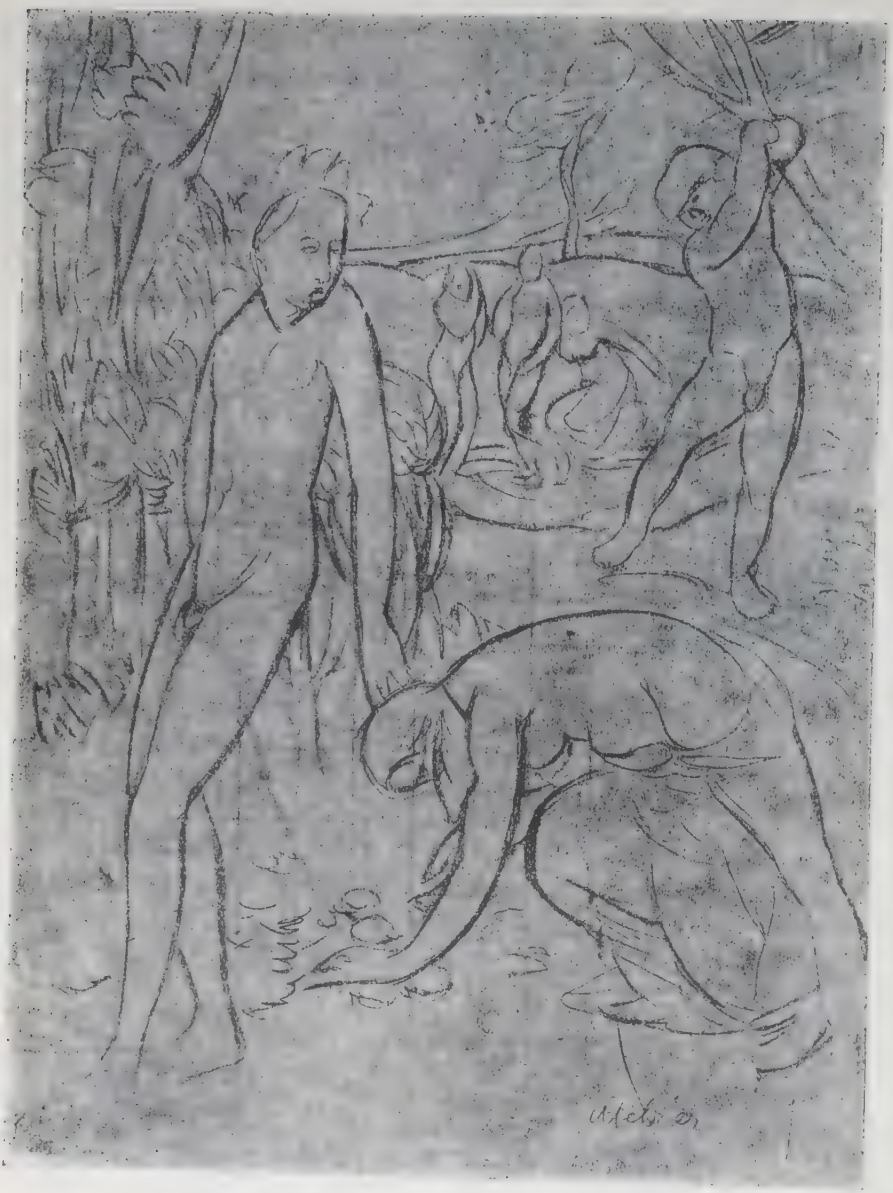
Einmal als Mann wirst endlich Du Ihr begegnen,
tiefblauer Glockenton, der Du von drüben Sie riefst.
Indessen wird ein Jahrtausend langsam in Tagen verregnen,
bevor, erzsprengend, der Ton im neuen Mantel Ihr naht.

Über den Höhen, im atemlosen Blinken der Nacht,
am windstillen Schlaf der Fluten im ruhenden Hafen
erkannte gläubig dich Eine vom scheuen Geschlecht
der Mädchen, die einsam, nur mit den Blumen geschlafen.

Endlich als Mann wirst Du zu Ihr singen,
kindheitsferner Ton, den Ihr Ohr so gesucht,
traumhaft vervielfacht, entsteigt Melodie Deinem Klingen,
in frommer Erwartung hat Sie jede Pause gebucht.

Du steigst dann hernieder, voll Erz noch, schon warm
vom gleichen Blute wie Sie, verwehrst Ihr weitere Schritte,
ergreifst Sie . . . Zärtlich berührt Ihr Haupt Deinen Arm,
nun weilt enträtselt Ungreifbares in ihrer Mitte.





HEINRICH LAUTENSACK:

DAS GELÜBDE

SCHAUSPIEL

IN VIER AUFZÜGEN

⟨Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt⟩

DRAMATIS PERSONAE

P. Burkhardus Schmitt, Guardian
P. Konradus Blumenstingl
P. Edmundus Feicht
P. Rochus Zitzelsperger
P. Bruno Pilstl
P. Oswaldus Scheibenzuber
P. Evaristus Ablaßmeier
P. Felix Graf ⟨Horst⟩ von Hilgartsberg
Gräfin Helmtrudis, seine Frau
Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti, Helmtrudis' Bruder
Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger
Hermine, dessen Frau
Justizrat Dr. Kreidle
Frater Max

Die Fratres Michael, Anian, Martin und Ludwig. Viel Batauer Bürger, Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwestern. Ein Zimmerkellner vom Batauer Wolf. Ein Postbote.

Der Bischof samt Geleite. Die Oberin des Nonnenklosters. Nonnen. Novizinnen. Die Eltern und die übrigen vier Brüder Helmtrudis' sowie noch einige Anverwandte.

Eine Arabertruppe auf dem Schub.

I. und II. Aufzug: Kapuzinerkloster Maria-Hilf bei Batau. III. Aufzug — vier Wochen später —: Hotel Batauer Wolf. IV. Aufzug — nach einem Jahr und zwei Tagen —: Frauenkloster Niedernburg Batau.

Das Spiel endigt kurz vor Ausbruch des Krieges.

ERSTER AUFZUG

Das Refektorium des Kapuzinerklosters zu Maria-Hilf.

Vorzeitiges elektrisches Licht, wo draußen noch Frühsommersonnenuntergang. Das Gebet nach dem Abendessen ist soeben beendet.

ERSTER AUFTRITT

P. Edmundus, P. Rochus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix, Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger, Frater Michael, Frater Anian, Frater Martin, Frater Ludwig.

(Die Fratres Michael, Anian, Martin und Ludwig stehen vom unteren Tischende auf und gehen hinaus, wobei sie ihre Eßgeräte, Speisenüberreste und Trinkgefäße gleich selber mitnehmen.)

ZWEITER AUFTRITT

P. Edmundus, P. Rochus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix, Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger. Bald darauf Frater Max.

(Hingegen die Herren PP. Edmundus, Rochus, Bruno, Oswaldus, Evaristus und Felix — streng nach ihrer Anziennität hergezählt und am oberen Tischende auch ebenso platziert — bleiben sitzen: der Herr Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger als Gast, welcher den für solche Fälle bestimmten Ehrenplatz einnimmt: zuoberst neben dem freilich noch unbesetzten Stuhl und unbenutzten Gedeck des Herrn P. Konradus, des Ältesten in der Rangfolge, der bisher irgendwie noch nicht Zeit zum Kommen gefunden hat.

Was den P. Guardian, den Pater superior anbetrifft, so ist der verreist, wie wir bald genug hören werden . . .)

Frater Max (tritt ein).

(Die vier Fratres vom ersten Auftritt, die in ihrem Gehaben bäuerischen Dienstboten nicht unähnlich schienen, sind, wie schon gesagt, nun glücklich sämtlich fort, als Frater Max mit einer Fülle frischen Stoffes anschwirrt und — bis auf das bereits erwähnte Gedeck des P. Konradus, welches zu verbleiben hat — all' die Teller und Schüsseln vom oberen Tischende abträgt.)

Frater Max (also wieder ab).

(Inzwischen brennen sich die Herren PP. — jeder vor seinem Bier — ein jeder sein Rauchzeug an: Zigarre oder Virginia und P. Evaristus sogar eine Pfeife, daß der Beschauer fürchtet, die vielen langen Bärte könnten in Feuer aufgehen . . . Einer

nur ausgenommen: der Herr Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger, der in dem Schweigen, welches herrscht, fühlt, daß er reden soll — und dabei doch völlig aus dem Konzept gebracht ist von dieser Kleinigkeit, nämlich, daß er seine Stinkadores im Mantel gelassen hat . . . Ach! und sein Mantel, der hängt weit entfernt von diesem Refektorium draußen im Sprechzimmer. — Endlich⟩:

Pfaffinger ⟨in einer Art Galgenhumor⟩: Also eh' die hochwürdigen Herrn Patres, die mir ja einfach einen jeden Wunsch bisher von den Augen abgelesen haben, allmählich stutzig werden und sich womöglich lang fragen, was ich denn eigentlich hätte oder noch besser was mir eigentlich fehlt — da meld' ich's lieber gleich selbst: ich hab' meine Zigarren draußen in mein'm Ulster stecken lassen!

P. Edmundus ⟨gibt mit diesen seinen Worten quasi das Signal — jedoch keineswegs belustigt, sondern mit tödlichem Ernst in jedem Ton seiner schwindelnd tiefen Baßstimme⟩: Aber Herr Bezirksgeometer — wenn's weiter nichts ist —! ⟨Und da sind sie ohne Ausnahme sämtlich bereit und präsentieren ihre meist dickgefüllten Etuis aus Leder, Pappe oder Bast, und wir konstatieren freundliche Anerbieten wie⟩: »Darf ich Ihnen eine offerieren —?« — »Woll'n Sie sich nicht bei mir bedienen —?« — »Entschuldigen Sie nur vielmals —!« — »Aber gerne, Herr Bezirksgeometer —!« ⟨Und P. Evaristus streckt seinen Tabaksbeutel entgegen und meint⟩: »Ich hol' Ihna meine andere Pfeif'n!«

Pfaffinger ⟨nimmt von dem ihm zunächst sitzenden P. Edmundus und wehrt dann die übrigen ab⟩: Sie sind wirklich zu liebenswürdig! — Danke, danke, i' dank schö' — i' bi' versorgt — ⟨Man bietet ihm von mehreren Seiten Feuer an, und da beeilt er sich denn mit dem Vorgenuß, den er sonst bei jedem neuen Glimmstengel möglichst lange auszukosten pflegt, und versichert unterm Anrauchen, wobei er mit den Lippen schmatzt wie ein kleines Kind⟩: Ich leide . . . sonst . . . absolut nicht an . . . Vergeßlichkeit . . . Aber heute bin ich in der Tat . . . aufgeregt . . . wie nur als junger Hochzeiter . . . ⟨Und da nun das Kraut brennt und schon um die Gewohnheit zu unterdrücken, es kennerisch auf seine Qualität zu taxieren⟩: Hab'n Sie, bitt gar schön, Nachsicht mit mir —

⟨Stille. Rauchen.⟩

P. Edmundus ⟨nach einem abgrundtiefen Räuspern⟩: Ich möchte Sie übrigens dringendst ersuchen, Herr Bezirksgeometer, sich unsertwegen absolut nicht zu inkommodieren —

Pfaffinger ⟨versteht nicht⟩.

P. Edmundus: Ich meine: falls es Ihnen — nach diesem unserm

Essen — irgendwie Erleichterung verschaffen könnte, so machen Sie sich's ruhig etwas bequem.

Pfaffinger: Ah so —! ⟨Aber er faßt es noch nicht.⟩

P. Edmundus: Ich will sagen: wir — wir haben keine Westen, die sich ein etwas öffnen lassen. Nichtsdestoweniger können wir das andern nachfühlen!

Pfaffinger ⟨möchte es immer noch nicht so recht für möglich halten. — Da hat er plötzlich eine Idee, und ohne sie im mindesten zu überlegen, sagt er⟩: Ich habe in der Klosterregel des heiligen Benedikt gelesen, daß alle etwa ankommenden Gäste von den Mönchen sollen so wie Christus aufgenommen werden. Das ist . . . wunderschön. Aber mir scheint, daß sich die Fremden, die in so ein Kloster kommen und das doch wissen müssen — daß sich die dann auch einigermaßen so wie Christus benehmen sollen, der ja in ihnen aufgenommen wird. — ⟨Fast ausbrechend⟩: Ich kann mir unsern Herrn und Heiland nun einmal nicht gut mit aufgesprungenen Westenknöpfen vorstellen —!

P. Evaristus ⟨samt seiner Pfeife — jung zwar, so doch gleichfalls, wenn auch ein wenig gemacht, baßtief⟩: Unsern Erlöser, der ein von seiner göttlichen Mutter gewirktes nahtloses Gewand getragen hat —!

Pfaffinger ⟨sofort wieder auf dem Quivive, zu P. Evaristus⟩: Sie meinen den heiligen Rock in Trier? — Ich hab' den heiligen Rock in Trier besucht! — Das ist freilich schon seine zwanzig Jahre her. — ⟨Zu P. Edmundus⟩: Aber jetz' kommt es mir fast so vor, als hätt' ich mit meiner Replik vorhin — — ja, grad, als wie wenn ich mit dieser meiner Replik vorhin den hochwürdigen Herrn Pater Edmundus widerwillens beleidigt hätt' —

P. Edmundus: Mich?

Pfaffinger ⟨dem P. Edmundus, den er übrigens am meisten in sein Herz geschlossen hat, fest in die Augen schauend⟩: Ja — Sie. — Und das tät' mir wahrhaft leid. — Denn jetz' fühl' ich erst, welche Liebe zu unserm Herrn und Heiland Sie manifestieren wollten, indem Sie mich aufforderten, ich solle es mir in ein etwas bequem machen —!

⟨Da aber wird recht wie aufs Stichwort, ohne daß P. Edmundus noch das geringste zu entgegnen vermöchte, die Tür aufgerissen und herein kommt P. Konradus. Sehr eilig.⟩

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. P. Konradus. Ab und zu Frater Max.

P. Konradus ⟨auf seinen Platz zu, als hätt' ihn ihm einer genommen⟩.

P. Edmundus ⟨zum Ankommenden⟩: Pater Konradus, erlaub'n Sie, daß ich Ihnen unsern lieben Gast, Herrn Bezirksgeometer Pfaffinger, vorstelle.

P. Konradus ⟨bezähmt. Mit einem Organ wie eine Riesenglocke⟩: Angenehm.

Pfaffinger ⟨der sich erhoben hat⟩: Ganz meinerseits.

P. Evaristus ⟨untergebenenhaft besorgt⟩: Bruder Konradus, weiß es der Maxl bereits?

P. Konradus: Ich danke dir, Bruder Evaristus. — ⟨Und dann richtet er, die Serviette entfaltend, eine Frage an alle, nur nicht an P. Edmundus⟩: Ist der Pater Guardian bereits zurückgekommen?

P. Bruno: Nein, lieber Bruder.

P. Oswaldus: Er könnt' auch kaum schon den Berg heroben sein, selbst wenn er mit dem Sieb'n-Uhr-Zug gekommen wäre.

⟨Da bringt der Maxl, Frater Max, den ersten Gang und verschwindet sogleich wieder.⟩

P. Konradus ⟨betet ein stilles Gebet erst und macht sich dann über sein Essen her⟩.

⟨Stille.⟩

P. Edmundus ⟨der mit P. Konradus seit Jahren schon — noch dazu in dieser Klosterenge — in Feindschaft lebt, welche aber seinerzeit von dem letzteren ausgegangen war⟩: Herr Bezirksgeometer Pfaffinger ist fest entschlossen, nicht nur in unsern Orden einzutreten, sondern auch noch mit dem Studium der Theologie zu beginnen und sich zum Priester weihen zu lassen.

P. Konradus ⟨zu Pfaffinger⟩: Darf ich fragen — verzeihen Sie, aber es läßt sich diese Erkundigung nicht gut umgehen — wie alt der Herr Bezirksgeometer sind?

Pfaffinger ⟨dem dies wirklich ganz und gar nicht unangenehm ist⟩: In dritthalb Monat'n — im August — werde ich zweiundsieb'nzig.

P. Konradus: War'n der Herr Bezirksgeometer — jemals — verheiratet?

Pfaffinger ⟨ziemlich belustigt⟩: Verheiratet? — Das bin ich sogar

gegenwärtig noch. ⟨Wieder ernster⟩: Aber meine Frau hat nichts gegen diesen meinen wohlüberlegten Schritt.

P. Konradus ⟨singend⟩: Dann ist vielleicht Ihre Frau Gemahlin noch recht jung an Jahren?

Pfaffinger ⟨strahlend über das ganze Gesicht vor Heiterkeit⟩: Nein, nein. Die ist sogar schon recht alt an Jahren! Ja. Die is' bereits zutiefst im kanonischen Alter!

P. Konradus ⟨nachdem er ein jedesmal bisher fehlgetroffen hat⟩: Nun, nun, man kann doch nie wissen. Ich dachte — vielleicht, daß eine unverhältnismäßige Altersungleichheit zwischen Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin —

Pfaffinger ⟨geht sofort über diese Taktlosigkeit hinweg⟩: Auf Jahr und Tag genau darf ich das Alter meiner Frau natürlich nicht verraten: das hat sie mir schon vor fünfundvierzig Jahren an unserm Hochzeitstag verboten. ⟨Er ist immer weiter vergnügt⟩: Ach ja.

⟨Doch da wendet sich P. Konradus wieder gänzlich seinem Essen zu. Futtert eine kleine Weile, was das Zeug hält, sodann schiebt er den Teller weit von sich und unterhält sich auf ein neues mit dem Gast.⟩

P. Evaristus ⟨der den Moment abgewartet hat, geht zur Tür, öffnet und ruft gedämpft hinaus⟩: Maxl —! ⟨Und begibt sich wieder an seinen Platz.⟩

Frater Max ⟨kommt auch bald darauf mit dem zweiten Gang⟩.

⟨Indessen⟩:

P. Konradus: Es ist absolut nicht gesagt, daß — so wie in Ihrem Fall — die Ablegung des Ordensgelübdes sowohl als auch der Empfang der Priesterweihe ein Ding der Unmöglichkeit wäre, nur weil eine Ehe noch besteht. Eine Ehe ist an sich kein Hindernis, bloß darf die Ausübung der ehelichen Freuden natürlich nicht fortgesetzt werden, denn diesem steht fortan ja das Keuschheitsgelübde entgegen, und ist überhaupt eine Trennung von Tisch und Bett notwendig. Ein jeder verheiratete Mann kann — aber nur mit ausdrücklichem Wissen und Willen seiner Ehegattin — in ein Kloster eintreten und auch das heilige Sakrament der Priesterweihe empfangen. Jedoch die Ehefrau selbst muß ihrerseits gleichfalls das Gelübde der Keuschheit ablegen oder wenigstens eine solche Garantie bieten, daß die förmliche Leistung des Keuschheitsgelübdes bei ihr nicht mehr erforderlich ist. Das heißt: befindet sich die Ehefrau da-

bei bereits in einem entsprechend hohen Alter ... in einer ausgesprochen hohen Anzahl von Lebensjahren, so glaubt man ihr auf ihre bloße Versicherung hin, und sie mag danach ruhig draußen in der Welt weiter leben. — Ich weiß nicht, ob Sie diese meine zarte Andeutung restlos verstehen ...

Pfaffinger ⟨eifrig⟩: Oh, gewiß! Freilich — freilich!

P. Konradus: Denn in einem solch hohen Alter besteht für die Frau ja absolut keine Gefahr mehr, wortbrüchig zu werden, und es wird mit gutem Grund angenommen, daß ihr die Erfüllung des Versprechens der Keuschheit — selbst in der Welt da draußen voller Verlockungen des Bösen — leicht fällt.

Pfaffinger ⟨noch immer eifrig, grad an seiner Zigarre saugend⟩: Mm —!

P. Konradus ⟨der fortwährend mit Tranchieren beschäftigt ist eines Geflügels, das wohl auch bereits das kanonische Alter hat⟩: ... Ein anderes ist es, wenn die Frau sich noch in einem jugendlichen Alter befindet. Da existieren Aussprüche von Aposteln und Kirchenvätern mehr als genug, ja, unser Herr und Heiland selber hat es einmal treffend gesagt: »Der Geist ist willig — aber das Fleisch ist schwach!« ⟨Und er schiebt plötzlich den Teller weit von sich und schmeißt noch dazu das Besteck hin: — ein Zeichen nebenbei für P. Evaristus, ähnlich wie vorhin den Maxl herbeizuzitieren.⟩ — Und so verlangt unsere heilige Kirche in diesem Fall, daß auch die Frau in ein Kloster geht — außer bei mehreren Kindern, wo eine Dispens eintreten kann — — aber sonst muß auch die Frau in ein Kloster und da bei ihrer Einkleidung eben dieselben feierlichen Ordensgelübde ablegen wie ihr Mann. — Ähnliche Bestimmungen weiß das Kirchenrecht, wenn der Mann etwa ohne Wissen und daher auch ohne Willen seiner Frau ins Kloster gegangen sein sollte.

Pfaffinger ⟨interessiert⟩: Ohne Wissen und Willen — ja, gibt es denn so etwas auch?

P. Konradus: Warum nicht? — Nehmen wir zum Beispiel einmal an, daß der liebe Bruder Felix —

P. Edmundus ⟨drohend⟩: Du —! Laß den »lieben Bruder Felix« —

P. Konradus: Doch nur ein angenommener Fall —

⟨Aber da kommt zum Glück Maxl, Frater Max, herein.⟩

P. Konradus ⟨mit unterdrücktem Zorn⟩: Ja, sag' amal, Maxl — soll

sich das amend auch noch a' Ess'n nennen dürf'n? — Haut und Knochen —!

Frater Max ‹eigensinnig›: Das kann vorkommen! Von den andern Herrn Patres hat gar keiner was gesagt! ‹Ausfallend›: Sowie unser hochwürdiger Herr Pater Guardian einmal einen Tag lang oder zwei nicht da ist, führt der Herr Pater Konradus das Regiment! ‹Er packt — schnippisch — die Schüssel und geht damit hinaus.›

‹Schier gleichzeitig›:

Pfaffinger ‹der natürlich durch die vorige fast offen-hämische Anspielung aufmerksam geworden ist, neugierig zu P. Edmundus›: Was ist es mit dem hochwürdigen Herrn Pater Felix?

P. Edmundus ‹packt ihn am Arm und drückt ihn›: Nichts, Herr Bezirksgeometer! Nix — wirklich nix! ‹Und nun, damit man über den kritischen Augenblick möglichst hinweggleite, stimmt er, mit seinem Kruge dabei an das Glas Pfaffingers anstoßend, die Frage an wie einen Gesang›: Lieber Herr Bezirksgeometer, wir sind alle ein bisserl neugierig ... Ist die Frage erlaubt, wieso Sie eigentlich dazu kommen, sich so spät noch derart von Ihrer Frau Gemahlin zu scheiden und lieber in ein Kloster zu gehen?

Pfaffinger: Sie haben ganz vergessen zu erwähnen, daß ich doch auch noch Theologie studieren will!

P. Edmundus: Nun ja —

Pfaffinger: Aber ich weiß schon, worauf Sie hinaus wollen —

P. Konradus: Nun?

Pfaffinger ‹langsam wiederholend›: Auf die Art mich so spät noch von meiner Frau zu scheiden. Ja, meine Herrn Patres, Sie kennen die Ehe doch alle nur aus der Theorie.

P. Konradus ‹nun soll ihm seine Lästerung doch noch glücken›: Ich bitte! Einer von uns — eben der Pater Felix — war, worauf ich vorhin bereits anspielen wollte — in der Tat verheiratet!

P. Edmundus ‹dem allen sogleich die Spitze abbrechend›: Jedoch hat er seine Frau bereits auf der Hochzeitsreise verloren. Bei einem großen Schiffsuntergang. Im Golf von Aden.

Pfaffinger ‹erschüttert›: Auf der Hochzeitsreise! Das tut mir leid.

‹Stille.›

Pfaffinger ‹jammernd›: Oh Gott, oh Gott —

‹Wieder Stille.›

Pfaffinger ⟨behutsam neubeginnend⟩: Also einer von Ihnen sogar einmal verheiratet gewesen. Wenn auch — barmherziger Himmel! — nicht allzu lang. — — Ich will also meine Behauptung von zuvor dahin formulieren, daß den geistlichen Herren — aus der Seelsorge zumal — wohl alle Konflikte einer Ehe geläufig sein mögen... Aber eine Ehe, meine hochwürdigen Herren — eine Ehe, die so ewig lange schon dauert, daß es überhaupt's keine Konflikte mehr gibt —? Dies gegen's Ende zu einfach völlig Stagnierende einer Ehe —? Wenn beide Teile durch den fortwährenden gegenseitigen Ausgleich endlich so »gut« geworden zu sein glauben, daß ihnen eine Weiterentwicklung zum Guten letztlich ganz und gar nimmer möglich scheint —! Meine hochwürdigen Herren Patres: an einer solchen Ehe kann Gott selbst keine Freude mehr haben! Da ist schließlich ein Kompromiß zustande gekommen — und der beruht auf Selbsttäuschung — und das nenn' ich Heuchelei. Philemon und Baucis: Sie kennen die beiden? Wohl: deren tragischer Untergang ist rührend, aber auch nur der! Sehen Sie, meine Herrn, schau'n S': meine Frau und ich sind beide durchaus gesund ... und so kann es noch ein Jahrzehnt und d'rüber dauern, bis Gott das eine von uns zweien zuerst abruft und jene letzte Sensation einer Ehe geschieht, nämlich, daß das eine mit einemmal nicht mehr da ist. Ich liebe meine Frau ... aber wie seit langem, ja wie seit ewig schon ganz gleichmäßig, in rein nichts mehr zu überbieten. Und das is' net gut, wie auf die Dauer nix gut ist, und so ist es besser, wenn ich mich von ihr trenne, denn das wird einen Abschiedsschmerz geben, und dann ... und dann werd' ich sie aus der Ferne mit einer Sehnsucht lieben, die die Nähe unmöglich kennt. Ja, ich hab' die glücklich machende Überzeugung, daß meine Frau und ich uns noch mehr lieben werden, wenn wir nicht mehr beisammen sein werden, und daß also auf die Art — auf unsere alten Tage! — doch noch eine Steigerung unserer Gefühle möglich sein wird ... ⟨Und er trinkt. D. h. er sucht seine Zuflucht beim Bier.⟩

Frater Max ⟨bringt einen neuen Gang⟩.

P. Konradus ⟨macht sich darüber her⟩.

Pfaffinger: ... Aber — ich seh's an Ihren Gesichtern, daß mich diese Gründe nicht einmal berechtigen, in ein Kloster einzutreten,

geschweige denn gar Priester zu werden! Nun denn: man spricht... man spöttelt in bezug auf mein Alter gern von einem Johannistrieb. Und es muß gewiß was Wahres dran sein an diesem Gerede und Gespött —: denn ich spür' ihn! Aber dieser Johannistrieb richtet sich in meinem speziellen Fall nicht auf eine Frau, sondern geradeaus auf Gott! — Ich — ich — ich liebe eben Gott mehr noch als wie meine Frau —! ⟨Er flüchtet nach diesem Bekenntnis wieder zum Bier. Aber er trinkt nicht, sondern er weint⟩: Ich kann nun einmal nichts Gott Wohlgefälliges darin erblicken, daß meine Frau und ich weiter so dumpf dahinleben wie schon seit meiner Pensionierung. Ich will vielmehr aufg'rüttelt wer'n! Ich will uns beide aufrütteln! — ⟨Er bekämpft sich⟩: Ich nehm' auch bereits lateinische Stunden bei unserm Herrn Benefiziat Obst ... ⟨Er lächelt⟩: Ich hab' mir's schwerer — viel schwerer vorg'stellt ... ⟨Er lacht fast⟩: Er braucht lang net soviel rote Tint'n, als er sich 'denkt hat, der Herr Benefiziat...

⟨Stille.
Dann tut

P. Rochus zum ersten Male vernehmlich den bärtigen Mund auf⟩: Eine Frage, die ich mir gestatten möchte: War'n der Herr Bezirksgeometer von jeher gut katholisch? Fromm und gewissenhaft gläubig? Sind Sie stets in die Kirche gegangen und haben um die österliche Zeit nicht nur aus Zwang gebeichtet? — Ich meine: ob nicht etwa erst recht spät aus Ihnen ein Paulus geworden ist? Etwa erst seit einem ganz bestimmten Datum: nämlich seit eben dem Tage Ihrer ... Pensionierung!? ⟨Aber nicht etwa Pangsionierung. Sondern diese Figuren sprechen sowas bayerisch aus: so wie's geschrieben steht...⟩

Pfaffinger: Das ehrt den Psychologen in Ihnen. ⟨Mit Heiterkeit⟩: Aber Sie dürfen ganz beruhigt sein, Hochwürden.

⟨Und nun wieder Stille.⟩

P. Felix ⟨eine Saite in ihm klingt an. Er erhebt sein Glas⟩: Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Bezirksgeometer. Sowie auf das fernere Wohlergehen auch Ihrer tapferen kleinen Frau. ⟨Er trinkt.⟩

Pfaffinger ⟨tut ihm — wortlos — Bescheid⟩.

P. Konradus: Sie haben nie Kinder gehabt, Herr Bezirksgeometer?

Pfaffinger: Einen einzigen Sohn, der nach dem Willen meiner

Frau Geistlicher werden sollte. Aber der ist, kaum daß er die niederen Weihen empfangen hatte, gestorben.

(Wieder eine Stille.)

Frater Max (kommt mit der Nachspeise und versieht dabei gleichzeitig ein jedesmal – das muß er schon so im Griff haben – die Anwesenden mit neuem Stoff). (Sodann):

Pfaffinger: Hochwürdiger Herr Pater Felix, ich möcht' Ihnen natürlich net weh tun. Also Sie brauchen mir nur ein einzig's Wörterl zu sag'n — und ich hör' sofort wieder damit auf. Es ist fast rein nur aus Mitgefühl, daß ich's frage, aber ich hab' vorhin einen Ort nennen hören — Sie haben Ihre liebe Frau verloren?

P. Felix (unterm Anrauchen einer frischen Virginia): Wir befanden uns auf der Hochzeitsreise. Ich war bayerischer Offizier. Es war am dreizehnten Tag unserer Ehe. Wir wollten — meine Frau war reich — eine Reise um die Welt machen. Von Genua aus. Ich hatte vom Re'ment einen halbjährigen Urlaub vor mir. Da — im Golf von Aden — verunglückte unser Schiff. Versank nach wenigen Minuten. Meine Frau befand sich mit andern Frauen zusammen in dem einzigen Rettungsboot, das klargemacht werden konnte. Es muß gekentert sein. Ich war von jeher ein guter Schwimmer. Aber in dem Sturm — Es stand später in allen Zeitungen, daß, abgesehen von zwei Matrosen, ich der einzige Überlebende war. Ich wachte an einer Klippe am Ufer auf. Quer über einem Balken liegend, der wohl meine Rettung bedeutet hatte. Unweit von mir ein Schwimmgürtel. Von dem Leder dieses Gürtels hab' ich zweieinhalb Tag' gelebt, wie der Hunger wiedergekommen war. — — Darf ich Ihnen eine Virginia anbieten?

Pfaffinger (schon aus Mitgefühl): Ich bin so frei. (Nimmt. Dann unterm Anrauchen): Also doch ... im Golf ... von Aden! — Ist das ein so gar gefährliches Wasser?

P. Felix: Ich weiß nicht ... Es war Sturm ...

Pfaffinger: Nämlich eben diese geographische Bezeichnung war mir so bekannt vorgekommen, schon gleich wie Herr Pater Edmundus es vorhin erzählt hat. — Ich hab' nämlich vorgestern und auch heute wieder — zweimal hintereinander — von einem großen Schiffsunglück in eben diesem Golf von Aden gelesen. Es ist aber kein Name

genannt. Weder vom Schiff, noch von der Frau, die vor acht Jahren damals davongekommen ist — und deren Rettung erst in diesen Tagen bekannt wurde.

P. Felix: Vor acht Jahren? — Nein. — Es war vor neun Jahren. — Und unser Schiff hieß Gloria.

Pfaffinger: So. — Dann muß es eben doch eine gefährliche Passage sein, wenn gleich ein Jahr darauf schon wieder ein solches Unglück —

P. Felix: Das Jahr darauf war ich bereits im Kloster. Aber das weiß ich genau — umso mehr, als ich zu der Zeit immer noch die Zeitungen gerade in bezug auf Schiffskatastrophen durchg'les'n hab' —, daß ein Jahr nach unserm Untergang kein Unglück in eben der Gegend stattgefunden hat.

Pfaffinger ⟨fast eigensinnig⟩: Ich hab's aber vorgestern in unserm Wolfacher Amts- und Wochenblatt g'les'n und noch lange mit meiner Frau darüber gesprochen. Und heute beim Aussteigen auf dem Batauer Bahnhof hab' ich mir eine hiesige Zeitung gekauft — — für den Fall, daß Sie's int'ressiert: ich hab das Blatt noch draußen in mein'm Ulster stecken! — Warten Sie, ich werd's hereinhol'n — ⟨Er steht auf.⟩

P. Felix: Vor acht Jahren — —

P. Edmundus ⟨verbirgt seine Angst, indem er zu P. Felix tritt und ihm dessen Grübeln und Besorgnis auszureden versucht⟩: Es kann verdruckt sein ... Oder der Herr Bezirksgeometer irrt sich amende doch ...

Pfaffinger: Das wer'n mer ja gleich seh'n!

P. Felix ⟨entschlossen⟩: Ich geh' mit Ihnen, Herr Bezirksgeometer!

⟨Die beiden — Pfaffinger und P. Felix — gehen hinaus.⟩

VIERTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne Pfaffinger und P. Felix.

⟨Nach einem kurzen Schweigen⟩:

P. Evaristus ⟨an seiner Pfeife stopfend⟩: Wie Pater Felix glei' mit 'raus rennt —!

P. Edmundus ⟨der, stehend, soeben getrunken hat, wild den Krug niedersetzend⟩: Wie die angeborene Falschheit und eingeschworene Gehässigkeit sogleich wieder ihre Glosse dazu machen muß —! ⟨Es treibt ihn

umher. Er wirbelt wie Laub im Herbst ... Und als P. Bruno auch noch leise hämisch lacht): Wenn der allmächtige Gott nur einmal ein Schiff voll von Euch übereinand' untergehen lassen möchte —!

PP. Evaristus, Bruno und Oswaldus: Hoho! — Holt stad a wengerl! — Bruder Konradus —! (Die Ausrufe der ersten beiden warnend, drohend, mutig, fast rauflustig, der letztere — von P. Oswaldus ausgestoßen — schier ängstlich, feige, hilfeflehend.)

P. Rochus (steht nun gleichfalls auf): Ich lasse mich nicht in euere Feindschaft mit hineinziehn! Ich schließe mich davon aus! — (Zu P. Edmundus): Umso unparteiischer aber kann ich Sie fragen, Pater Edmundus: Was haben Sie denn eigentlich? Wenn heut abend irgend nur das geringste vorgekommen wär', so müßte ich doch auch etwas davon gemerkt haben! Sie sind rein von dem bissel Gerede dieses absolut manischen Herrn Bezirksgeometers ja noch weit schlimmer aufgeregt als wie der Pater Felix selber! — Gewiß!

(Tut sich was darauf zugute, obwohl er's natürlich so gleichgültig ja verächtlich wie möglich vorzubringen sucht): Ich hab' diese Zeitungsnotiz übrigens bereits gelesen —

Alle: Wo?!

P. Rochus: In der heutigen Nachmittagsausgabe unserer Donau-Zeitung, zu deren gemeinsamen Lektüre wir heute abend nur noch nicht gekommen sind, indem wir diesen — ich wiederhole es! — diesen schlechtweg manischen Herrn Bezirksgeometer zu Gast haben! — Dort auf der Vorlese-Kanzel liegt das Blatt ja.

PP. Evaristus und Bruno (stürzen darauf hin, so daß P. Edmundus zu spät kommt, und tragen die Zeitung zu P. Konradus an den Tisch).

P. Evaristus: Wo steht's denn?

P. Rochus (während er sucht): »Irrfahrten eines weiblichen Odysseus«, so heißt's, glaube ich. — Vielleicht eine echte Zeitungsente. Kein Wort daran wahr. Nur rein aus den journalistischen Fingern gesogen. Ich erinnere mich vornehmlich deshalb — na, wo steht's denn glei' wieder? —, weil ich empört war, daß unser Zentrumsorgan sich nicht entblödet, etwas Derartiges seinen christkatholischen Lesern — Halt! Da steht's! »Irrfahrten eines —«

P. Evaristus: »Irrfahrten eines weiblichen Odysseus —«

P. Bruno (zu gleicher Zeit mit) P. Evaristus: »Bei einem großen Schiffsunglück vor nunmehr acht Jahren im Golf von Aden —«

P. Konradus (mißbilligend): Na na na!

P. Bruno (nimmt die Zeitung an sich. Fängt noch einmal von vorne an vorzulesen und begibt sich dabei mehr und mehr auf die Vorlese-Kanzel):

»Irrfahrten eines weiblichen Odysseus.

Bei einem großen Schiffsunglück vor nunmehr acht Jahren im Golf von Aden, wobei die gesamte Besatzung sowie die sämtlichen Passagiere ums Leben kamen, wurde — wie sich jetzt erst herausstellte — eine junge Frau, die sich noch dazu gerade auf ihrer Hochzeitsreise befand (diesen kleinen Relativsatz liest er mit immer größerem Erstaunen, und ein paar Mönche wiederholen ihn!) wohl als einzige Überlebende an die arabische Küste ausgeworfen und von einem wilden, dort gerade umherstreifenden Araberstamm nach dem Lande Hadramaut und von da bis in die Sandwüste Roba al Chali gewaltsam verschleppt. (Wieder werden Worte wie »Araberstamm« und »gewaltsam verschleppt« wiederholt und klingen wie schadenfrohe Echos.) Und zwar wanderte die junge Frau, die nebenbei bemerkt eine Deutsche war, auf diesem Wege von Stamm zu Stamm, indem immer ein Scheik sie dem andern zum Geschenk machte. Bis sie endlich Gnade in den Augen eines dieser braunen Wüstensöhne fand. Nach langen, langen Bemühungen gelang es der Bedauernswerten, den deutschen Konsul in Aden zu benachrichtigen, der sofort bei der türkischen Regierung energische Schritte zu ihrer Auslieferung tat. Aber hatten sie so viele andere arabische Scheiks vorher nicht geschenkt gemocht, sondern sie immer wieder an den Nächsten zum Präsent gemacht, so forderte dieser Letztere nun ein ungeheures Lösegeld, indem er pro Haar auf dem Haupte der Frau einen wohlgezählten türkischen Piaster verlangte. — Wie wir erfahren, befindet sich die junge Frau nun nach ihrer jahrelangen Odyssee glücklich auf dem Wege nach ihrer Heimat . . .«

P. Edmundus: Unglaublich —!

P. Rochus (eifernd): Ja — nicht wahr? — wie das Zentrumsblatt sich nicht entblödet, eine solche Boccaccio-Decamerone-Geschichte dem christkatholischen Leser vorzusetzen —!

PP. Evaristus, Bruno und Oswaldus (feixen, bis ihre hämische Vergnügtheit in lautes Lachen übergeht. Da öffnet sich die Türe und alles ist sofort mäuschenstill. Aber es ist vorläufig nur Maxl, der da hereintritt. Und erst hinter diesem zeigen sich Pfaffinger und P. Felix).

FÜNFTER AUFTRITT

Die Vorigen. Frater Max. P. Felix. Pfaffinger.

Frater Max ⟨tritt – aufgeregt – herein⟩: Der Herr Pater Guardian ist soeben angekommen! ⟨Mit leeren Gefäßen wieder ab.⟩

Pfaffinger ⟨mit einer gefüllten Tüte⟩: So. Jetzt darf ich mich aber bei den hochwürdigen Herren Patres wohl endlich revanchieren? ⟨Und er bietet Zigarren an.⟩

P. Felix ⟨ist gleichfalls eingetreten⟩.

P. Edmundus ⟨sogleich auf ihn zu⟩: Bruder Felix, was sagst du zu dieser Notiz in der heutigen Nachmittagsausgabe der Donau-Zeitung?

P. Felix ⟨verbirgt das von draußen mitgebrachte Blatt im Ärmel. – Er ist seltsam blaß, soweit das Gesicht nicht durch den Vollbart bedeckt ist⟩: Es ist alles so ungewiß gehalten.

P. Edmundus: Aber die Erwähnung der Tatsache, daß die Frau auf der Hochzeitsreise begriffen war?

P. Felix: Das kann ja auch eine frivole dichterische Freiheit des raffinierten Feuilletonisten sein!

P. Edmundus ⟨mit einem plötzlichen Einfall⟩: Befanden sich außer euch etwa noch hochzeitsreisende Passagiere an Bord?

P. Felix ⟨schüttelt stumm mit dem Kopf⟩.

P. Evaristus: Wieviel ist ein türkischer Piaster in deutschem Geld?

P. Bruno: Frag' doch lieber, wieviel eine junge Frau — noch dazu auf ihrer Hochzeitsreise — Haare auf dem Kopfe trägt?

P. Felix ⟨mit Absicht ein wenig laut⟩: Die Wahrscheinlichkeit, daß es sich um meine Frau handeln könnte, ist deshalb gleich Null, weil ich doch — auf dem Wege über meine Schwiegereltern — eher etwas von allem erfahren hätte als wie diese Korrespondenz ⟨er deutet auf das andere, noch herumliegende Zeitungsexemplar⟩, die diese Provinzblättchen versorgt!

P. Edmundus: Das kannst du nun auch wieder nicht behaupten —

P. Felix ⟨stutzt⟩: Wieso?

P. Edmundus: Sogar angenommen, deine Schwiegereltern hätten dich seit Monaten mit Telegrammen und Briefen bombardiert — wer sagt dir denn, ob nicht unser Pater Guardian von der allerersten Zeile an von unserm Pater Provinzial aus strengste Weisung hatte, es dir vorzuenthalten? — Das ist . . . die Klausur! — Wissen die

Eltern deiner Frau überhaupt, daß du längst nicht mehr in München bist, sondern hierher auf Maria-Hilf versetzt?

P. Felix: Das wissen sie . . . nicht! — Von mir aus wenigstens nicht!

P. Edmundus ⟨wenn auch sehr schweren Herzens⟩: Na also! — Und vielleicht war der Pater Guardian gar deinetwegen die drei Tag' in München!

P. Felix ⟨steht eine Weile völlig unschlüssig⟩.

P. Edmundus ⟨liebevoll drängend⟩: Wir wollen noch ein bisserl im Garten drunten auf und abgehn. — Komm!

P. Felix ⟨entschlossen⟩: Ich will zum Pater Guardian. — Er ist doch zurück —?

P. Edmundus: Der Pater Guardian wird müde von der Reise sein, daß er nicht von selber längst herein'kommen is'.

P. Oswaldus ⟨der seit mehreren Minuten schon den Zeitungsartikel brockenweise ein zweites Mal vorliest, erhebt seine Stimme, als er eben bei dieser Stelle anlangt⟩: »Aber hatten sie so viele andere arabische Scheiks vorher nicht geschenkt gemocht . . .« Hm. Sollte die Frau so abscheulich sein oder was —?

P. Konradus: Nein. Aber standhaft war sie wohl, solange es irgend ging. Standhaft zur Wehr wird sie sich g'setzt hab'n, so daß keiner mit ihr so recht was anz'fangen g'wußt hat und sie einer um den andern, schließlich überdrüssig geworden, immer an den nächsten weiter zum Präsent machte.

⟨Er sprach das anscheinend harmlos. Sogar mit einem gewissen Ernst, ja Pathos. Wofür ihm die andern mit unterdrücktem Lachen danken.⟩

P. Edmundus ⟨zu P. Felix⟩: Komm' doch!

P. Felix ⟨reißt sich zusammen, soldatisch fast, und dann gemacht laut⟩: Gute Nacht, Herr Bezirksgeometer. Bis morgen früh. Schlafen Sie gut. Und — — träumen Sie ein wengerl von Ihrer Frau!

Pfaffinger ⟨steht auf. Ergreift P. Felix' Hand und hält sie sehr fest. Wie ein Ertrinkender⟩: Sie sind so gut zu mir g'wes'n. Und jetz' hab' ich eine solche Unruhe über Sie bringen müssen!

P. Felix: Hat nichts zu sagen, Herr Bezirksgeometer. Nein — wirklich!

Pfaffinger: Hat doch etwas zu sagen, Hochwürden Herr Pater

Felix! — Denn schon der Gedanke daran — und wenn's hundertmal die Frau von einem ganz andern ist und gar nicht Ihre eigene! — aber schon der Gedanke daran: unter Muselmännern! — Unter Muselmännern!! — In deren Augen ein jedes weibliche Wesen ein Mensch zweiter Klasse ist! Dabei vermag sich so ein Mohammedaner sein Paradies hinwiederum überhaupt nicht anders vorzustellen als voll lauter holdseliger Huris! Voll Huris! Was ist das doch für ein Widerspruch!

P. Felix ⟨macht's kurz⟩: Nun also — gute Nacht!

P. Edmundus: Gu' Nacht, Herr Bezirksgeometer!

P. Edmundus und P. Felix ⟨ab⟩.

⟨Stille.⟩

Pfaffinger: Na? Dann werd' ich mich eben auch dem heidnischen Morpheus in die Arme werfen. ⟨Zu sich selber. Schon mehr im Schlaf.⟩

P. Oswaldus ⟨ausbrechend⟩: Lieber — lieber — lieber säh' ich ihn gradaus morgen in aller Früh' schon als Heiligen Vater auf St. Petri Stuhl in Rom — eh' ich ihm das vergönnen möcht' — eh' ich ihm das vergönn' — —

⟨Vorhang.⟩

ZWEITER AUFZUG

Das Amtszimmer des Pater Guardian.

Regale voll Akten und Büchern. Betstuhl. Heiligenbilder. Schreibmaschine und Telephon.

Vormittagssonne, von welcher der diesem Maria-Hilf gegenüberliegende St. Georgsberg mit der Straffeste Oberhaus erglänzt.

ERSTER AUFTRITT

PP. Burkhardus Guardian und Edmundus. Gegen Ende: Frater Max.

P. Guardian ‹der soeben zum vierten Male eine telephonische Verbindung mit dem Hotel Batauer Wolf anstrengte, mit dem Amt sprechend›: Wie? ‹Aber dann nicht im mindesten wütend. Vielmehr mit einer wahren Engelsgeduld›: So? Besetzt!

P. Edmundus ‹sitzt in einer Ecke und liest sein Brevier›.

P. Guardian ‹sein Auf- und Abgehen fortsetzend und dabei weitererzählend... So recht von einer Reise zurück. Voll noch von seinen Erlebnissen›: Dieses Innerarabien ist bis auf den heutigen Tag noch völlig unerforscht. So war unserm lieben Bruder Felix seine Frau Gemahlin also der erste Europäer, der den Fuß aus diesem dunkelsten aller Erdteile ... glücklich ... glücklich wieder herausgesetzt hat. Denn auf ähnliche Art und Weise gewaltsam hineinverschleppt worden zu sein: dieses Schicksal mögen bereits vor ihr welche erlitten haben. — Bei dem letzten arabischen Stamm, bei dem sie an die dreieinhalb Jahr' aufgehalten war, hat sie übrigens etwas wie die Würde eines weiblichen Scheiks bekleidet. Bloß, daß sie außerdem eben auch nur wieder »die weiße Trophäe« war, wie sie sie nannten, und welchen Namen ein Stamm vom andern mit ihr übernommen hatte.

P. Edmundus ‹aber weiterlesend›: »Die weiße Trophäe«?

P. Guardian: »Die weiße Trophäe«. Ja. Dabei ... dabei ist sie nach unsern abendländischen Begriffen heute noch so braun wie Bronze! Alles, was ihr gestern abend in der Zeitung über sie gelesen habt, ist auf das parteipolitischste entstellt. Sie hat sich gestern, wie wir zusammen von Alt-Oetting hieherfuhren, noch maßlos darüber geärgert. Als ob sie nur ein — wenn auch recht widerhaariger — aber eben doch nur ein ... ein ... ein ... ein Betthase gewesen wäre —! Sie: die Generalmajorstochter — geborene von Ruchti —

verehelichte Gräfin von Hilgartsberg —! Natürlich hatte sie auch — milde ausgedrückt — Haremspflichten. Haremspflichten.

P. Edmundus ⟨aber weiterlesend⟩: Haremspflichten!

P. Guardian: Haremspflichten. — Das hinderte aber nicht, daß die braunen Burschen sie gleichzeitig als einen weiblichen Bismarck oder Cecil Rhodes verehrten! Und gerade deshalb, weil sie unter jenen ewig kriegerischen Leuten von moderner Strategie sowohl etwas verstand, als auch in Friedenszeiten ein wenig staatsreformatorisch zu wirken versuchte: eben deshalb hat der letztere Häuptling dann auch ein so rasendes Lösegeld verlangt. Und siehst du: weil diese Tatsache auch unsern deutschen, bislang ja noch gemäßigten Frauenrechtlerinnen einiges Wasser auf ihre Mühle sein könnte, darum haben die Zeitungen das alles völlig totgeschwiegen und verbreiten lieber diese einzig und allein nach einem arabischen Haremszelt duftende Geschichte! ⟨Wütend⟩: Dieses ... dieses Märchen aus ... aus — grob gerechnet — dreitausendundeiner Nacht! — Das Regierungsorgan, die Bayerische Staatszeitung, hat diese Legende am allerersten aufgetischt ... und so drucken's natürlich selbst auch unsere Zentrumsblattl'n nach! ⟨Stehenbleibend⟩: Aber i' glaub gar, du liest in dein'm Brevier, während i' dir das all's erzähl' —?

P. Edmundus ⟨ohne aufzusehen⟩: Ich lese den für heute bestimmten Abschnitt aus unserer Kirchengeschichte. — Das ... das ... das verleiht mir immerhin ein wenig Gegengewicht!

P. Guardian ⟨stark akzentuierend⟩: Sie hat es mir selber erzählt: »Als der Scheik einsah, daß nichts mich mehr bei ihnen halten könnte ... als es mir nach unsäglichen Anstrengungen gelungen war, über den deutschen Konsul in Aden die türkische Regierung zu benachrichtigen und endlich, endlich die Unterhandlungen eingeleitet wurden —: da forderten sie das Lösegeld in einer solchen nicht auszudenkenden Höhe, um mir auf ihre Art zu beweisen, wie unendlich wert ich ihnen geworden war!« Eine echt morgenländische Auffassung von Kavaliertum! Aber das war dann wieder nicht unsympathisch von den Herren Muselmännern: als endlich der eine von den fünf Brüdern der Gräfin mit nur einem einzigen Regierungsvertreter in seiner aus eigenen Mitteln zusammengeworbenen, ziemlich militärischen Karawane ankam, um seine Schwester abzuholen, da wollten die Wüsten-

söhne nicht einmal eine Summe in einer Höhe von ihm annehmen, wie man sie für eine dreieinhalbjährige Pension hier bei uns im Okzident selbst in jeder kleineren Stadt überall hätte bezahlen müssen! Im Gegenteil: man überhäufte die Scheidende mit Abschiedsgeschenken, und sie schleppte wohl zwanzigmal mehr Gepäck mit in ihre Heimat, als sie einst auf ihre ausgedehnte Hochzeitsreise um die ganze Welt mitgenommen hatte! Wenn man ihren eigenen Angaben glauben will, — und sie will ja auch das meiste Mitgebrachte bayerischen Museen überweisen, — so muß ihr Zug dann zurück durch die Wüste annähernd dem der Königin von Saba geglichen haben! ⟨Und da aber geht er ans Telephon und läutet, und es meldet sich auch sofort das Amt⟩: Bitte schön... Vielleicht gelingt's uns jetzt endlich, zum fünften Male... Ich möchte die Nummer vom Hotel Batauer Wolf... Numero sieb'nzehn, ganz recht ... Es wird nämlich nachgerade äußerst dringend ...

⟨Stille. Dann⟩:

P. Guardian: Wie? — Also ... is' dort der Batauer Wolf? — Hier Pater Guardian vom Kloster Maria-Hilf. Ich möchte die gnädigste Frau Gräfin von Hilgartsberg sprechen. Ja — ja — eben die Dame, die ich gestern abend zu Ihnen ins Hotel 'bracht hab'. Ist sie schon auf? Nun, das will ich meinen! Ich danke schön — ja, ja — ich warte hier solange am Apparat —

⟨Wieder Stille.⟩

P. Guardian: Weißt du net, ob dieser alte Herr Bezirksgeometer Pfaffinger bereits aufg'stand'n is'?

P. Edmundus ⟨immer weiterlesend⟩: Nein ...

P. Guardian ⟨behält den Hörer am Ohr, aber bedeckt die Sprechmuschel mit der Hand. Und unwillkürlich leiser als zuvor⟩: Ihr erster Gang, kaum daß sie mit ihrem Bruder in München bei ihren Eltern angekommen war ... ihr allererster Gang war ... zum Zahnarzt —! Das glitzt nur so von lauter Goldplomben in ihrem Mund! — Ich weiß das von ihrem Bruder, der gestern mit in Alt-Oetting g'wes'n is', daß sie nicht eher unter die Leute — ja, nicht einmal zu ihren nächsten Verwandten zu bringen war, als bis daß ihr Gebiß wieder tadellos in Ordnung — ⟨Er horcht.⟩

P. Edmundus ⟨unterm Lesen⟩: Schönheitspflege ...

P. Guardian ⟨eifrig⟩: Sie ist schön! Wie ich sie zum erstenmal sah, da dacht' ich: den Mund voller lauter Goldklümpchen hätte ihr wohl einer ihrer arabischen Häuptlinge — und sei's unter Anwendung von Gewalt! — anfertigen lassen. — Na ja — mir war doch so, als hätt' ich einmal gelesen, daß sich schon die alten Ägypter auf die Kunst des Zahnplombierens verstanden hätten — ⟨Er horcht wieder.⟩

P. Edmundus ⟨lächelt⟩: Hm. ⟨Aber liest weiter.⟩

P. Guardian: In unserm Kloster in München, in das unser lieber Bruder Felix seinerzeit eingetreten ist, da ist die Gräfin vergangenen Samstag in Begleitung eines Gerichtsvollziehers erschienen — ⟨Aber da muß er rasch die vorhaltende Hand von der Sprechmuschel nehmen⟩: Ja, hier Pater Guardian. — Gnädigste Frau Gräfin selbst? — Guten Morgen, gnädigste Frau Gräfin! Wie steht Ihr wertes Befinden? ⟨Mitfühlend⟩: Das kann ich sehr wohl verstehen! Wie? ⟨Nickend⟩: Ja, ich lasse Ihren Herrn Gemahl zu mir kommen, sowie er fertig mit Messelesen ist. ⟨Geläut draußen⟩: Soeben läutet's bereits heilige Wandlung. ⟨Er bekreuzigt sich und schlägt dreimal an die Brust. P. Edmundus übrigens desgleichen. — Sodann⟩: Können gnädigste Frau Gräfin das Glockenzeichen nicht durch den Draht hindurch hören? ⟨Bedauernd⟩: Ach ja, hier sind ja die Fenster zu. ⟨Schüttelnd⟩: Nein, nein, Ihr Herr Gemahl weiß noch von nichts. Nein. ⟨Freudig billigend⟩: Das will ich meinen! Also — bitte — bitte sehr — ich bitte recht sehr — — auf Wiedersehen. ⟨Er horcht noch etwas und sagt dann, eh' er den Hörer abnimmt und anhängt⟩: Schluß ...

⟨Wieder kurzes Geläute. Die beiden schlagen wieder dreimal an die Brust und bekreuzigen sich.⟩

P. Edmundus ⟨zutiefst von innen heraus und aufstehend dabei⟩: Ich bin seinerzeit beim Bruder Felix seinem ersten heiligen Meßopfer dabei-g'wes'n ... ich wär' zu gern auch bei diesem seinem — seinem letzten zugegeng'wes'n —!

P. Guardian ⟨mit Bestimmtheit⟩: Ich habe dich dazu ausersehen, Bruder Edmundus, die Gräfin zu empfangen. Sie hat mir übrigens grad g'sagt, es wäre nicht eins von den beiden Mietsautos, die's drunten in der Stadt gibt, aufzutreiben. Sie will mit einem Zweispänner heraufkommen.

P. Edmundus ⟨in der Nähe eines Fensters⟩: Aber ... was hast du

g'sagt? Sie wär' in unserm Münchener Kloster in Begleitung eines Gerichtsvollziehers —?

P. Guardian: Ja. — ⟨Lustig⟩: Aber — wohlgemerkt — erst, nachdem sie sich die Zähne vollständig plombieren hatte lassen! ⟨Wieder ernster⟩: Nun — als das überhaupt erste Lebenszeichen von da drunten irgendwie durch den deutschen Konsul oder was weiß ich zu ihren Eltern nach München gelangte, da erfuhren wir vom Kloster noch kein Sterbenswörterl von allem. Und der Bruder der Gräfin befand sich längst schon in Konstantinopel oder wo, als der Herr Generalmajor es endlich für notwendig erachtete, ein paar wenige Zeilen an seinen Schwiegersohn zu richten, die man aber unsererseits für eine pure Mystifikation gehalten hat. Eine sehr ... sehr geraume Zeit darauf kamen Telegramme von der Gräfin selbst von da drunten irgendwo an ihren Mann per Adresse Kapuzinerkloster München — und diese Depeschen beförderte der Herr Pater Guardian in München sogleich an den Pater Provinzial in Alt-Oetting. Kurz und gut: nachdem all die Depeschiererei nichts gefruchtet hatte und selbst dann noch nicht die mindeste Antwort vorlag, als die Gräfin bereits in München eingetroffen war — da ging sie von ihrer letzten Sitzung beim Zahnarzt stante pede zu Gericht. Sie beantragte eine Feststellungsklage gegen unsern Orden, eine Klage auf Wiederherstellung der Ehe gegen ihren Gemahl, und drängte auf — zumindest — eine einstweilige Verfügung. Und da sie ja erstens einmal eine nicht einmal so weit entfernte Nichte des bayerischen Justizministers ist und zweitens niemand von unserm Orden auf eine noch so eilige Ladung reagiert hatte, so führte man irgendeinen gänzlich überflüssigen Gerichtsbeschluß herbei und gab ihr obendrein noch einen Gerichtsvollzieher mit auf den Weg. Sie dachte übrigens, noch als sie in Neu-Oetting ankam, ihr Mann würde von unsern Oberen irgendwie mittelalterlich festgehalten ... umso größer war ihre Verwunderung, wie ich ihr sogleich auf'm Bahnhof g'sagt hab: ‚Er weiß überhaupt no' vo' nix!'

P. Edmundus: Seit wann ... weißt du davon?

P. Guardian ⟨lächelnd⟩: Seit ... dreizehn Monaten!

P. Edmundus ⟨soviel wie möglich an sich haltend⟩: Das is' wahrhaftig ein Stück Mittelalter von euch g'wes'n, die Klausur in bezug auf

solche Briefe oder Depeschen so peinlich streng gehandhabt zu wissen —

P. Guardian: Der Pater Provinzial wollte — und das war sein gutes Recht! — den Lebend-Beweis angetreten sehen ... das heißt: die Gräfin sollte mit leicht zu beschaffenden Papieren selbst kommen, und dann hätte sie ihren Mann in derselbigen Viertelstunde in aller Güte ausgeliefert erhalten! Und außerdem hab'n wir unsern lieben Bruder Felix auf die Art vor einem langen, bangen Herwarten verschont — bis er eben vor der vollendeten Tatsache zu stehen vermag!

P. Edmundus: Ich glaub' aber eher, daß sich Bruder Felix lieber langsam darauf vorbereitet hätte —

P. Guardian: Nein! Sondern der wär' auf die erste unverbürgteste Nachricht hin mit dem nächsten Blitzzug nach der Türkei 'nunterg'saust — wie du auch in seinem Fall — und so wie ich — und wie ein jeder! — So lebte er in seinem Gottesfrieden weiter... bis sie nun kommt und sich'n holt... Ich dachte übrigens, sie wäre unbeschreiblich glücklich darüber, daß sich alles derart gefügt hat, daß sie ihren Mann die ganzen neun Jahre über als in einem Kloster aufg'hob'n g'wes'n vorfindet. Wo sie ihn doch überhaupt's tot glauben mußte, bis ihr Bruder mit der Freudenbotschaft kam: er lebt! Aber mir scheint im Gegenteil, wie wenn's ihr lieber g'wes'n wär', er hätt' sich ... ein zweit's Mal verheiratet. Na ja — unberechenbar wie so Frauen eben sind...

P. Edmundus ⟨denkt erst über das Gehörte nach. Dann⟩: Ich glaub', ich kann's versteh'n —

P. Guardian ⟨überrascht⟩: Was?

P. Edmundus: Nun, eben dieses Wunschgefühl ihrerseits, daß ihr Mann annähernd so etwas erlebt haben möchte, als wie sie selber zur Genüge und über Genüge durchgemacht hat. Sie möchte lieber, daß ihr Mann wenigstens einmal mit einer andern verheiratet g'wes'n wär — wo sie, wenn auch gezwungenermaßen, mit so viel andern Männern —. ⟨Er befreit sich von dem Gedanken⟩: Jede zweite Ehe ihres Mannes, denkt sie, wär' ja in dem Augenblick doch ungültig, in welchem sie als erste Frau wieder auf der Bildfläche erscheint.

P. Guardian: Aber ... aber ... und wenn sie mit ganz Arabien

in dieser Zwischenzeit — gezwungenermaßen! — etwas g'habt hätt', so wäre das immer doch nur purste force majeure g'wes'n, und ihre Ehe würde vor jedem deutschen Richter nichtsdestoweniger als immer noch zu Recht bestehend anerkannt werden — über diesen Punkt hat sie sich wohlweislich ebenfalls zuvor genau erkundigt!

P. Edmundus: Immerhin ergibt sich für mich daraus, daß sie ein lebendigeres Gefühl für diesen Zwiespalt hat, als wie der Richter, der nach dem toten Buchstaben des Gesetzes urteilt: sie fühlt sich schuldiger, als wie sie die Meinung aller andern hält!

Frater Max ⟨tritt ein. Unter Glockengeläute⟩: Die Messe ist aus.

P. Guardian: Hast du's ihm schon ausg'richt't?

Frater Max: Herr Pater Felix geht soeben in die Sakristei.

P. Guardian: Dann aber lauf', Max!

Frater Max ⟨ab⟩.

P. Guardian: Ja also — — lieber Bruder Edmundus, du begibst dich am g'scheit'sten sogleich auf dein'n Beobachtungsposten. Kannst ruhig auch dort dein Brevier weiterles'n. Und — sowie du den ersten Zweispänner die Straß'n herauf erblickst ... ein Auto, hat sie g'sagt, war ja nicht aufzutreib'n ... ⟨Er geht mit P. Edmundus zum andern — bisher noch nicht benutzten — Ausgang.⟩ Wie g'sagt: der erste Einspänner — oder Zweispänner ... ⟨Sie sind an der Tür.⟩ Bruder Edmundus, tut's dir denn gar so sehr weh, deinen Freund Felix verlieren zu müssen?

P. Edmundus ⟨steht im Rahmen der Tür — in der Richtung zum Ausgang — also mit dem Rücken zum Zuschauer. Er antwortet nicht. Aber da zucken seine Schultern ein paarmal, und man hört ein leises Schluchzen — nur ein einziges — und er faßt nach der Hand des P. Guardian und drückt sie fest, ohne sich noch einmal umzukehren, und geht hinaus⟩.

ZWEITER AUFTRITT

P. Guardian. Bald darauf: P. Felix. Zwischenein: Frater Max.

P. Guardian ⟨ist zu einem Betstuhl gegangen, der auch hierherinnen nicht fehlen mag, und hat sich hingekniet und wirkt nun, wie er ein stilles Gebet mit hochgefalteten Händen betet, wie die Abbildung eines Klosterheiligen. Doch da hört er etwen kommen und steht auf⟩.

Frater Max ⟨erscheint mit Kaffee in schönem Porzellan, mit Brötchen, Butter, Honig und Marmelade. Stellt's auf einen Nebentisch und sagt⟩: Ich hab' Frater Michael nach der Sakristei geschickt. ⟨Und geht wieder.⟩

P. Guardian ⟨dem es jetzt erst einfällt, nach noch etwas zu fragen, ruft nach⟩: Max! ⟨Aber er resigniert eigentlich unterm Rufen schon. Und in der Tat: er bleibt ungehört.⟩

⟨Stille.⟩

P. Felix ⟨tritt ein⟩.

P. Guardian ⟨schneidet ihm jede Anrede ab⟩: Hast du nix g'hört — ist der Bezirksgeometer Pfaffinger schon aufg'stand'n? ⟨Und geht ihm nun entgegen und gibt ihm die Hand⟩: Ja also — du sollst dein'n Kaffee hier bei mir trink'n. ⟨Und beinah' führt er ihn wie einen Knaben zum Nebentisch⟩: So . . .

P. Felix ⟨setzt sich aber nicht, sondern gießt sich stehend Kaffee aus der Kanne in die Tasse und tut auch weder Milch noch Zucker dazu, sondern trinkt das so heiß wie es ist in einem einzigen Zuge aus. — Sodann⟩: Du hast . . . diese Nachricht da in'n Zeitungen . . . natürlich ebenfalls bereits g'les'n?

P. Guardian: Schon vorgestern. In Alt-Oetting. Aber genau die gleiche Notiz. Sie geht durch alle möglichen Blätter.

P. Felix: Und . . . amüsiert . . . ! Was? Anders, als wie nur eine bloße Anekdote. Sie geht einen irgendwie an, meint man, nicht? Man wird wider Willen irgendwie mit hineingezogen, ja? Eben sehr g'schickt g'macht, net wahr? Oder . . . oder hast du dem Zeugs etwa auch nur einen Aug'nblick weitere . . . na ja, auf mich bezügliche Bedeutung beig'legt?

P. Guardian: I' hab's selbst net g'fund'n. I' bi' eig'ns drauf hi'g'wies'n wor'n. Durch Pater Willibald — Auwärter, glaub' i', schreibt er si'. Du kennst'n. Ihr zwei seid's mitsamm' eingekleidet wor'n. Und der nun hat sogleich an dich denken müssen, wie er's g'les'n hat. Und es hat ihm einfach kei' Ruh' mehr g'lass'n.

P. Felix: Genau so hat sich bei mir nun einmal — seit dem gestrig'n Ab'nd — dergleichen in'n Kopf g'setzt. ⟨Er gießt sich wieder ein und trinkt.⟩ Daß es vielleicht doch möglich sein könnte —! Mit ein'm Mal hat da etwas ang'fangen, sich rein wie auszukristallisier'n . . . ich kann's net anders nennen . . . ⟨Er setzt die Tasse klirrend hin.⟩ Denn . . . das mußt du doch selber sag'n . . .: Kann die Klausur nicht ausnahmsweise einmal so streng gehandhabt wer'n, daß es wirklich möglich sein könnte, daß mir zum Beispiel nun einfach alle diesbezüglich'n Briefe oder Telegramme seit Monaten vorenthalten wurden?

P. Guardian: Ausnahmsweise? — Das heißt: in einem besonderen Fall? — Na natürlich!

P. Felix: ... Oder aber: mein Schwiegervater hätte es bis jetzt noch nicht für nötig befunden, mich auch nur das geringste davon wiss'n zu lass'n!

P. Guardian: Hm.

P. Felix: ... Oder diese dritte Möglichkeit: meine Frau selber wüßte längst, daß ich gleichfalls damals mit dem Leben davon'kommen bin. Nur ... sie würde sich einfach nicht im mindesten mehr um mich kümmern.

P. Guardian: Oh! Da könntest du aber fein auf Wiederherstellung der ehelichen Gemeinschaft klag'n!

P. Felix ⟨schweigt eine Weile. Dann⟩: Ja also ... das ist's, was ich von dir erfahren wollte. Meine Vorbereitung auf den Priesterstand ist damals — nicht zuletzt auf meine eigene Bitte — ziemlich eilig betrieben wor'n. Ich war — ich hab' auch danach gebüffelt! — in noch nicht zwei Jahr'n ausgeweiht. Dürfte mich unser Orden nun auf keinen Fall länger einbehalten, falls — nur bloß angenommen! — meine Frau plötzlich wieder z'rückkäme und mich ausdrücklich fordern würde?

P. Guardian: Nein. Da dürfte dich unser Orden auf gar keinen Fall auch nur eine Minute länger einbehalten.

P. Felix ⟨läßt sich nichts anmerken, sondern schweigt nur einen Augenblick. Sodann⟩: Nämlich ... Bruder Edmundus und ich hab'n gestern abend noch über diesen Punkt g'sproch'n und ... ich war zu wenig unterrichtet ...

P. Guardian: Hat Bruder Edmundus gestern abend nicht auch fast in einem fort noch in dich hineingeredet, du sollst gleich heut' in aller Früh' ein Telegramm nach München aufgeb'n oder besser noch deinen Schwiegervater direkt antelephonier'n?

P. Felix: Ja ... aber wie würde das aussehn! ⟨Fest⟩: Nein!

P. Guardian: Nämlich ... eben war Bruder Edmundus noch einmal hier bei mir: — wenn du nicht wolltest, sollte ich es aus eig'ner Initiative tun!

P. Felix: Und ... du hast's getan?

P. Guardian: Sowas würd' ich mir ohne deine Einwilligung niemals erlaubt hab'n!

P. Felix: Ich... danke dir...

(Bisher sprach und dachte er nicht ohne einigen Rückhalt: daß ihm der Pater superior vielleicht doch irgendeine Eröffnung machen würde. Nun aber vergeht ihm diese Erwartung, die soviel Hoffnung als Befürchtung in sich barg, und er wird offener und gibt mehr von seinen Gedanken her): Ein wenig Unruhe (er gießt sich noch einmal ein und trinkt's während des Folgenden) hat mir diese gestrige Zeitungsnotiz aber doch verursacht: Das geb' ich zu.

P. Guardian (etwas scharf): Das gibst du also zu?

P. Felix: Aber nicht wie du etwa denkst... nicht daß ich dachte, daß diese Frau da gerade meine Frau sein müßte. Nur bloß: wenn das dieser irgendwelchen Frau da, von der gestern in der Zeitung zu les'n war, widerfahren sein konnte: ja warum denn dann der meinig'n net ebensogut —?!

P. Guardian: Ah so. Und... daß die deinige vielleicht heut' no' da drunten schmachtet —?! (Steht auf): Und so hast du dich g'fragt, ob du nicht vielleicht heut' noch hinunterreis'n sollst in d' Türkei und nach ihr forsch'n?

P. Felix (schüttelt — mehrere Male — ganz langsam mit dem Kopf): Nach ihr forsch'n? Das käm' heut... bei meiner Frau... viel z'spät. Es ist eine Frau anders wie die andere. Es ist nicht jede Frau so als wie diese da. Es wäre nicht jede so kurzsichtig, in ihrer bloßen endlichen Befreiung eine ausreichende Genugtuung für so viele Jahre Schmachten in Sklaverei zu sehen! Es gibt solche und solche Frauen. Diese Frau da (er zieht die Zeitung aus seinem Ärmel hervor, schlägt die bewußte Stelle auf und klatscht das Ganze verächtlich auf den Tisch) ist vielleicht geneigt zu glauben, das Phantom einer endlichen Befreiung könnt' die Tatsache einer achtjährigen Sklaverei völlig ungeschehen machen! Wie wenn überhaupt's gar nix g'wes'n wär —! (Er hält für eine kleine Weile inne und spricht dann erst weiter): Die meinige... die hätt' sich auf'm Weg vom ersten Scheik bereits zum zweiten... an ihren eig'nen Haaren... an einer Kamelleine... oder an einer Zeltschnur... erwürgt!!

P. Guardian (starrt ihn ratlos an).

P. Felix: ...erdrosselt!!

P. Guardian: So glaubst... du?!

P. Felix (unerschütterlich): Ja. — Und siehst du, Bruder Burkhardus

... daß es mit dem alleinigen Tode des Ertrinkens, den sie doch unbedingt vor Augen gehabt hatte, für sie vielleicht nicht genug gewesen sein sollte — daß das Meer sie noch einmal lebend auswarf, um daß sie dann, kaum erst gerettet, in noch viel unbarmherzigerer Weise gar Hand an sich selber legen mußte: Siehst du, Bruder Burkhardus, darüber hab' ich fast kein Auge zutun können diese ganze Nacht.

⟨Er zittert — wie ein Pferd — aber schon beim bloßen Ermessen der Strecke, die er so oft und oft durchlief und nun nicht mehr erkennt, ein solch' grausiges Ziel hat sich ihm über eine Nacht aufgebaut⟩: Daß ich sie zwei Tode hintereinander sterben ließ — ⟨Aber nicht herausgeschrien, sondern wie von unerträglichen Lasten über ihm und in ihm erpreßt.⟩

P. Guardian ⟨entsetzt⟩: Du —?! ⟨Faßt sich wieder⟩: Was hast du getan —? ⟨Im Ton ermutigenden und hochrichtenden Zuspruchs⟩: Was red'st du da —? Felix —!

P. Felix ⟨hart, bekennerisch⟩: Daß ich auf die Art doppelt schuld an ihrem Tode bin.

P. Guardian ⟨es treibt ihn hoch. Er geht zu ihm⟩: Bruder Felix —

P. Felix ⟨voll ebensolcher Anteilnahme, versichernd⟩: Es weiß es niemand. Keiner weiß es. Gar keiner ... gar niemand ... Außer dem Pater Guardian in München, dem ich's einst gebeichtet hab ... ⟨Mit schmerzlicher Selbstironie⟩: Aber beruhige dich doch ... Ich hab' meine Frau nicht etwa vom Leben zum Tode befördert — so — mit der geballten Faust ... Es war viel heimlicher — und unheimlicher ... es is' viel hinterlistiger g'wes'n — viel feiger ... Es war vielmehr auf eine Art, wie sie in keinem Strafgesetzbuch vorg'seh'n is' ... Kein weltlicher Richter hätt' mi' lang ang'hört, wenn ich mit meiner Selbstanklag' zu ihm 'kommen wär' ... Nur uns're geistlichen Ober'n hab'n mi' verstand'n ... Es war nämlich — — Mord — so — in Gedanken — ⟨Weh⟩: Ja, da schaugst', was?

P. Guardian: Lieber Bruder Felix —

P. Felix ⟨mit wie nach innen gerichteten Augen⟩: ... I' weiß net, wo i' war, wie unser Schiff den Stoß ... den Todesstoß empfangen hat, den wir alle längst unabwendbar vor uns g'seh'n hab'n. Wir war'n allemiteinander längst alarmiert g'wes'n, es war'n lauter kleine verzweifelte Gruppen von Zusammengehörigen, und am allerverzwei-

feltsten hat sich meine Frau an mich 'klammert g'habt. I' weiß, wie g'sagt, net, wo ich in dem Augenblick der Gewißheit des Untergangs g'wes'n bin, i' weiß bloß, daß i' da nimmer bei meiner Frau g'wes'n bin ... daß i' ihr davo'g'lauf'n war. Und ich hab' mich auch später nur erinnern können, daß ich da grad ein Gelübde getan hab' ... aber welcher Art freilich, das kann ich nicht sag'n. Vielleicht ein Gelübde, ein ganz bestimmtes, vielleicht aber auch fünfzig in einem einzigen Atem, vielleicht sogar hundert. — Jedenfalls läßt sich über die Notwendigkeit eines Gelübdes in einem solchen Augenblick streiten, und es war einfach schon feige von mir, daß ich in meiner Todesangst ein Gelübde getan hab' ... oder hundert ... oder tausend, statt in dem Augenblick bei meiner Frau zu sein ... Dann hörte ich mit einem Mal: »Die Frauen und Kinder in die Rettungsboote..!« Ich lief und lief. Ich lief, getrieben von dem plötzlichen Schuldbewußtsein, daß meine Frau ohne mich niemals in ein solches Boot gehen würde. Ich lief — hörst du? —, um meine Frau in ein solches Boot hineinzuzwingen eventuell. Aber bei diesem Gedanken angekommen, teilte sich's in mir schon wieder. Ich sah zwei deutlich verschiedene Möglichkeiten, wenn ich meine Frau in das Rettungsboot zu anderen Frauen hineinzwang. Ich sah die eine Möglichkeit, daß sie auf die Art mit dem Leben davonkäme. Aber mir täuschte sich auch — vielleicht gleichzeitig — die andere Möglichkeit vor, daß ich meine Frau dadurch loswürde und mich dann allein... selber ... besser zu retten vermöchte. — ⟨Er ist mit seinem Urteil über sich fertig⟩: Na, und wer als Mann solche Gedanken gegenüber einer Frau aufzubringen vermag —

P. Guardian: Aber Bruder Felix, du zerstörst dich ja mit diesem unvernünftigen Klügeln —! Eine solche Zwiegeteiltheit hat jeder von uns, wofern er nur einmal in einer solch' lebensgefährlichen Situation war, schon verspürt. Das ist ja gar keine Gedankensünde, sondern das sind bloße ... blöde ... äußerste ... bis zum Äußersten irritierte Spiele des Selbsterhaltungstriebs. Das ist doch kein »Gedankenmord«.

P. Felix: Ah — du! — Jeder ungebildete Matrose tut in diesem Augenblick rein — ganz unverfälscht — das, was einzig eines Mannes würdig ist. Und aber ich — ein königlich bayerischer Offizier — unterlag derlei unwürdigsten Versuchungen. — Ein jeder Schiffsjunge

kriegt's wohl schon eingelernt, was er im Augenblick einer solchen Gefahr... ganz mechanisch... zu tun hat: nämlich die Frauen und Kinder zuerst in die rettenden Boote zu lassen. Aber ich — ich muß es heute wenigstens nachträglich annehmen — ich hab' von Anfang an unbewußt mit dem verbrecherischen Gedanken gespielt, welche Vorteile sich für mich daraus ergäben. — Ja, ich werd' es dir beweisen, Bruder Burkhardus, daß ich längst zuvor eine ganze Reihe von Verbrechen, von Gedankenverbrechen, von Gefühlsverbrechen, wenigstens unbewußt, schon begangen haben mußte.

P. Guardian (der immer mehr erleichtert aussieht von seiner anfänglich gehegten Furcht): Ich bin wirklich begierig — auf den »Beweis«.

P. Felix: ...Wie ich hörte, das Boot mit den Frauen und Kindern — es konnte nur ein einzig's abgelassen werden — sei soeben fort, da siegte das bessere Gefühl in mir und ich wünschte ihnen von Herzen glückliche Fahrt. Aber das war vielleicht auch nur wieder aus reiner Heuchelei, aus purem Vor-mir-selber-schön-dastehen-wollen, weil ich nämlich noch mitten in der Todesgefahr schwebte, ja weil sie für mich nun erst eigentlich richtig anging. — In diesen voraussichtlich allerletzten Augenblicken meines Lebens — ja! — da war ich »gut«! war ich keines bösen Gedankens mehr fähig! wünschte ich der bereits Davongekommenen keinen Tod mehr nach! war keine Spur von Neid mehr in mir darüber, daß die vielleicht gerettet wurden — — Ich sprang dann selbst ins Wasser... und rang und rang... ich wurde müde... wurde müder und müder und... ich darf wohl sagen: ich schlief auf den Wellen ein, so ohne Arges einem jeden andern zu wünschen, wie ein kleines Kind —. Aber wie ich dann, aufs Land ausgeworfen, aufgewacht bin — wie ich mich besann — mich dem Tode entronnen fand — neu das Leben in mir spürte —: da hab' ich nicht bloß so im allgemeinen über alle andern triumphiert, die sicherlich ertrunken waren, sondern im besondern auch über meine Frau, nämlich, daß ich diese so bald wieder nach unserer Hochzeit los und ledig sein sollte —. Nicht so ausgesprochen zwar. Nicht so ganz mit diesen Worten. Aber dem Sinn nach war's jedenfalls genau dasselbe. — Und wie ich dann in Aden erfahr'n hab', ich wär', abg'sehn von zwei Matrosen, tatsächlich der einzig' gerettete Passagier: wieder ein

paar aussetzende Herzschläge lang dieser Jubel in mir — dieser Wunsch, daß es so sei — diese... ich kann's net anders sag'n als wie... schlimmer noch als wie mörderische Sensation: Ich bin der Einzige, der davon'kommen ist — Magst du mir auch deine Freundschaft aufkündig'n: ich hab's dir sagen müss'n, Bruder Burkhardus.

P. Guardian: Ich seh darin immer den Mord noch nicht, dessen du dich bezichtigst.

P. Felix (schier grimmig): Dann werd' ich eben noch deutlicher werden müssen: wie damals in meiner Beicht' zum Münchner Pater Guardian. — Ich hab' mir später, wie sich endlich das Gewissen in mir meldete, alles rekonstruiert, was bereits während unserer dreizehn Tage Flitterwochen in mir g'wes'n war und gestürmt hatte, eh' dann das Schiff unterging. — Ich bin zutiefst — im Allerinnersten — nie glücklich g'wes'n über meine Heirat. Nie selig, wie's so die Flitterwochen verlangen. Ich bin in meinem Unterbewußtsein sicher schon am Morgen nach der Hochzeitsnacht zu dieser schauderhaften Einsicht gekommen, daß sich in mir alles empörte gegen diese Institution der Ehe. — Im Unterbewußtsein, wohlverstanden... Na, und wie besonders erst gegen diese ganz entsetzliche Einrichtung einer sogenannten Hochzeitsreise! Na, und unsere Hochzeitsreise sollte ja noch dazu gleich eine Reise um die ganze Welt sein.

P. Guardian: Das ist auch ein bisserl eine lange Hochzeitsreise — so gleich um die ganze Welt... (Mißbilligend.)

P. Felix: Ich hatte erstens einmal einen so langen Urlaub bekommen, weil ich im Dienst mit dem Motorrad Unglück gehabt hatte. Und zweitens sollte es — auf militärischen Befehl — zugleich eine Studienreise sein, das heißt, ich sollte bei meiner Rückkehr einen ausführlichen dienstlichen Bericht mitbringen.

P. Guardian: So so. Na ja. Aber... (dozierend schier): eine Reise um die ganze Welt ist genau auf Tag, genauer: auf Stunde, ja genauestens: auf Minute ausgerechnet von der unternehmenden Schiffahrtsgesellschaft... nicht? Und da man ein Gleiches niemals mit einer Hochzeitsreise tun soll, so soll man sich eben als Hochzeitsreise niemals eine Reise um die ganze Welt vornehmen!

P. Felix (grübelnd zugebend): Dazu der unerhörte Luxus... in allen Hotels... und wie erst auf'm Schiff... (Leise): Und alles das auch

noch vom angeheirateten Geld meiner Frau... Ja also, ich glaub', ich hab' sie gehaßt — ich wünschte ihr schon damals den Tod — — unbewußt — — Und erst nach der Schiffskatastrophe, und nachdem sich endlich mein Gewissen regte, kam's mir zum Bewußtsein.

P. Guardian: Und diese Beicht' da hat der Pater Guardian in München von dir ang'nommen?

P. Felix: Und hat mich absolviert, indem er mich noch dazu gesegnet hat, daß ich infolge von allen meinen Gewissensbissen den für mich einzig möglichen Weg gesucht und gefunden habe: nämlich den ins Kloster.

P. Guardian ⟨immer erregter — zurückgehalten empörter⟩: Du bist also ins Kloster 'gangen, weil dich dein inneres Benehmen zu deiner Frau so sehr bedrückt hat, als wie wenn du sie gradaus ermordet hättest?!

P. Felix: Ja. Und nicht etwa, weil ich damals auf dem Schiff in höchster Todesgefahr irgendwie ein Gelübde getan hab'. — Denn das haben unsere Oberen nur so unter unsere Brüder ausgestreut, daß ich ins Kloster gegangen wär', weil ich damals auf dem Schiff zu Gott gebetet hätte: »Laß mich mit dem Leben davonkommen und ich will künftig ganz und gar dein Diener sein.«

P. Guardian ⟨nach einigen Sekunden Nachdenkens⟩: Du weißt, Bruder Felix, daß ich mich einigermaßen mit Psychologie beschäftige.

P. Felix: Ja.

P. Guardian: Wenn ich dir's nun schwarz auf weiß zeigen könnte, daß man in der Psychologie solch seltsame »Todeswünsche«, wie sie genannt werden, längst kennt und ihnen aber bei weitem nicht die Bedeutung zumißt, die du ihnen untergelegt hast —?! Wenn ich dich nun erst, lieber Bruder Felix, ganz und gar freisprechen könnte von dieser deiner vermeintlichen verbrecherischen Tat —?! Nichts weiter als ein Assoziationszwang ist das auf der Hochzeitsreise von dir g'wes'n —!! Weiter nix —!!

P. Felix ⟨schüttelt stumm den Kopf⟩.

P. Guardian: »Wenn der Bergsteiger mit einem Begleiter auf steiler Höhe steht und in die jäh abstürzende Tiefe hinabschaut, so kann er häufig den Gedanken nicht bannen, mit einer Berührung,

der man die Absicht kaum anzumerken brauchte, den Genossen in den Abgrund zu stoßen...« ⟨Das zitiert er — mit sehr viel bayerischer Klangfarbe — von einem Amtsgerichtsrat Dr. Erich Wulfen. Und weiter⟩: »Es handelt sich hierbei um eine meist blitzartig aufleuchtende Vorstellung, die sich zum unbewußten oder bewußten Wunsch nicht immer verdichtet...« ⟨Mit erhobener Stimme⟩: »Aber so zwingend kann diese Gedankenverbindung auftreten, daß der Freund neben dem Freund..., der Gatte neben der Gattin..., der Sohn neben dem Vater die Vorstellung nicht auszuschalten vermag. Ja, es werden Fälle berichtet, daß Ehegatten auf der Hochzeitsreise diesem Assoziationszwange beiderseitig — beiderseitig! — unterlagen.« — Und das nennst du Sünde, Bruder Felix? Und deswegen bist du hier??

P. Felix: Leg's noch einmal so wissenschaftlich aus: es bleibt Sünde. Bleibt Todsünde. Es ist Mord. Und deswegen bin ich hier und büße.

P. Guardian: Frei fühlen sollst du dich von dieser vermeintlichen Schuld! Laut ausschrei'n möcht' ich diese deine völlige Unschuld! — Auf der Hochzeitsreise einen einmal gehegten seltsamen Todeswunsch, den schreibt er — er nachträglich in das schwärzeste Buch und will dafür ein Leben lang büßen —! — Ja, weißt du denn, wie oft vielleicht deine Frau neben dir g'leg'n is' in den dreizehn Tagen — denselbigen Gedanken unbewußt hegend und ihn dann mit einem gesunden Verlangen nach einer neuerlichen Umarmung einfach abtötend? — ⟨Er empfindet gar nicht, daß er damit schier verrät, daß er die Frau kennt!⟩ — Aber ich geh' sogar noch einen Schritt weiter. — Dieser einfache seltsame »Todeswunsch«, den du da hegtest, entstand aus weiter nix als aus deinem Selbsterhaltungstrieb! Durch die Hochzeit sahst du dich als Individuum gefährdet. Die Flitterwochen kamen dir schwindelnder vor noch als wie der höchste Berg und der gähnendste Abgrund. So glaub' mir doch ein wenig, der ich ein bisserl was davon versteh'! — Und daher der Assoziationszwang —! — ⟨Klagend⟩: Ja, warum hast du mich denn net früher in dieses dein vermeintliches Verbrechen eingeweiht —?! ⟨Er sieht sich um. Als ob er erwachte. Er schaut auf die Uhr. Er kehrt wie zurück zu der Tatsache, daß der Zweispänner mit der Gräfin längst auf dem Weg sein

kann — längst auf dem Weg sein muß!): Und heute nacht — nach dieser gestrigen Zeitungsnotiz — hast du dich neu gefoltert — hast dir dieses Bild gemalt, daß deine Frau, wenn ihr Ähnliches begegnet wäre als wie der da in der Zeitung, ... daß die sich dann an ihren eigenen Haaren erwürgt hätte.

P. Felix (starr, unbeugsam): Erdross'lt. — — Auf dem Weg vom ersten Scheik bereits zum zweit'n. — An ihren eig'nen Haar'n — an einer Kamelleine — oder an einer Zeltschnur.

P. Guardian: Und selbst dieses hast du heut' die ganze Nacht nur wieder auf Konto deines einstmalig'n seltsamen Todeswunsches setzen zu müssen geglaubt.

P. Felix: Ja. Daß, wenn's so war, wie's da steht, ... daß ich sie dann gar zwei Tode hintereinander erleiden g'macht hab.

P. Guardian: Mit andern Worten: Du hast dieses unser Kloster und dein Darinnensein für nichts als ein freiwilliges Gefängnis angesehn —?!

P. Felix: Man soll doch das Kloster nicht mit übeln Monistenträumen verwechseln. Sondern ein jeder von uns begab sich irgendwie hinter diese Mauern, um Irdisches zu sühnen und sich dadurch einst Himmlisches zu verdienen.

(Da: Ein Auto hupt. Ganz nah. Fast unmittelbar unter den geschlossenen Fenstern. Es muß also drunten im Klosterhof sein, muß durch das stets offene Tor dieser großen Wallfahrtsstätte hereingekommen sein, und die beiden Patres haben es nur nicht hereinfahren hören, dieweil, wie gesagt, die Fenster geschlossen waren. — Aber nun hupt es geradezu aufdringlich.)

P. Guardian (noch immer ahnungslos): Das müssen Fremde sein. — Aber denen wer' ich's zeigen! (Er geht an das eine Fenster. Öffnet. Stutzt aber während des Öffnens schon. Und tritt dann schnell zurück. Stammelnd): Allmächtiger Gott —!

(Man hört drunten eine Frauenstimme rufen. Es ist die der Gräfin Helmtrudis):

»Horst!«

P. Felix: Wer rief da?

P. Guardian (zu Felix, auf dessen Stelle weisend, fast wie zu einem Hund): Du bleibst dort!

P. Felix: Laß mi' ans Fenster!

(Wieder Frauenstimme): »Horst!«

P. Felix: I' hör' aber... mein'n Namen! ⟨Er schreit in plötzlicher traumhafter Erkenntnis auf. Wie ein Tier.⟩

⟨Frauenstimme antwortet⟩: »Horst! — Horst!«

P. Felix ⟨zu einem viehischen Sprung ansetzend⟩: Lieber Bruder Burkhardus —

⟨Frauenstimme⟩: »Horst!«

P. Guardian ⟨die Fenster deckend⟩: Du bleibst, sag' i' dir!

⟨Frauenstimme⟩: »Horst!«

P. Felix ⟨eilt auf den andern zu, rasend⟩: Meine Frau is's — die mit'm Auto kommen is' —!!

P. Guardian ⟨den Ansprung abprallen machend⟩: Na also — ja — aber sie wollt' mit einem Zweispänner herauffahr'n.

⟨Sie lassen voneinander ab. So geknickt gesteht das erstens einmal der Pater superior, und so verzweifelt erklingt zweitens von neuem die Frauenstimme⟩:

»Horst! — Horst!«

P. Felix ⟨irr, mit den Armen fuchtelnd, wie ein Ertrinkender, wie nur bei jenem Schiffsuntergang im Golf von Aden⟩: Frau Gräfin von Hilgartsberg —!!! ⟨Und er hat die Arme weit ausgeworfen, wie zum feierlichen Empfang, und einen Augenblick über seinem Kopf zusammengehalten — gotisch — so wie ein Spitzbogenfenster. Nun schlägt er die Hände vor die Stirn und bedeckt dann damit sein Gesicht, und es durchschüttelt ihn, und er weint, und er fängt in ganz schweren Atemstößen zu weinen an. Schluchzt.⟩

P. Guardian ⟨ihm stürzen ebenfalls die Tränen aus den Augen⟩: Gott ist mein Zeuge, daß ich dachte, es wäre noch Zeit, um es dir allmählich ... schonend beizubringen ... Ich mußte ja annehmen, daß sie wirklich mit einem Zweispänner kommt... Sie hat's mir ja vorhin noch telephoniert...

P. Felix ⟨geht ans geöffnete Fenster. Man hört — aber nun bereits im Innern des Hauses: »Horst!« Und zwar das erste Mal wie herauf aus dem Keller. Das zweite und dritte Mal auf der gewunden emporführenden Stiege gedacht. Das dritte Mal — schon nah — den hallenden Korridor her.⟩

P. Guardian ⟨derweil zu P. Felix am Fenster⟩: Richtig die Hälfte der Andächtigen durch den Lärm vom Auterl und so weiter aus der Kirch'n herausgelockt —! Ich bin doch dafür verantwortlich —!! ⟨Er schiebt P. Felix sachte zurück und schließt das Fenster⟩: So ...

⟨Man hört Rauschen von einem mondänen Frauenrock. Man hört Trappsen auch von zwei Mönchssandalen auf den Fliesen. Die Tür — vom allgemeinen Auf-

tritt — öffnet sich. Man unterscheidet vielleicht noch ein ehrerbietiges⟩: »Gnädigste Frau Gräfin . . .« ⟨welches P. Edmundus sagt. Sodann steht im Rahmen der Tür Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg.⟩

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg. P. Edmundus.

Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg ⟨schreit noch einmal⟩: Horst —! ⟨Aber das schrie sie noch, ohne ihren Mann gesehen zu haben. Dann aber gewahrt sie zwei bärtige Mönche in braunen Kutten und erkennt vorerst nur den P. Guardian und orientiert sich gewissermaßen an ihm wie an einem Wegweiser. Also soll der andere wohl ihr Mann sein —? Und da erst empfindet sie das ganze tragische Gewicht dieses Wiedersehens. Sie steht wie gebannt und spricht⟩: Auf einen solch' großen Vollbart an dir war ich nicht vorbereitet. — Wie ein fremder Mann — —. Ich hab' dich nur immer vor Augen g'seh'n, wie du als Bräutigam warst. Jetzt kann ich mich auch daran nimmer erinnern — ⟨Gläubig, vertrauend⟩: Und doch — — bist du's.

P. Felix ⟨starrt⟩: Ja — ich. — ⟨Die Starrheit löst sich. Mit ungeheurer Wildheit⟩: Aber jetzt gleich sieben auf einmal von diesen semitischen Schweinehunden vor meiner Klinge haben —!! ⟨Das war im Kasernenton. Und er steht da wie ein Säbelfechter. Und die Kutte flattert.⟩

Helmtrudis ⟨aufschreiend⟩: Du bist's!! ⟨Daran hat sie ihn wiedererkannt. Das schmeichelt ihr. Das tut ihr wohl. Das öffnet alle ihre Schleusen in ihrem Innern. Und sie fliegt in seine Arme und küßt seinen Mund. Hängt an seinen Schultern und küßt, wo sie nur hintrifft. Faßt ihn am Kopf und küßt. Biegt ihn hintenüber und küßt. Liegt auf ihm und über ihm — sozusagen — und küßt. Und küßt allemal, wohin sie grad mit ihren Lippen trifft.⟩

⟨P. Guardian und P. Edmundus haben beim ersten Kuß schon gemacht, daß sie fortkamen.⟩

VIERTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Felix. Ohne P. Guardian und P. Edmundus.

Helmtrudis ⟨sieht sich um, zieht ihren Geliebten bis zu einem Stuhl und drängt ihn, Platz zu nehmen, setzt sich dann auf seinen Schoß und küßt, noch einmal von vorne anfangend. Holt sich dann einen zweiten Stuhl herbei, setzt sich auf diesen ganz nah zu ihrem Mann, biegt seinen Oberkörper herüber-herunter und küßt. — Aber alles stumm, ohne etwa zu keuchen. Stumm vielmehr so wie eine Arbeit oder ein Geschäft, und mit eben demselben Ernst . . . Schließlich befreit sich P. Felix sachte und steht auf und geht ziemlich weit von ihr weg.⟩

Helmtrudis ⟨aber nicht girrend⟩: Du hast mich noch kein einzig's Mal wiedergeküßt! ⟨Sie konstatiert's höchstens ein wenig verwundert, — sie: die ausgetrocknet ist wie Sand in der Wüste und hier zu ihrem Quell zurückfand —, aber auch nicht etwa gleich die Gestrenge hervorkehrend.⟩

P. Felix ⟨ruhig⟩: Bedenke das Kleid, das ich trage.

Helmtrudis ⟨und auch hier wieder nur Frau. Aber ohne Pantoffel⟩: Den Bart läßt du dir heut' noch abnehmen.

P. Felix ⟨zuckt zusammen⟩.

Helmtrudis ⟨so wie eben eine Dame ihresgleichen⟩: Und wir bleiben heut', morg'n und übermorg'n noch hier in Batau im Hotel Wolf. — Denn das wirst du mir wohl zugeb'n, daß du erst wieder einigermaßen repräsentierfähig g'macht wer'n mußt...

P. Felix ⟨starrt⟩.

Helmtrudis ⟨ihn immer noch ansehend⟩: Was ich alles Kapuziner in den letzten Tagen g'sehen hab' —! ⟨Sie geht wieder zu ihm hin, wie um sich zu vergewissern, ob er's auch sei. Heiß verlangend⟩: Küss' mich! Du! So küss' mich doch! Oder ... oder hab' ich mir das nicht einigermaßen ... verdient —?! ⟨Das letztere war immerhin wie ein Schrei.⟩

P. Felix: Denk' doch an mein Gewand, das ich immer noch trag'.

Helmtrudis ⟨ihn ansehend. Tief⟩: Entschuldige, bitte. — Aber ... selbst nicht ein einziges Wort des Bedauerns hast du bis jetzt für mich gefunden.

P. Felix ⟨wider Willen ein wenig strenger⟩: Es sind noch keine zehn Minuten her, daß ich erfahren habe, daß du mir überhaupt noch lebst. — Also sei kein kleines Kind, das bedauert sein will. — ⟨Ebenso widerwillig nun ein wenig weicher, fast zärtlich⟩: Ich freu' mich nur — — ich freu' mich, Helmtrud — — für dich — — wie für einen jeden Menschen — — und aber natürlich noch viel mehr für dich. — ⟨Es ist da eine schier unendliche Scheu, die er erst bezwingen muß. Wie zu einem Kind⟩: Na, und — ja — natürlich — — natürlich bedauer' ich dich auch — Soweit man sich als Mensch sowohl freuen als in diesem Falle auch bedauern darf — — Gleichwohl mußt du bedenken, daß Gott dir die Prüfung schickte — das müssen wir alle bedenken. — ⟨Und jetzt erst reicht er ihr die Hand⟩: Nun also — — liebe Helmtrud — — wie geht's dir —?

Helmtrudis: Ich ... danke dir. ⟨Sie drückt seine Hand. Kämpft ganz

sichtlich dagegen an, mehr zu tun oder zu verlangen, das ihr getan werde; kämpft an dagegen, sich ihm an den Hals zu werfen oder umgefaßt zu werden. Und fängt nun doch zu weinen an. Plötzlich. Wie ein Frühlingsregen.)

P. Felix: Seit wann ... bist du zurück ... von da drunten?

Helmtrudis (weint noch mehr. Verbirgt weinend ihr Gesicht).

P. Felix: Bist du heute morgen erst hierher nach Batau gekommen? — Ich ... ich ... ich ... ich weiß doch noch von gar nix —!

Helmtrudis (sieht ihn unter hellem Weinen an): Gestern abend ... Von Alt-Oetting ... Mit deinem Freund, dem Pater Guardian ... (Schluchzend.)

P. Felix: So so. Gestern abend schon. Und von Alt-Oetting. — Vom Pater Provinzial?

Helmtrudis (weint nicht länger, sondern sucht vielmehr die Tränenspuren zu tilgen, indem sie ins geknüllte Taschentüchlein haucht und es dann vor ihre Augen preßt): Du hast nie ... nicht eins der Telegramme von mir bekommen?!

(Da klopft's.)

FÜNFTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Felix. Frater Max. Bald darauf P. Guardian.

Felix: Salve.

Frater Max (tritt ein): Herr Pater Guardian — —

P. Felix (weich): Sag' ihm, Maxl, wir erwarten den Herrn Pater Guardian.

Frater Max (als ob er jetzt erst erführe, daß das ein Graf ist — mit solchen Augen ab. Stille. Eine Glocke schlägt).

P. Guardian (kommt zurück): Verehrteste gnädigste Frau Gräfin — — Sie hab'n ja also doch noch ein Auterl bekommen. — (Zu P. Felix): Lieber Bruder Felix ... Ich hab', daß deine Frau Gemahlin lebte, vor soviel Monaten schon erfahr'n ... Aber ich durfte nicht sprechen ... Mir war nicht weniger Gehorsam auferlegt, als wie sie von dir verlangt haben, ohne daß du überhaupt's was g'wußt hast.

P. Felix (forscht in des Andern Gesicht): Ich versteh', lieber Bruder Burkhardus. — (Er betont diese drei Worte der Anrede. Er zürnt nicht.)

P. Guardian: Und nun, Bruder Felix, es ist alles bereit für dich ... zum Umzieh'n ... Bruder Edmundus erwartet dich in deiner Zelle

... Deine Frau Gemahlin und ich haben's so miteinander besproch'n, daß dein eigener Anzug von vor neun Jahren dir doch nicht mehr passen dürfte ... Aber er ist da, er ist vom Kloster in München g'schickt wor'n ... Nun haben deine Frau Gemahlin und ich zusammen einen nach meinem Maß gestern noch in Alt-Oetting gekauft ...

P. Felix: ... in meiner Zelle, sagst du — — wär' alles —?

⟨P. Felix ist bereits im Gehen. P. Guardian geht ein paar Schritte mit.⟩

P. Guardian: Ja, Bruder Felix — — ⟨Er bleibt stehen, wie wenn er nicht weiterkönnte. Und schier ausbrechend⟩: Bruder —!!

⟨Sie reichen sich die Hände.⟩

P. Felix ⟨geht, ohne einen Blick auf seine Frau⟩.

SECHSTER AUFTRITT

Helmtrudis. P. Guardian. Ohne P. Felix.

P. Guardian ⟨zu Helmtrudis⟩: Ich will nämlich, daß er sich erst umzieht, eh' er Abschied von den Brüdern nimmt ... Es ist da, wie ich Ihnen, gnädigste Frau Gräfin, schon einmal im Vertrauen sagte, eine kleine Parteienspaltung ... Einige von den Brüdern — Gott mög' es ihnen vergeben! — wollten ihm in ihren Herzen nie so recht wohl ... Vielleicht weg'n seiner hohen Abstammung ... Umso glücklicher schätzte ich mich ... schätzten Pater Edmundus und ich uns, ihm Freund sein zu dürfen ...

Helmtrudis ⟨ihm die Hand reichend⟩: Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr Pater Guardian.

SIEBENTER AUFTRITT

Die Vorigen. Nacheinander: P. Konradus. P. Bruno. P. Oswaldus. P. Evaristus. Ein wenig später: P. Edmundus.

P. Konradus ⟨tritt ein. Sonor⟩: Gelobt sei Jesus Christus.

Helmtrudis: In alle Ewigkeit, Amen.

P. Bruno ⟨tritt ein⟩: Gelobt sei Jesus Christus.

P. Oswaldus ⟨tritt ein⟩: Gelobt sei Jesus Christus.

P. Evaristus ⟨tritt ein⟩: Gelobt sei Jesus Christus.

⟨Alle drei ein wenig gleichzeitig. Mit ihren Stimmen untereinanderläutend.⟩

Helmtrudis: In alle Ewigkeit, Amen ...

P. Guardian: Gestatten Sie, gnädigste Frau Gräfin ... ⟨Er stellt

⟨vor: Herr Pater Konradus — Herr Pater Bruno — Herr Pater Oswaldus — Herr Pater Evaristus — — Frau Gräfin von Hilgartsberg, die Gemahlin unseres lieben — bisherigen — Bruders Felix.

Helmtrudis ⟨neigt das Köpfchen⟩.

P. Oswaldus ⟨räuspert sich erregt unterm Verbeugen⟩.

P. Edmundus ⟨kommt herein⟩.

P. Guardian ⟨lieber — zur Vorsicht — noch einmal miteinander bekannt machend⟩: Herr Pater Edmundus.

Helmtrudis ⟨geht auf ihn zu, reicht ihm die Hand herzlich und schier ein wenig ostentativ⟩: Aber wir kennen uns ja bereits. — ⟨Sie sieht ihm in die Augen⟩: Haben Sie noch einmal Dank, hochwürdiger Herr Pater, für die treue Freundschaft, die Sie — — ⟨Sie vollendet den Satz nicht.⟩

⟨PP. Konradus, Bruno, Oswaldus und Evaristus: die sehen angestrengt weg.⟩

P. Guardian ⟨man hat den glänzenden Prediger zu merken, nur daß er hier schier ein bißchen militärisch spricht⟩: Lieben Brüder. Von einem der Unserigen heißt's Abschied nehmen. Unerwartet für Sie. Unsere Oberen haben es so gewollt, daß Sie von nichts erfuhren, was seit langem spielte. Ja, nicht einmal derjenige, den's am meisten anging! Aber gerade er hat Gehorsam gehalten, wie er gelobt. Und uns kommt es zu, ein Vorbild zur Nacheiferung in ihm zu sehen. Und ich darf wohl behaupten, er war uns überhaupt immer ein Vorbild gewesen. Schon allein durch die Art, wie ihn Gott zu uns hereinschickte und ihn all die Jahre über — in Demut — hier mit uns leben hieß. Der Herr hat ihn uns gegeben! Der Herr hat ihn uns nun wieder genommen! Der Name des Herrn sei gelobt!

P. Edmundus ⟨als Einziger, stark⟩: Amen.

P. Guardian ⟨sich umsehend⟩: Wo ist Pater Rochus?

P. Felix ⟨tritt ein⟩.

ACHTER AUFTRITT

Die Vorigen. P. Felix. Bald darauf: P. Rochus.

P. Felix ⟨wohl noch im Bart. Aber im Zivilanzug, und zwar scheint er doch seinen eigenen von vor neun Jahren angezogen zu haben, der ihm aber nun nicht etwa grotesk zu klein sein darf. Sondern er muß nur einen etwas aus der Mode geratenen Zuschnitt — von 1904 — aufweisen, dafür aber typisch für einen Offizier sein, der sich — im Begriff, eine reiche Ehe einzugehen — für eine ausgedehnte Hochzeitsreise equipiert... Dazu trägt er den 1913 grad aufgekommenen »Schillerkragen«, der Hals und schier auch Brust freiläßt...⟩

Helmtrudis ⟨schreit auf⟩: Ich kenn' doch den Anzug —! Von damals —! Vom Schiffsuntergang —! Das Einzige, was du gerettet hast —! Den hast du ang'habt —!

P. Felix ⟨geniert fast. Zu seiner Frau und zu P. Guardian⟩: Den ihr zwei gestern in Alt-Oetting für mich gekauft habt — — ⟨Er lächelt. Zu P. Guardian⟩: Verzeih, lieber Bruder Burkhardus — — ⟨Und wieder zu seiner Frau⟩: Und er paßt mir ja auch noch.

P. Guardian: Den Schillerkragen, den neumodischen, den hab' aber ich nicht gewählt. — ⟨Er sagte das: leicht humoristisch protestierend.⟩ — Das war Sache deiner Frau. — Ja, den hat sie schon aus München mitgebracht. — ⟨Heiter⟩: Zumal — — einen solch heidnischen, ja beinah' sündigen Kragen, den hätten wir ja auch in dem ganzen frommen Wallfahrtsort Alt-Oetting auf gar keinen Fall für dich bekommen.

P. Felix ⟨sinnend⟩: Er scheint mir ja selber auch ein bisserl zu »frei«.

Helmtrudis ⟨verschämt. Erglühend. Braut⟩: Ja, aber . . . wie sollt' ich denn . . . jemals . . . deine Kragennummer . . . deine Halsweite so genau g'wußt hab'n — —

P. Guardian ⟨lacht, so recht gutmütig⟩.

P. Felix ⟨um es kurz zu machen⟩: Also. Lieben Brüder. Allen euch ohne Ausnahme meinen Dank. Der ich doch, recht betrachtet, hier nur ein Eindringling war in euerer Gemeinschaft. Meinen Dank dafür, daß ihr mich geduldet habt. Obwohl, wie sich's jetzt erst herausstellt — obwohl ich niemals gültig zu euch hergehörte. Ihr müßt eben bedenken, Brüder, daß Gott es in seinem unerforschlichen Ratschluß so gewollt hat. Und darum: zürnt mir nicht nach, wofern ich euch, gewiß unschuldigerweise, ein Ärgernis gegeben haben sollte.

P. Rochus ⟨ist bei den allerersten obigen Worten von P. Felix eingetreten⟩

P. Edmundus: Vielmehr ein Beispiel, lieber Bruder Felix, warst du uns von je. Und solltest es uns auch von Gott gegeben gewesen sein.

P. Rochus ⟨drängt sich vor⟩: Eine Frage, die mit dem ferner'n Seelenheil unsers ehemaligen Bruders — Felix — zusammenhängt.

P. Felix ⟨vorstellend⟩: Herr Pater Rochus — meine Frau.

P. Rochus: Angenehm.

P. Guardian: Was für eine Frage, Pater Rochus?

P. Rochus ⟨ewig dabei an seiner großen Hornbrille rückend⟩: Ich möchte gern ohne weiteres annehmen, daß unser ehemaliger Bruder Felix von selber weiß, unter welchen Sonderbedingungen er sein wiederaufzunehmendes eheliches Zusammenleben mit seiner Frau fortzusetzen hat.

⟨Alle wissen's. Und man merkt's, daß sie's wissen. Mit Ausnahme vom Betroffenen:⟩

P. Felix: Ich weiß von nichts.

⟨PP. Konradus, Bruno, Oswaldus und Evaristus stecken die Köpfe zusammen.⟩

P. Rochus: Ich kam soeben ein wenig zu spät. Ich dachte, daß die so nötige Aufklärung bereits stattgehabt hätte. Erlaube mir aber vorsichtigerweise doch noch einmal zu fragen. Wir können unsern ehemaligen Bruder Felix so nicht ziehen lassen. Sie, Herr Graf, waren nicht nur so ein bloßer Eindringling. Sondern Sie waren nun einmal Priester und Mönch. Und so bleibt infolge Ihres einmal getanen Gelübdes ein Rest von Bindendem. ⟨Denn doch einen Augenblick unsicher⟩: Aber ich dachte, der Herr Graf als ehemaliger Pater Felix wüßt' es.

P. Edmundus: Bruder Felix hat seine geistlichen Studien damals in zwei Jahren voll fiebernder Arbeit und Überarbeit vollendet. Mir ist jener Passus aus dem ... Kirchenrecht wohl gegenwärtig. Aber ich glaube, es genügt ein bloßer Hinweis, daß Bruder Felix die betreffende Stelle nachschlagen soll! — Er wird fortan von ganz alleinig wissen, was er zu tun und zu lassen hat.

P. Felix: Ich weiß ... von nix! Ich ... erinner mich auch garnet.

P. Rochus: Es geht ums Seelenheil unseres ehemaligen Bruders Felix. Unkenntnis schützt auch in diesem Falle nicht vor Strafe. Wir machen uns zu Mitschuldigen, wenn wir den günstigen Augenblick ungenützt vorübergehen lassen. Denn zum großen Glück ist auch seine Ehefrau soeben gegenwärtig. ⟨Beschwörend⟩: Ja, Herr Pater Edmundus, wie können Sie es zulassen wollen, daß der ehemalige Herr Pater Felix — Ihr bester Freund! — schon in der nächsten halben Stunde vielleicht strauchelt und in Todsünde fällt —?! — Ich habe mich vorhin verspätet, weil ich das Buch suchte. Ich fand's aber in der ganzen Bibliothek nirgends. Dabei hab' ich's vor einigen Tagen noch zum Nachschlagen g'habt. ⟨Er hat fortwährend am Bücherregal gesucht⟩: Hier ist es! — ⟨Er blättert. Er findet gar bald die

Stelle. Er spricht's auswendig⟩: Diese beiden Eheleute dürfen sonst zwar leben miteinander wie zwei andere Eheleute auch. Hier steht's: Nur darf der Mann als ehemaliger Priester und Mönch den ehelichen Verkehr wohl leisten — nicht aber fordern — —

P. Felix ⟨steht da, sich gerade noch beherrschend. Ansonst wär' er diesem P. Rochus wohl an die Kehle gesprungen⟩.

Helmtrudis ⟨sieht wie in einem Traum um sich⟩.

P. Felix ⟨der Zorn legt sich. Er kommt wieder zur Vernunft. Er begreift den vorgelesenen Passus, an den er sich nun doch aus der Studienzeit erinnert. — Wie mechanisch⟩: Nun ... ⟨wie zu lauter Schwerhörigen⟩: lebt wohl, Brüder —!! ⟨Er gibt erst P. Rochus die Hand. Dann P. Konradus, P. Bruno, P. Oswaldus und P. Evaristus. Hierauf P. Burkhardus, der ihn an sich zieht und erst auf beide Wangen und dann auf den Mund küßt. Zuletzt P. Edmundus, der laut aufweint.⟩

Helmtrudis ⟨verneigt sich vor allen mit einem einzigen Neigen⟩.

P. Felix ⟨führt Helmtrudis hinaus⟩.

P. Edmundus ⟨schreit laut⟩.

NEUNTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne P. Felix und Helmtrudis.

P. Guardian ⟨befehlend⟩: Betet, ihr Brüder, für Bruder Felix betet, der uns verläßt. Bruder Edmundus, hebe dein Herz auf zu Gott. Betet, ihr Brüder. Für unsern Bruder Felix.

⟨Alle die PP. nacheinander ab. Zuletzt P. Edmundus. Nur P. Guardian bleibt.⟩

P. Guardian ⟨geht erst ans Telephon. Nimmt bereits den Hörer ab. Aber dann legt er ihn doch wieder hin. Es zieht ihn zum Fenster. Auto fährt hupend ab⟩.

P. Guardian ⟨geht schwer — wie ein Kranker — wieder zum Telephon. Nimmt den Hörer ab. Endlich meldet sich das Amt⟩: Ein Ferngespräch, Fräulein Hier Kloster Maria-Hilf. Ich möchte eine Verbindung — sehr richtig — wieder einmal mit Alt-Oetting ...

⟨Man hört sonor das Gebet der Mönche. — In der offenen Tür erscheint Frater Max.⟩

P. Guardian ⟨mit dem Amt sprechend⟩: Wie? ⟨Er gewahrt Frater Max.⟩

Frater Max: Der Herr Bezirksgeometer Pfaffinger.

P. Guardian ⟨während er ihm mit der Hand abwinkt, sprechend⟩: Ja?

⟨Sonor das Gebet der Mönche.⟩

⟨Vorhang.⟩

DRITTER AUFZUG

Wohn-, mit rechts anstoßendem Schlafzimmer im Hotel Batauer Wolf.

Mit einiger Mühe sieht man durch das eine Fenster wenigstens rechts hinten über vollbelaubte Kastanienbaumwipfel, charakteristische Hausdächer und stadtwahrzeichenhafte Kirchtürme hinweg ein Stückchen des Kapuzinerklosters auf dem Mariahilfsberge.

ERSTER AUFTRITT

Gräfin Helmtrudis. Justizrat Dr. Kreidle. Ein Postbote.

Helmtrudis ⟨unterschreibt Empfangsbestätigungen. Sucht hastig wo nach einem Trinkgeld für den Postboten. Gibt⟩.

Postbote: I' dank' schö', Frau Gräfin. — Adjeh. ⟨Ab.⟩

Helmtrudis ⟨sieht die Firmenaufdrucke auf einigen Briefen. Erbricht sie überhaupt nicht, sondern legt sie — angeekelt — seitwärts. — Zwischen Helmtrudis und Justizrat Dr. Kreidle liegt ein Buch: genau von Format und Dicke dasselbe wie das Kirchenrecht am Ende des zweiten Aufzugs. Nur daß es ein ganz neues und ganz anders gebundenes Exemplar ist. — Die Gräfin sitzt hoffnungslos, im Begriffe, alles aufzugeben⟩: Ja, also . . . dann . . . mein lieber Herr Justizrat . . .

Kreidle: Verehrteste gnädigste Frau Gräfin —! — Sie dürfen versichert sein, wie auf das tiefste mich der Fall berührt — menschlich. Allein — juristisch gibt's da beim besten Willen nichts zu machen.

Helmtrudis ⟨ringt im Geiste die Hände⟩: Nichts.

Kreidle: Beim besten Willen nichts. — Ich kann wohl sagen, daß ich mich seit meiner Examenszeit nicht mehr mit dem Kirchenrecht befaßt habe. Aber . . . das ist mir vielleicht jetzt erst vollständig klar geworden, wie bei aller Resignation des kanonischen Rechts in bezug auf die notgedrungene Anpassung an das Staatsrecht da doch noch ein Rest geblieben ist — ein Restchen — ein ganz unscheinbares — in Form eines wie nebensächlichen Zusatzes — ein . . . ein . . . ein . . . ein einziges kleines Staubkorn, ein verschwindendes, sozusagen in der großen Wüstenei des katholischen Kirchenrechts . . . denn das ist zum großen Teil heute Wüste — Trümmerstätte — unfruchtbar gewordene . . . und mit einem Male erweist sich dieses Staubkorn von einer Gewalt wie ein Wall, ein hindernder, wie eine unüberwindliche Wehr — — ja, es ist schlechterdings wie ein gött-

liches Wunder — — ganz danach angetan, einen schlimmsten Heiden plötzlich zum alleinseligmachenden Glauben zu bekehren. — Ich werde versuchen, mich etwas nüchterner auszudrücken. — Ihr gräflicher Herr Gemahl ist in der irrtümlichen — Gott sei Dank irrtümlichen! — Meinung, daß Sie, gnädigste Frau Gräfin, tödlich verunglückt seien, Ordenspriester geworden. Das heißt: er hat die drei Gelübde — das heilige Versprechen der steten Keuschheit, der freiwilligen Armut und des vollkommenen Gehorsams — abgelegt, die für einen jeden ewig bindend sind, sofern keine wissentlichen oder auch unbewußten Hindernisse vorliegen. Da stellt es sich mit einem Male heraus, daß gnädigste Frau Gräfin noch am Leben sind... und da nun gibt selbst das kanonische Recht zu, daß das abgelegte Gelübde dadurch illusorisch wird und der Ehemann, der ja der Herr Graf in diesem Falle immer noch ist, nach dem geltenden Staatsrecht seine Ehe mit seiner Ehefrau wiederherstellen muß. — Das ist — vielleicht! — ich weiß mich im Augenblick nicht so sehr darüber orientiert — — das ist vielleicht eine nur notgedrungene Konzession des katholischen Kirchenrechts gegenüber dem Staatsrecht. Vielleicht aber auch nicht... Ich bin wahrhaftig nicht so sehr darin beschlagen... Jedenfalls indes — ob die katholische Kirche nun einen eidlich erklärten Priester- und Ordensmann freiwillig aus den Klostermauern ziehen läßt oder nicht freiwillig! — sieht da das katholische Kirchenrecht eine kleine Klausel vor — eine verschwindend kleine — scheinbar verschwindend — und doch von größter Tragweite — einen Ruf — hallend — direkt dem menschlichen Gewissen in die Ohren knallend —: »Gut. Du hast nicht wissen können, daß deine Frau noch lebt. Nun ist sie wieder erschienen. Setze also pflichtschuldigst deine frühere Ehe mit ihr fort. Aber einmal — und wenn auch draußen vor der Welt ungültig — hast du doch unter anderem das heilige Versprechen der steten Keuschheit abgegeben. Wir müssen dich nach dem obwaltenden Staatsgesetz von diesem deinem Keuschheitsgelübde entbinden. Aber wir appellieren nichtsdestoweniger an dein Gewissen. Und — ja, sag' einmal — hast du nicht unter anderm auch uns einstmals vollkommenen Gehorsam geschworen?! Also: Dein Gewissen ist nicht frei. Ist es wenigstens nicht mehr. Nicht mehr so ganz. Deshalb auferlegen wir dir: Setze du

ruhig deine frühere Ehe mit deiner Frau fort. Aber unter dieser einen Bedingung: Du darfst deine ehelichen Pflichten deinem Weibe gegenüber wohl erfüllen, jedoch nicht fordern. Mit anderen Worten: Du hast insofern allem staatlichen Recht zum Trotz deiner gelobten Keuschheit auch fernerhin treu zu bleiben — insofern als du dich niemals unterstehen darfst, deinem eigenen fleischlichen Trieb nachzugeben. Sondern du hast unter allen Umständen dich solange eines jeden solchen sinnlichen Genusses zu enthalten — solange es deine Frau nicht von dir verlangt. Nicht ausgesprochen von dir verlangt.« — Das ist — wär' ich persönlich ein weniger frommer Christ und nicht gleichzeitig Gemeindebevollmächtigter, aufgestellt von der Zentrumspartei —, so würde ich beinah' sagen, daß dieser katholischen Bestimmung etwas Jesuitisches inhäriert, was man so gemeinhin Jesuitisches nennt und unter dieser Bezeichnung verächtlich machen will. — Aber andererseits ist diese Bestimmung, wie schon gesagt, einfach wundervoll ausgesonnen vom katholischen Kirchenrecht.

Helmtrudis ⟨wie Marmor, und auch so bleich⟩: Finden Sie —?

Kreidle ⟨unbeirrt⟩: Na, und ob ich das finde, verehrteste gnädigste Frau Gräfin! — ⟨Triumphiert, mit dem Buch in der Hand⟩: Nehmen Sie nur selbst einmal an, gnädigste Frau Gräfin: einen Mann — Mönch — Priester. — Der hat nun unter anderm das Gelübde ... das heilige Versprechen der steten Keuschheit abgelegt. Das ist .. das ist ein Ehrenwort!

Helmtrudis: Ja aber — — ⟨plötzlich hervorstürzende Tränen. Ein Aufschluchzen, ein Herausschreien — nur sekundenlang, wie die tapferste Frau auf der mittelalterlichsten Folter plötzlich doch einmal, wenn auch, wie gesagt, nur sekundenlang, aufschluchzt und herausschreit⟩: — er war doch Ehemann — und blieb's — und blieb's — — ⟨Vorbei.⟩

Kreidle ⟨um so hartnäckiger, eiserner⟩: Er gab sein Ehrenwort. — Was das noch überdem gerade in bezug auf Ihren gräflichen Herrn Gemahl heißen will — der, adelig, sogar Offizier war —

Helmtrudis ⟨für sich⟩: Ich — — kann — — nicht mehr — — Er gab doch auch mir — vor'm Traualtar — das Ehrenwort —

Kreidle: Ich wollte sagen: welch' eine unendlich weise Vorsorge das von seiten des katholischen Kirchenrechts gegenüber dem gültigen

Staatsrecht ist. — — Das Kirchenrecht erlaubt dem ehemaligen Priestermönch die von der Ehefrau geforderte Erfüllung der ehelichen Pflicht! Sie gestattet ihm die Ausübung, sobald sie auf ausdrückliches Verlangen des weiblichen Teils geschieht! ⟨Eindringlich⟩: Ja, nehmen Sie nur einmal an, verehrteste gnädigste Frau Gräfin, das Kirchenrecht würde dem freigegebenen Priester oder Mönch das strikte striktissime verbieten —! Was wäre denn dann —? Ha! Dann könnte doch die Frau, die — unbefriedigte —, sofort hingehen und vor dem weltlichen Richter Scheidung der Ehe verlangen, indem der Ehemann die geforderte Erfüllung der ehelichen Pflichten versagt —! Ein Scheidungsgrund, wie er schöner und effektiver überhaupt garnicht gedacht werden kann! — Dann freilich — haja! — wär' das Kirchenrecht im Unrecht — und hätte buchstäblich verloren —

Helmtrudis ⟨mit schier übermenschlicher ~ überweiblicher Anstrengung⟩: Ich danke Ihnen jedenfalls — Herr Justizrat — für Ihre so gründliche Auslegung und Belehrung —

Kreidle ⟨abwehrend⟩: Gnädigste Frau Gräfin haben mich eigens nur zu diesem Zweck rufen lassen. — ⟨Da wird ein Mensch aus ihm Ich bin mir wohl bewußt — und es preßt mich im vorhinein schon fast zu Boden nieder — — ich bin mir wohl bewußt, welchen Hochverrat ich an meiner eigenen Religion begehe, wenn ich sage, was ich jetzt sage, verehrteste gnädigste Frau Gräfin —

Helmtrudis ⟨bang⟩: Nun?

Kreidle: Es gibt einen Ausweg. — Wieviele katholische Priester sind in einem halbwegs ähnlich schweren Fall schon zur protestantischen Religion übergetreten!

Helmtrudis ⟨es treibt sie hoch⟩.

Kreidle: Ich selbst kenne Ihren gräflichen Herrn Gemahl als Prediger: — Bestimmen Sie ihn irgendwie, daß er aus der katholischen Kirche austritt, daß er überläuft, wie schon so mancher, und all' der große gegenwärtige Konflikt ist dahin —

⟨Pause.⟩

Helmtrudis ⟨allmählich das Letzte, Geheimste ausplaudernd⟩: Er sucht nach einer Stellung, wie er mir immer sagt —

Kreidle ⟨achselzuckende Bewegung⟩.

Helmtrudis ⟨weiter⟩: Ich hab' ihm Spione nachgeschickt — hier

vom Hotel aus — — Ich weiß sicher, er war in den ganzen vier Wochen, die wir nun schon hier in dem Gasthof wohnen, niemals wieder oben im Kloster. — Aber — trotzdem — er ist nicht von hier fortzubewegen. — Ich weiß auch, er hat niemals in diesen ganzen langen, bangen vier Wochen . . . niemals einen von den Kuttenträgern von da oben hier unten in der Stadt irgendwie heimlich getroffen. — Aber vielleicht ist ihm das bloße Hinaufschauen-können ... drüben-drunten vom Inn aus ... schon genug und mehr als genug nach da droben. — Man kann das verhaßte Kloster ja selbst auch von hier — von einem unserer Fenster aus — ganz gut sehen — da droben —

Kreidle ⟨tritt — als langjähriger Einwohner und Bürger dieser Stadt — zuerst ans falsche . . . und dann erst ans richtige von den beiden Fenstern im Hintergrund und schaut hinauf. Langsam⟩: Ich hab' selber einmal — in einer entsetzlich schweren Stunde — die vielen vielen Stufen dieser hohen Wallfahrts- und Büßertreppe da knieend hinaufgebetet, in einer entsetzlich schweren Stunde —

Helmtrudis ⟨interessiert⟩: Na, und —?

Kreidle ⟨leise⟩: Es hat nix g'holf'n...

⟨Eine Hotelglocke läutet, während ein Wagen tief drunten — wie unterirdisch — anfährt.⟩

Kreidle: Das ist das Zeichen, daß der Münchener Zug gekommen ist... ⟨Er sieht auf seine Taschenuhr⟩: Ganz richtig... Und gnädigste Frau Gräfin erwarten doch wen mit eben diesem Zug...

Helmtrudis: Meinen Bruder ... ja...

Kreidle ⟨sich empfehlend⟩: Na also... Juristisch ist Ihr gräflicher Herr Gemahl nicht zu packen... Es tut mir überaus leid, daß ich das Vertrauen, das verehrteste gnädigste Frau Gräfin in mich gesetzt haben, so wenig hab' rechtfertigen können... Ich darf mich also wohl empfehlen...

Helmtrudis: Ich danke Ihnen, Herr Justizrat... ⟨Sie reicht ihm die Hand⟩: Und Ihre Liquidation...?

Kreidle: Schicke ich mit Ihrer gnädigen Erlaubnis noch heute im Lauf des Vormittags ... Empfehl' mich bestens... ⟨Verbeugung.⟩

Helmtrudis: Adieu, Herr Justizrat...

Kreidle ⟨ab⟩.

ZWEITER AUFTRITT

Helmtrudis. Bald darauf: Zimmerkellner mit Oberleutnant Freiherrn Karl von Ruchti.

Helmtrudis ⟨steht da. Sieht das Buch liegen. Nimmt's. Trägt's langsam ins Schlafzimmer. Kommt wieder heraus, gewahrt die Briefe, öffnet welche, liest kaum und legt sie auch schon wieder hin⟩: Ah —! ⟨Sodann, wie sie etwa das Geräusch eines Lifts und hernach vom Teppich gedämpfte Schritte — aus welchen Sporen herausklirren und ein Säbel singt — auf dem Korridor hört, überkommt sie fast noch einmal ein solcher Anfall des plötzlichen Hervorschluchzens und -schreiens, den sie aber diesmal überwindet.⟩

Zimmerkellner ⟨läßt, nachdem er geklopft hat und ihm von Helmtrudis ein⟩ »Herein!« ⟨geworden ist, den Oberleutnant Freiherrn Karl von Ruchti eintreten⟩.

Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti ⟨nachdem sich Zimmerkellner sofort wieder zurückgezogen hat⟩: Grüß di' Gott, Trudel...

Helmtrudis: Grüß Gott, Karl... ⟨Und als ob er ihr soeben kondoliert hätte⟩: Ich dank dir auch recht schön...

von Ruchti: Na also, nur net gar so traurig, Trudel... — ⟨Er greift erregt nach seiner Brusttasche und holt hervor wie ein Geschenk⟩: Ein paar Briefe — schau'! — hab' ich dir mit'bracht —

Helmtrudis ⟨auf die eingangs dieses Aufzugs erhaltenen Briefsachen zu⟩: Und wieviel Briefe — schau'! — habt's ihr mir heut' wieder nachschicken lassen —! Briefe — Briefe — und nochmals Briefe —

von Ruchti: Ich hab' auch noch eine Visiten- und zwei Geschäftskarten da —

Helmtrudis ⟨empört sich immer mehr⟩: Briefe — Briefe — und nochmals Briefe — — und Visiten- und — und Geschäftskarten —

von Ruchti: Sie laufen uns ja das Haus ein in München —!

Helmtrudis: Briefe — Briefe — und nochmals Briefe! — Unverschämte Angebote von Direktoren: ich soll auf ihren Varietés auftreten. — Womöglich noch ehrenrührigere von Buch- wie Zeitungsverlegern: ich möcht' meine Memoiren schreiben. — Und dann: einen jeden Tag wieder eine Offerte von wieder einer andern großen Filmfabrik: ich möcht' meine Erlebnisse verfilmen lassen und gleich selber die Hauptrolle spielen. — Ja, diese Herren machen mir in dänischer, französischer, italienischer, amerikanischer wie in schlechter deutscher Sprache den Vorschlag: der Film sollte — mit mir in

der Hauptrolle — an Ort und Stelle aufgenommen werden ... drunten in Arabien ... und versichern mir einer um den andern, daß die Schiffskatastrophe im Golf von Aden in größtem Maßstab in möglichster Naturtreue aufgezeigt würde — —

von Ruchti ⟨peinlich berührt⟩: Na also, Trudel — ⟨Er hat sich schon ein paarmal scheu umgesehen. Jetzt endlich — leise —⟩: Ja, is' er denn gar net da? Was?

Helmtrudis ⟨hat sich gefaßt. Und nun tröstet sie ihrerseits⟩: Er muß den Augenblick kommen ... Ich hab' übrigens 'dacht, er wär' auf'n Zug auf'n Bahnhof 'naus ...

von Ruchti ⟨treuherzig⟩: I' hab'n aber net g'seh'n ... ⟨Ohne viel Besinnen den Abwesenden sogar verteidigend⟩: Er wird halt auch net grad sehr erbaut sein, daß i' da plötzlich komm' ... Denn so viel Militärisches wird ihm trotz seiner klösterlichen Weltflucht im Gedächtnis z'rückblieb'n sein, daß man einen einfachen Oberleutnant vom Münchener Leibregiment net ausgerechent zum Obersten vom sechzehnten Infant'rieregiment nach Batau herunterschickt ... Ja also, das is' grad kein so gar g'scheiter Gedanke von dir g'wes'n, Trudel ... und da is's ihm natürlich sehr peinlich.

Helmtrudis ⟨forschend⟩: So ... so ... genau so wie dir?

von Ruchti ⟨mehr und mehr knabenhaft ungeduldig⟩: Herrgottseit'n ... ja —! ... na also: jaa —! Wann er nur scho' dawär' —!

Helmtrudis ⟨geht auf den Knopf der elektrischen Klingel zu⟩: Willst nix essen oder ... trinken?

von Ruchti ⟨kraut sich fast am Kopf⟩: Trinken ...? — ⟨Zu seiner Schwester⟩: s' batauer Bier soll net grad schlecht sein ...? — Na also: haltst' mit, so an klein'n Frühschopp'n ...? — Nur bis daß er endli' kommt ...?!

Helmtrudis ⟨drückt auf den Knopf⟩.

von Ruchti ⟨nimmt Platz⟩: Wo is' er denn überhaupt's?

Helmtrudis ⟨klagend⟩: Oh mein Gott ...! — Entweder in einer der vielen ... vielen Kirchen, oder vielleicht grad wieder draußen in der bischöflichen Brauerei —!

von Ruchti ⟨durstig⟩: In der Brauerei —?

Helmtrudis: In der bischöflichen ...! In Hackelberg ...! — Da hab'n s' ihm ja eine Stellung angeboten ... einen Posten als

Brauereiverwalter ... ⟨Mehr und mehr ausbrechend⟩: Er will ja nix annehmen von mir ... von uns ... von den Eltern ...! — Er hat ja dieser seiner gelobten freiwillig'n Armut no' net ab-g'schwor'n ...!!

von Ruchti ⟨bloß verwundert⟩: Das ist ein Mensch ...! — Ein Mensch ist das ...!

Helmtrudis: Und aber ich bleib' net hier ...! — Das sag' ich dir! — Das darfst du mir glaub'n! — Ich bin net dazu zu beweg'n, daß ich hierbleib'! — Er muß aus dieser ... aus dieser Weihrauch-Atmosphäre da ... 'raus ...!!

⟨Es klopft.⟩

Helmtrudis ⟨schier klagend⟩: Herein!

Zimmerkellner ⟨erscheint⟩: Frau Gräfin wünschen ...?

Helmtrudis: Sie hab'n doch auch Flaschenbier?

Zimmerkellner: Innstadt, jawohl. Tafelbier. Helles.

Helmtrudis: Eine Flasche oder ... oder zwei.

von Ruchti: Drei!

Helmtrudis: Also ... drei.

Zimmerkellner: Sehr wohl! ⟨Ab.⟩

von Ruchti: Nämlich ... für ihn auch gleich eine ... wenn er kommt ... Der Papa hat net selber 'runterfahr'n woll'n. Und die Mama hab'n mer aus Leibeskräften zurückhalten müss'n. Du wirst übrig'ns wohl noch wiss'n, daß ich von uns allen mit'nander am allerwenigsten gegen diese deine Heirat mit'm Horst etwas einzuwenden g'habt hab'. Ja, ich hab' dich damals sogar noch unterstützt bei der Mama!

Helmtrudis: Du bist wirklich ehrlich, Karl.— ⟨Sie lächelt⟩: Du meinst, wenn ich nix ausrichten kann gegen ihn, dann du noch viel weniger?

von Ruchti ⟨verlegen⟩: Ja — Kreuzseit'n — ⟨Er kraut sich nun wirklich am Kopf⟩: Wo bleibt denn's Bier so lang?

Helmtrudis: ... Ich hab' mir halt 'denkt: wenn er bloß einen von euch wiedersieht — —! — Da muß er doch wie endlich aufg'weckt wer'n aus dieser — dieser — — denn es ist doch wirklich schon mehr etwas wie Mondsüchtig-sein von ihm — —

⟨Alles das unterdrückt. Und es arbeitet doch mit aller Macht sich heraus aus ihr.⟩

⟨Es klopft wieder.⟩

von Ruchti: Herein!

Zimmerkellner ⟨bringt auf einem Tablett das Verlangte. Setzt's auf einem Tisch ab. Öffnet die eine Flasche und gießt ein, und zwar in zwei Gläser⟩: Bitte sehr . . . ⟨Geht. Ab.⟩

von Ruchti ⟨prostend⟩: Auf dein Wohl, Trudel.

Helmtrudis ⟨spricht ihm wie nur mechanisch nach⟩: Auf mein Wohl — ⟨Aber trinkt nicht.⟩

von Ruchti ⟨hingegen nimmt erst einen herzhaften Schluck und setzt dann hart ab⟩: Ja, also — was ist denn nach'er eigentlich? — I' — i' — i' — i' muß doch sozusag'n Direktiven von dir hab'n, Trudel! — I' — i' — i' bin do' net ausschließlich nur zu mein'm Freund 'runter-g'fahr'n . . . zum Oberleutnant Kinateder . . . ah, du kennst'n schon . . ., der übrig'ns mit dieser seiner Engländerin eine noch viel reichere Heirat g'macht hat als wie Horst mit dir. — Und das muß ich euch übrig'ns gleich sag'n: zu Mittag ⟨er betont auf süddeutsch die letztere Silbe⟩: bin i' fei' net mit euch zusammen. Sondern da bin ich beim Kamerad'n Kinateder und seiner Engländerin eing'lad'n. Die hab'n sich das einfach . . . net nehmen lassen woll'n . . . Also was is'n eigentlich, Trudel —? — ⟨Sehr feinfühlig⟩: Is' was, das du auch mir anvertrauen kannst —?

Helmtrudis: Man sollt' wohl annehmen — — ⟨Innerer Krampf⟩: Denn wenn ich's einem mir ganz fremden . . . stockfremden Justizrat anvertraut hab' — —!

von Ruchti ⟨atmet schwer. Trinkt⟩: Dann, meinst du, könnt'st du's auch eigentlich mir . . . deinem leiblich'n Bruder anvertrau'n — —? Is's vielleicht so ein ganz juristischer Fall, der wo sich auf die allerintimsten ehelichen Angelegenheiten bezieht —? ⟨Hilflos⟩: Ja also — Trudel — — ⟨Fast ausrufend⟩: Trudel — —!! ⟨Greift sozusagen nach einem Strohhalm⟩: Gottseidank, sag' i nur, daß unsere Mama net gekommen ist — — ⟨Er gießt sich, vermutlich Schweißtropfen auf seiner weiß und roten Offiziersstirn, auf ein Neues ein. Trinkt und setzt womöglich noch härter ab als vorhin.⟩

Helmtrudis ⟨hat sich fast ein wenig abgewandt⟩.

von Ruchti: Wird's — wird's — wird's — wird's da vielleicht so irgendetwas als wie mit — mit — mit einer Scheidung —?! Daß nämlich . . . nämlich du die alleinige Schuldtragende sein sollst —

⟨Plötzlich Mann, bayerischer⟩: Trudel — paß auf, sag' i dir — — Mit einer Scheidung wird's nix — — dazu bin i' da — — Trudel? Trudel?? Das sag' i' dir — — ⟨Immer drohender⟩: Es hat eine ganz Gewisse gelitten da drunten in Arabien —!! Die hat was leiden müssen — die hat was aushalten müssen —!! Da — da — da gibt's fei' nix —!! Eine von Ruchti is' eine von Ruchti — und die bleibt's —!!

Helmtrudis ⟨beschwörend⟩: Karl —!

von Ruchti: Jetz' brauchst' mir überhaupt's nix mehr z'sag'n, Trudel —! — Jetz' weiß i' schon —! — Jetz' weiß i' überhaupt's alles —!! ⟨Wieder einfach verwundert⟩: Aber das hätt' ich mir von dem Menschen überhaupt's net 'denkt —!

Helmtrudis ⟨noch beschwörender⟩: Karl —!

von Ruchti ⟨nach nochmaligem Trinken. Die dreiviertel Liter haltende Flasche ist leer. – Fertig⟩: Jetz' is' in mir alles grad — grad gerichtet — bis aufs minimalste Visier.

⟨Es klopft hinwiederum.⟩

DRITTER AUFTRITT

Die Vorigen. Graf Horst von Hilgartsberg ⟨d. i. der frühere P. Felix⟩.

Beide ⟨Helmtrudis und von Ruchti zugleich⟩: Herein —?

⟨Graf Horst von Hilgartsberg — d. i. der frühere P. Felix — tritt ein.⟩

⟨Kleine Pause der Verwunderung, daß er geklopft hat!⟩

Horst ⟨ist übrigens auch für den Beschauer sehr verändert. Denn er ist nun bartlos und trägt einen immerhin neumodischen Anzug und dazu Plätthemd und Stehkragen und Schlips und einen weichen Lodenhut⟩.

von Ruchti ⟨der immer herzlicher wird⟩: Ja — aber — — grüß di' Gott — Horst.

Horst ⟨ebenfalls Herzenston⟩: Grüß dich Gott, Karl.

von Ruchti ⟨wieder mehr und mehr verwundert⟩: Ja — aber — — jetz' sag' mir bloß einmal: seit wann denn klopfst du denn eigentlich an —? ⟨Schier gemacht lustig⟩: Bei seiner eigenen Frau klopft der an der Tür.

Horst ⟨mit so tiefer Stimme wie ein Mönch⟩: Ich hab' drunten sofort erfahr'n, daß du schon da bist, Karl . . . Und da hab' ich mir gedacht, ihr habt's was miteinander zu besprechen . . . ⟨Er kommt nun

erst dazu, seiner Frau die Hand zu küssen. — Nett⟩: Weißt du, wen ich soeben getroffen hab'? Den alten Herrn Pfaffinger, den pensionierten Bezirksgeometer von Wolfach, . . . ich hab' dir doch von ihm erzählt . . . Er ist nun wirklich Kapuziner 'worden und geht täglich vom hohen Mariahilfsberg herunter in der Stadt hier ins Gymnasium und ins Lyzeum . . .

von Ruchti ⟨einladend⟩: Magst' a' Bier, Horst? — Wir hab'n scho' für dich mithol'n lass'n.

Helmtrudis: Ich zieh' mich jetz' an — für d'Table d'hote. — ⟨Sie geht nach dem Schlafzimmer. Ab. Sie schließt die Tür von innen. Man hört einen Riegel vorschieben.⟩

VIERTER AUFTRITT

von Ruchti. Horst. Ohne Helmtrudis.

von Ruchti: Na also — trink' — ⟨nachdem er eingegossen hat⟩.

Horst ⟨ergreift das Glas⟩.

⟨Sie stoßen stumm miteinander an.⟩

von Ruchti ⟨nachdem er getrunken hat⟩: Schmeckt eigentlich gar net so nach Provinz, das Bierl.

Horst: Is' besser wie euer Münchener. Kerniger. G'sünder. Is' mehr drin.

von Ruchti ⟨ihn ansehend⟩: Schaust übrigens gut aus, Horst. Bist ja schier dicker 'wor'n — im Kloster. — Menschenskind —! — Schwager und Kamerad —! — Wie lang is's eigentli' her, daß wir uns nimmer g'seh'n hab'n?

Horst: So . . . neun Jahr, Karl.

von Ruchti: Hast'n Kinateder nie 'troff'n hier in Batau, der die steinreiche Engländerin g'heirat't hat —?

Horst: Nein.

⟨Kleine Pause.⟩

von Ruchti: . . . Ja also, der Papa hat selber net kommen woll'n . . . Der will sich überhaupt's in gar nix zwischen euch dreinmischen . . . Der will weder was von dir hör'n, noch will er was von seinem ehemaligen Lieblingskind wiss'n, von der Trudel . . . Er schaut's überhaupt's gar nimmer an . . . Er schaut für gewöhnli' grad an ihr vorbei . . . Wie wenn's ein großes Familienunglück wär' . . . Ja also, weißt du, was ich glaub', Horst — aber unter uns g'sagt, Horst —

der möcht' sein eigenes Mädel wohl lieber tot seh'n als — als so. — Aber daran, Horst, daß unser Papa so ist, bist auch du schuld!

Horst: Ich —?

von Ruchti: Wir wiss'n's. Wir wiss'n's sogar ganz genau. — Nämlich — der Papa liest verschwiegens — in aller Heimlichkeit, wenn wir's net merken sollen — da liest er nämlich doch all' die verzweifelten Briefe, die die Trudel über dich nach München an die Mama schreibt. — Mit einem einzigen Wort: Papa ist fast deiner Meinung in diesem Fall. Er hat beinah' die gleichen Anschauungen wie du. Aber das Schlimme ist, daß du ihn darin noch bestärkst! Er wär' vielleicht längst — und voller Reue — davon abgekommen, wie er sich, wahrscheinlich nur ungern und gezwungen, zu seinem leiblichen Kind verhält. Aber dann kommt wieder so ein Brief von der Trudel über dich — und da gibt er dir, scheint's, immer wieder recht. Er hat geradezu einen gewissen Halt an dir! — Verstehst' mich, Horst?

Horst: Ich glaub', ich versteh' —

von Ruchti: Aber ich mein', Horst, ich als Bruder, daß in diesem Fall doch nix aus unserm sonstig'n Ehrenkodex gilt!

Horst: Du als ... Bruder —

von Ruchti: ... Das weiß die Trudel vielleicht gar nicht, daß es nicht ausgeschlossen ist, daß du nach allem Vorhergegangenen vielleicht nicht wieder Offizier werden könntest —

Horst: Aber ich will's ja auch gar nicht —

von Ruchti: Aber das rechnet ja auch gar nicht! — Denn du bist ja — glücklicherweise — schon längst nicht mehr Offizier! — Ich meine, wir dürfen billig von dir erwarten, daß du dich heute nicht plötzlich wieder einzig und allein auf den Offiziersehrenstandpunkt versteifst! — Denn den hast du doch aufgegeben, indem du seinerzeit ins Kloster gegangen bist. — Ich meine — Horst! — Schwager! — geh', so mach' mir's doch net so schwer! — ich meine, daß wir in diesem Falle an dich appellieren dürfen als an einen ehemaligen Mönch — — Als solcher läßt du doch wohl christlichere Milde walten als irgendein Offiziersehrenrat. — Der Papa, der ist in diesem Fall freilich, scheint's, ganz und gar verknöcherter Offizier. Alle wir Brüder aber denken anders!

Und du darfst ebenfalls nicht so denken wie der Papa. Und aber auf schon gar keinen Fall darfst du den Papa, wie gesagt, darin auch noch bestärken! Das ist deine Schwagerpflicht gegen uns, denn wir sind und bleiben die Brüder von der Trudel, von einem denn doch etwas moderneren Gesichtspunkt aus als wie unser alter Papa —

Horst ⟨schweigt⟩.

⟨Kleine Pause.⟩

von Ruchti ⟨ihm wieder zuprostend⟩: Und nun bitt' ich dich, Horst — sag', was ist denn eigentlich zwischen euch! — Ich möchte, daß du mir's frei sagst! — Die Trudel hat vorhin net so recht damit 'rausrücken wollen. — Ich selber weiß ja wohl mehr, als ich der Trudel vorhin eingestanden hab'. — Aber alles weiß ich nicht! — Ich kann mir denken, daß es eine nur allzu delikate Sache ist. — Ja, denk' doch nur selber einmal an, wie das arme Mädel zurückgekommen ist! — Was die hat aushalten müss'n! — Schon wirklich eine reine weibliche Odyssee! — Darüber steht nix nix in keinem Kodex, Schwager! — Das ist rein nur Sache als Mann! — Und du als ihr Mann darfst sie jetzt nicht verstoßen! — Da gibt's keinen Scheidebrief —!! ⟨Er wurde immer erregter. Aber dabei auch immer mehr unbedingt fordernd.⟩

Horst ⟨sieht ihn an⟩: Du bist ein netter Kerl, Schwager —

von Ruchti ⟨im Tone absoluter Gemütlichkeit Nur daß dahinter eine ungeheure Klaue steht⟩: Da irrst du dich aber, Horst. — Ich bin gar nicht so nett, wie du vielleicht glaubst —

Horst ⟨leicht⟩: So geh', Karl, sei g'scheit —

von Ruchti ⟨ganz spitz, ganz krallenscharf⟩: Nein, g'scheit mußt du sein —

Horst ⟨stutzt vor dieser riesig aufgestandenen Gefahr⟩: Ich – – muß – – –?!

von Ruchti ⟨ganz einfach nun wieder⟩: Erlaß mir alle Sentimentalitäten, Horst. Erlaß mir so wahre Kinderstubenmärchen, wie die Trudel, unsere Schwester, noch klein war, noch ganz klein. Ich könnt' dir auch gar net so viel davon erzählen, weil ich doch dann bald ins Kadettenkorps 'kommen bin. Ich hab' sie doch bloß richtig allemal in den Ferien g'seh'n! Denn die einzelnen kurzen Sonntagsbesuche kann ma' doch net rechnen. Na, und in den Ferien, da war

sie allemal schon wieder ein bisserl g'wachs'n... Siehst du, das ist alles, was ich von der Trudel aus unsern Kindertagen weiß. Aber das ist was anderes, was ich in bezug auf die Trudel fühle, auch heute noch, längst im beinah' überfällig'n Oberleutnants-alter! — ⟨Er kämpft mit sich⟩: Wenn ich das Wort Schwester in einer leisesten Geringereinschätzung höre, dann, Horst, kann's sein, daß ich rabiat werd'. — ⟨Lächelt gezwungen⟩: Also — du siehst, Schwager, daß ich gar net so »nett« bin —

Horst ⟨wieder das Stutzen von zuvor⟩: Willst du mich vielleicht zu etwas zwingen —? — So — so im Namen und Auftrag deiner ganzen vier Brüder —?

von Ruchti ⟨schier weich⟩: Sagen sollst du mir jetzt endlich bald überhaupt's was, Horst — Mitteilung machen — gesteh'n — in Form von Anvertrauen, was du denn gegen meine — gegen unsere Schwester hast — —

Horst ⟨bricht aus⟩: Ich hab' nichts gegen sie, Karl. — Ich hab' alles für sie. — ⟨Zornig⟩: So erinner' dich doch gefälligst selber dran, was du noch vorhin vom Offiziersehrenstandpunkt g'sagt hast —

von Ruchti: Psst — ⟨er sieht besorgt nach der Schlafzimmertür. — Fest⟩: Ich erinner' mich genau ... Ich hab' g'sagt, was der vielleicht nach starren Gesetzesbuchstaben entscheiden würde, Horst ... Ich hab' aber auch g'sagt, daß das für uns fünf Brüder wenigst'ns nicht gilt —

Horst ⟨kalt⟩: Es gibt da noch eine andere Entscheidung, mit der ich die mögliche Erkenntnis eines Offiziersehrenrats nur in Vergleich setzen will —

von Ruchti: Und die wäre, Schwager —?

Horst: Das Kirchenrecht!

von Ruchti ⟨schier eigensinnig⟩: Das Kirchenrecht? — Das kenn' ich aber gar nicht!

Horst: Ich hab's auch kaum gekannt. — Aber es verlohnt, es kennen zu lernen, Karl —

von Ruchti ⟨wieder naiv⟩: Jetz' bin ich aber wirklich neugierig —

Horst ⟨einigermaßen beschwörend⟩: Behalte dir immer vor Augen — bei allem, was ich dir jetzt sage, Karl, behalt' dir immer vor Augen, was ein Offiziersehrenrat da erkennen würde —

von Ruchti ⟨willig⟩: Also gut —

Horst ⟨sieht sich um⟩: Na, wo hab' ich denn gleich das Buch wieder —?

von Ruchti: Das Kirchenrecht —?

Horst: Es muß drinnen im Schlafzimmer sein.

von Ruchti: Na, da g'hört's ja wohl auch hin!

⟨Sie stehen beide etwas befangen. — Kleine Pause.⟩

Horst ⟨geht schließlich entschlossen an die Tür. Klopft⟩: Helmtrud —

Helmtrudis Stimme ⟨von drinnen⟩: Ja?

⟨Kleine Pause. — Der Riegel wird zurückgeschoben. Die Tür öffnet sich.⟩

Horst: Das Kirchenrechtsbuch, Helmtrud, du weißt. Es wird bei dir drinnen sein.

Helmtrudis Stimme: Ja. Gleich.

⟨Wieder kleine Pause. — Dann erscheint ein ganz nackter Frauenarm, und in der Hand ist das Buch.⟩

Horst: Danke schön, Helmtrud. ⟨Er nimmt's.⟩

⟨Die Tür schließt sich wieder. — Wieder Riegel. — Und noch einmal eine kleine Pause.⟩

Horst ⟨schlägt die betreffende Stelle auf, zeigt mit dem Finger darauf und gibt seinem Schwager das Buch⟩: Da...

von Ruchti ⟨liest. Mit lautlos sich bewegenden Lippen. Liest noch einmal. Mit starrem Mund. Bemüht sich zu verstehen. Und versteht gleichwohl nicht⟩: Wenn ich richtig verstand'n hab', willst du die Trudel... ins Kloster hab'n...? ⟨Die Stirnadern schwellen allgemach.⟩

Horst: Ja.

von Ruchti: Na, und du...? — Wollt ihr eins ums andere da hinein? Willst du vielleicht, daß ihr miteinander abwechs'lt? Erst bist du drin g'wes'n und jetz' soll sie hinein, obschon sie es eigentlich war, die dich wieder 'rausgekriegt hat? — ⟨Ganz heiser⟩: Betrachtest du das als so eine Art geistliches Sanatorium?!

Horst: Du scheinst dich doch etwas verlesen zu hab'n. — Der Fall liegt so — er steht doch ganz klar da! — daß ich — ich, Karl — obwohl verheiratet, trotzdem Mönch und Priester bleiben kann, wenn meine Frau dieselben Gelübde ablegt —!

von Ruchti: Ah so — — also — du willst ebenfalls wieder zurück —? ⟨Das war ziemlich gutmütig. — Nun aber wieder feindlich⟩: Du... du opferst dich sozusagen für sie?! — Das heißt: eh' daß sie

weiter hier heraußen in der Welt herumlaufen darf und wenigstens freie Luft atmen, lieber kehrst du auch wieder hinter die Mauern zurück —?!

Horst: Ja, sag' einmal — willst du mich nicht verstehen oder begreifst du tatsächlich so schwer? — Ja, glaubst du denn, ich hätt' nur darauf gewartet, bis sich mir die Pforten meines Klosters wieder öffneten? — Du kannst doch unmöglich von mir annehmen, daß ich das Mönchskleid bloß wie zu einer Karnevals-Redoute angezogen hab' —!

von Ruchti ⟨erstaunt, verwundert⟩: Also — du wolltest überhaupt's gar net wieder 'raus?

Horst: Ich wollt' überhaupt's gar net wieder 'raus.

von Ruchti: Aber doch wohl ... einigermaßen ... wegen der Trudel...?!

Horst ⟨langsam⟩: Ich hab' dich vorhin gebeten, Karl, du möchtest dir während all des Folgenden, das ich dir sagen werde, immer vor Augen halten, wie ein von dir zitierter Offiziersehrenrat wohl über die Helmtrud absitzen würde.

von Ruchti: Ah so! — Hm. — Und so, meinst du ⟨er schlägt auf das Buch⟩, sitzt das Kirchenrecht da über die Trudel ab?

Horst: Das Recht, das ich als Katholik anerkenne! Dem ich mich mit meinem ganzen Gewissen unterwerfe!

von Ruchti ⟨langsam, voll erwägend⟩: Also — aus der staubigen Wüste kaum herauss'n: huit ⟨pfeifender Ton⟩, hinein mit ihr ins reinigende Kloster. — ⟨Den Schwager ansehend⟩: Allerdings — jetzt versteh' ich dich, Horst. — ⟨Mit tief — zutiefst geholtem Atem⟩: Arme Trudel — Aus der Gefangenschaft ins Gefängnis — — Aus dem Regen in die Traufe — Du scheinst mir der richtige Fegefeuerwerker, du —

Horst: Schimpf' mich nur aus.

von Ruchti ⟨auffahrend⟩: Ja, bin denn vielleicht ich daran schuld, daß — —

Horst ⟨gut⟩: Werd' doch nicht gleich so kleinlich, Karl. — Ja, geb' denn ich wem die Schuld? — Glaubst du an gar nix Höheres —? Ja, ist denn das nicht ein Weg, gradaus gewiesen von der göttlichen Vorsehung? — Ich bin Priester, Karl. Ich bin Mönch.

von Ruchti: Augenblicklich nicht mehr. Sondern das bist du höchstens gewes'n.

Horst: Ich will's zumindest wieder werden. ⟨Mit echtem Pathos⟩: Gottesstreiter...

von Ruchti ⟨erwidert nichts darauf⟩.

⟨Pause.⟩

Horst ⟨nimmt das Buch⟩: Jetzt aber magst du selber raten, Karl. — Dieses Gesetz da ⟨aufs Buch klappend⟩ ist kein so starrer, toter Buchstab'n. Sondern das sieht auch Ausnahmebestimmungen vor. — So geh' do' her. I' zeig' dir's. — Der verheiratete Mann kann natürlich nur ins Kloster gehen oder — wie ich in meinem Fall — ins Kloster zurückkehren, wenn erstens einmal die Frau zustimmt und zweitens sowohl für das Fortkommen der Frau als auch für das der Kinder hinreichend gesorgt ist. Die Frau selber aber muß nur ebenfalls ins Kloster gehen, wenn sie noch sehr jung ist.

von Ruchti: Ja, aber — die Trudel ist doch jung!

Horst: Na, so schau doch her. — Die Frau braucht — aber auch für den Fall, daß sie noch so jung ist — doch nicht ins Kloster zu gehen, wenn sie andere Verpflichtungen — als wie Kinderpflege zum Beispiel — da steht doch ganz deutlich »Kinderpflege« — davon zurückhalten.

von Ruchti: Ja, aber — die Trudel und du, ihr habt's doch keine Kinder! — Oder wo solltet ihr denn auch Kinder herhab'n?

Horst: Da steht doch noch eine Ausnahme, für den Fall, daß die Frau erstens noch sehr jung ist, und zweitens nicht einmal Kinder hat: Auch dann kann sie eventuell von den geistlichen Obern die Erlaubnis erlangen, weiter in der Welt leben zu dürfen, unter der Bedingung freilich, daß sie ein immerwährendes — hier! — da! — ein immerwährendes Keuschheitsgelübde ablegt.

von Ruchti ⟨stiert in die Zeilen, die ihm fast vor seinen Augen verschwimmen. — Wieder richtend, wie ein Richter⟩: Also du selber gibst es zu, daß sie nicht ins Kloster braucht. Sondern du verlangst nur — wie billig von dir! — daß sie wegen ihrer bunten und abenteuerlichen Erlebnisse drunten in Innerarabien ein immerwährendes Keuschheitsgelübde ablegt?

Horst: Nicht einmal so sehr für sie — aber für mich doch! für mich! — Denn ich will doch wieder ins Kloster zurück! — Oder

was soll ich hier herauss'n anfangen — nach allem Vorhergegangenen. — ⟨Er hat sich bezwungen. Wird hart. Er verhärtet. Wie ein Urteil⟩: Gleichwohl mag die Helmtrud selber entscheiden, was ihr gerechter dünkt: entweder nur das immerwährende Keuschheitsgelübde ablegen und dann weiter hier herauß'n in der Welt leben — oder aber lieber gleich ganz hinein mit ihr ins Kloster.

von Ruchti ⟨still⟩: Du meinst, sie wird freiwillig das schlimmere Los von den beiden wählen und ganz ins Kloster gehen?

Horst ⟨wie oben⟩: Ich hoffe, sie wird sich für das Leichtere entscheiden und in aller Form den Schleier nehmen. Denn das ist doch wohl das Leichtere.

von Ruchti ⟨widerspricht⟩: Das Schwerere.

Horst ⟨unbewegt⟩: Das Leichtere. — ⟨Sonor⟩: Und dabei die innigere Vereinigung mit Gott. ⟨Lange Stille.⟩

von Ruchti: Da wär' ich nun also nach Batau herunterg'fahr'n, von meinen Eltern und Brüdern mit allen nur erdenklichen — energischen! scharfen! — Vollmachten ausgestattet, und statt dess'n sitz' ich nun da und laß mich von dir wie ein Schulbub' belehren. — Hast du jemals daran gedacht, daß du protestantisch werden könntest? — Meinet- und unsertwegen sogar protestantischer Pfarrer, wenn dir die Seelsorge und das Predigeramt gar so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind —?

Horst: Ich lieg' doch an solcherlei Gesetzen nicht etwa gekettet wie ein Hund, daß ich nur darauf warte, damit ihr mir die Freiheit gebt! — Der, der dies grundlegende Buch geschrieben hat, Karl — das ist zufällig ein Abgefallener von unserm Glauben. Der ist protestantisch geworden! — Trotzdem ist und bleibt es das Buch übers Kirchenrecht, das beste Nachschlagewerk, das in keinem noch so kleinen katholischen Pfarrhause fehlt.

von Ruchti ⟨wieder schwer von Mitleiden⟩: Was ist denn nach'er — — Weiß die Trudel schon, was du mit ihr vorhast? Hast du's ihr schon g'sagt, daß sie ins Kloster muß?

Horst: Das Buch hat sich vorhin nicht ganz umsonst drinnen bei ihr gefunden. — Ich glaub', sie hat wer weiß wie oft schon d'rin g'les'n. — Übrigens hat sie sich dieses Exemplar durch die Waldbauersche Buchhandlung eigens kommen lass'n.

von Ruchti: Hast du sie auf besondere Stellen hingewies'n?

Horst ⟨schüttelt stumm mit dem Kopf⟩.

von Ruchti ⟨aufgebracht⟩: Sie soll den betreffenden Passus also gar wohl auch noch von selber finden — was? — Ohne jede Hilfe von deiner Seite läßt du sie dabei? Ganz . . . also wirklich ganz von selber soll sie d'rauf kommen? — Du willst sie sozusagen allmählich reif dafür wer'n lass'n?! ⟨Merkwürdig fest⟩: Das kann ich nicht zugeb'n, Horst — auf gar keinen Fall.

Horst ⟨schweigt.⟩

von Ruchti ⟨sich verzweifelt auflehnend⟩: Das arme Mädel —! — Kennt sich heut' vielleicht in einem arabischen Koran noch eher aus als wie — ⟨Bezwingt sich wieder⟩: Lieber sag' ich ihr's selber, Horst, aber — — aber auf einen jeden Fall muß ich zuerst mit den Eltern und Brüdern sprechen. — Du hast mich ja nun wohl ⟨ihn brennend ansehend⟩ genügend orientiert. — Außerdem: hat's dir so lang... hat's dir ganze vier Wochen no' net pressiert mit einer diesbezüglichen Erklärung, so kann's auch noch drei... vier... oder höchstens fünf Tage lang dauern! ⟨Entschlossen⟩: Das Buch da nehm' ich jedenfalls mit, daß du's weißt! — ⟨Bebend mit allen Fibern⟩: Und dir, Horst, zwing' ich zuerst noch die heilige Versicherung ab, daß du ihr von nix eher sagst... von nix, Horst, von all' dem.

Horst: Das Versprechen kann ich dir beim besten Willen nicht geben.

von Ruchti ⟨scharf⟩: Was?

Horst ⟨ringend mit Atem so wie mit Gefühl⟩: Du möchtest jetzt von hier mit der für mich wenig schmeichelhaften Meinung weggehen, daß ich Helmtrud seit unserm Wiedersehn einer Art Kasteiung unterwerfe — was?! Und zwar: ich nur sie —!! Einer sowas wie fleischlichen und seelischen Abtötung —?! — Ja, glaubst du denn, ich leide nicht mit ihr mit?!

von Ruchti ⟨zwingt seine Stimme nieder, so sehr er nur kann⟩: Im übrigen find' ich das hundsgemein von dir, mit einer Frau in zwei solchen Hotelzimmern zusammenzuhausen, wenn man auch nur eine Sekunde lang einen solchen Schritt in bezug auf ihr ganzes ferneres Leben vorhat als wie du!!

Horst ⟨ist nicht im mindesten zusammengezuckt⟩: Ich bitte dich um Ent-

schuldigung, wenn ich dich mit der größten und bedeutendsten Vorbedingung für mein ganzes weiteres Zusammenleben mit Helmtrudis noch nicht bekannt gemacht hab. — ⟨Märtyrerhaft: der Ausdruck muß angebracht sein⟩: Aber jetz' muß's sein. Jetz' hilft keine Rücksicht mehr darauf, daß du ausgerechent der Bruder von Helmtrudis bist. — Ich hab dir bisher etwas verschwiegen. — Nun gut: ich werd' dir ein Merkzeichen einleg'n an dieser Stelle des Buches. ⟨Er geht auf ihn zu. Will ihm das Buch abnehmen, und als der es — streitsüchtig — zu behalten versucht, ringt er's ihm eben mit einiger Müh' ab. — Sodann schlägt er auf und reicht ihm die Stelle hin.⟩

von Ruchti ⟨liest, so ähnlich wie vorhin schon einmal⟩: — — —

Horst ⟨kommt ihm zu Hilfe⟩: Daß ich einmal das Gelübde ablegte, das wirkt nach. — Wir dürfen sonst zwar leben wie zwei andere Eheleute auch, nur darf der Mann den ehelichen Verkehr ⟨den Finger darauf⟩ wohl leisten — nicht aber fordern! — Und das weiß Helmtrudis! ⟨Diese Sätze kamen immer noch etwas ängstlich-schneller. — Aber nun wieder gefaßt, auf alles gefaßt⟩: Das ist ihr bei meinem Abschied aus dem Kloster gedruckt vorgehalten worden: so wie du's jetzt schwarz auf weiß vor dir siehst. — Aber davon hat sie euch natürlich in keinem Brief mit keiner Silbe etwas verlaut'n lass'n — was —? wie —?? hab' ich recht —?!

von Ruchti: Nein. Davon . . . nichts. ⟨Lange Pause.⟩

von Ruchti ⟨wie man einen Schlafenden weckt⟩: Horst — jetz' pass' auf — — du mußt endlich fort von hier —! — Ah nein, du, die Trudel, du, die ist nicht so dumm! Die hat genau herausgefunden, daß du von hier weg mußt! Von hier weg! Vom Kloster! Aus der Näh' vom Kloster!

Horst: Das kann ich nicht! — Ich bekomm' mein Leben von hier — ⟨sarkastisch⟩: ja, von hier, von der Nähe! — ⟨Wieder ernst. Gläubig. Voll schier eines kindlichen Vertrauens⟩: Ich war beim Bischof. — Ich krieg' eine Stellung. — Auf einem bischöflichen Besitz. — Draußen in der bischöflich'n Brauerei. — Die geistlich'n Herrn verlass'n mich nicht. — Die lass'n mich nicht im Stich. — Die setz'n mich gar bald in Stand, daß ich meine Frau ernähren kann. — Die haben mir schon Vorschuß 'geb'n, denn von was sonst hätt' ich das Hotel hier bezahlen können.

von Ruchti: Du kannst von uns — von mir — von Trudel Geld hab'n. — Wir brauch'n kein'n Vorschuß von einer bischöflich'n Brauerei —!!

Horst ⟨rätselhaft starr⟩: Ich muß aber doch meine Frau aus meinem Eigenen ernähren können.

von Ruchti ⟨abschneidend⟩: Also du kommst mit. — Ich dulde keine Widerrede mehr. — Auf einen jeden Fall vorläufig wenigstens kommst' mit. — ⟨Scheltend⟩: Das muß denn doch erst untersucht werden, ob diese Stellung da, die du kriegen sollst, auch eine halbwegs standesgemäße für euch ist.

Horst: Ich komm' nicht mit!

von Ruchti: Das sind vielleicht alles ganz und gar verstockte, hinterlistige, feige, meineidige Ausreden von dir.

Horst: Ich komm' nicht mit!

von Ruchti ⟨sieht mit einem plötzlichen Einfall auf die Uhr⟩: Himmiherrgottsakarement. Ich muß ja zum Kinateder. Es ist die höchste Zeit! Ich kann doch unmöglich absag'n. Aber — ⟨Er sieht seinen Schwager wieder einmal brennend an⟩: Aber — vielleicht ist das auch ganz gut so. So bleibt dir Zeit zum überleg'n. — ⟨Besorgt, schier erschrocken⟩: Nein — nicht überleg'n —! Nicht nachdenken, Horst! Versprich mir das —! Du versprichst mir, daß du mit der Trudel jetz' runter ess'n gehst zur Table d'hote . . . Die wird sowieso schon hungrig sein . . . Ich meine, du versprichst mir, Horst, daß du . . . daß du wart'st, bis ich wiederkomm' . . . ⟨betonend⟩: mit allem.

Horst: Ich verspreche dir nichts.

von Ruchti: Du . . . versprichst . . . nichts . . .?!

Horst: Nix.

von Ruchti ⟨fängt an zu keuchen in seiner Ohnmacht, die — gar nicht lächerlich — hier rein durch gesellschaftliche Rücksichtnahme entsteht⟩: Weißt du, was ich jetzt möcht' —

Horst: Nun? ⟨Erhebt seinen Blick zu ihm.⟩

von Ruchti ⟨schreiend⟩: Schießen möcht' ich jetzt auf dich — — Mich schießen mit dir — — da! — da!! — so! — so!! — ⟨Er erhebt den linken Arm⟩: Mit der linken Hand — Auf links schießen möcht' ich mich mit dir — ⟨Der Riegel fährt zurück.⟩

Helmtrudis ⟨stürzt — aber angezogen — aus dem Schlafzimmer⟩.

FÜNFTER AUFTRITT

Die Vorigen. Helmtrudis.

Helmtrudis: Karl — —!!

von Ruchti ⟨seiner selbst nicht mehr mächtig⟩: Warum hab' ich's nicht getan —? — Warum hab' ich Rindviech statt so vieler guter Vorsätze nicht einfach einen Revolver mitgenommen — oder zwei —

Helmtrudis ⟨ihren Mann — Horst — mit ihrem Leibe deckend⟩: Karl — —!!

Horst ⟨schiebt die Frau leis vor sich weg⟩: Na so schieß doch! Du sollst so oft auf mich abdrücken dürf'n wie du nur willst. — Ich aber ding' mir als einzige Gegenwehr dieses Buch da von dir aus.

Helmtrudis: Horst —!!

von Ruchti: Dieses Büchel — von einem Protestanten —??

Helmtrudis: Karl —!!

von Ruchti: ⟨wie oben⟩: Dich muß man nur unschädlich machen — dann sind alle Schwierigkeiten mit einem Schlag vorbei.

Horst ⟨schier eigensinnig⟩: Dann bleibt doch immer noch dieses Buch.

von Ruchti ⟨das Letzte versuchend. Er sieht von jetzt ab seinen Schwager überhaupt nicht mehr an⟩: Trudel — bis ich wiederkomm', hast du alles gepackt! — Du fährst heut' abend mit mir zurück nach München! — Der . . . Papa will's! — Hörst du, Trudel? — Der Papa —!!

Helmtrudis ⟨wie sich erst langsam erinnernd⟩: Der . . . Papa —? — ⟨Ganz einfach⟩: Der Papa hat kein Recht über mich mehr. Die Mama nicht mehr. Du nimmer. Alle nimmer. Ich pack' nicht ein und ich fahr' nicht mit dir zurück. Ich allein — nicht! — ⟨Ganz klein. Ein Kind⟩: Er . . . muß . . . mit. — ⟨Sie dreht sich langsam um. Wie eine Puppe, die man dreht. Wie ein abnormer Mensch — moto homo —, den man in einer Schaubude auf der Batauer Maidult gezeigt hat. So dreht sie sich langsam nach ihrem Mann um⟩: Oder nein: er muß auch nicht mit . . . Ich will gar nicht . . . Er muß auch nicht mehr . . . Wir zwei bleib'n da . . . Das ist nichts, daß du gekommen bist . . . Geh' du nur zu dein'm Kameraden und seiner Frau . . . Wir zwei — wir bleib'n da . . . ⟨Das letztere ganz im Tone von: »Wir machen's uns gemütlich hier — wenn du erst nimmer da bist« . . .⟩

von Ruchti ⟨aufbrausend⟩: Trudel —! — Jetz' is's wohl auf einmal mit dir auch nimmer so ganz richtig —?

Helmtrudis ⟨einfach⟩: Geh, Karl . . . Schau, du kommst doch sonst

zu spät... Und nach'er komm' wieder her... Mach' dich bald frei von dein'm Kamerad'n und seiner Frau... Nach'er red'n wir noch einmal drüber... ruhiger, Karl...

von Ruchti (schmerzlich): Trudel —! — Du weißt, wie gern ich dich hab' — — (Er nimmt das Kirchenrechtsbuch. Steckt's ein.)

Helmtrudis: Scho' recht, Karl... Geh', Karl...

von Ruchti (ungewollt säbelklirrend — ab. Ja, eigentlich ein wenig so wie auf scheuer Flucht — davon. Man hört, als er schon draußen ist, noch seine klimpernden Sporen).

SECHSTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne von Ruchti.

(Lange Pause.)

Helmtrudis (in einem ganz veränderten Ton, der auf eine Veränderung ihrer ganzen Sinnesrichtung schließen läßt. Und doch auch ein ganz klein wenig beabsichtigt, dieser Ton: wie Frauen nun einmal sind. Jedenfalls eine solche Frau wie diese geht da sogleich auf eine andere Art zwar als zuvor auf ein Ziel zu ... aber das Ziel erweist sich als das nämliche wie zuerst ... oder es wär' keine Frau): Wir bleiben ... wir zwei ... Wir ziehen nur von hier aus ... aus'm Hotel ... und wohnen uns privat wo ein... Ich kann das nicht mitanseh'n, Horst, daß sie so mit dir umspringen... Das ist ja beinah' als wie mit mir... — Ja. Sie schätzen dich genau so sehr nur mehr halb ein als wie mich...

Horst (vom vorhergehenden Auftritt und namentlich von dessen letztem Ende ebenso sehr gepackt als von der Gewalt ihrer sanften Stimme, die wie eine weiße duftende Frauenhaut auf ihn wirkt): Bin ich nicht immer nett zu dir g'wes'n, Helmtrud? — Hab' ich dir jemals was getan? — Dein Bruder glaubt, ich maltraitier' dich irgendwie —!

Helmtrudis: Nein, nein. — Nein, ich bin's — ich bin's, der noch alles fremd ist. Ich, die sich noch nicht eing'wöhnen hat können —

Horst: Nein, Helmtrud. Mir — mir ist alles ebenso fremd. Oder sogar noch viel fremder wie dir. — Du — du bist eine Frau. Und Frauen, die denken einfach: sie seien wieder da. — Du bist ja auch richtig erst wieder zurückgekommen. Du bist wie gewaltsam verschleppt g'wes'n. Und nun ist dir alles neugewonnen. Du wärst sofort wieder völlig eing'lebt, wenn ich nicht wäre. — Aber ich — ich bin net fortg'wes'n. Wenigst'ns net auf

die g'waltsame Art wie du. Sondern ich hab' mich freiwillig verbannt g'habt. Ich hab abg'schloss'n g'habt mit allem Weltlichen. — Du hast immer und immer wieder g'hofft, du kämst noch amal zurück. — Ich aber hab' fest und stark vertraut, daß ich nicht wieder zurückkommen brauch' — nie wieder zurückkommen. — Das ist der große Unterschied, Helmtrud —

Helmtrudis: Ich hab' nie ganz g'glaubt, daß du tot wärst. Ich hab's nie ganz für möglich halten können —

Horst: So sind die Frauen. Du warst immer noch hier. Sogar auch tief — tief — zutiefst — da — da — da drunten wo. So sind die Frauen.

Helmtrudis: Ich hab' immer g'glaubt, daß es noch einmal anfangen müßt' — genau da, wo's auf so elementare Weis' zwischen uns aufg'hört hat —

Horst: Ja ja — ganz gewiß — ich versteh' dich vollkommen —

Helmtrudis: ... Wie wir von Konstantinopel mit'm Nordsüdexpreß heraufg'fahr'n sind ... da war hier in Batau Zollrevision... Zwei Herrn, die mit uns 'raufg'fahr'n sind, zeigten uns das Kloster, in dem du bis dahin immer noch ganz ahnungslos warst... Da hab' ich den Steinhaufen da droben ⟨sie deutet zurück durchs Fenster hinaus⟩ mit seinen flimmernden goldenen Kreuzen auf den beiden Türmen und mit seiner steinernen Stiegen bis 'runter an'n Fluß ang'seh'n, als ob er mir bereits in manchem Traum erschienen g'wes'n wär'... Ich meine, das Bild kam mir so gar net neu vor ... so gar net unbekannt...

Horst ⟨als ob er eine wissenschaftliche These bewahrheitet fände⟩: Ja ja — sehr richtig. — ⟨Und aber: dieses wissenschaftliche Ergebnis stände in absolutem Widerspruch mit seiner Religion, an die er unerschütterlich glaubt! ...⟩

Helmtrudis: Das ist auch eine Art Glauben, Horst, und eine Art Glaubensstärke —

Horst: Bei euch Frauen — ja. Bei uns Männern allerdings könnt's leicht sein, daß es nur ein nachträglich hineinkonstruierter Fatalismus wäre, der sich Gott sei Dank gelohnt hat — das heißt, nachdem das Schlimmste schon vorbei war und sich alles zum Guten wendete —

⟨Pause.⟩

Horst ⟨und nun sieht er die Briefe, die daliegen. Und er liest die Briefe. Das heißt: er liest einen sozusagen an, wie man etwas anißt, und legt ihn wieder weg. Einen zweiten ditto. Ein dritter verlohnt sich ihm schon nicht mehr. Es ist ja doch immer dasselbe: von Varietédirektoren, von Buch- wie Zeitungsverlegern, von Filmfabriken. Er hat schon öfter welche — solche gelesen. Er läßt das Ganze wieder sein. — Aber ohne mit einer Bewegung etwas zu verraten.⟩

Helmtrudis ⟨hat ihm zugesehen. Ebenfalls ganz beruhigt. Und nun so ganz versöhnt und als wär' nie ein Sprung in ihrer Vereinigung als wie Glas vorgekommen. Ohne die geringste Klage oder Anklage wie auch schon vorher in all ihren Sätzen in diesem Auftritt. — Wie eine Geige klingt⟩: Ich muß jetzt oft darüber nachdenken — es bleibt mir ja jetzt auch so viel Zeit dazu — hier in so einem Hotelzimmer — — ich muß jetzt oft darüber nachdenken, wie du damals warst. Nicht etwa wie du als Bräutigam g'wes'n bist. Aber wie sich so die ersten Tage unserer Ehe gestaltet haben. Du kannst mich leicht verweisen, als ob das eine Erinnerungstäuschung von mir ist... ⟨Sie sagt das so, als ob er sich seitdem von Grund aus gebessert hätte in einem jeden Betracht⟩: Ich muß so oft jetzt daran denken, wie die wenigen Tage auf unserer so schnell unterbrochenen Hochzeitsreise waren...

Horst ⟨horcht auf⟩: — —

Helmtrudis: ... Schwankende Bretter. Ewig schwankende. Zuerst unter unsern Füßen auf den Schienen. Und dann unter unsern selbigen Füßen auf dem Wasser. Warum bist du übrigens damals sogleich von der Bahn aufs Schiff? Aus dem Schlafwagen heraus — kaum heraus — sogleich auf ein Schiff? Von den rollenden Brettern herunter sogleich auf schaukelnde? Ist eine solche Unruhe in dir g'wes'n, daß du ewig nur dahingleit'n hast woll'n? — Manchmal hab' ich mir auch schon gedacht: er hat sich damit einen Zwang auferleg'n woll'n: er hat sich nur immer mit mir erst in ein Eisenbahnabteil und dann gar auf ein Schiff freiwillig eing'sperrt, mit mir zusammeng'sperrt, vielleicht weil er mir beim allerersten Spaziergang im Freien einfach auf und davong'lauf'n wär'. — Ich übertreib's in der Erinnerung vielleicht ein bisserl. Wir hab'n ja die Billetts b'reits fest g'löst g'habt zu unserer Weltreise. Aber wir hätten außerdem Zeit wie Geld g'habt. — ⟨Und da springt sie auf und hängt sich mit einemmal an seinen Hals⟩: Warum bist du damals so g'wes'n zu mir —? Ich mein', ich hätt' ja überhaupt nie was von

dir g'habt —! Hab' ich das aber verdient — namentlich auch in der darauffolgenden Zeit — — in den neun Jahren Sklaverei — und widerwilligstem Haremsleben —?! Ich mein' grad', ich hätt' wirklich nie etwas von dir g'habt — — ich möcht' endlich was von dir hab'n — — und ist es nicht deine Pflicht, mir endlich einigermaßen durch deine Liebe Genugtuung zu verschaffen für all die Unbilden, die ich wehrlos erduldet hab' —?! Warum willst du jetzt kein Geld von mir annehmen —? Warum wart'st du auf eine solche — vielleicht niedere Stellung —? Oder bist du vielleicht damals vor neun Jahren schon so seltsam zu mir g'wes'n, nur weil's dich g'reut hat, daß du in mir eine solch Reiche geheiratet hast —?!

Horst ‹ganz hilflos›: Ich bitt' dich, Helmtrud, mach's nicht vom bloßen Geld abhängig — —

Helmtrudis ‹heiß›: Ich bau' uns ein Häusel. Du. Ich bau' uns ein Haus. Ich bau' dir's mein'tsweg'n — Wir bauen uns ein Haus, ganz nach deinen Angaben. Ich bau' dir's mein'tsweg'n hier auf'n Berg hinauf: schräg vis-à-vis vom Kloster. Wir richten dir mein'tsweg'n sogar eine Zelle ein: denn du lebst doch noch! Bist nicht ertrunk'n damals, wie mir eine der fürchterlichsten Stunden meines Lebens hat vorgaukeln woll'n! — Du lebst doch noch! — Aber ich — ich leb' auch noch. — Mein Gott, mein Gott, oh — Horst, geh', so sei doch vernünftig: ich bin g'fangen g'halt'n wor'n und du hast dich selbst eing'sperrt — — ja, hätt' denn das nicht auch gerade umgekehrt der Fall sein können —?! — Daß du g'fangen g'nommen word'n wärst — und ich mich freiwillig eing'sperrt hätt' —? — Wenn ich dich an meine Stelle denke — dich, Horst — dich — dich — dich — dich — oh was würd' ich für Mitleid für dich haben —?!

Horst ‹erschüttert›: Weißt du, was ich von dir fordere —

Helmtrudis ‹allmählich rasend werdend, darum nicht etwa »zweideutig«›: Du hast kein Recht zu fordern — —

Horst ‹verzweifelt›: Heilige Mutter Maria —

Helmtrudis ‹sie deutet irgendwo hin, wo sie annimmt, daß das Buch noch liege›: In dem Buch steht, daß du kein Recht zu fordern hast — —

Horst: Helmtrud —! ich bitt' dich —

Helmtrudis: Da steht auch nichts von Bitten-dürfen mehr drin in dem Buch. — Das ist dir da alles nicht mehr erlaubt — —

Horst: Du verstehst mich nicht —

Helmtrudis ⟨läuft mit einem Male zur Ausgangstür und schließt sie von innen ab. Kehrt zurück und steht da und sieht ihn — irr — an⟩: Ich —? — Ich —? — Ah — ich will dich ja gar nimmer verstehn. — ⟨Steht wieder da und blickt ihn wie irr an. Und aber sagt wie ganz besonnen⟩: Ich bin ja keine Frau mehr, wenn ich mir durch dich — und nur durch dich — die eigenen Kleider vom Leib reiß'n muß. — ⟨Wieder empört bis ins Innerste⟩: Das soll ich um mich verdient haben —?? ⟨Wieder geschäftig⟩: Wart' noch ein bisserl. — ⟨Sie rennt nach dem Schlafzimmer, dessen Türe von ihrem Auftreten und Herausstürzen her immer noch offen stand. Sie rennt durch die offene Tür und läßt sie auch weiterhin geöffnet. Und man hört unter den wiederholten, aber diesmal ungleich mehr noch wie einen Monolog gesprochenen Worten⟩: Und das soll ich um mich verdient haben —?? ⟨hört man, wie sie im Schlafzimmer drinnen erst unvernünftig an den Stores hin und herzieht und — sich dann erst besinnend — darauf die lichtundurchlässigen Rouleaux rollen macht.⟩

Horst ⟨steht ratlos. Horcht nur⟩.

Helmtrudis ⟨erscheint wieder im Türrahmen⟩: Ich bin ja keine Frau mehr, wenn ich mir durch dich — und nur durch dich — die eigenen Kleider vom Leib reiß'n muß. — ⟨Tonlos hat sie das wiederholt. — — Plötzlich — winselnd⟩: Komm — Horst — —! ⟨Aber sie hat nicht die Kraft, ihm etwa voranzugehen. Sondern sie bleibt am Türrahmen lehnen, wie eine Statue, die, einen Augenblick zum Leben erwacht, wieder in Starrheit zurückverfällt und — im Fallen-wollen — nur noch einen Halt an eben einem Türpfosten findet. Und sie bleibt so. Und so bleibt sie. Bleibt lehnen. Bleibt.⟩

Horst ⟨erwartet abgewandten Gesichts, bis sie sich endlich vom Türrahmen — ins Schlafzimmer hinein — entfernen würde⟩.

Helmtrudis ⟨jedoch bleibt so⟩.

Horst ⟨wendet sich schließlich um. Denkt, daß das ein weibliches Manöver sei, und resolviert sich, wenigstens ein paar Schritte auf sie zu zu gehen. Er tut's⟩.

Helmtrudis ⟨bleibt⟩.

Horst ⟨geht noch näher⟩.

Helmtrudis ⟨bleibt⟩.

Horst ⟨geht an ihr — durch den Türrahmen hinein — vorbei. Doch geht er mit einer solchen nachtwandlerischen Sicherheit, daß er sie nicht im geringsten streift⟩.

Helmtrudis ⟨ist — mit längst schon geschlossenen Augen — ganz Horchen⟩.

Horst ⟨unsichtbar — d. h. ganz ins Schlafzimmer hineingegangen — tut drinnen noch ein paar Schritte⟩.

Helmtrudis ⟨im Türrahmen — schlägt die Augen auf⟩.

Horst ⟨drinnen irgendwo — bewegt sich nicht mehr. Mit gar keinem einzigen Laut⟩.

Helmtrudis ⟨schreit entsetzlich auf und stürzt von der Öffnung zum Schlafzimmer weg — weg — weg —nur weg — in der entgegengesetzten Richtung ins Wohnzimmer hinein. Sinkt wo nieder. Mit den Knien auf dem Fußboden. Mit dem Gesicht auf einem Stuhl⟩.

⟨Lange Pause. — Ohne einen Laut. — Endlich erscheint⟩:

Horst ⟨ähnlich wie vorhin seine Frau im Türrahmen. Aber — — als Tier. Mit blutunterlaufenen Augen. Unartikuliert⟩: Warum bist du nicht gekommen? Nachdem du mich — endlich! — endlich!! — so sehr gerufen hast?! — Ich hätte dich — mittenein — gefragt, was wohl Kuß auf arabisch heißt —!! — Sie wohnen in Zelten, die Araber — ja —? — Sie gleichen auch heute noch denjenigen aus Hiobs Zeit —? — Seine Wohnung ist das Zelt, sein Gerät Kamelsattel und Wasserschlauch. — Ich hab' drüber nachgelesen. — Sein Reichtum ist das Kamel und das Pferd. — Sie tragen nur Hemd und Mantel. — Du mußt wissen, daß ich mir über sie Literatur verschafft habe. — Und solches würde mir immer vor Augen stehen. Wie Feuer vor den Augen. Solches würde ich dich immer wieder fragen. — Ich würde dir dadurch unser Leben zur Hölle machen, — — so sehr lieb' ich dich. — Weißt du jetzt, wie sehr ich dich liebe? Hast du das je gewußt? — Weißt du jetzt, daß ich dich schon darum lieben müßte, daß dich in der Zwischenzeit statt meiner mohammedanische — arabische — semitische Hunde geliebt haben?! — Weißt du jetzt, wie sehr ich dich liebe, oh — wie sakrilegisch gern ich deinen Leib hätte, darum, daß er von andern — in Sand und Staub — in Wüste und Sonne — gehabt worden ist?! — Weißt du jetzt, daß ich mit dir auch hinuntergehen müßte — daß ich dir aus anhänglichster Liebe selbst folgen müßte — wenn du etwa so einen vorgeschlagenen Kontrakt von einer Filmfabrik annehmen würdest —?! — Ich selber würde nicht nur den Mönch in der Zwischenzeit spielen — — ich würde auch die Herren da unten gern persönlich kennen lernen wollen —!! Ich würde dich ja keinen

Schritt mehr allein gehen lassen können — — unser ganzes ferneres Leben lang —!! Du müßtest mich den Herren auf arabisch vorstellen — — mich als denjenigen — ausdrücklich denjenigen, der damals derweil im Kloster gewesen ist —!! Und ich würde mit den braunen Kerls Händedrücke tauschen — —!! — Aber du kannst auch ruhig die verschiedensten Varietékontrakte unterzeichnen — — das gilt mir jetz' schon ganz gleich —! Deine Eltern und deine Brüder zwar würden dann nichts mehr von dir wissen wollen — — dafür aber ich —! Oh — ich folge dir, wohin du willst! Du kannst ruhig den ersten Varietékontrakt unterzeichnen, der dir die doppelte Gage verspricht unter der Bedingung, daß ich allabendlich allem Publikum sichtbar in einer durch die Tageszeitungen bekanntgegebenen, öffentlich vorher bezeichneten ganz gewissen Loge sitzen muß —!! Du kannst das alles von mir verlangen, denn so sehr lieb' ich dich —! — Und wenn wir dann gerade einen Monat frei sind, dann kehren wir in das Häuserl zurück — zu unserer Erholung in das Häuserl zurück, das du mir mit deinem Geld gebaut hast — in das Häuserl, das wir uns so bauen, hier oben auf'n Berg bau'n, daß ich, von einer Varietétournee zurückgekehrt, ⟨aufschreiend⟩: immer wieder schräg vis-à-vis das Kloster Maria-Hilf sehen kann, darin ich einst gewes'n bin — — —!!!

Helmtrudis ⟨hat zugehört. Hat jedes seiner Worte eingesogen in sich. Hat sich keins entgehen lassen. — Erhebt sich, das Kleid glatt streifend⟩: Also gut — — kehr' du hinter deine Mauern zurück — — ⟨ganz geschäftsmäßig⟩: — Das heißt soviel als wie — lassen wir uns scheiden.

Horst: Es gibt keine Scheidung.

Helmtrudis ⟨die Stirn runzelnd⟩: Es gibt keine —?

Horst: Ja, hast du denn das Buch nicht geles'n?

Helmtrudis ⟨bang⟩: Was gibt es denn dann —?

Horst ⟨stark⟩: Daß du dieselben Gelübde ablegst wie ich — — Das heißt: daß du ebenfalls ins Kloster gehst.

Helmtrudis ⟨begreift langsam⟩: Das soll auf mich zutreffen —?

Horst ⟨starr⟩: Das ist das Kirchenrecht!

Helmtrudis ⟨sich noch ungläubig wehrend⟩: — — — Ich habe nur ein Gelübde gekannt und getan und gehalten — — und das — — — warst — — — du — — — — Du bist mein Gelübde — —

Horst ⟨ernsthaft⟩: Dein Bruder Karl scheint tatsächlich das Buch mitgenommen zu haben — — ⟨Er sucht.⟩

Helmtrudis ⟨beide Hände auf dem Herzen⟩: Du — — bist — — — mein — — Gelübde — — —

Horst ⟨sucht ganz ernsthaft — gewissenhaft das Buch⟩.

⟨Vorhang.⟩

VIERTER AUFZUG

Vor dem Kloster Niedernburg.

Links Portal der Klosterkirche. Man steigt durchs Portal über mehrere Stufen zu etwas wie einer Vorhalle hinab. — Im Hintergrund sehr fensterarme Mauer des Nonnenklosters. — Aber rechts im Hintergrund bietet sich eine freie Aussicht zum ⟨unsichtbaren⟩ Innufer hinab und über den ⟨gleichfalls unsichtbaren⟩ Innfluß hinüber bis hinauf zum Kapuzinerkloster Maria-Hilf. Glockenrauschen. — Das Portal mit Blumen festlich geschmückt. — Die Bühne von rechts hinten herein bis links vorne hinaus von einer Straße überquert gedacht.

ERSTER AUFTRITT

Batauer Bürger, Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwestern, die — zumeist von rechts hinten herein, aber etliche auch von links vorne — zur Klosterkirche wallen. Über ihnen wiegt sich's wie Tücher, gewebt aus Glockentönen. — Bald darauf — mit etlichen Standes- und Fraktionsgenossen —: Justizrat Dr. Kreidle. Sowie Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D. Pfaffinger, zusammen mit Fräul'n Theres, einer alten Betschwester. — Später: Die Eltern und die fünf Brüder Helmtrudis' — unter den Brüdern Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti — sowie noch einige Anverwandte.

⟨Vier oder fünf Betschwestern reden durcheinander. Man versteht keine einzelne. Deshalb klingt's — aus dem Glockengewirr — als ob die vier oder fünf zusammen in einem ganz dünnen Chore sprächen. Etwa so⟩:

»Wenn alle andern Mietsparteien no' schlaf'n — mitsamt die Dienstmägd'! ⟨die können sie nämlich alle miteinander nicht ausstehen⟩ — mitsamt die Dienstmägd'!! — sperr'n wir scho' die Haustür'n auf: ums Morgenläuten.«

⟨Zwei, drei andere — ganz alte⟩:

»Und wir vom Spital! — Und wir vom Spital —!«

Eine junge Batauer Bürgersfrau ⟨zu einer andern⟩: Drei soll'n's sein, die wo heut' d'n Schleier nehmen.

Andere junge Batauer Bürgersfrau ⟨schreit enttäuscht auf⟩: Bloß —?!

⟨Die vier oder fünf Betschwestern vereinigen sich mit den zweien oder dreien ganz alten vom Spital⟩:

»Wann alle andern no' sündhaft träumen — woll'n wir scho' die Frühmess' net versäumen.«

Justizrat Dr. Kreidle ⟨zu einem Fraktionsgenossen⟩: Heiß'n soll's, daß die Mariahilfer Kapuzinerpatres ebenfalls herunter zur Einkleidung kommen.

Batauer Bürger: Na ja. Wo doch der eine seine eigene Frau —

Kreidle: Ich kenne den Fall. Ich hab's vorausgesagt: Das Kirchenrecht siegt —!

(Fünf Männer bilden ein seltsames Quintett: Es sind das zwei ganz alte Männlein und zwei jüngere, welch letztere wie wahre Todeskandidaten aussehen. Und der fünfte, das ist ein ziemlich dicker, der das blühende Leben in Person darstellt — aber der ist von Beruf Batauer Packträger und befindet sich auch jetzt in Uniform. Diese fünf reden durcheinander. Aber man versteht keinen einzelnen. Darum klingt's — aus dem Glockengewirr —, als ob sie ebenfalls zusammen in einem ganz dünnen Chor sprächen. Etwa so):

»Könna ma' jetz' kaum die Einkleidung von die neua Nonna net awart'n —
heut' na'mittag spiel'n ma' Kart'n —
heut' na'mittag spiel'n ma' Kart'n —
in' Niedermeiergart'n —
in' Niedermeiergart'n —«

(Die Glocken summen für eine Weile nur noch: eine akustische Täuschung! — Von links vorne her kommen Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D. Pfaffinger und Fräul'n Theres, jene alte Betschwester.)

Fräul'n Theres (sehr schwerhörig): Ja so — Sie kommen also net glei' mit 'rein, Frau Pfaffinger?

Hermine (sehr feines altes Elfenbein — so ist ihr Gesicht und sind ihre Hände): Vorerst noch net, Fräul'n Theres.

Fräul'n Theres: Jetz' gäb's aber vielleicht grad' no' a' schö's Platzerl. In einem Augenblick später is's auch scho' z'spät. — I' wer' amal nachschau'n, ob's net überhaupt's scho' da sind, die Herrn Kapuzinerpatres!

Hermine: Das wär' überaus nett von Ihnen, Fräul'n Theres.

Fräul'n Theres: I' schau' amal nach. (Sie geht in die Kirche hinein.)

(Batauer Bürger, Bürgerinnen, junge Mädchen und alte Betschwestern, die — zumeist von rechts hinten herein — zur Klosterkirche wallen. Über ihnen wiegt sich's wie Tücher, wie seidene, die wie von Händen von Klosterfrauen aus Glockentönen gewebt sind.)

Fräul'n Theres (kommt zurück, sich noch mit Weihwasser zu Ende bekreuzigend und auch Frau Hermine mit schnipsendem Finger etwas davon abgebend): Pass'n S' auf, Frau Pfaffinger, die Herren Kapuzinerpatres kommen wieder z'spät — so wie bei der vorjährig'n Fronleichnamsprozession. Und die ganze Klosterkirch'n is' schon so voller Leut'.

Und vorn sind so viel Plätze reserviert, die noch halbleer sind. Für die Verwandt'n von der gräflich'n Himmelsbraut jed'nfalls. Unser jetziger Justizminister soll ja auch — und zwar ein gar nicht so weit entfernter — Verwandter von ihr sein. ⟨Sie seufzt.⟩

Hermine ⟨die Leute kommen sieht, zupft sie ein paarmal am Armel⟩.

Fräul'n Theres: Was woll'n S' denn, Frau Pfaffinger?

⟨Es bildet sich eine Gasse von Gaffern: Es kommen: die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte. — Offizierssäbel klirren. Sporen singen. — Die fünf Brüder sind ja sämtlich Offiziere und der Vater Helmtrudis' ist gar General. — Aber diese ganze vornehme Sippe kommt sonst natürlich schweigend, außer daß die Säbel ein wenig auf dem Pflaster klirren. Sie treten allesamt in die Kirche. Und die Gaffer ihnen wispernd nach.⟩

Hermine ⟨Fräul'n Theres ins Ohr schreiend⟩: Das war'n wohl die Angehörig'n — — von ihr!

Fräul'n Theres: Vielleicht — dös ka' ma' do' net wiss'n — war aber von ihm ebenfalls ein Verwandtes darunter. — Auf einen jeden Fall waren diese sämtlichen ja auch einmal verwandt mit ihm.

Hermine: Wieso?

Fräul'n Theres: Na, daß er sie doch frühers amal g'heirat't g'habt hat.

Hermine ⟨begreift⟩: Ach so —!

Fräul'n Theres: Jetz' muß i' mi' aber ge'bald schlaun'n, damit daß i' no' a Platzerl krieg'. — Aber grad' schad' is', daß Sie no' herauß'n steh'n bleib'n woll'n, Frau Pfaffinger. — I' hätt' so gern g'habt, daß Sie all's ganz genau g'seh'n hätt'n — den ganz'n feierlich'n Vorgang so einer Nonneneinkleidung. — Denn ... vielleicht wär'n Sie dann doch noch anderen Sinnes 'wor'n, Frau Pfaffinger —! — Denn ... i' — i' mueß mi' ja frei Sünd' fürcht'n, daß i' mei' Wohnung zu demjenigen hergeb', was Sie da mit Ihr'm Mann vorhab'n. — Ja — gibt's denn für so a' Mannsbild überhaupt's was Besseres in dera Welt als wie — er geht in's Kloster —?? — Sie laden eine schwere Schuld auf sich, Frau Pfaffinger —!! — Unser lieber Herrgott mög's Ihnen und mir vergeb'n in seiner Güte, Frau Pfaffinger —! Und dafür wer' ich jetz' zu ihm gar andächtiglich bet'n.

⟨Sie geht. Ab in die Kirche.⟩

ZWEITER AUFTRITT

Hermine, die Frau des Herrn Bezirksgeometers a. D. Pfaffinger. Ohne Fräul'n Theres. Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach. Bald darauf die ganze Prozession:

Der Bischof samt Geleite, die Oberin des Nonnenklosters, Nonnen und Novizinnen, worunter Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg.

(Die kleine Klosterkirche ist nun bereits gesteckt voll von Andächtigen – bis in die Vorhalle heraus, zu der man durchs Portal über mehrere Stufen hernieder gelangt. Immer aber kommen noch Nachzügler – so wie eben jetzt wieder. Und unter diesen befindet sich der hochwürdige Herr Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach.)

Obst (zirka fünfunddreißigjähriger Mann, ein wenig schwerhörig, gewahrt Frau Hermine, tritt grüßend auf sie zu): Hab' ich mir's doch gedacht —! — Grüß Gott, Frau Bezirksgeometer!

Hermine: Grüß Gott, Hochwürden.

Obst: Aber Sie san' net mit'm Frühzug 'runterg'fahr'n? — Sonst hätt' ich Sie ja sehen müss'n. — Ja, ich dachte mir sogar, Sie hätt'n sich's amend' doch noch anders überlegt —!

Hermine: I' bin schon gestern 'runter. I' hab' hier bei einer Bekannten übernacht't. — Und ein Zurück, Hochwürd'n, das gibt's bei mir jetz' nimmer.

Obst: Mir aber dürf'n Sie, wie ich Ihnen schon in Wolfach drob'n g'sagt hab', keinen Vorwurf mach'n, Frau Bezirksgeometer. — Ich hab' Ihren Herrn Gemahl wirklich nicht dazu gedrängt, auf seine alten Tage noch Mönch und Priester werden zu sollen. Sondern er ist damals — ich erinner' mich noch genau — ganz aus freien Stücken zu mir 'kommen.

Hermine: Aber wie werd' ich Ihnen einen Vorwurf machen, Hochwürden? — Wär' ich sonst eigens zu Ihnen gegangen und hätt' mich Ihnen auch noch völlig anvertraut, welchen Schritt ich vorhabe —?

Obst: Es ist das eine ungeheuer schwere Gewissensfrage, die was jeder mit sich selber abzumachen hat.

Hermine (schier ausbrechend): Mich bringt's aber um, das große Herzeleid —! — Mir zieht's die Füße bei lebendig'm Leib immer mehr in'n Erdbod'n 'nein... Ich bring' die gar net so alten Füß' nimmer weg vom Bod'n... Ich kann's nimmer aufheb'n... Wie schon halbert in mein'm eigenen Grab drin geh' ich daher... Er kann mich doch net ganz und gar umbringen woll'n...

⟨Da setzt verstärkt Glockenbrausen ein. — Und es naht ein feierlicher Zug, der von rechts im Hintergrund »um die Ecke«, da, wo sich die freie Aussicht bietet, aus dem Nonnenkloster herauskommt: Zuerst der hochwürdigste Herr Bischof mitsamt seinem Geleite. Sodann drei Novizinnen — die mittlere ist die Gräfin Helmtrudis — in Weiß und weißen Schleiern, eine jede von einer jüngeren Nonne geführt. Sodann die Nonnen, nach ihrer Anziennität, d. h. die jüngsten voraus. Zum Schluß die Oberin mit den zwei ältesten. Diese Prozession bewegt sich quer über die Bühne hinein durchs Portal in die Klosterkirche.

Und ein Orgelspiel hebt an und schwillt. — Und die Glocken schweigen.⟩

Obst ⟨tritt — dem Zuge nach — ein, zwei Stufen durchs Portal hinein in die Vorhalle hinunter.⟩

⟨Gemurmel unter den letzten hintersten Andächtigen.⟩

Obst ⟨frägt etwas und kommt dann wieder heraus zu Frau Hermine⟩: Das Publikum hat die reservierten Plätze — von den Kapuzinerpatres — gestürmt.

⟨Kirchengesang ertönt von drinnen⟩:

»Veni creator Spiritus . . .«

Hermine ⟨fast klagend⟩: Wo die Patres aber auch so lang bleib'n —!

Obst: Die mittlere von den drei Bräuten war die Gräfin Helmtrudis von Hilgartsberg. — Aber so blaß is's g'we'n. So gar sehr bleich. —

⟨Zölibatär⟩: Die Klosterluft hat sie so bleich g'macht — und aso blaß. Sie is' ja auch schon ein Jahr und einen Tag lang im Kloster. Genau — heut — ein Jahr und einen Tag. — Sie is' so weiß im G'sicht — wie der Mantel eines Arabers. — Übrigens: die Araberbande, die wo hier erst in Batau 'rumgezog'n is' und gestern gar bei uns in Wolfach droben ankam, die hab'n s' d'r auf'n Schub 'bracht —! — ⟨Er sieht sie kommen⟩: Aber — — da kommen s' ja daher — — Jetz' kommen s' — die Patres — —

⟨Er grüßt mit einem Neigen. Geht in die Kirche.⟩

DRITTER AUFTRITT

Hermine. PP. Burkhardus ⟨Guardian⟩ Konradus, Edmundus, Rochus, Bruno, Oswaldus, Evaristus, Felix ⟨d. i. Graf Horst von Hilgartsberg⟩ — längst wieder mit langem Bart. Frater Coelestin ⟨d. i. Herr Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger⟩.

⟨Alle die PP. und der eine Frater — ziemlich eilig ankommend. Und zwar vom — unsichtbaren — Innufer herauf.⟩

P. Guardian ⟨erfaßt die Situation mit einem Blick⟩: Na also —! Was

hab' i' Enk ‹»Enk«, d. i. Euch› g'sagt —? Hab' i's Enk net scho' auf der Seilfähr ... hab' i's Enk net scho' bei der Überfuhr g'sagt oder net —? I' hab' do' no' meine Ohr'n — — i' hab' do' g'hört, wie d' Glock'n mit einmal nimmer g'läut't hab'n—! — Aber — naja — naja — wenn einige von den Herren Patres zuvor mit der Brennscher' hantier'n müss'n —! 'n Bart kräus'ln, wie wenn's auf an Ball ging —! — Gott sei Dank, das ist nun die Strafe dafür. Nämli' — jetz' geht mir keiner von Euch 'rein — denn ich wach' darüber, daß die heilige Handlung drinnen net g'stört wird — durch unser verspätetes Eindringen. — ‹Noch einmal voller Unmut›: Mit der Brennscher' zu hantier'n —! An Bart zu kräuseln —! An Kapuzinerbart —!

Hermine ‹tritt — halbwegs — hinzu›: Die Plätze für die hochwürd'gen Herrn Patres — ganz vorn — war'n reserviert —

Frater Coelestin ‹wie ein unmöglicher Rekrut›: D' Frau Pfaffinger — mei' Frau — —

Hermine ‹ohne auf den Ruf ihres Mannes zu reagieren›: Aber vorhin — grad' vorhin — sind die reserviert'n Plätze für die hochwürd'gen Herrn Patres von den Andächtigen einfach g'stürmt wor'n —

P. Guardian ‹sie erkennend, herzlich›: Frau Bezirksgeometer —!

Frater Coelestin ‹überströmend›: Ja — Mini —! Ja — Minerl —!

Hermine ‹tauscht mit P. Guardian einen ernsthaften Händedruck. Immer noch ihren Mann wie völlig übersehend›: Darf ich mit mein'm Mann ein paar Worte sprechen, hochwürdiger Herr Pater Guardian —?

P. Guardian: Ja aber — selbstredend, Frau Bezirksgeometer —!

Frater Coelestin ‹sich herzudrängend›. Minerl —!

P. Guardian ‹geht von den beiden weg›.

‹Hermine und Frater Coelestin nach vorne links.›

Frater Coelestin ‹zu seiner Frau›: Ich freu' mich, daß du da bist —! Ich freu' mich wirklich —! ‹Er drückt ihre Hand›: So eine schöne Feier —! Ich kann nämlich das ganze Rituale von so einer Nonneneinkleidung auswendig —! — ‹Er zerrt sie fast›: Komm, Minerl —! Geh' —! ‹Er will mit ihr nach dem Portal hin›: So geh —! Ich zeig' dir die Feier —! Ich erklär' sie dir —! Ganz genau —!

Hermine ‹bleibt›: Ich hab' mit dir zu reden, Alois —! ‹Beschwörend›: Alois —! Mann —! ‹Sie hält ihn.›

Frater Coelestin: Es entgeht mir viel —! Es entgeht mir z'viel —! Es ist doch die Frau — — es ist etwas Eucharistisches — — es ist doch die Frau von unserm Bruder Felix —!

P. Guardian: Bruder Felix —! Gib acht —! Gib acht auf den Aug'nblick, Bruder Felix —! Wir sind fast zu spät gekommen —!

P. Edmundus ⟨beschwörend⟩: Bruder Felix —!

P. Rochus ⟨tritt vor⟩: Auch ich möcht', daß du hineingehst —! Bruder Felix —! Hineingehn sollst du —! Wir bleib'n herauß'n —!

P. Felix ⟨wild werdend⟩: Wer will mir was —? Wer sagt, daß ich da hineingehn soll —? — Ich g'hör' hier herauß'n hin —!! ⟨Er wirft sich nieder. Auf die Knie.⟩

Frater Coelestin ⟨zu Hermine⟩: Also — was willst du mir sag'n, Hermine? — Wie steht's daheim in Wolfach? — Wie geht's dir, Minerl —?

Hermine: Es is' gar bald ausg'sproch'n, was wir zwei miteinander z' sprech'n hab'n. — I' bin gestern na'mittag scho' 'runterg'fahr'n. I' hab' bei der Fräul'n Theres übernacht't. Es is' ja jetz' scho' ganz gleich, wo ma' über Nacht bleibt. Es muß ja nimmer daheim sein — in der eigenen Wohnung. Ma' kann die Nächte umeinand' flankeln — bald dort, bald da — ganz zigeunerisch. — Es is' ja sowieso kein Daheim mehr. I' hätt' net g'glaubt, daß i' no' amal unstät werden müßt'. Daß i' umeinand'geister', die Nächt'. — Ma' braucht ja fast kein'n Schlaf mehr als alt's Leut'. Es is' wie ein langes Herwach'n auf'n letzt'n Schlaf — auf'n längst'n — auf'n ewig'n. — Na also: kurz und gut: i' hab' dir ein'n Zivilanzug mit'bracht. Er liegt drob'n in der Wohnung bei der Fräul'n Theres. Er liegt über'n Stuhl. Du brauchst nur grad' 'naufgehn und ihn anziehn. — D' Fräul'n Theres ist eing'weiht in die Sach'. Der Herr Benefiziat Obst eb'nfalls.

Frater Coelestin ⟨begreift⟩: I' soll das geistliche G'wand wieder ableg'n...?

Hermine: I' tu' einfach nimmer länger mit.

Frater Coelestin: Aber... du selber, Minerl, bist doch mit allem einverstand'n g'wes'n...?!

Hermine: Ja. Aber jetz' bin i's nimmer. Nimmer länger. Nicht eine Stunde länger mehr.

Frater Coelestin: Aber du hast doch selber das ausdrückliche Versprech'n geb'n...?!

Hermine: Wenn i's jetz' aber nimmer halt'n mag, mein Versprech'n —? ‹Ganz einfach sagt sie das.› — Wer will mi' denn zwing'n —? — Erst einmal sag' ich's dir. Bei der Fräul'n Theres drob'n liegt dein Anzug. — Wenn das net nützt — das heißt, wenn du mir net glei' folgst —, dann widerruf' ich mein gegebenes Versprech'n öffentlich! Dann blamier' i' Enk alle miteinander! Dann laß i' mi' einfach scheid'n von dir! Dann kommt's zu einem Prozeß! Dann kommt's zu einem Scheidungsprozeß! Das wird dann ein feines Wasserl auf die Mühle von andern Konfessionen! Ich provozier' in aller Öffentlichkeit — dös sag' ich dir — einen Skandal! — Und deine Briefe — alle die wahnsinnig'n, die du mir 's letzte Jahr über aus'm Kloster g'schrieb'n hast — ohne Wissen deiner Obern — — diesen ganzen Briefwechsel, den du poste restante mit mir g'führt hast, den tu' ich in eine liberale Zeitung — in ein Judenblatt'l. — — Was brauchst du mir solche aufregenden Briefe z' schreib'n —? Als wie »Abälard und Heloise« —? — Drob'n in der Wohnung bei der Fräul'n Theres liegt ein völliger Anzug von dir.

Frater Coelestin: Aber — Hermine! — weißt du, was das von dir ist —? — Das ist ja Erpressung von dir —!

Hermine: Erst hab' ich mir gedacht, ich geh' einfach ins Wasser — ja — — ja — ins Wasser geh' ich.

Frater Coelestin: Mini —!

Hermine: Du müßtest nur einmal sehn, wie in ganz Wolfach drob'n d' Leut' über dich lachen, sobald d' Red' auf dich kommt. — Aber dann, hab' i' mir 'denkt, wer'n s' nix z' lach'n mehr hab'n, wenn i' erst ins Wasser 'gangen bin — und die nötigen ernsten Erklärungen dafür werd' ich auf alle Fälle zurücklass'n. — ‹Sieghaft›: Ja, Manderl, du kennst mi' net, was i' für eine bin — zu was für einer i' gewor'n bin. — Also: Drob'n bei der Fräul'n Theres liegt dei' G'wand. — — Unser halbes Vermög'n, was du dem Kloster überschrieb'n hast: soll's verloren sein —! Das setzst d' auf's Verlustkonto für deinen dummen Streich, für deinen dummen —! Wir langen mit der übrig'n Hälfte schon auch noch, wir zwei —

denn wir wer'n ja doch keine gar so großen Sprünge mehr machen, wir zwei. — Also — ⟨ganz starr⟩: es is' wirkli' all's überlegt. Und es gibt gar kein Zurück mehr von meiner Seit'n. — Komm' mir übrig'ns net mit so' Ausred'n, daß du vielleicht blamiert bist, wenn du jetz' aus'm Kloster ausspringst. Blamiert hast du dich vielmehr — vor allen Leuten — genug und mehr wie genug dadurch, daß du ins Kloster hinein'gangen bist. Deine einzigste — einzig möglichste Ehrenrettung bleibt: du siehst deine Dummheit ein. — ⟨Hart. Scheltend⟩: Lauft der ... der Tölpel zweimal an jedem Tag den hohen Mariahilfsberg 'runter ins Gymnasium und wieder 'nauf—! Weißt du, wie du mir in deinen heimlich'n Brief'n geklagt und gejammert hast über diese Steigerei—? — Ja, sind denn net wenigst'ns deine alt'n Hax'n no' so g'scheit, daß sie dir endli' sag'n, was du für eine entsetzliche Dummheit begang'n hast—?!

⟨In diesem Augenblick hört das Orgelspiel samt Gesang drinnen auf. — Große Stille. — Alle miteinander treten gespannt näher ans Portal — mit Ausnahme von P. Felix.⟩

Frater Coelestin: Jetz' tut der hochwürdigste Herr Bischof drinnen die Fragen —

P. Guardian ⟨tritt zu Felix, der immer noch kniet, ihn aufrüttelnd⟩: Bruder Felix—! Jetzt soll deine Frau drinnen — deine liebe Frau drinnen — das Gelübde ablegen—!

P. Konradus ⟨tut empört⟩: Aber so laßt's'n doch—! So laßt's doch den Bruder Felix—!

P. Guardian ⟨rüttelnd⟩: Bruder Felix—!!

P. Konradus ⟨auf einen Wink zu seinen Getreuen — spricht mit den PP. Bruno, Oswaldus und Evaristus⟩: »Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, gib uns heute unser tägliches Brot, und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel. Amen.«

P. Felix ⟨sich aufrichtend. Aufgestört wie aus einem Traum⟩: Was is's—?!

P. Edmundus ⟨stark⟩: Rette, Bruder Felix—! Rette, wie du kannst—! — Jetzt erst geht's selbige Schiff unter, Bruder Felix—!! In diesem Augenblick erst—!

P. Felix ‹schreit wie irrsinnig auf. Springt auf. Schreit. Taumelt durchs Portal. Die Stufen hinunter. Schreiend. Teilt die Menge. Schreit›: Laßt's mich —!! Laßt's mich zu meiner Frau —!! Helmtrud —!! Helmtrud —!!! Ich will zu meiner Frau —!! Zu meiner Frau will ich —!! Ich widerrufe —!! Helmtrud —!!! ‹Und so — variierend — fort. Immer ferner. Immer mehr in der Kirche drinnen. — Und dann still. Still.›

P. Oswaldus ‹die Vorgänge drinnen beobachtend›: Sie schaut sich nicht amal nach ihm um. Nicht die geringste Notiz nimmt sie von ihm. — ‹Hetzend›: Aber der Skandal —! Der Skandal —!!

P. Rochus: Jetz' fällt ihr langes Haar — fällt — unter der Scher'.

P. Evaristus: Doch nur eine Locke, eine einzige. Das ist doch hier in der Kirche — vorm Bischof und vor allen Andächtigen — bloß pro forma.

P. Rochus: Na ja. Ganz g'schor'n wird s' erst nachher.

P. Bruno: G'schor'n wird s' überhaupt net. Bloß g'stutzt. Bloß kurz abg'schnitt'n.

P. Rochus: Der Ausdruck g'schoren kommt von scheren, vom Wort: die Schere. — Jetz' gleitet ihr das Nonnengewand, das schwarze, über Kopf und Schultern. — Eingekleidet —!

P. Oswaldus ‹tief›: Aus — —!! ‹Stille.›

Frater Coelestin ‹leise zu seiner Frau›: Na siehst, Minerl, wie die Frau da drin — die Frau Gräfin — die junge —

Hermine ‹ebenso leise›: Du dummer Kerl, du dummer du.

‹Orgelspiel setzt ein. Volksgesang: »Großer Gott, wir loben dich ...« Er pflanzt sich fort. Bis hier heraus. Die Mönche stimmen — zum Teil niederkniend — ein›:

»Herr! wir preisen deine Stärke,
Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.
Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

Alles, was dich preisen kann,
Cherubinen, Seraphinen
Stimmen dir ein Loblied an,
Alle Engel, die dir dienen,
Rufen dir stets ohne Ruh'
Heilig! heilig! heilig! zu.«

⟨Schon gleich bei der zweiten Zeile der ersten Strophe entfernen sich Frater Coelestin und Hermine langsam nach links vorne hinaus. Und sowie sie um die Ecke sind — schnell ab!⟩

VIERTER AUFTRITT

Die Vorigen. Ohne Frater Coelestin und Hermine. Ein Teil Volks. Bischof samt Geleite. Die drei soeben eingekleideten Novizinnen, worunter die ehemalige Gräfin Helmtrudis. Die Nonnen all mitsamt der Oberin. P. Felix. Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte. Benefiziat Sebastian Obst aus Wolfach. Justizrat Dr. Kreidle.

⟨Noch eh' die zweite Strophe verklungen, drängt schon ein Teil Andächtiger heraus: so als ob die Kirche ein Kessel wäre, drin endlich das Wasser, das die Gläubigen sind, übersiedet. — Sodann der Zug der Nonnen, mit den drei soeben eingekleideten Novizinnen, worunter die ehemalige Gräfin Helmtrudis, an der Spitze und der Oberin als Beschluß. — Aber ungefähr auf derselben Höhe wie Helmtrudis treibt P. Felix wie außerhalb des Stromes mit. Nur noch Augen für seine einstige Frau — und sich mit den Händen an der Klostermauer forttastend. — Nun tritt aus dem Portal der Bischof samt Geleite. — Das Orgelspiel ist verrauscht. — In diesem Augenblick droht Gräfin Helmtrudis zu sinken: Nonnen stützen sie sogleich und aber andere Nonnen wehren P. Felix ab, der auf die Sinkende zu wollte. — Der ganze Nonnenzug stockt! — Der Bischof tritt mitten aus seinem Geleite hervor. — Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte, die zusammen mit Benefiziat Sebastian Obst und Justizrat Dr. Kreidle hinter dem bischöflichen Geleite herausdrängten, sind gerade noch Zeugen des Auftritts.⟩

Bischof ⟨empört gebietend⟩: Herr Pater Guardian —! Bringen Sie mir den Menschen wieder zur Vernunft!

P. Guardian ⟨starr⟩: Euer Bischöfliche Gnaden — — er ist nur ein Mensch!

Bischof: Er entweihte die Kirche! Er lästerte die sakramentale Handlung!

P. Edmundus ⟨tritt vor⟩: Er krönte sie! Mit Menschtum krönte er sie —!

Bischof: Ich verhänge die schwersten Exerzitien zur Strafe über Sie alle!

⟨Alle PP. mit Ausnahme von Felix neigen stumm das Haupt.⟩

Bischof: Ja, ich bin mir noch nicht ganz gewiß, ob ich wegen Stö-

rung einer heiligen Handlung nicht auch die weltlichen Gerichte in Anspruch nehme.

⟨Einige Stille. — Der Zug der Nonnen sowohl als auch der Bischof samt seinem Geleite ziehen weiter. Im Hintergrund »rechts um die Ecke«, woher sie gekommen. — Volk flutet aus der Kirche über die Bühne.⟩

Justizrat Dr. Kreidle ⟨das Volk, das stocken will, noch antreibend⟩: Immer weiter, verehrte Anwesende —! Den Weg frei —! Immer weiter —! ⟨Er grüßt im Abgehen die Herren Patres.⟩

P. Felix ⟨immer noch an der Klostermauer. Unbeweglich der Entschwundenen nachschauend⟩.

⟨Die Eltern, Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti und die übrigen vier Brüder Helmtrudis', sowie noch einige Anverwandte, die einen deutlichen Bogen um P. Felix machen, geraten dabei ziemlich in den Vordergrund rechts.⟩

Ein Bruder Helmtrudis': Skandal —!

Oberleutnant Freiherr Karl von Ruchti: Paßt's auf, was i' sag': Unsere Trudel wird auch im geistlichen Gewand ihre Karriere mach'n. Ich seh' sie schon als Äbtissin, wie sie die allerhöchsten Fürstlichkeit'n an der Klosterpforte empfängt — vielleicht sogar 'n deutsch'n Kaiser.

⟨Die ganze vornehme Sippe ab. — Noch ein Strom Volks. — Sodann die Bühne leer von allen bis auf sämtliche Patres.⟩

FÜNFTER AUFTRITT

Nur noch: P. Guardian, P. Konradus, P. Edmundus, P. Rochus, P. Bruno, P. Oswaldus, P. Evaristus, P. Felix.

P. Felix ⟨mit geschlossenen Händen. Auf dem Eckstein im Hintergrund rechts sitzend⟩: Was hab' ich in meiner Hand? ⟨Er öffnet die Hände⟩: Nix! — Nicht einmal eine einzige Locke von ihrem Haar in meiner Hand — —

P. Guardian ⟨zischend zu den andern⟩: Laßt's 'n —! — ⟨Energisch, aber ebenfalls leise⟩: Kommt's —!

⟨Die Patres ordnen sich zum Zug.⟩

P. Oswaldus ⟨halblaut⟩: Ja aber — wo is'n der Frater Coelestin?!

P. Guardian ⟨gebieterisch⟩: Weiter —! — Marsch —!

⟨Alle die PP. bis auf P. Felix ab. Den Weg, den sie gekommen. Nach rechts hinten zum Innufer — zur Seilfähre hinab.⟩

SECHSTER AUFTRITT

P. Felix. Zwei Nonnen. Eine Arabertruppe auf dem Schub. Polizeidiener. Gassenbuben. Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger. Hermine, seine Frau. Fräul'n Theres.

P. Felix ⟨sieht sich um. Sieht das Blumengewinde am Portal. Wankt darauf zu. Pflückt sich eine Blume⟩.

Zwei Nonnen ⟨erscheinen von rechts um die Ecke. Mit einer Stehleiter und einem Korb. Als sie P. Felix gewahren, machen sie furchtsam Halt⟩.

⟨Von rechts hinten herein dringt Lärm. Wächst. — Eine Arabertruppe auf dem Schub kommt. Begleitet von Gassenbuben. Zwei Polizeidiener dirigieren den ratternden Planwagen mit zwei Pferden. Einige zerlumpte arabische Gestalten schreiten stolz neben dem Gefährt her. Nach links vorne hinaus. Vorüber . . .⟩

⟨Bezirksgeometer a. D. Alois Pfaffinger — der vorige Frater Coelestin — und Hermine, seine Frau, kommen von ebenda, von links vorne herein, wo soeben die Arabertruppe hinaus ist. — Pfaffinger ist im Zivilanzug. Trägt ein Bündel. — Dieses Bündel scheint ein wenig arg schnell geschnürt, mit dem Mönchsgewand als Inhalt.⟩

P. Felix: — — Und gaukelt mir ihr Traum — — selbst ganz Arabien vor — ⟨Er lacht fast⟩: Wie kämen die auch hierher — hierher — nach der Batauer Stadt —?

Pfaffinger ⟨befangen. Wie ein Knabe⟩: Herr Pater Felix —! — Hab'n Sie die Araber g'seh'n —? — Mei' Frau erzählt mir grad, die war'n gestern scho' bis bei uns in Wolfach drob'n — — die san' auf'm Schub —

P. Felix ⟨erwacht⟩.

Pfaffinger ⟨sieht an seinem bürgerlichen Anzug herunter. Sich entschuldigend⟩: Mei' Frau wollt's nimmer leid'n, daß ich im Kloster bin. Da bin i' halt wieder ausg'sprungen. Ein ... Abtrünniger! In dem Paket is' mei' Kutt'n. I' will's jetz' glei' auf d' Post geb'n. Oder noch besser durch einen Packträger hinaufschick'n.

P. Felix ⟨will büßen, ohne es in der Stimme irgendwie merken zu lassen⟩: Aber ich kann's ja trag'n, Herr Bezirksgeometer. ⟨Er langt nach dem Bündel.⟩

Pfaffinger ⟨erschrocken⟩: Herr Pater Felix —!!

Hermine ⟨entsetzt⟩: Aber — hochwürdiger — Herr Graf — —!!

P. Felix: Ich geh' doch sowieso 'nauf auf'n Mariahilfsberg. — ⟨Er büßt⟩: Ich trag's. — ⟨Er nimmt's.⟩

Pfaffinger ⟨ausbrechend⟩: Ich schreib' heut' noch an Brief 'nauf — an 'n Herrn Pater Guardian —: warum daß mich meine Frau nimmer

läßt. — ⟨Er schluchzt. — Er tröstet sich selber damit⟩: Aber mein Vermög'n — das bleibt dem Kloster —

P. Felix ⟨ganz nüchtern. Als ob überhaupt nichts gewesen wäre⟩: Adieu, Herr Bezirksgeometer — — adieu, gnädige Frau —

Hermine ⟨fast schreiend⟩: Aber das Paket —

P. Felix ⟨sieht nur noch einmal zu der sehr fensterarmen Klostermauer auf. Verwahrt sein Blümlein. Und schwingt dann das Paket über die Schulter. — Er hat die beiden Personen da, scheint's, schon wieder ganz vergessen. Er geht. — Aber ganz langsam. Fuß vor Fuß setzend. Wie einer, der Gehen erst wieder lernt. Nach rechts hinten hinaus⟩.

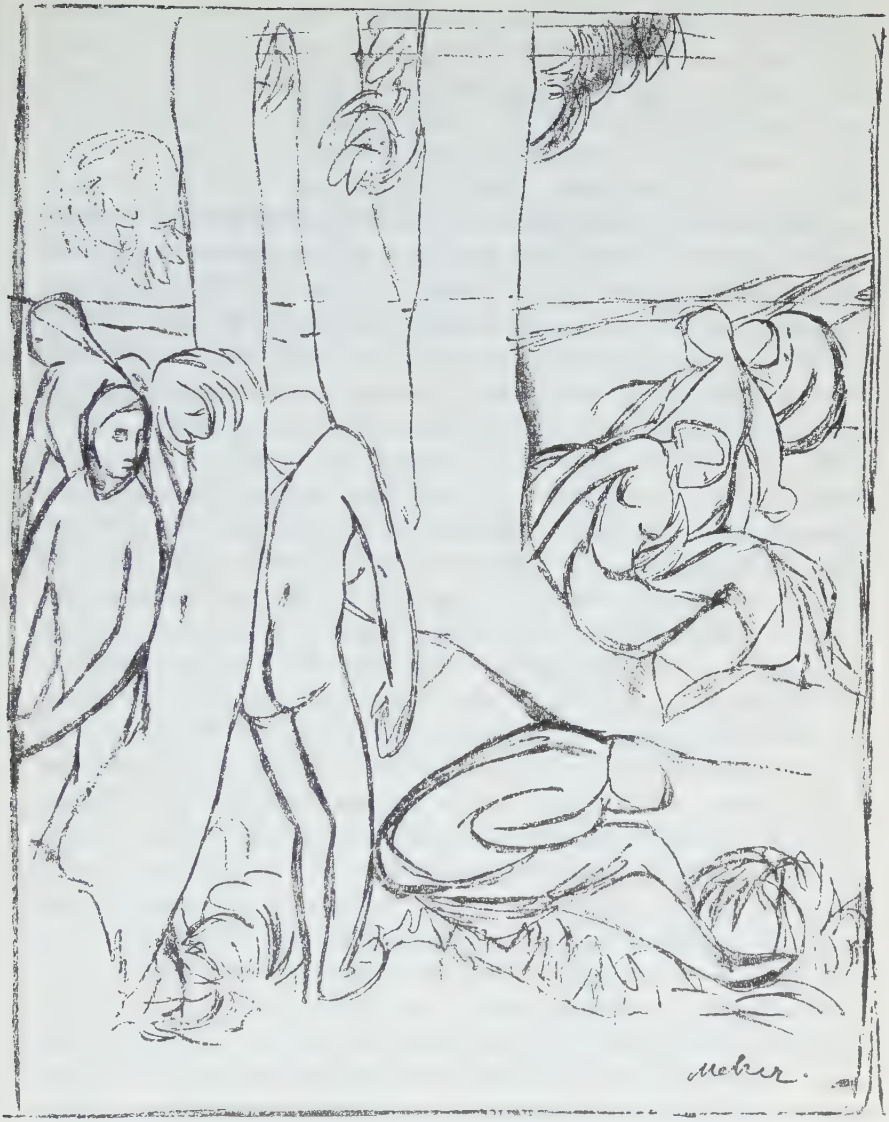
Fräul'n Theres ⟨kommt aus der Kirche. Sieht die Bescherung — das will sagen: sie erblickt Pfaffinger in Zivil⟩: Ich bin der Beihilfe schuldig. I' hab' eine große Sünde begangen. I' hab' mir's überlegt. I' wollt' erst zum Herrn Dompfarrer geh'n, um ihm die Sünde gar reuig zu beichten. Denn der Herr Dompfarrer, der ist in der ganzen Stadt bekannt als gar viel streng. Aber jetz' weiß ich, was ich tu'. Ich geh' hinauf zu'n Kapuzinern und beicht's. Denn die drob'n auf'm Mariahilfsberg, die sind noch viel strenger. Denen beicht' ich's —

Paffinger ⟨in der Richtung schauend, in der P. Felix verschwunden ist⟩: Wie gen Kalvari geht er auf — !! Mit mein'm Paket auf'm Buckel wie 'r a' Kreuz — —!

⟨Die beiden Nonnen haben angefangen, das Blumengewinde vom Portal zu nehmen.⟩

⟨Vorhang.⟩

ENDE.



Albert Ehrenstein:

BEGRÄBNIS*)

ALS ich heute Samstag mittag von der Universitätsbibliothek mit etlichen Lukianbänden und den mühsam genug erkämpften Memoiren des Zehir eddin Muhammed Baber müd und hungrig heimkehrte — es war der vierundzwanzigste und ich hatte nur mehr einen Kreuzer in der Tasche, folglich weder mir was zur Zehnuhrjause kaufen noch fahren können — kam mir schon im Vorzimmer der Joseph entgegen, die Tante Selma sei gestorben. Die aus Floridsdorf. Dann begann er vom Fußballspiel zu reden. Jener Wimprechtinger, der wegen einer dem Linienrichter erteilten Ohrfeige für etliche Matches vom Spiel ausgeschlossen worden, sei nicht der gute Wimprechtinger, sondern sein zweitklassiger Bruder. »Ein Glück für den ersten Wiener Fußballklub«, meinte Joseph . . . Die Mama war nicht zu Hause. Sie war in die Handelsakademie gegangen, sich nach dem Hans erkundigen, und vermutlich von dort zur Tante Risa und nach Floridsdorf. Praktisch!... Ja, was schaute mich denn die Melanie so an, erwartete sie vielleicht von mir, ich würde zu weinen anfangen? Es ist tragisch, wenn einer von der Familie oder aus der Bekanntschaft stirbt, gleich glauben die Leute, man müsse unbedingt traurig sein, womöglich weinen. Bei mir werden aber die Gefühle nicht automatisch durch irgendeine Nachricht heraufgerufen. Wirklich, ich hatte den Tod der Tante schon längst betrauert, vor Jahren, als es mir aufging, daß wir alle sterben müssen . . . und hatte ihn halb gefürchtet, wie den aller alten Leute unserer Verwandtschaft, denn ich wußte, ich würde beim Begräbnis mitgehen müssen . . . Wo nur die Rožena mit der Suppe blieb, dieser böhmische Trampel, zweimal hab' ich geläutet und noch ist sie nicht da. Und jetzt, wo sie das Geschloder bringt, ist es eiskalt. Was es sonst gab? »Peuschel mit Knödel.« Kalbspeuschel esse ich nicht. Eine Manie von meiner Mama, dieses ordi-

*) Aus »Der Selbstmord eines Katers«, Georg Müller, München.

näre Peuschel! Viermal binnen vierzehn Tagen haben wir es gehabt, und noch nicht Schluß. Freilich, das Kilo kostet siebzig Kreuzer ... Hans, der gerade aus der Schule kam, empfing auch im Vorzimmer die erschütternde Trauernachricht vom Joseph. »Welche Tante Selma?« fragte er. Denn wir haben noch eine in Kaschau und eine Tante genannte Cousine draußen in Hietzing. Die in Kaschau wär auch alt, aber Gott sei Dank, zu ihrer Leich werd ich nicht fahren müssen. Die Spesen würden zwar nicht den Papa, aber immerhin die Mama bewegen, mich bei dieser noch zu erwartenden Trauerfestlichkeit auszuschalten ... Hans stellte fest, die Peuschelportion sei klein und die Sauce nicht allzu reichlich vorhanden. »Die Rožena wird draußen alles aufgefressen haben!« schimpfte er. Es sei ihr von Herzen gegönnt, wenn sie mir nur morgen die Schuh anständig putzt ... Ah, der Papa war auch nicht da. Ja, richtig: die Zeitung fehlte. Die brachte er immer mittags aus dem Bureau mit. Daß ich die Zeitung nicht vermißt hatte! ... Der Papa war zu einer Leiche gegangen. Das ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Wenigstens schnappt er Luft. Am Abend wird er dann erzählen, wer mitgegangen ist und wieviel Kränze waren. Dann wird er den Hans durchhauen, denn die Auskunft dürfte höchstwahrscheinlich miserabel ausgefallen sein. Oder nein: diesmal wird er ihn nicht durchprügeln, weil der Hans etwas im Ohr hat und unlängst erst zwei Nasenoperationen überstand ... Also der morgige Nachmittag wird futsch sein. Und ich hab mich so drauf gefreut, diese närrischen Zaubermärchen und Münchhauseniaden vom Lukian zu übersetzen, den magischen Esel und die wahre Geschichte. Und hie und da einen Blick in das Buch vom Baber zu werfen. Ausgeschlossen. Ich muß mit. Schon dem Eduard zuliebe. Und der Onkel Ignaz hat mir gewiß mehr Gefälligkeiten erwiesen als ich ihm. Es schickt sich, daß ich zum Begräbnis seiner Mutter gehe. Der Eduard würde mich vielleicht noch verstehen, wenn ich nicht käme. Schließlich: wer kann mir's denn schriftlich geben, daß ich morgen traurig bin? Am Ende werde ich noch durch mein Benehmen Anstoß erregen. Niemand garantiert mir, daß mir nicht beim Begräbnis, beim Kondolieren plötzlich ein verrückter Einfall vom Lukian durchs Gehirn schießt und ohne mich zu fragen den Lachmuskel in Aktion treten läßt ... Das Schicksal geht

fürchterlich mit mir um. Hätte denn die Tante nicht noch länger leben können? Wenigstens bis Montag?! Dann wäre die Leiche am Mittwoch gewesen und da hätte ich Vortrag im Seminar gehabt, der wäre unmöglich abzusagen gewesen, und das hätte mich wenigstens vor dem Bruder des Ignaz, beim Onkel Siegmund, entschuldigt. Obzwar ich einen Schmarren auf ihn gebe. Der Rudolf soll auch zur Leiche kommen. Es ist ja seine Großmutter. Sie haben ihm nach Bamberg, der tagsüber betenden Stadt, telegraphiert. Ich wette, der Kommis kommt mit einer goldenen Uhrkette. Sonst erschieße ich mich. Was? Die Tante ist gestern mittag gestorben! Den ganzen Vormittag hat gestern die Mama auf die Floridsdorfer geschimpft. Auf den Onkel Siegmund, weil der sie bei der Geldaffäre von ihrem Bruder Heinrich angeblich hätte hineinreiten wollen. Auf den Onkel Ignaz, weil der von ihr Geld vorgestreckt haben wollte, dabei aber — entsetzlich! — seine Frau, die Tante Risa, in einer Persianerjacke um dreihundert Gulden gehen ließ. Auf die Schwester vom Ignaz und Siegmund, auf die Charlott, hat sie g'schimpft, daß die ihren »von Haus aus« gutmütigen Mann durch fortgesetzt hochmütige Behandlung zu dem Kartenspieler gemacht hat, der er ist. Und schließlich auf die Tante Selma selbst, weil die sich noch einmal verheiratet hat, und gar mit einem Manne, der so viel Kinder hat. Alles Geld vom Großpapa sei in die Floridsdorfer hineingeronnen, und was hätte man davon? Undank! . . . Ich finde, es ist doch selbstverständlich, daß der Großpapa die Tante Selma, seine einzige Schwester, unterstützt hat . . . Ich hoffe nur, das mit der Telepathie ist eitel Holler, und die Schimpfworte von der Mama haben nicht der Tante Tod mitverursacht? Die Mama hat zwar von der Krankheit ihrer Tante nichts gewußt, aber ich hab ihr oft genug gesagt, daß die Flüche von Verwandten möglicherweise die Kraft besitzen, von Blut zu verwandtem Blut zu dringen. Und sie selbst hat darauf gesagt: »Man kann nicht wissen . . .«

Ich könnte mich eigentlich drin im Speisezimmer niederlegen, die Maroni schmecken mir nur beim Maronibrater, die von der Mama sind immer viel zu hart. Na, gehen wir. Arbeiten werd ich so wie so nicht können. Ich sollt zwar eigentlich den Lukian übersetzen, bevor der Termin abläuft, und dann habe ich noch ein Gedicht zu zer-

reißen, weil ich mich am Heimweg heute auf einer unbewußten Reminiszenz an den gottseligen Ferideddin Attar ertappt habe. Es gibt ja schon so wie so genug Professoren der angewandten Kryptomnesie in unserer Literatur . . .

Geläutet hat's. Das ist entweder die Milch oder ein Kollege von mir, den ich hinausschmeißen werde. Heute spiel ich weder Schach noch Strohmandel. Erstens ist eine Großtante von mir gestorben, zweitens wiegte ich mich zwar noch heute früh im holden Besitze von sechs Kreuzern, dann aber kam der Briefträger und brachte ein Mahnschreiben von der Bibliothek und nachdem ich einen harten Kampf dagegen ausgefochten hatte, dem Mann aus Ironie einen Kreuzer Trinkgeld zu geben, blieb ich infolge des vom Schicksal verhängten Strafportos in dem Besitze von zwei in einem Stück vereinigten Hellern . . . Gott sei Dank! es war nur der Aschenmann, Asche von der Fabrik, die bei uns Ersparnis halber über die glimmende Kohle geschüttet wird. Wie sich die Mama freuen wird, daß sie nicht zu Haus war. So hat sie ein Stamperl Schnaps erspart . . . Was soll ich eigentlich anfangen? Zeitschriften lesen? Den »Frühwind« oder den »Nachtraben«? Das Zeug ist unverdaulich. Daß die Menschen nicht den Takt haben, ihre diversen Verlagskritiken in den Inseratenteil zu stecken. Kritiken gehören überhaupt unter die Annoncen. Ob er nun mit seinem Lob oder Tadel nicht ganz reinliche Tausch- und Revanchegeschäfte treibt, immer macht der Beurteiler Reklame für sich und seine Weisheit . . . Komisch, wenn so viele Leute immer wieder auf den Literaturhumbug hineinfallen! Was ist eine literarische Revolution? Dickbäuche mit donnergrünen Krawatten erheben sich glatzenblitzend vom Kaffeehaustisch und machen ärgerlich Leuten mit blitzvioletten Nasenringen Platz, die laut, lockig und mager längst schon gierig auf die Melange mit Apfelsaft der Krawattophoren geblickt hatten. Alle dreißig Jahre Wiederholung der Vorstellung. Ich verzichte . . . Es läutet schon wieder. Nicht einen Moment kann man schlafen! Das Dienstmädchen sagt »Küß die Hand«. Das ist ein Attentat auf mich. Da habe ich das Vergnügen, der alten Tante Fanny die Honneurs zu machen. Leider ist das Zimmer gut geheizt: also dürfte ich ziemlich lang die Ehre haben, Gehörtes wiederzuerzählen, was ich überaus liebe. Schade,

daß die Mama »leider« nicht zu Hause ist — sie und die Tante Fanny können einander gegenseitig nicht ausstehen. Ich hab sie ganz gern, sie redet sehr wenig, dafür soll man aber auch ihr in einer Tour erzählen. Ich: »Sie wissen doch, daß die Tante in Floridsdorf gestorben ist.« Sie: »Ja, ich habe die Parte in der Zeitung gelesen. Weißt du vielleicht, was sie gekostet hat?« »Dreißig Gulden.«

»Unverschämt.« Dann aber hatte ich genug und erklärte, der Doktor habe mir infolge eines schleichenden Bronchialkatarrhs das Reden verboten. »Traurig,« sagte die Tante und ließ es dabei im Ungewissen, ob sie die Verstorbene damit meine, oder mich. Dann aber konnte sie sich doch nicht enthalten, zu fragen, was wir heut zu Mittag gehabt hätten. Als Antwort bot ich ihr Salmiakzuckerln an, sie nahm und ob sie hierauf gesagt hat: »Sie hat es überstanden« oder »die Arme hat ausgelitten«, ist mir nicht mehr erinnerlich. Denn in dem Augenblick kam der kleine Felix ins Zimmer und widmete sich der Tante, nachdem ich mich mit den Worten »Ich muß lernen gehen« verabschiedet hatte. Sollte ich vielleicht der Tante Fanny erzählen, daß die Tante Selma gar nicht gestorben sei, mir wenigstens jede ihrer Handbewegungen vor Augen stand, ihr freundlicher Blick und jede der Einzelheiten ihres Gesichtes? Sollte ich sagen, roh und doch wahr, nicht ein Jahr mehr oder weniger sollte ein Mensch leben, darauf komme es nicht an, schon weil das Leben nach Jahren zu zählen etwas unendlich Falsches sei . . . Sollte ich sagen, daß ich keinen Unterschied zwischen Lebenden und Toten mache, da wir ja von beiden gleicherweise, wenn wir mit uns allein sind, nichts besitzen als eine mehr oder minder matte Erinnerung ihrer Gestalt und ihres Wesens, des Klangs ihrer Stimme und der Art ihrer Gesten, eine Erinnerung übrigens, deren Intensität nicht einmal abhängig ist von dem Grade der Zu- oder Abneigung, die wir den einzelnen entgegenbrachten. Jeder vernünftige Mensch, der einen ökonomischen Gebrauch seiner Zeit zu machen gewohnt ist, wird die Toten lieber kommen und gehen sehen als die Lebenden. Der sinnliche Eindruck, auf den die meisten angewiesen scheinen, ist dem feiner Organisierten entbehrlich, sogar lästig, sonst würde das längere Zeit währende oder auch nur wiederholte Zusammensein mit denselben Personen sie nicht mit jenen Gefühlen versehen, die man in

der Umgangssprache mit »auf die Nerven gehen« zu bezeichnen gewohnt ist. Daß wir genötigt sind, im Grunde ewig dieselben Speisen, Getränke, Frauen und Wohnungseinrichtungsgegenstände über uns ergehen zu lassen, wäre genug, diese Pein nun noch zu verschärfen, indem man sich zwingt, mit anderen Menschen zu verkehren, deren jeden man sich ja doch nach höchstens zweimaliger Beobachtung aus der Westentasche zu ziehen und vor sich auf dem Tische agieren zu lassen getraut, dazu gehört die Geduld eines Dickhäuters oder normalen Menschen. Aber konnte ich das der Tante Fanny erzählen, ihr sagen, daß es meine Art ist, die Lebenden zu betrauern! Würden sie und die anderen Menschen mich verstehen? Kassandra hat nie den Fall Trojas, ihrer Brüder noch ihrer eigenen beklagt, diesen Dingen stand sie vielleicht gleichgültig, ja überlegen ironisch gegenüber. Jahre vorher hat sie geweint und geklagt — die verrückte Seherin, die alle Dinge kommen sah und der daher alles Erleben schal und gemein ward . . . Die da drinnen und draußen, die Durchschnittstanten, ihre Stimme hörte ich schon vor Jahren den Tod auch dieses Menschen besudeln. »Welch ein Verlust für die Maltschi! Die ist nun vollständig Waise und hat nun gar niemand mehr, weil jetzt auch ihre Großmutter tot ist!« . . . . Einmal und kein zweitesmal wieder habe ich alle mir Nahen betrauert, damals, als ich mit vierzehn Jahren meine Urgroßmutter sterben sah, und damit es auch wirklich wußte und begriff, daß ich und alle sterben müssen. Denn bis dahin lebte ich in einem Feenlande. Professoren und Eltern waren mir nur eine herbe Prüfung, die zu überstehen war, bis ich von Gott und den Mächten, die zwischen uns und ihm sind, einer besseren Daseinsform, einer Verwandlung für würdig befunden würde. Als die Urgroßmutter starb, sanft, aber eben doch starb, da rannte ich hinaus und biß ins Gras und wälzte mich in den Pfützen, weinte und fluchte — ohnmächtig. Seitdem starb mir niemand mehr, und wer dem Anschein nach später starb, war mir schon damals mit der Großmutter begraben worden. Und von allen Begräbnissen, die ja doch keine waren, blieben mir nichts als häßliche Erinnerungen. Als der Großpapa starb, die ganzen Ferien vorher betete ich zu ich weiß nicht wem, den Tod nicht mitansehen, das Begräbnis nicht mitmachen zu müssen. Ich beneide alle die, welche

Unlogik genug besitzen, bei jedem neuen Tod zu weinen und Trauermienen zu hissen. Diese Leute haben oft Gefühl, mein Herz ist aber seit jenem ersten Tod meiner und aller versteinert . . . Was sollen diese Begräbnisse? Sie sind die Ausdrucksform für die Gefühle der meisten. Das Weinen ist kein inneres perennierendes, es ist ein intermittierendes, das Begräbnis ist der Ruf der Gesunden nach dieser auf den Einwurf »Tod« erfolgten Funktion des Gefühlsautomaten. Der Ruf lautet: »Punktum, Streusand!« . . .

Die Jause. Die Tante war schon fort, hingegen der Papa da. Bei dem Begräbnis der alten Martinschak hatte es drei Wagen, vier Kränze und fünf Tränen gegeben. Dies dachte ich mir. Als ich aber hörte, das einfache Begräbnis habe zweihundertundfünfzig Gulden gekostet — mein Gott, die Pfaffen sind schrecklich teuer —, verhundertfachte ich die Anzahl der Tränen. Von den Poppers waren die Söhne, welche die Alte aus gutem Herzen und nicht etwa gegen bar erzogen hatte, nicht dabei gewesen. Und den anderen mußte erst der Papa »Schließlich beten wir doch alle zu einem Gott« sagen, bevor sie es mit ihrem Judentum für vereinbar hielten, zur Seelenmesse zu gehen. Nach der Jause Zeitung, Baber, Lukian und dem Felix meinen letzten Kreuzer, weil er sich auf dem Eis Zuckerln kaufen wollte. Aus Berechnung: er mußte mir dafür versprechen, nicht mit den Sesseln im Zimmer umeinanderzufahren, wenn ich nebenan arbeite. Wenn ich bloß lerne, geniert mich das nicht, aber auch nur einen vernünftigen Satz bei dem Gescharre und Gerutsche schreiben zu müssen, ist gehirnzerrüttend. Am Abend ersuchte ich den Papa, morgen dahinzuwirken, daß wir nicht etwa aus Mamas verfluchten Ersparnisrücksichten bis zu der Dampftramway fahren und irrsinnigerweise über die windgeliebte Brücke gehen müssen. Er sagte, wenn ich mir das Geld für die Dampftramway verdient hätte, solle ich mit der fahren, sonst nicht. Ich bin aber sicher, er wird mir der Mama gegenüber morgen die Stange halten. Es wäre auch zu blöd, wegen sechzehn Kreuzern mehr einen von uns krank zu machen, der nicht die robuste Konstitution meiner verehrten Frau Mama besitzt. Spät abends kam sie, und war in der bittern Kälte allein von Floridsdorf zu Fuß nach Hause gegangen. Sie sagte mit geheimer Schadenfreude, die sie als Mitleid maskierte: »Die Charlott sieht elend aus.

Ich glaube, die Arme hat wirklich Tuberkulose . . . Und jetzt wird die Maltschi nicht mehr die Gräfin spielen und Hüte um zwölf, fünfzehn Gulden tragen, wo ich mir alle zehn Jahre einen um zwei Gulden mach'. Der Alte hätt' sie am liebsten gleich heute hinausgeschmissen. Gerechte Strafe Gottes, daß jetzt alles in seine Kinder erster Ehe hineinrinnt und der Ignaz und der Siegmund es nicht speisen. Denkts euch nur: im Testament steht, daß der überlebende Teil Universalerbe ist, und jetzt hat der Alte sie überlebt und kriegt alles.«

*

Gestern nacht lag ich trotz des sonst einschläfernden Bades bis in die Früh wach. Da war das Begräbnis der alten Bluska, die dreißig Jahre lang beim Großpapa in der Fabrik gearbeitet hat, bis sie Typhus bekam, und von der Großmama und mir zum Grab begleitet ward. Dann der Tod der Urgroßmutter, die uns immer Madeiratrauben gegeben und vor der Mutter beschützt hat. Einmal schenkte sie mir auch einen Fünfer von dem Wenigen, was sie hatte, ohne zu ahnen, daß er längst außer Kurs gesetzt war. Vielleicht schenkte sie mir ihn dafür, daß ich sie führte, wenn sie mit dem Eigensinn des Alters heim nach dem viele Stunden entfernten Werbotz gehen wollte und müd nach einigen Schritten umkehrte; vielleicht auch wollte sie mich eingefleischten Romanleser aneifern, ihrem Rate: »Lies lieber Schiller und Kotzebue« zu folgen . . .

Und einige Zeit später sprang ich hinunter in das Wirtshaus unten und sagte meinen Freundinnen, den drei Mädchen, stolz, wie triumphierend auf eine eigene Leistung: »Mein Urgroßvater ist gestorben. Siebenundachtzig Jahre ist er alt geworden.« »Heilige Dreifaltigkeit, so alt!« Und als ich im Sommer wieder in das slovakische Dorf kam, war der Betstuhl des Urgroßvaters schwarz ausgeschlagen und der Großpapa betete auf einem anderen Platz. Die Mama aber feierte einen hygienischen Triumph, denn nun lockte mich niemand mehr zu sich, um mir einen Löffel des stark mit Rum, Wein oder Kognak versetzten Tees zu geben, und eine Bezugsquelle von Kirchtagskreuzern war nun auch versiegt . . . Ein Sommer kam, ich hatte meine usuelle Nachprüfung, o Mathematik! — aber der Großpapa war schwerkrank. Oft, wenn er aufmerken und am Tischgespräch teilnehmen wollte,

wurde er schläfrig und sein Kopf glitt an der aufgestützten Hand nieder zur Tischplatte . . . Und dann im Herbst die Fahrt zum Begräbnis mit meinen Cousins, den Hoisenfelds, die als die Älteren mich trotz meiner Trauer in Lundenburg leicht überredeten, ebenso wie sie mir zur Zehnuhrjause von den wunderschönen Trauben zu kaufen, wofür ich mich noch heute ohrfeigen möchte . . . Denn das Abschiednehmen von dem Toten, das Ihn-um-Verzeihung-bitten . . . und draußen vor dem Haus das Geschimpf der Schnorrer von Motschidlan, die, weil jeder nur eine Krone bekommen hatte, schrien: »Jach hab geglaubt, es ist dos e groiße Firma, de Singers von Maltsch, daweil . . . nicht erleben sollen se!« . . . und das Geschrei meiner Mama und ihrer Schwestern am Grab: »Mein lieber, süßer, guter Papa!« dies alles ist über mich hingegangen, und wurde aufgenommen von einem kalten, selbstsüchtigen Herzen, tränenlos, weil nicht schlecht genug, Tränen erpressen zu wollen, und doch mitfühlend. Nur fühlte ich alles, wie ein schon längst Erlebtes, und fühlte wenig, weil ich, wie stets, benommen war vom Sehen. Ich sah und hörte Großpapas Kompagnon weinen und schluchzen — es war niemand mehr da, den er ähnlich betrügen konnte, ich sah den Sohn weinen — wer würde ihm jetzt die Schulden zahlen? Und ähnlich teilte und erforschte ich den Schmerz eines jeden, wie ein großer Spiegel, der wohl jeglichen Lichteindruck empfängt, aber bei seiner rezeptiven Tätigkeit nie dazu kommt, er selbst zu sein. Ein Spiegel, ein Grammophon! Ein jeder Hall und Schall grub sich in mein Gedächtnis ein, ich selbst stand nah und war doch weit, weit weg und doch am selben Ort: und sah das Begräbnis meiner noch lebenden Großmama! Damals war es, daß ich mich vor mir zu fürchten begann. Etwas Grauenvolles lebte in mir, mit mir. Ich lebte, fühlte, hoffte, weinte und lachte und nun war auch noch etwas außerdem da, das jegliches innere und äußere Geschehnis bald flüchtig, bald weitschweifig, bald kunstlos, bald pointiert in das keines Widerstandes fähige Gehirn schrieb. Daß es mir gegeben war, ohne dies zu wollen, tief in den geheimsten Gedanken der mir Bekannten zu wühlen! Und nicht das allein, ich wußte die Zukunft eines jeden von ihnen. In ihrer Anwesenheit, während sie mit mir sprachen, begrub oder verheiratete ich sie, je nach ihrem Alter. Und ging bei ihren Begräbnissen mit,

wenn sie mir eine Zigarette anboten, und verheiratete sie bei ihren Promotionen . . .

Wie der Vormittag vorüberzog, weiß ich nicht. Vermutlich ging ich in Gedanken mit Eduard nach dem Begräbnis spazieren, wie gewöhnlich. Ja, es ist nicht ausgeschlossen, daß ich ihn um seine Meinung bat über ein oder das andere Buch, von ihm drohenden juridischen Prüfungen sprach, besorgt, wie es sich für einen Cousin geziemt. Vielleicht auch fragte ich ihn, der seine Großmutter verloren hatte, ob ich ihm den im Erscheinen begriffenen Roman Babenbergs fortsetzungsweise oder erst, wenn er vollständig sei, zukommen lassen solle. So bin ich, ich kann nicht anders. Der Onkel Ignaz, der mich gut kennt, sagte mir einmal: »Wer da mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre er ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.« Nichts nützt mir dieses sein Mich-Erkennen, nicht schützt es mich vor meinen Gedanken: Da ist mein Wissen darum, daß die Tante Risa den Rudolf, den Kommis, fragen wird, wieviel Gehalt er hat. Und ich sah schon die Maltschi mit ihm eine zärtlich-traurige Gruppe bilden, die zarte Schwester an den starken Bruder gelehnt . . . Mich Elenden sehe ich stumm und befangen umherirren, bald mich verkriechend, bald die Worte dieser oder jener Gruppe schluckend. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht irgendeine peinliche Szene hervorrufen sollte. Und innerlich werde ich mich bald schämen, bald über irgendwas wütend sein, sicher über den Rabbiner, nach außen aber immer gleichgültig wie nur noch der dritte Sohn der Tante Selma, der dicke Moritz aussehen kann — durch zusammengebissene Zähne und verlegenes Schweigen eine Art Trauer markieren . . . Zu Mittag gab es einen Diskurs über die Kleidung, weil ich mich nicht bewegen ließ, eine Winterhose von Joseph statt meiner schleißigen zu nehmen. Dann gab mir der Papa ausnahmsweise, ohne sich darum bitten zu lassen, etwas Geld, worüber die Mama zu schreien und zu gestikulieren begann. Bauchgrimmen von den Kohlrüben im Herzen, machte ich mich auf den Weg. Ich hasse Begräbnisse und andere Familienfestlichkeiten. Nun gar noch verbittert durch die Anwesenheit der Mama. Es kam, wie ich es geahnt hatte: wir fuhren zur Dampftramway. Und in der Elektrischen focht die Mama mit Blicken,

Gesten und kleinen Rippenstößen dagegen, daß der Papa dem Kondukteur einen Kreuzer Trinkgeld gab ... He, ich hatte mich im Traurigsein zu üben. Einmal hab ich im Gymnasium so intensiv Zahnschmerzen geheuchelt, daß ich wirklich welche bekam. Ein andermal Trauer über die Scharlacherkrankung der Melanie so vollkommen in Erscheinung zu bringen gewußt, daß mich ein Professor, der mich sonst absolut nicht goutierte, trösten zu müssen glaubte und mir Jahre hindurch keinen Fünfer gab. Einmal aber hab ich zu gemeinsten Zwecken Trauer geheuchelt, um Trauer zu meucheln. Einem Dienstmädchen war die Schwester gestorben. Wir sind allein zu Haus gewesen. Sie weinte, ich versuchte sie zu trösten. Sie lehnte sich ermüdet an mich und ich streichelte sie, und schließlich, obgleich sie bis dahin mich absolut nicht gemocht hatte, glitten wir in ein Land, das gewiß nicht an diesem Abend zu betreten war. Nach der raffiniert gemeinen Ausnützung dieser psychologisch interessanten Situation und Seelenstimmung bin ich mir damals recht dämonisch vorgekommen ... Der Joseph remonstrierte, aber es half nichts: »Eine Strecke gehen, eine Strecke fahren« sagte die Mama, und hatte dabei fürs Gehen die windige Strecke über die Donaubrücke ausgesucht, weil nämlich die Dampftramway um zwei Kreuzer teurer ist als die Straßenbahn. Ein an die Adresse meines Bronchialkatarrhs gerichteter Sturm und infolgedessen an uns vom Papa ausgeteilte Bernzuckerzelteln, die, Aussage der Mama, nach Urin schmeckten und nichtsdestoweniger gierig von ihr begehrt wurden, das waren die nächsten Ereignisse. Näher und näher. Ich bekam Herzklopfen. Vermischt mit Gewissensbissen. Denn ich beging eine unehrenhafte Handlung, wenn ich dort, wo ich höchstens meines Todes halber eine Art Trauer hätte aufweisen können, aus Eitelkeit und »Was-würden-sonst-die-Leute-sagen« Bewegungen, Mienen und Worte der Trauer machte. Versteinert ist meine Seele und fühlt mit keinem Menschen, nur hie und da mit einem Tier oder gleich mit ganzen Völkern Mitleid.

»Wieviel Leute es da gibt,« sagte der Papa und schrieb mir vor, wem ich kondolieren solle, und daß ich namentlich dem alten Onkel und der kranken Charlott beim Weggehen sagen solle »Gott tröste Sie«. Ah, Rabbiner sind auch da. Dort in der Ecke sitzt der alte Raubvogel und hinterbliebene greise Gatte. Allen nahen Verwandten der Toten

die Hand gegeben und mein Beileid ausgedrückt. Nur wie ich zur Charlott kam, trat ich in der dunkeln Nische auf den nicht bemerkten Sarg und in meiner Wut und Verlegenheit gab ich dem Eduard, den sie mir folgen hieß, nicht die Hand. Tat auch während des ganzen Begräbnisses nichts dergleichen. Als ob wir ganz unbekannt miteinander wären. Denn dort, wo du nicht mitfühlen kannst, heuchle nicht unnötig. Und wenn ich mit ihm gesprochen hätte, irgendein verruchter Witz wäre mir doch entschlüpft und am Ende gar eine literarische Reminiszenz. Also lieber nicht. Einen großen, gutmütigen Schnurrbart hat er übrigens bekommen, seitdem ich ihn nicht sah, einen Altmannschen, ähnlich dem vom Ignaz. Er sieht aus wie ein Mann . . .

Ein offener Sarg, die Tote im Bett aufgebahrt, das hätte sicher auf mich gewirkt. Aber eine schwarz ausgeschlagene Kiste mußte doch durch die vielen schwarz ausgeschlagenen Menschen, ihre mannigfaltigen Gebärden und Körpergeräusche in Schatten gestellt werden. Jetzt freilich, wo ich allein bin, verblaßt das andere, es verschwindet das Gesicht des Onkels Ignaz, auf dem geschrieben stand: »Man kann da leider nicht helfen«, vergeht das Gesicht des abgemagerten Siegmund, unsichtbar wird der Ballgehrock des Kommis, der vermutlich jetzt tanzen lernt, wie weggeblasen ist die Goderljüdin, die der Robert geheiratet hat, samt ihm, der mir auf meine Phrase eine andere herausgab — da ist nur die Tote mit ihrem Haarnetz, den breiten fast noch schwarzen Augenbrauen, der so gar nicht entstellenden Warze seitwärts unter den merkwürdig auseinandergeworfenen Lippen, sie bietet mir Bäckereien an, und wenn ich nicht irre, spielen wir Lotto . . .

Gleich nach den Kondolenzen — ist die Maltschi wirklich so abgemagert, oder macht es das schwarze Kleid? — verschwand ich, geriet unter fremde Damen, die sich im Vorzimmer aufgestellt hatten, als hätten sie keine Ahnung davon, daß jemand Kohlrüben gegessen haben könne. Und gleich nachher lang marschiert sei. Ah, es sind die vom Geschick gerade hierher gesandten Mänaden, die mich dafür bestrafen, daß ich nicht an ihren Trauermysterien teilnehme... Wie die Charlott schlecht aussieht! Und die kleine Martha hustet auch noch von ihrer Rippenfellentzündung her. Die Mutter, die Charlott,

ist tuberkulös, ob da wirklich acht Stunden täglich Schule bei der Tochter angezeigt sind? Lernen soll sie außerdem noch und im Geschäft und in der Wirtschaft mithelfen. Bei wenig Bewegung und ohne Sport kann das nicht gut tun. Nicht schlecht sieht sie aus, trotzdem, das ist wahr. Aber kein Arbeiter würde es sich heutzutage gefallen lassen, so lang eingespannt zu sein. Doch dem eigenen Kind tut man's an. Da werden Verordnungen gegen Kinderarbeit erlassen, die Geistesfabriken aber sperren nicht früher . . . Ich werd mit dem Eduard einmal ein Wort darüber reden . . . Jetzt singen sie drinnen. Gelegentlich werde ich einmal einen dieser zwickerbehangenen Brüllaffen erschlagen. Was haben die dabei zu tun? Nächstens verwandl' ich in einem Märchen einen unbarmherzigen Professor in die Chevra Kadischa! Die Tante soll, bevor sie sich zu Bett legte, oft und innig gebetet haben. Hat sie am Ende gewußt? Dann hätt' sie sicher das Testament abgeändert . . . Man geht schon. Der Eduard stützt seine Mutter, die Charlott, und weint. Um seine Mutter oder weil die Großmutter aus ihrem Haus getragen wird. Der Rudi hilft ihm stützen, der Bursch war von jeher ein Aff. Wie ihm gesagt wurde, sein Vater sei tot, hat er stundenlang monoton geheult, und das Gewein war noch dazu Imitation. Vielleicht hat er gemeint, man erwarte solches Dauergejammer von ihm . . . *κρυεροιο ἐξωρσε γοοιο*?

Nein, von Blut war in diesem Weinen nichts gewesen. Es kam aus dem Kehlkopf . . . Da hinter mir erzählt einer im Zug von Kampferinjektion und Sauerstoffzuführung. Und redet noch von sanftem Tod. Allerdings ist es trotzdem möglich: ich glaube, es ist der Arzt der Tante, der Doktor Regenwurst, der hinter mir . . . Jetzt riech ichs erst: mein Herr Bruder, der Joseph, hat sich heut nachmittag der Leiche zu Ehren mit Moschusseife gewaschen. Na, wenn ich der Herrgott wär, könnt ich's auch nicht anders einrichten: der eine freue sich an Moschusparfüm, der andere an ähnlich penetranten Einfällen . . . Ah, der Spieler, der Mann von der Charlott, ladet uns zum Mitfahren ein. Er sieht aber gar nicht übel aus, von Trauer keine Rede. Rote Backen. Mir scheint: bei mir hat der Verstand die Seele aufgefressen, bei ihm hat das Geschäft der Verdauungstrakt besorgt. Leichenhalle. Die Frau Scharmann, die Stiefmutter vom Rudi

und der Maltschi, spricht mich an. Ob ich sie noch erkenne? »Aber natürlich.« Aus wem rinnt denn noch der belanglosen Reden Strom wie aus einer Bassena? Des Affen geistige Mutter. Oh, die zu Fuß gehenden nahen Verwandten kommen schon. Was ist das? Richtig! Drei symmetrisch ausgestreckte Muffe, der schäbige gehört der Mama, die andern der Risa und der Goderljüdin. Schrecklich: der Rabbiner wird reden. Sein Tonfall ist so idiotisch, als ob er ein ehemaliger Professor von mir wär. Jetzt singen sie auch noch. Haltjegugu. Was ist denn das? Richtig, unlängst war ich beim Koschatquintett und der Juchzer stieg wieder auf in meinem Gehirn, durch einen ähnlichen Triller der Judenbuben erweckt . . . Beim Tod von meinem Groß=papa hat auch so ein Korybant eine Rede gehalten. Wenn ich da=mals einen Revolver gehabt hätte, ich hätt' den taktlosen Hund im Tempel erschossen. Gefressen und gesoffen hat er dann für zehn. Da reden noch die Leute von Entwicklung. Die Elite vielleicht kommt vorwärts, aber auch das Volk, die Materie? Wetten möcht ich, der mitanische Priester, der dem Ar=Tisup täglich Zwetschenknödel ge=opfert hat, der Chinamann vor fünftausend Jahren in Han=Tscheu=Fu, er hat ähnlich gesalbadert . . . Wenn ein Großfürst durch die Straßen fährt, brüllt es Hurra, wenn der Affenkönig Hanuman endlich aus dem Ramajana hier einträfe, gebe es ein ebenso großes und eine Galavorstellung in der Oper. Die Azteken haben es auch schon so gehalten . . .

So, jetzt werden sie noch einmal weinen und ein Häuferl Erde auf den Sarg werfen . . . Beim Rückweg vom Friedhof ins Trauer=haus haben wir keinen Wagen gekriegt, und ich bin so schnell ge=gangen, daß ich Lungenstechen bekommen hab. Das ist die gerechte Strafe Gottes! Der Mama werde ich sagen, es ist von dem Wind bei der Donaubrücke. Das Stechen läßt nicht nach. Wenn ich aber=gläubisch wäre, sagte ich: die Tote zieht mich nach, weil ich ihr auf den Sarg getreten bin. In Wahrheit mögen in solchen Fällen Angst und Gewissensbisse das ihrige getan haben. Gewiß ist es aber, daß sich schon viele bei Begräbnissen erkältet und übergessen haben. Oder an Alkoholvergiftung gestorben sind . . . Jetzt werden doch hoffentlich nicht mehr die Frauenzimmer das Vorzimmer unsicher machen. Gott sei Dank, nein! Das war eine Erlösung! . . .

Man sitzt schon Schive. Dann werden sie die Gebete sprechen. Der Eduard kommt und fragt mich, wie er sich zu verhalten habe. Ich als Kauhen, Priester, Nachkomme Aarons müsse das doch wissen. Ich sag ihm, er soll verschwinden, er tut's aber nicht. Die Gebete sind aus. Essen soll ich? Keine Idee! Ich habe zwar seit Mittag nichts gegessen, aber hier müßte mich jeder Bissen töten. Sie sehen es alle nicht, wie die Tante noch aus dem Grab kommt und die Speisen mit nötigenden Worten herumreicht ... Jetzt glauben die Leut, es ist aus, und sie dürfen wieder lachen. Sie haben gar keine Ahnung davon, daß mit jedem Toten, der ihnen stirbt, auch ein Stück ihrer selbst ins Grab fällt. Er ist schon da, der Moment, den ich so gut kenne: das Gebiß lockert sich sozusagen, die Mienen erschlaffen, die erzwungene Trauer fällt ab und der ganze Rhythmus der Gesichtszüge wird ein anderer ... Auch der Eduard preßt nicht mehr die Lippen so heftig aufeinander. Hat er vielleicht darüber geweint, daß er nicht weinen kann? Und erst draußen in der Küche die Tante Risa! Die lacht mit dem Rudolf, der richtig einen Augenblick mit der Maltschi eine zärtlich-traurige Gruppe gebildet hat.

Sie lehnte sich an ihn ... Ich hatte es gewußt: die erste Frage, die meine verehrte Frau Tante Risa an ihren ehemaligen Ziehsohn Rudolf stellte, war: »Wieviel hast du Gehalt in Bamberg?« Es hätte allerdings auch so ausfallen können, die Tante Risa fragt ihn: »Wie geht es dir?« und er sagt: »Danke. Ich hab zweihundert Mark monatlich.« Leider besitzt er keine goldene Uhr, oder aber er stellt sie noch nicht vor. Immerhin, er steckt in einem Ballgehrock, so und soviel Mark Macherlohn — das ist eine Kompensation und ich brauche mich also eigentlich nicht zu erschießen. Gegenwärtig sagt der Scharmann nicht »nein«, sondern »nee«. Als er aus der Schweiz zurückkehrte, gebrauchte seine Zunge dortigen Dialekt. Käme er aus China, wohin er sowieso mit seinen Schlitzaugen und seinem schwarzgelben Teint hingehört — auch von dort käme er als Abklatsch seiner Umgebung retour ... Warum eigentlich die Tante Risa in einem fort lachte? Sonst sieht sie doch eher wie eine angehende Meduse aus. Wenn ich mich unanständig benehme, das dringt nicht nach außen und extradem ist es nicht dasselbe, wenn jemand nie zu seinen eigenen Gefühlen kommt, weil er unwillkürlich den anderen Leuten

in der Seele herumstiert, und wenn jemand auch solcher Entschuldigung verlustig ist... Ich traf die Tante Selma die seltenen Male, da ich sie sah, stets im Sonntagsgewande. Hätte die Tante Risa andere Erfahrungen gemacht, dann könnte ich gleich mit meiner Psychologie einpacken. Gewiß lacht sie aus purer Verlegenheit. Möglicherweise war aber nur die Reaktion eingetreten und das Stimmführende in ihr schrie »Punktum. Streusand«. Adieu. »Es hat mich sehr gefreut, es war sehr schön« werden viele Trauergäste gesagt haben. Schnell noch den Trauernden die Hand gegeben. Dem Alten sage ich absolut nicht »Gott tröste Sie«. Dieser Mensch hat ja gar keinen Gott. Der Charlott sage ich es auch nicht, die weiß vom Eduard, daß Gott noch immer nicht an mich glaubt. Er muß was Schönes von mir gedacht haben, der Eduard, aber er wird schon noch erfahren, warum ich den Maulkorb angelegt hab. Bei mir ist es so: entweder ich red gar nichts, und das ist gewöhnlich der Fall. Meine Lieblingsbeschäftigung. Wenn ich aber zu plappern anfang, dann höre ich erst dann auf, bis ich wirklich etwas zu sagen habe... Das Seitenstechen hat nicht nachgelassen. Gott sei Dank hat mir der Alte, bevor wir weg sind, eine Krone gegeben. Daß mir immer so was passieren muß: bis zum Friedhof Bauchweh, nachher andere Schmerzen. Wodurch die Trauer an Natürlichkeit gewann... Die Mama sagt: »Gott sei Dank, daß die Floridsdorffahrten jetzt aufgehört haben.« Dabei geht sie immer. »Der Eduard hat einen sehr schönen Winterrock gehabt. Ja, er verdient!« Das ist, weil ich keine Stunden gebe und der Eduard welche gibt. »Übrigens ein Glück, daß die Tante zuerst gestorben ist; wär der Onkel zuerst gestorben, hätten wir auch zu dem Begräbnis müssen: wegen der Tante. Wegen dem alten Gauner werd ich kein Geld ausgeben, das soll er mir noch wert sein! Nicht genug, daß alles Geld, das der Großpapa hergegeben hat, jetzt die uns gar nicht verwandten Altmanns kriegen!« Ich gestatte mir die Meinung, dieses Leichengespräch unterscheide sich in nichts von denen, welchen sich »das Volk« hinzugeben pflege. »Und wenn? Möcht man nicht meinen, eine Heilige ist gestorben? Was hast du davon: wie die selige Tante Selma noch Witwe war... aber, was sag ich dir solche Sachen, du erzählst es dann doch sofort brühwarm deinem Freund, dem Eduard.« Dann hatte ich genug von Mamas Leichenrede und sprang in die glücklicherweise gerade vor-

beifahrende Dampftramway. Es wird zwar wegen dieser gefährlichen Verschwendung längere Zeit zu Haus Skandal geben, aber Abwechslung schadet dem Repertoire der Mama durchaus nicht. Justement geb ich dem Kondukteur einen Kreuzer Trinkgeld. Er soll ihn mit dem Briefträger teilen, dem ich gestern keinen gab. Oh, das ist ja mein alter Freund, der Tramwaykondukteur mit dem Globus an der Uhrkette. Er leidet an Größenwahn, dieser Romantiker. Wenn er noch Revisor bei der transsibirischen Bahn wäre! Aber so?! . . . Am Schottenring ging ich in eine Konditorei. Nein, heute esse ich keine Indianerkrapfen. Glacierte Maroni. Fräulein! Sie müssen mich nicht so anschauen. Erstens habe ich nicht so viel Geld bei mir, zweitens dürfte ich etliche Zeit zu keiner Peri gehen. Seitdem sich nach dem letztenmal der Herr stud. phil. Jakob Wardener drei Wochen unnütz geängstigt hat, und nicht nur hirnverbrannterweise, um sich quasi sicherzustellen, nach Verkauf mehrerer Lehrbücher einige Staatslose erwarb, ja sogar schon entschlossen war, sich taufen zu lassen, um nur ja dereinst Aufnahme in der neuen Landesirrenanstalt zu finden — seitdem ist es für einige Zeit Rest . . .

*

Jetzt liege ich schon den dritten Tag. So ein verflixter Katarrh. Am End bin ich auch demnächst sanft gestorben. Es wär mir peinlich, auf der israelitischen Abteilung des Zentralfriedhofes zu liegen. Und noch dazu müßten wieder andere Leute sich meinetwegen mit Trauer bestreichen . . . für kürzeste Zeit. Die Begräbnisse soll der Teufel holen. Wirklich wahr: ich geh' zu keinem mehr. Nicht einmal bei meiner eigenen Leich geh ich mit. Ich würde zu schlechte Witze dabei machen. Und mich höchstwahrscheinlich taktlos benehmen . . .

Gottfried Benn:

KARYATIDE.

Entrücke dich dem Stein! Zerbirst
Die Höhle, die dich knechtet! Rausche
Doch in die Flur, verhöhne die Gesimse — —:
Sieh: durch den Bart des trunkenen Silen
Aus seinem ewig überrauschten
Lauten einmaligen durchdröhnten Blut
Träuft Wein in seine Scham.

Bespei die Säulensucht: toderschlagene
Greisige Hände bebten sie
Verhangnen Himmeln zu. Stürze
Die Tempel vor die Sehnsucht deines Knies,
In dem der Tanz begehrt.

Breite dich hin. Zerblühe dich. O, blute
Dein weiches Beet aus großen Wunden hin:
Sieh, Venus mit den Tauben gürtet
Sich Rosen um der Hüften Liebestor —
Sieh' dieses Sommers letzten blauen Hauch
Auf Astermeeren an die fernen
Baumbraunen Ufer treiben, tagen
Sieh' diese letzte Glück-Lügenstunde
Unserer Südlichkeit,
Hochgewölbt.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN

III.

EIN BÖSER WINTER IN CASTAGNOLA

DER Winter 1878/79 war für die Verhältnisse von Lugano und Umgegend ungewöhnlich hart. »Tanta neve! tante neve!« rief Prudenza Prati nicht selten aus, wenn sie uns das Essen brachte, und versicherte dann jedesmal wie entschuldigend, daß Castagnola so starken Schneefall, wie diesen Winter, seit langem nicht erlebt habe. Aber es schneite in Castagnola nicht nur ganz gehörig, es gab eine zeitlang viel Frost und Eis. Am Rande unserer Bergstraße froren die kleinen Lachen zu, welche das vom oberen Teil des Berges unter dem Schnee herabrieselnde Wasser hier und dort bildete. Über das Eis hinweg floß dann das Wasser mittags auf die Straße, fror zur Nachtzeit dort zu Glatteis und machte damit den Weg, die Straße abwärts, ziemlich halsbrecherisch. Für uns unangenehm genug, da wir reichlich Grund hatten, so oft als möglich hinunter in die Stadt zu laufen.

Das hing mit der Tatsache zusammen, daß der Winter 1878/79 für uns auch unter anderem Gesichtspunkt sich sehr hart anließ. Wie schon beiläufig erwähnt, hatten Karl Höchberg und ich uns kaum in Casa in Valle häuslich eingerichtet, als die Nachricht eintraf, daß das vom Reichstag in dritter Lesung angenommene Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie die Zustimmung des Bundesrats erhalten habe und sofort verkündet worden sei. Die nächsten Tage unterrichteten uns von einer Anwendung des Gesetzes, die unsere schlimmsten Befürchtungen übertraf. Nicht nur wurden alle in sozial-

demokratischen Verlagen erschienenen Broschüren, wie gemäßigt ihr Inhalt auch immer sein mochte, ohne weiteres verboten, nicht nur verfielen die sozialdemokratischen Zeitungen, obwohl sie ihre Haltung dem Gesetz anzupassen versucht hatten, ohne Gnade dem Verbot, es wurden auch die Blätter unterdrückt, die, von den sozialdemokratischen Druckereigeschäften an Stelle der verbotenen Zeitungen herausgegeben, farblos gehalten waren und sich auf einfache Wiedergabe von Nachrichten beschränkten. Wohl hatte bei der Beratung des Gesetzes der Staatsminister Graf Eulenburg am 14. Oktober 1878 von der Regierungsbank aus erklärt:

> »Wenn in der Tat die sozialistischen Führer und Journalisten, die Herren Liebknecht, Most und wie die Herren heißen, wirklich künftighin in friedlicher Weise ihre Tendenzen vortragen wollen, warum bedürfen sie dann derselben Zeitschriften wie bisher? Es wird ein viel sicheres und deutlicheres Kennzeichen sein, wenn sie andere Organe mit friedlicher Tendenz gründen, und dem steht nichts im Wege.«

Aber diese Worte blieben leerer Klang. Nun das Gesetz da war, half keine Berufung auf sie. Von ganz wenigen Orten außerhalb Preußens abgesehen, kümmerten sich die maßgebenden Behörden in keiner Weise um die Erklärung des Ministers. Ebenso erwiesen sich gewisse juristische Sicherungen, die der von Eduard Lasker geführte linke Flügel der Nationalliberalen, unterstützt durch Zentrumspartei und Fortschrittspartei, in das Gesetz hineingebracht hatte, als vor der Polizeipraxis wirkungslos. Nach der ursprünglichen Regierungsvorlage z. B. hatten alle Vereine, Druckschriften usw. dem Verbot verfallen sollen, in denen auf die Untergrabung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer »den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise« zutage treten würden. Lasker und Genossen hatten der willkürlichen Auslegung dieser Sätze dadurch einen Riegel vorzuschieben gesucht, daß sie den dehnbaren Begriff »auf die Untergrabung gerichtet« durch den bestimmteren Ausdruck »auf den Umsturz gerichtet« ersetzten. Aber was vor ihrer Juristenlogik als eine Mauer gegen das Verbot der Propagierung sozialistischer Reform erschien, erwies sich vor der Logik der Polizeibehörden als bloßes Spinngewebe, das man mit einem leichten Besen wegwischt. Den von sozialdemokratischen Geschäften herausgegebenen farblosen Zeitungen gegenüber half die Polizei sich

einfach damit, daß sie sie für Fortsetzungen der verbotenen Zeitungen erklärte und deshalb verbot.

Auf diese Weise wurde die verfolgte Partei nicht nur ihrer Literatur und Preßorgane beraubt, es wurden auch die mühsam mit Hilfe von Ersparnissen der Arbeiter gegründeten Druckereigenossenschaften kurzerhand zugrunde gerichtet und die in ihnen beschäftigten Personen brotlos gemacht. Die materielle Schädigung ward noch bedeutend gesteigert, als im November 1878 plötzlich ohne jedes Vorkommnis, das auf Unruhen hätte schließen lassen können, der im Gesetz vorgesehene sogenannte kleine Belagerungszustand über Berlin und Umgegend verhängt wurde und in großer Zahl Mitglieder der sozialdemokratischen Partei, die meisten davon Familienväter, aus Berlin und Umgegend ausgewiesen wurden.

Man kann sich leicht denken, in welche erregte Stimmung uns, die wir Mitglieder der Partei waren, in unserem einsamen Weltwinkel die von diesen Vorgängen erzählenden Telegramme versetzten, und mit welcher fieberhaften Spannung wir Briefen und Zeitungen aus Deutschland entgegensahen, die uns genaueres über sie berichten sollten. Die in Lugano selbst erscheinenden Zeitungen ließen uns in dieser Hinsicht gänzlich im Stich. Professor »P...i's Republicano« war ein rein örtliches Kampfblatt, und die einzige tägliche Zeitung Luganos und, glaube ich, des Kantons, die »Gazetta Ticinese«, ein bescheidenes Blättchen in kleinem Folioformat, gab die wenigen Nachrichten aus dem Ausland, die es brachte, in konzentriertester Form auf ein paar Zeilen reduziert wieder.

Mit den Sendungen aus der Heimat hatte es nun seine eigene Schwierigkeit. Es war die Jahreszeit gekommen, wo die Gotthardstraße zeitweise durch Schneefälle unpassierbar gemacht wurde. Da lagen denn manchmal die für uns bestimmten Briefe und Zeitungen tagelang auf irgendeiner Poststation jenseits am Fuße des Gebirges und harrten der Zeit, wo Arbeiter einen Weg durch den Schnee gebahnt haben würden. Rief uns in solcher Zeit der Briefträger, der nur einmal täglich nach Casa in Valle hinaufkam und von uns sehnsüchtig erwartet wurde, sein »niente per voi, il Gottardo chiuso« zu, so blieb uns, wollten wir nicht in Geduld abwarten, ob der nächste Tag etwas bringen werde, nichts übrig, als nachmittags

hinunter nach Lugano zu gehen, dort auf der Post nachzufragen, ob nicht inzwischen doch etwas für uns gekommen sei, und dann im Café Terreni den Mailänder »Secolo« und das »Journal de Genève« nach Meldungen aus Deutschland durchzusehen.

Es waren fast nur Hiobsposten, die wir dort fanden: neue Verbote, neue Ausweisungen und noch dazu Verhaftungen. Nicht wenige der Ausgewiesenen und teils geschäftlich schwer Geschädigten, teils geradezu brotlos Gemachten waren Leute, die uns ganz besonders nahe standen. Was sollte aus den so schwer Betroffenen werden? Und was aus den Druckereien? Eine Zeitungsdruckerei, der man plötzlich den Druck jeder Zeitung untersagt, wird dadurch fast völlig entwertet, ihre größeren Maschinen sind plötzlich nur noch altes Eisen. Das trugen uns die Briefe vor, die wir so sehnsüchtig erwarteten. Von allen Seiten vernahm man nur Schilderungen über eingetretene Notlage der einen oder der anderen Art.

Es lag in der Natur der Dinge, daß unter solchen Umständen an einen Mann wie Höchberg, der den eingeweihten Parteimitgliedern als begüterter Gesinnungsgenosse bekannt war, allerhand Gesuche um Hilfeleistung kamen. Zur Ehre der Partei darf hinzugefügt werden, daß es ihrer nicht allzuviele waren. Für die Ausgewiesenen wurden an Ort und Stelle in der Arbeiterschaft nicht unbeträchtliche Summen gesammelt, die ausreichten, der dringendsten Not zu steuern, und die Ausgewiesenen selbst taten mit wenigen Ausnahmen ihr Bestes, der Partei sobald als möglich die Sorge um ihre Existenz abzunehmen oder mindestens zu erleichtern, wobei sie von den Genossen an den Orten, die sie nun aufsuchten, nach Kräften gefördert wurden. Die an Höchberg gelangenden Gesuche betrafen meistens Geschäftsunternehmungen — sei es der Partei selbst oder von Parteimitgliedern in exponierter Stellung. Da handelte es sich dann allerdings gewöhnlich um größere Beträge, was indes für Höchberg kein Grund war, seine Hilfe zu versagen.

Man könnte sogar sagen: ganz im Gegenteil. Es fiel mir bald auf, daß Höchbergs Bereitwilligkeit auszuhelfen mit der Größe der verlangten Summe wuchs. Ging ihn wer um ein kleines Darlehen an — sage von 50 oder 100 Mark —, so lief er leicht Gefahr, abgewiesen zu werden. Kam aber ein Gesuch oder Antrag auf einen

Vorschuß oder ein Darlehen von 5000 oder 10000 Mark, dann war die Wahrscheinlichkeit ebenso groß, daß diese Summen ohne langes Zaudern bewilligt wurden. Als ich Höchberg einmal über diesen anscheinenden Widerspruch befragte, antwortete er mir mit nicht unebener Logik: »Leute, die kleine Darlehen haben wollen, kommen gewöhnlich zu mir, wenn sie sich auf andere Weise helfen könnten, die großen Summen werden für ernsthafte Bedürfnisse erbeten, und da mag ich die Verantwortung für die Abweisung nicht auf mich laden.« Im allgemeinen traf er damit wohl das Richtige. Auch hing seine Abneigung gegen Darlehen an Einzelpersonen damit zusammen, daß er überhaupt ziemlich pessimistisch von den Menschen dachte. Obwohl vier Jahre jünger als ich, was in unserem damaligen Alter ein ins Gewicht fallender Unterschied zu sein pflegt, war er mir in bezug auf Weltkenntnis entschieden überlegen. Ich war zwar in der Hauptstadt geboren und aufgewachsen, aber von dem, was man »die Welt« nennt, wußte ich bloß theoretisch etwas. Der Beruf meines Vaters — Lokomotivführer — hatte es mit sich gebracht, daß wir immer nur am äußeren Rande der Stadt wohnten, und da das Einkommen recht schmal, der Kindersegen aber groß war, so konnten wir nur in Häusern für »kleine Leute« wohnen. Dadurch hatte ich wohl enge Fühlung mit den ärmeren Volksklassen erhalten, aber um meine Menschenkenntnis blieb es doch recht mangelhaft bestellt. Mein Urteil war ein rein gefühlsmäßiges, während Höchberg die Menschen meist rein verstandesmäßig beurteilte. Das war einer der Gründe, weshalb wir uns, ohne jemals in Konflikt zu geraten, lange Zeit seelisch nicht näherkamen. Ein anderer Grund war die Verschiedenheit unserer Weltauffassung. Ich hing der materialistischen Weltauffassung an und wollte von keiner Religion etwas wissen, Höchberg aber, der philosophischer Idealist war, räumte den metaphysischen Weltvorstellungen und Religionen mehr als bloß historische Berechtigung ein. Wir wären vielleicht darüber zu einer Verständigung gelangt, wenn nicht Höchberg zu meinem großen Verdruß meine wiederholten Aufforderungen, mir seine Anschauung einmal im Zusammenhang genauer zu entwickeln, stets mit der Begründung abgelehnt hätte, ihn zu verstehen erfordere eine philosophische Vorbildung, über die ich nicht verfüge. Ich wollte das nicht

gelten lassen, da nach meiner Ansicht mindestens die Grundgedanken einer philosophischen Auffassung so darstellbar sein müßten, daß auch ein leidlich gebildeter Nichtphilosoph sie erfassen könne. Indes blieb Höchberg bei seiner Weigerung, und so endeten unsere Unterhaltungen, sobald das Gespräch auf dieses Thema kam, stets mit einem Mißklang.

Aus einem mir bei späterer Gelegenheit zu Gesicht gekommenen Brief Höchbergs an Richard Avenarius, mit dem er befreundet war, habe ich ersehen, daß jener damals, von Berkeley und Kant ausgehend, zu einer Philosophie gelangt war, der sich die Welt als eine Summe von Empfindungen darstellte. Dies mit einer Begründung, der Avenarius, der Kritiker der reinen Erfahrung, starke Einwände entgegensetzte.

Daß wir in der Beurteilung der irdischen Dinge fast umgekehrt zueinander standen, wie in der theoretischen Weltauffassung, veranlaßte beiläufig Höchberg eines Tages, als ich beim Öffnen einer Büchersendung meiner Begeisterung über Freiligraths Gedichte Ausdruck gab, zu der diesen Widerspruch beleuchtenden Bemerkung: »Sie sind viel religiöser als ich.«

In der Tat kann man sicherlich in einer gewissen Gegnerschaft gegen die kirchlichen Religionen ein religiöses Moment entdecken. Bei mir war jene Gegnerschaft bis dahin so stark gewesen, daß mich jahrelang kein Mensch, keine Rücksicht auf liebe Personen dazu hatten bringen können, einem kirchlichen Akt beizuwohnen. Es wäre mir in zweifacher Hinsicht als eine Unwahrhaftigkeit erschienen: Unwahrhaftigkeit vor mir selbst und Unwahrhaftigkeit vor den Gläubigen. So daß, als einmal jemand, bei dessen kirchlicher Trauung ich hatte Trauzeuge sein sollen, mir die Sache mit der Erklärung schmackhaft machen wollte: »Tun Sie es doch, wir« — er, Braut und Familie — »glauben ja auch nichts«, er von mir die Antwort erhielt: »Dann tue ich es nur um so weniger«, was eine kleine Katastrophe zur Folge hatte. Erst in Castagnola sollte ich nach vielen, vielen Jahren wieder einmal eine Kirche betreten. Und dies ging so zu.

Eines Tages erhielten wir die Einladung zum Mittagessen beim Dorfpriester, dem Bruder unserer Prudenza Prati. Schon Wochen vorher hatte Prudenza uns von jenem bevorstehenden Ereignis vor-

geschwärmt. Es würden vier oder fünf andere Geistliche beim Priester zu Besuch sein — Prudenza brauchte, wenn sie von ihrem Bruder sprach, nie den Ausdruck »mein Bruder«, sondern sagte immer nur mit Ehrfurcht »il prete«. Wohl oder übel hatten wir die Einladung annehmen müssen, aber im letzten Moment ließ sich Höchberg entschuldigen und bat mich, allein hinzugehen. Ich tat es nicht ohne allerhand Beklemmungen. Mit einem halben Dutzend katholischer Geistlicher zusammen speisen, was würde das abgeben? Wie sollte ich mich zum Beispiel bei den wahrscheinlich unvermeidlichen Gebeten verhalten? Byrons »Er heuchelte mit 40-Pfarrerkraft« ging mir durch den Kopf. Aber meine Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet. Es ging beim »prete« ganz unkirchlich zu. Vom Beten bei Tisch war keine Rede, man unterhielt sich von allen möglichen Dingen, nur nicht vom Himmelsgeschäft. Mir zur Rechten saß eine ältere Patrizierin aus Graubünden, die mit Tochter und Schwiegersohn eine nicht weit von Casa in Valla gelegene Villa am Berge bewohnte. Unterhalb des Gartens ihrer Villa bildet der Berg eine Schlucht, und von der erzählte die Dame mir, als ich die malerische Lage der Villa pries, daß sie ein Brutnest von Schlangen sei. Die Kinder ihrer Tochter seien, wenn sie im Garten spielten, jedesmal in Gefahr, von Nattern gebissen zu werden, und so müsse man stets Gegenmittel gegen Natterngift im Hause haben. Nun griff ein mir zur Linken sitzender Geistlicher in die Unterhaltung ein und erzählte uns, wie er als junger Mensch häufig Schlangen, die nach einem Regen aus dem Gemäuer herauskrochen, um sich zu sonnen, durch einen kräftigen Hieb mit einem Stock auf den Kopf getötet, ihnen zu Hause die Haut abgezogen und sie dann gebraten habe. Sie hätten ihm jedemal ein gutes, wohlschmeckendes Abendbrot geliefert. Auch sonst erzählte der Mann, der offenbar aus den ärmeren Klassen stammte, allerhand über die Art, wie er sich in jungen Jahren billige Genüsse verschafft habe. Er sprach ein ziemlich gutes Deutsch, das er deshalb betrieb, weil er vorhatte, auf einige Zeit nach Einsiedeln zu gehen, jenem vielbesuchten Wallfahrtsort im Kanton Schwyz, der den Gläubigen wegen des Klosters des heiligen Meinrad und des dort aufgerichteten Standbildes der schwarzen Muttergottes, den Ungläubigen als Geburtsort des

bahnbrechenden Mediziners und mystischen Naturphilosophen Theophrastus Paracelsus von Hohenheim ehrwürdig ist.

Erst nach Beendigung der Mahlzeit ward mitgeteilt, daß in dem neben dem Pfarrhaus gelegenen Kirchlein der Nachmittagsgottesdienst beginne und es in jedes freie Wahl gestellt sei hinüberzugehen. Ich entschloß mich, der Einladung zu folgen, da man bei mir als Landesfremden und Nichtkatholik nicht im Zweifel sein konnte, daß der Zweck des Besuches nur der war, einer Zeremonie als Gast beizuwohnen, indes: aliquid haerebat. Im Dorf am Berge mit seinen zerstreuten Häusern und einer Bevölkerung, für die geistige Anregung so gut wie nicht existierte, schien mir die Kirche weniger sinnwidrig als in der Hauptstadt mit ihrer Fülle von Möglichkeiten rationalistischer geistiger Erhebung und Kirchenbesuchern aus reinem Konventionalismus.

Kehren wir aber nach Casa in Valle zurück. Auch die von Karl Höchberg herausgegebene Halbmonatsschrift »Die Zukunft« war sehr bald auf Grund des Sozialistengesetzes verboten worden, obwohl sie lediglich der Darlegung und Entwicklung der sozialistischen Doktrin gewidmet war, diese obendrein auf ethische Prinzipien zu begründen suchte und jede Behandlung von politischen Ereignissen und Fragen des Tages vermied. Mit dem Verschwinden dieser Zeitschrift wäre der größte Teil der Tätigkeit, für die mich Höchberg hatte kommen lassen, weggefallen, indes trat an die Stelle der Redaktionskorrespondenz nun die Korrespondenz mit Genossen in den Zentren der Bewegung über die Linderung der Wunden, welche das Gesetz Individuen und Geschäften geschlagen hatte und noch fortwährend schlug. Außerdem aber war Höchberg nicht gewillt, das Verbot der Zukunft unbeantwortet zu lassen. Von der als Berufungsinstanz gegen Verfügungen der Polizeibehörden auf Grund des Gesetzes eingesetzten sogenannten Reichskommission war eine Aufhebung des Verbots freilich nicht zu erlangen. Die Mitglieder dieser Kommission aus dem höheren Richterstande schienen nur zu dem Zwecke da zu sein, für die polizeilichen Verbote die juristischen Argumente zu finden. Lediglich als ein übereifriger Polizeigewaltiger sogar des schwäbischen Professors und ehemaligen österreichischen Staatsministers A. E. Schäffle Schrift »Die Quintessenz des Sozialis-

mus« verboten hatte, machte die Reichskommission diesen Geniestreich gut und hob das Verbot wieder auf.

Die Schäffle'sche Schrift war eine im Jahr 1874 zum Gebrauch des gebildeten Publikums abgefaßte objektive, wenn auch nicht durchgängig zutreffende Darstellung der sozialistischen Lehre, wie sie damals verbreitet wurde. Keine Apologie oder Empfehlung, aber trotz einiger kritischen Zwischenbemerkungen auch keine feindselige Kritik. Höchberg, dem ganz besonderes daran lag, in den Kreisen der akademisch Gebildeten Anhänger für den Sozialismus zu werben, beschloß nun, dies durch eine Massenverbreitung von Schäffles Abhandlung zu besorgen; Menschen mit entwickeltem Gerechtigkeitsgefühl brauchten nach seiner Überzeugung nur den Sozialismus näher zu kennen, um sich für ihn zu erwärmen. So bestellte er denn, nachdem er Schäffles Zustimmung eingeholt hatte, bei dessen Verleger nicht weniger als 10000 Exemplare der »Quintessenz des Sozialismus«, und die haben wir dann unter Benutzung von Adreßkalendern aller Art an angehende und amtierende Juristen, Mediziner, Lehrer usw. in ganz Deutschland versenden lassen. Allzuviele Konvertiten werden sie kaum gemacht haben, aber bei einem Teil der Empfänger dürfte das Samenkorn doch auf guten Boden gefallen sein, und jedenfalls war hier ein erster Schritt zur Wiederaufnahme der sozialistischen Propaganda unter dem Ausnahmegesetz geschehen. Nicht zufrieden mit dieser Verbreitung des Schäffle'schen Werkchens in Deutschland veranlaßte Höchberg auch Benoit Malon, auf seine, Höchbergs, Kosten mit Hilfe seiner Frau die »Quintessenz« ins Französische zu übersetzen. Für das deutsche Publikum gründete er nun eine wissenschaftliche Zeitschrift, die er unter dem Titel »Jahrbuch der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, herausgegeben von Dr. Ludwig Richter« in einem Züricher Verlag erscheinen ließ, und die, kaum daß der erste Halbband heraus war, auch sofort dem sozialistengesetzlichen Verbot verfiel. Hätten die Gewaltigen, die das Verbot erließen, das Buch etwas genauer und mit einigem Verständnis durchgelesen, so würden sie es sich sehr überlegt haben, ehe sie es auf den Index setzten. Denn es enthielt Zugeständnisse an die Kritiker der Sozialdemokratie, die gerade im sozialistischen Lager große Verstimmung hervorriefen.

Alles das war noch im Werden, als Höchberg Anfang Januar 1879 eine Reise nach Deutschland machte, um die Zustände an Ort und Stelle zu studieren. Es sollte ihm eine Belehrung werden, auf die er nicht vorbereitet war. Er hielt sich einige Tage in Berlin auf. Am zweiten oder spätestens am dritten Tage erreichte ihn bereits eine Verfügung des Polizeipräsidiums, daß er auf Grund des § 28 des Sozialistengesetzes aus Berlin ausgewiesen sei und die Stadt binnen so und so viel Stunden zu verlassen habe. Der bezeichnete Paragraph unterstellte die Ausweisung:

»Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen ist.«

Der ruhige, völlig ethisch gerichtete Ideologe eine Gefahr der öffentlichen »Sicherheit oder Ordnung« der Hauptstadt!

Nun war Höchberg mit dem damaligen Polizeipräsidenten von Berlin, Herrn von Madai, der vordem Polizeipräsident in Frankfurt am Main gewesen war und es nicht verschmäht hatte, Einladungen zu den Diners der Frankfurter Bankiers recht häufig Folge zu geben, auf solchen Gesellschaften bekannt geworden. Er suchte ihn also auf und verlangte zu wissen, wie man dazu gekommen sei, ihn auszuweisen, welche Handlungen gegen Gesetz und Ordnung er in Berlin begangen haben sollte, um diese Maßregel herbeizuführen. »Oh«, ward ihm zur Antwort, »direkt ordnungsfeindliche Handlungen haben Sie freilich nicht begangen. Aber Sie sind mit den Herren A, B und C zusammen gewesen, und das sind Leute, die wir als Sozialisten kennen, und die dem früheren Mohrenklub angehört haben und vielleicht noch angehören.« »Mohrenklub« nannte sich eine Gruppe von Sozialisten, die Mehrzahl davon Studierte oder Studierende, die sich im Winter und Frühjahr 1877/78 wöchentlich in einem Lokal in der Mohrenstraße zu geselliger Unterhaltung und öfters auch zur Besprechung theoretischer Fragen zusammengefunden hatten, und von denen einige auch nach Verkündung des Gesetzes den in keiner Weise strafbaren Verkehr untereinander fortsetzten. Weil also Höchberg, der wiederholt Gast im Mohrenklub gewesen war, seinen Besuch auf einzelne dieser Leute ausgedehnt hatte, die selbst nicht für genügend gefährlich erachtet wurden, um der Ausweisung zu verfallen, ward er ohne Untersuchung und Urteilsspruch kurzer-

hand mit dieser Maßnahme bedacht und der Presse als aus der Hauptstadt Verwiesener bezeichnet. Ein Polizeistück, das wahrscheinlich von dem Gedanken eingegeben war, den wohlhabenden Sozialisten für die Unterstützungen zu strafen, die er der geächteten Partei zukommen ließ. Die Rapporte über Höchbergs Verkehr aber hatte zweifelsohne ein Student geliefert, der später als der Polizei verkauft entlarvt wurde.

Nach Höchbergs Rückkehr aus Deutschland stellte sich bald heraus, daß wir nicht mehr lange in Casa in Valle würden hausen können. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends, die Kräfte nahmen unter der Wirkung seiner Hungerkur immer mehr ab. Da kein Zureden half, ihn von ihr abzubringen, versuchte ich es schließlich mit einem Staatsstreich. Eines Tages kam Höchberg mit einem Telegramm in der Hand auf mich zu und sagte erregt: »Um Gotteswillen, mein Bruder kommt nach Lugano. Jetzt muß ich sehen, schnell mit allen Mitteln zu Kräften zu kommen, in diesem Zustand kann ich ihn nicht empfangen.« Ich stellte mich nach Möglichkeit überrascht, hatte aber in Wirklichkeit nur das Gefühl der Genugtuung. Ein Brief von mir an Dr. Karl Flesch, worin ich diesem den Stand der Dinge auseinandergesetzt und Abhilfe für dringend notwendig erklärt hatte, war nicht ohne Wirkung geblieben. Flesch hatte sich mit Höchbergs jüngerem Bruder in Verbindung gesetzt und dieser sofort den Entschluß gefaßt, unter einem schicklichen Vorwand — eine angeblich nötig gewordene Geschäftsreise nach Mailand — selbst nach Lugano zu kommen. Sein Besuch hatte denn auch zur Folge, daß Höchberg wenigstens zunächst die Lebensweise etwas änderte. Und dann fing er an, ernsthaft die Frage einer Ortsveränderung in Betracht zu ziehen. Das Klima Luganos hatte sich nicht als so milde herausgestellt, wie er vorausgesetzt hatte, die postalische Abgeschlossenheit aber sich als um so störender erwiesen. Eine Übersiedlung nach einem Ort in der Schweiz, der bessere Postverbindung mit Deutschland bot, sollte in Kürze vor sich gehen.

Mir kam das nicht sehr erwünscht. Ich hatte mich nach und nach in die italienische Sprache so weit hineingearbeitet, daß einige Monate längeren Aufenthalts im italienischen Sprachgebiet ausgereicht hätten, mich zu einem leidlichen Gebrauch der Sprache zu befähigen.

Jetzt plötzlich abbrechen hieß dagegen das wenige, was ich mir angeeignet hatte, auch noch gefährden, und diese Furcht hat sich als nur zu begründet erwiesen.

Außerdem rückte nun das Frühjahr heran, und die schöne Vegetation Luganos brach sich mit zunehmender Kraft Bahn. Schon gegen Ende März fingen die Kamelien im Freien an zu blühen, in dem terrassenförmig aufsteigenden Garten der Villa Riva standen Kamelienbüsche von einer fabelhaften Größe in Blütenpracht. Ebenso fingen die Obstbäume auf den unteren Abhängen des Monte Bré an Blüten zu treiben, was den Reiz des Anblicks von Casa in Valle aus über Berg und See sehr erhöhte. Etwa 50 Meter unterhalb seiner ward mit dem Bau einer Villa begonnen, Lastkähne brachten Kalk und Steine dazu von anderen Ortschaften her ans Ufer, und Arbeiterinnen schleppten das Material in Kiepen auf Serpentinwegen den Berg hinauf. Beim Aufstieg schritten sie naturgemäß mit ihrer schweren Last Schritt für Schritt, still und geduckt. Ging es aber mit den leeren Kiepen abwärts, dann sangen sie meist Verse irgendeines der in langgezogenen Molltönen auslaufenden Volkslieder, und sie dabei leichten Trittes in Schlangenwindungen den Weg hinabwandern zu sehen, gewährte einen sehr fesselnden Anblick. So vereinigte sich vieles, mir den Abschied von Castagnola schwer zu machen.

Ein Trost war, daß es hieß, wir gingen nach Genf. Aber ich dachte dabei nicht an die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung Genfs und erst in zweiter Linie an sein regeres politisches Leben, sondern ganz grob utilitarisch vor allem an die Möglichkeit, mich wenigstens in einer anderen Fremdsprache, dem Französischen, vervollkommnen zu können. Indes auch das sollte nicht sein. Wohl reiste Höchberg eines Tages nach Genf, um dort Quartier zu suchen, während ich zu Hause Kisten und Kasten zur Übersiedlung bereit machte. Dann aber kam plötzlich ein Telegramm: »Wir gehen nach Zürich, kommen Sie sobald als möglich dorthin.« Ich war wie niedergeschmettert. Gegen Zürich hatte sich mir als Folge der beiläufigen Bemerkung eines Kenners ein lächerliches Vorurteil eingenistet, ich ahnte nicht, daß mir die freundliche Limmatstadt so sehr ans Herz wachsen sollte, so daß sie noch heute als die zweite Heimat in mir lebt. Es gab jedoch keine Wahl, und da der Gotthard wieder ein-

mal für den Reiseverkehr — diesmal durch Frühlingsschneefall — gesperrt war, ging es über Mailand, Turin und Genf nach Limmat-Athen, das nun auf neun Jahre mein Wohnort werden sollte. Ich betrat es mit einem ähnlichen Gefühl, wie es der Erzvater Jakob empfunden haben mußte, als er die Rahel zum Weibe haben wollte und die Lea bekam.

GLOSSEN

Predigt.

Sage mir einmal, welches Recht hat er, dir gegenüber zu tun, als wenn er dein Herr und Gebieter sei? Er ist weiter nichts als dein Mitbürger. Warum muß er sich gegenüber dir ein Übergewicht anmaßen wollen? Welche Gründe hat er, die ihm erlauben, dich zu tyrannisieren? Sieh, ich habe die größte Mühe, das einzusehen, und es ist mir ferner ganz unbegreiflich, weshalb du ihm mit so wenig Festigkeit gegenübertrittst. Du solltest im Verkehr mit ihm einige Entschlossenheit zeigen, das wäre für dich sowohl wie für ihn ein großer Vorteil. Vielleicht plagt und quält er dich nicht viel stärker mit seiner Herrschsüchtigkeit, wie du mit deiner Nachgiebigkeit ihn, denn man kann unter Umständen auch mit Sanftheit und Mattigkeit quälen. Du scheinst mir in seiner Gegenwart gleich nur immer von Beginn an mutlos zu sein, und vermutlich ärgerst du ihn damit, denn es kann nicht anders als ärgerlich für ihn sein, dich stets so zu erblicken, als raube dir sein Anblick sogleich allen Frohsinn. Ich glaube, daß du dich in dieser Hinsicht in acht nehmen mußt, weniger vor ihm als vor dir selber. Ich möchte dir empfehlen, ihn eine Zeitlang zu meiden. So wie du jetzt mit ihm verkehrst, sieht man dich bei jeder geringfügigen Gelegenheit ängstlich zu ihm hinspringen, gleichsam wie um dich erkundigen zu gehen, ob es ihm nicht beliebe, dir ein paar Ungnädigkeiten, Übellaunigkeiten und Verdrießlichkeiten anzuwerfen. Das ist deinerseits ein ganz falsches System. Mit Lästigfallen erwirbt man sich weder Respekt noch Liebe. Außerdem wirst du immer dann einen Verdrießlichen vor dir haben, wo du zeigst, wie du das befürchtest, und immer dann einen gestrengen Herrn, wo du zeigst, wie dich seine Meinung bekümmert.

Warum drückt und unterjocht er dich? Offenbar deshalb, weil du ihm Gelegenheit gibst, dich mit durchaus verwerflicher Ungerechtigkeit zu behandeln. Glaube mir: der, der ungerecht ist, kann und muß fast unglücklicher sein als der, der Ungerechtigkeit schluckt. Es befiehlt dir aber niemand, dich ungerecht behandeln zu lassen, und so handelst du recht eigentlich ungerecht, deswegen, daß du Unrecht hinnimmst, wozu du keinen Grund hast. In dir ist ein Mangel an Lebendigkeit, du schläfst, und man muß dir lebhaft zurufen: wach auf!

Solange du dich gegenüber ihm als Folgsamen gibst, nimmt er dich auch als solchen, aber es ist für ihn keine Freude, sondern es ist ihm eine Pein, dich immer wieder so und nicht anders nehmen zu müssen oder nehmen zu sollen. Du läufst zu ihm hin mit Tränen, präsentierst ihm immer ganz ungeniert dein Mißgeschick. Das ist deinerseits ein Staatsfehler, und du verdienst dann auch, daß er dich schlecht behandelt. Bevor man zu Menschen geht,

ordnet man sowohl sein Äußeres wie sein Inneres, eine Bemühung, die in wenigen Minuten bei einigem Fleiß und einiger Geschicklichkeit beendigt ist. Man geht mit seinem Gleichgewicht und mit seinem Schmuck unter Leute, nicht aber mit den Zerzaustheiten und Aufgeregtheiten. Wer einem Kummer nachsinnen oder einen beängstigenden Gedanken verfolgen will, der bleibt hübsch zu Hause. Das ist zu einfach, als daß irgend jemand es in Frage stellen könnte.

Zugegeben, daß er dein Tyrann ist, du aber gibst dieser schmählichen und unfeinen Tyrannei beständig Nahrung, du bist Ernährer und Erhalter der Unfreiheit. Sei einmal aus dir heraus frei, geh' mit deiner Freiheit, deiner Befreitheit zu ihm, er wird sich dann sicher viel zarter benehmen. Du mit deiner rasenden Zartheit beschwörst immer Unzartheiten herauf. Sei ein wenig barsch, und du wirst bald sehen, wie er seinerseits zarter und behutsamer wird. Schrei ihn meinetwegen einmal tüchtig an, was ihm einfalle, an was er denke usw. Das kann dir und ihm nicht schaden. Der Herrscher stutzt dann. Man muß die Regenten stutzig machen. Geh mit deiner Zufriedenheit, mit deiner Genugtuung, mit deinem Stolz, mit deiner Ehre zu ihm, nicht aber mit dem Kummer, den du durchaus nicht das Recht hast, bei ihm abzuladen, als wenn er der Sammelkasten, Eimer und Kübel für deine Besorglichkeiten, Nachdenklichkeiten und Mißvergnügtheiten sei. Nimm Rücksicht auf ihn, alsdann muß auch er auf dich Rücksicht nehmen. Zeige ihm ein heiteres Gesicht, alsdann wird auch er dir eine heitere Miene zeigen, und ich glaube nicht, daß er es dann an Höflichkeit und Freundlichkeit noch wird fehlen lassen. Er ist kein unfeiner Mensch.

Du leidest unter ihm und hast zugleich Mitleid mit ihm, und das wirst du mir erlauben, eine recht schlechte, törichte Verfassung zu nennen. Erstens hast nicht du nötig, unter ihm zu leiden, und zweitens hat nicht er nötig, sich von dir bemitleiden zu lassen. Ich für mich sehe nicht das geringste Bemitleidenswürdige an ihm. Das ist mir, wiederhole ich, der rechte nette Zustand: auf der einen Seite peinigen und dazu Mitleid herausfordern, und auf der andern Seite Gepeinigtsein und dazu Mitleid mit dem Peiniger haben. Das ist mit einem Wort Krankheit, aber ich halte diese Krankheit bloß für einen Mangel an Geschicklichkeit und für einen Mangel an Bemühen, sich daraus hinauszuwinden. Es ist eine Lust am Ungesunden, Romanhaften und ein Mangel an Fleiß, den gesunden und guten Zustand herbeizuführen. Wenn du glaubst, daß das Unheil und der Unsegen interessanter und erlebenswerter seien als Heil, Friedfertigkeit und Segen, wenn du denkst, daß gebildete Leute nach etwas Feinerem, Vornehmerem und Höherem zu streben haben als nach ihrer Seele, Herz und Brust, Zufriedenheit und Ruhe, so bist du ein großes Kind, aber ich will glauben, daß du nicht so kindlich bist, und somit Lebewohl.

Robert Walser.

Lazarett.

I.

Sie liegen in einem großen Saal mit lichtblickenden Fenstern, burgunderroten Holzwänden und vielen weißen Betten. Die Betten stehen steinstumm wie Eisbären am Meere da. Leise vorsehend gehen die Kranken in weißblauen Kitteln.

Sie sind alle zusammengekommen, ernste Köpfe in braunem Bart und tiefsuchenden

Augen. Junge Gesichter, die Leben in der Hand halten, als trügen sie erstgeborene Vögelchen. Auch gibt es ältere, die goldene Reifen am Finger tragen. Aber alle fühlen den uneröffneten Wunschkasten der Heimat in sich. Als wäre der Schlüssel verloren.

Den Morgen über warten sie. Warten auf den Arzt. Der kommt in weißem Kittel wie mittelalterliche Engel. Er hat kluge, schwarze Augen. Sieht sie an, als betrachte er Kunstwerke.

Die Kranken stehen still. Da oder dort scharrt ein Fuß. Ein eigentoniges Klappern im großen Saal.

Alle warten auf Freiheit. Sehen suchend in die Klugaugen des Arztes.

Dort steht ein Junger und zeigt die Wunde. Seine Blicke sind blau wie Kornblumen.

Die Klugaugen des Arztes betrachten die Wunde.

Der mit den Kornblumenaugen hält den Atem an. Wird er befreit aus den Mauern? Die andern beugen sich.

Der Arzt gießt feinstrahliges Chloräthyl auf die Wunde, daß sie erkaltet. Und die andere Hand schneidet mit silberglitzerndem Messer:

»Nur ganz ruhig — noch dieser kleine Schmerz — dann werden Sie befreit.«

Der Jungkranke atmet den Arztgeruch des Chloräthyls und lächelt im Schmerz. Er sieht nicht auf sein Blut, das weiße Watte saugt.

Viele blicken zu ihm, der Freiheit schon um sich fühlt. Denn die Häuser drücken schwer auf ihre Seele. Und Freifühlen ist alles . . .

II.

Des Nachmittags aber kann man durch die lichtblinkenden Scheiben große Wolken sehen. Mit den helleren Wolken kommen Menschen, um die Kranken zu trösten. Es gibt jedoch auch solche, die keine Tröster haben. Viele sind abergläubig und lassen sich Karten legen. Manche sitzen freudelos in den Betten. Versuchen flimmernden Auges zu lesen. Doch ihre Gedankenbilder sind nicht im Buche. Sie sind in der Heimat. Bei dem allem, das sie liebgewonnen haben. Das sie selbst geschaffen haben. Und es ist so viel Sehnsucht nach liebenden Treuhänden in ihnen. Irgendwer beginnt wie ein Bohême mit schwarzem Haar die Klänge der Harmonika zu rufen:

»Und wär ich in der Heimat,
bei allem, das mich liebt . . .«

Die andern horchen auf.

Das ist es, was alle bindet: die Heimat —

Und immer stärker, stärker wird dies Singen . . .

». . . bei allem, das mich liebt . . .«

Nach diesem Aufsingen schweigen sie plötzlich.

Einer ist unter ihnen, der keine Beine mehr hat. Bleich sieht er aus wie ein Heiliger. Und der hat keine Heimat mehr. Seine Brüder sind alle gefallen —

». . . bei allem, das mich liebt . . .«

III.

Des Abends brennen die großen Gaslampen in dem Saal. Sie brennen dunkel, daß die Wände blaß aussehen. Die weißen Betten gelblich wie sterbende Gesichter. Die Kranken sitzen an den Betten mit großen Verbänden gleich den Ohren eines Tieres. Fremdländisch. Mit breiten Bewegungen werfen sie die Spielkarten.

Erzählen. Vom Kriege. Der Heimat. Einer nimmt das Bild der Seinigen.

Gemurmel beginnt. Die Wärter, in weißen Kitteln, ähnlich heiligen Wachskerzen, gehen durch den Saal.

Stimmen kommen aus der Ecke. Werden

dicker. All die Köpfe. Die lebenerfüllten Gesichter. Die Knabenköpfe schauen sich um. Sie werden unruhig wie fließendes Wasser. Gehen, die Hände auf dem Rücken, umher. Die burgunderrote Tür öffnet sich. Da kommt einer. Trägt das Essen herein. Die weißen Näpfe im Gestell. Sie eilen herbei. Greifen ihren Napf. Setzen sich an ihr Bett. Die Löffel klappern.

Das Essen ist in ihrem Leben eine Großtat. Denn sie sind müde von dem da draußen.

Dann aber kommt der schwere Schlaf. Und viele gibt es, die im Schlafe stöhnen, als läge ihre Seele allzufern der Heimat.

Karl Loewenberg.

Berliner Freie Sezession.

Um das herrliche Kunstwerk, das wir »Natur« nennen, zu vollenden, gebrauchte sein Schöpfer die drei Dimensionen der Höhe, der Länge, der Breite, gebrauchte er unzählige Stoffe in ewigen Mischungen: harte und weiche, runde und kantige, spitze und geschmeidige Körper, unendliches Licht und auslöschende Finsternis, Farben, die glühen und versinken in unerschöpflichem Leben. Und allen kostbaren Reichtum breitete der größte Künstler nicht nebeneinander aus, sondern eines stellte er in das andere: Körperlichkeit, Farbe, Leben der Oberfläche, Licht und — sein letztes Mittel! — Bewegung. Über alles schließlich wölbte er den unendlichen Himmel, der den Dingen den metaphysischen Stachel gibt, ihre Endlichkeit aufhebt, sie zu grenzenlos gewaltigen Zeugen macht des »Seins«!

Menschen, die mit Pinseln auf einer Leinwandfläche dasselbe leisten, die beweisen, daß man als homo sapiens ganz Ähnliches zu liefern imstande ist schon mit zwei Dimensionen und mit der einen einzigen Substanz der Ölfarbe, nennt die vox populi: »Künstler«. Menschen, die zu ehrfürchtig sind vor der erschütternden Größe der Natur, als daß sie Lust empfinden könnten, sie zu zerstückeln, zu verdunkeln und sie starr zu machen, schimpft die vox populi: «Ästheten«!

Dieses Mißverständnis ist nur möglich, weil der Allgemeinheit das Gefühl für den kosmischen Charakter der Natur abhanden kam. Den letzten Generationen war Natur eine Sammlung von Gegenständen. Sie übersahen das Unendliche. Weil sie mit Begriffen, statt mit dem Gefühle lebten, drängten sie allüberall zu Fixierungen, denn das Gefühl ist wohl beglückt im Wandel, im Schweben, aber der Begriff will stabile Treppenstufen. Begriffsmenschen können die Natur nicht lieben, wenn sie sie auch malen. Denn Natur ist ein ewiges Werden. Verbal von »nasci« (entstehen) abgeleitet, ist sie ein unablässiges Bauen, ein kosmisches Ereignis. Was im Menschen noch als Rest besteht von seiner kosmischen Heimat, das lebt in der höchsten aller Künste: der Architektur. Sie ist von allen Künsten die natur-ähnlichste.

Sonne, Mond und Sterne sind nicht das Thema wahrer Maler. Hätten Thoma, Kalkreuth, Hagen, Trübner jene Innigkeit, jene Ehrfurcht vor der Natur, die ihnen nachgerühmt wird, so würden sie sie nicht »vermalen«. Besitzt Thomas ganzes Werk nur den tausendsten Teil der rührenden Anmut, die ein Zweiglein, ein Bäumchen, eine Blüte hat? Besitzt Trübners ganzes Werk den tausendsten Teil der Größe, die ein aus dem Dunkel leuchtender Stern hat? Sie können nicht. Denn zum Erlebnis »Stern« gehört die unendliche Weite. Es ist das bißchen Gelb auf Blau die äußerlichste seiner Erscheinungskräfte. Die Wucht des tausend-

fältigen, des unausdeutbaren Seins — das ist die Natur, ein Universum, ein »All«! Mit der Devise »Auge um Auge«, die unter Liebermanns Selbstbildnis in der »Freien Sezession« stehen könnte, wird man ihrer Wunder niemals inne.

Baumstämme brausen aus der Erde wie mächtige Wellen. Der Wald steht da wie ein großes Tier mit weichem Fell. Man kann die Rinde eines Baumes begreifen, aber niemals begreift man sie. Eine Spannung zwischen Nähe und weitester Ferne, zwischen Fremdheit und innigster Vertrautheit macht das Herz pochen. Aber Thoma setzt »Staffage« in seine »Landschaften« mit dem ausgesprochenen Zwecke, die Stimmung der Natur im Menschen zu wiederholen, was monistisch ganz hübsch ist. Doch die Natur hat gar keine Stimmung. Sie ist von ihrem Schöpfer nicht als Vorlagewerk für sentimentale Maler gemeint, sie ist überhaupt nicht malerisch, sondern völlig: Architektur.

Ein Teil der Jugend empfindet, daß die menschliche Leidenschaft ein schöneres Thema der Malerei ist. Nicht die meine ich, die aus Äußerlichkeiten größerer Vorbilder »moderne« Knitter-, Watte- und Schachtelbilder« rezeptmäßig herstellen, sondern jene, die Temperament, Freiheit und Phantasie haben: Artur Degner, der zum ersten Male rein und glücklich strahlt, Klaus Richter und Magnus Zeller, Ernst Altmann †, Rohlfs, Baugerter, den Plastiker Hönig. Sie und die schon bekannteren Heckel, Kirchner, Otto Müller, Kolbe sind frei vom Zwange einer Formel. Ihre Arbeiten haben den Charakter des Gesanges, während die meisten, allermeisten Bilder mehr oder minder deutlich »reden«. Curt Herrmanns freie Isarbilder nehme ich davon aus.

Adolf Behne.

„Ihr seid Menschen"

»Vous êtes des hommes« heißt das Gedichtsbuch. Ein Franzose, P.-J. Jouve, stößt den lauten Schrei des Menschen aus. Eine Widmung drin, für uns: »Aux frères ennemis.«

Es gibt nichts Erschütternderes. Ebenso ungeheuer klar, so riesig weit über die Mitwelt gebogen, so aufstachelnd proklamatorisch sind die Gedichte. Paris 1915, Verlag der »Nouvelle Revue Française«. Ehre diesem Verlag. Obwohl fast gewiß ist, daß Jouve und sein Verlag während des Krieges für diese Zeilen hier die Beschimpfungen der Routiniers des Hasses erleiden werden, soll dennoch nicht geschwiegen sein!

Einmal geht dieser Krieg zu Ende. Es ist Zeit, daß wir endlich wissen, wer auf seiner Fahne das Bild des Menschen trägt. Denen Dank, die unsere göttliche Geburt nicht vergaßen.

Wo waren wir! Welches Recht hatte denn dieses halbe Jahrhundert zum Leben! Denn länger als fünfzig Jahre sind Leser und Dichter gutgelaunte Privatwesen, subtile Amüseure des Ich. Höhepunkt der Entgöttlichung des Menschen, der Geographielosigkeit des Bewußtseins, der Entirdischung der Erde: das verantwortungslos eingekapselte Gestaltertum. In Frankreich, in Deutschland, die feierlichen Kreise, in denen Symbole auf Maggiwürfelkonzentration gepreßt werden, immer noch die wertvollsten Teilnehmer der Zeit. Aber welch einer Zeit! Ihre Dichter Beschauer des Historischen, und nur um des Schauens willen, sogar ahnungslos (!) Bejaher von Organisationen, schon formal die gestrengen Musikmeister heutiger Armeen. Eine Welt ohne Entfalter, ohne Mensch, ohne Schöpfer.

Als hätte nie die Erde sich geöffnet! Aber erscholl nicht aus dem Mund der Erde die Stimme des Menschen? Vor einem halben Jahrhundert auf amerikanischen Boden zum ersten Mal des Dichters Walt Whitman ungeheure Liebesstimme für den Menschen.

*

Jouves Gedichte sind nicht zum Beschauen da. Sie sind da, um den schwachen Menschen zu ändern, zu stärken, zu heilen. Seine Verse sind nicht für die Plastik der Museen oder die Seltenheit der Bibliophilie gemacht. Reimlos, alexandrinerfern, Zeilen sind Schreie in riesenhafte Volksversammlungen, Rhythmen stoßen hell in uns hinein, unsre Knochen zu stärken.

Der Mut dieses Mannes, seine Unabhängigkeit, seine Liebe für die Welt! Der Mensch ist gebeugt, Jouve richtet ihn auf. Der Krieg geht ja über die ganze Erde. ⟨Er schlägt mit dem Meer bis nach Patagonien⟩. Drum gilt es das Leben der Menschen miteinander auf der ganzen Erde. Politik. Der politische Dichter kommt herauf ⟨wieder, seit Whitman⟩. Der Krieg hat das nicht gemacht, er hat es nur verdeutlicht. Einige von uns, und drum mißachtet, fordern die politische Dichtung seit Jahren. Die Forderung wird immer mehr erfüllt. In kurzem sind die andern mißachtet, die uns höhnten: die Beschauer, die Gestalter von längst Gegebenem, die Vermittler von Gefühlen. Mißachtet sind sie als ärmliche Feiglinge, jämmerliche Beruhigte, gottverlassene Beitreiber von Alibis für eine verurteilte Zeit.

Die Welt wird ihren Dichtern danken, den politischen Dichtern. Sind sie wirklich heute noch mißverstanden? weiß man wirklich nicht, daß ihre Themen nur Mittel sind? Die Satire bei Sternheim, dem ersten politischen Dramatiker der heutigen Zeit ⟨keine Psychologie, kein Lyrismus, es geht um Ideen!⟩. — Die Musik in den zehn Bänden von Romain Rollands »Jean-Christophe« ⟨Einen bloßen »Roman« machte jeder kleine Pariser Reporter geschickter. »Jean-Christophe« ist aber kein Roman, sondern eine riesenhafte Proklamation für unbedingtes Menschentum!⟩ Doch es gibt schon einen immanenten Dank der Welt: vor dem politischen Dichter enthüllt sich alles Reden von »Wortkunst« als Schwindel. Der politische Dichter ist in alle Sprachen der Welt übersetzbar. Er braucht nicht »übertragen«, umgefühlt, umgedacht, umgedeutet zu werden. Noch im eisenbahnfernsten, grenzseitigsten Ausdruck ist er ganz da, Gewalt des ersten Tages, schaffend.

»Pour l'Europe« ruft Jouve auf. Uns für Europa:

»Ein Sang für Europa!
Singen für Europa, hoffen für Europa!
Ich bin nur geringfügig Zelle, irgendeiner Europas,
Aber wer singt ihn — singt ihn denn die Kehle eines Gewaltigen? —
Wer will ihn singen, tät es nicht ich, den stummen Schmerz in allen anderen?
Wer will, tät es nicht ich, auffangen
Die Seele, herrschmächtige oder erbärmliche Seele der Lebenden und der Toten?«

* * *

Keine Beschreibung von Zuständen. Unsere Forderungen an einen solchen Dichter werden außerordentlich, nach der Höhe seines Willens. Mit ihm kämpfen wir schon um die Richtigkeit seines Ziels ⟨dagegen mit einem bloßen Lyrikler höchstens um die Sicherheit seines Ausdrucks⟩. Vom politischen Dichter wissen wir: das Ziel ist nicht die Menschen zu rühren, sondern sie zu führen. Ihn fragen wir: »Was sollen wir also tun?«

»Que faut-il faire?« heißt das Schlußgedicht des Buches. Jouve ist von wildester Gläubigkeit für die Völker. Aber ihn haben alle Säuren des Schreckens gebrannt, er ist ein Wissender. Der feindliche Bruder, dem die Widmung gilt — ist auch der Skeptiker, der in Verheißungen mit der Resignation ewiger Gesetze der Erfahrung einbricht. Nur ungeheuerlicher Enthusiasmus kann hier siegen.

»Tu n'auras pas la justice, et tu n'auras pas l'éternité«, hört er. Aber er darauf, ganz still, sein letztes, schönstes Wort, halb schon gemurmelt über Vergangenheiten, und ganz sicher:

»... Tais-toi, tais-toi, va, allons ensemble!« Wie stark: ein Wort der Gemeinsamkeit schließt das Buch.

* * *

Aber zu uns! Dichter Jouve, Politiker, Mensch, mein Bruder,
Wenn wir miteinander sprächen, gäb es namenlos Mißverständnisse!
Ich spräche gegen die Kunst ⟨und für Sie!⟩
Aber Sie würden nur aus Höflichkeit das Wort zurückhalten:
Ja, weil Ihr Deutschen die Kathedralen zerstört.
Oder Sie, Sie suchen einen mächtigen Refrain, der die Massen auf den Straßen vorwärts treibt, und Sie finden ihn.
Aber ich würde Ihr Wort nur für eine schöne Phrase halten,
Denn bei uns sind die schönen Worte für Dinge da, die es schon gibt.
Sie würden glauben, ich sei teilnahmslos oder brutal.
Ich würde glauben, Sie seien ein Hohlkopf.
Wir würden uns entzweien und einen neuen Krieg brauchen, um wieder Brüder zu werden!

Nein.

Es kommt nicht auf Mißverständnisse an.
Es kommt darauf an, daß wir nicht aneinander zweifeln.
Wir wissen, dies ist der Freund. Seien wir Partei füreinander:

Seien wir Mensch!

Jeder von uns treibt grauenhaften Irrtum.
Jeder Irrtum, den wir nicht sahen, hat Menschen getötet.

Dichter, Bruder, Völkermensch!

Ich weiß, daß es wahnsinnige Umwege gibt.
Ja, wir werden uns lieben, einander unbekannt ⟨wir lieben die Bilder, die wir uns voneinander machen!⟩
Aber träfen wir einander in Wahrheit und sagte ich: Auch Sie glauben noch zu oft Ihren Kriegszeitungen, wie ich den meinigen. Aber ich weiß, daß wir beide es wohl irgendwie nicht anders können,
Dann würden Sie mir eine gespitzte Antwort geben. Und ich würde Ihnen das nicht verzeihen.
Darum: es tut not, wir lassen es nicht so weit kommen.
Jeder von uns beiden ist ganz gewiß und denkt doch, er sei der einzig Sichere.
Aber ist es nicht viel wichtiger, daß wir beide gemeinsam wollen?
Das Sein ist wichtiger als die Beschäftigung mit dem Sein.

Gemeinsam wollen!

Eines Tages ist der Krieg zu Ende.

Ludwig Rubiner.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

DRITTER JAHRGANG 1916
QUARTAL APRIL – JUNI

VERLAG RASCHER & CIE, ZÜRICH UND LEIPZIG

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE

	HEFT	SEITE
Oskar Baum, Die Gegner des Krieges	IV	58
Eduard Bernstein, Völker zu Hause. Erinnerungen IV. In Zürich	V	115
Theodor Däubler, Henri Rousseau	VI	239
Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten	VI	183
Ludwig Rubiner, Legende vom Orient	VI	252
René Schickele, Der Mensch im Kampf	IV	1

II.

GEDICHTE

Paul Boldt, Freundin Hörerin	IV	76
Valerij Brjussoff, I. Schatten, II. Weib (Nachdichtung von Ch. Straßer)	IV	67
Theodor Däubler, Sang an Palermo	IV	48
Max Pulver, Gedichte	V	135
Ludwig Rubiner, Das himmlische Licht	V	91
Ernst Weiß, Der bunte Dämon	V	161
Franz Werfel, Neue Gedichte	VI	227

III.

DRAMATISCHES

Carl Sternheim, Tabula Rasa. Ein Schauspiel in drei Aufzügen . . . . . IV 25, V 139, VI 214

IV.

EPISCHES

	HEFT	SEITE
Gottfried Benn, Die Reise	VI	244
Kasimir Edschmid, Winter. Tage	V	162
Ulrich Steindorff, Golgatha	IV	69

V.

GLOSSEN

Hanns Braun, Häuser	VI	284
Max Herrmann, Carl Einstein	IV	88
Karl Löwenberg, Gefangenebegraben	VI	282
„ „ Der daheimgebliebene Mut . .	VI	283
L. R., Tröster	V	180
R. S., Zürcher Tagebuch (Minderheiten. Hervé. Demain. Pazifismus.)	IV	79
R. S., Zürcher Tagebuch (Das Leben nach dem Tode. Die elsässische Frage. Die Schweiz. Literatur.)	V	174
Franz Xaver Schmitt, Rudolf Kayser erinnert an Wienbarg	IV	85
Robert Walser, Vier Bilder	VI	276

VI.

ZEICHNUNGEN

Hermann Huber, Vier Zeichnungen	IV

René Schickele:

DER MENSCH IM KAMPF

I.

DIE Zertrümmerung Deutschlands ist kein Kriegsziel, sondern eine Reklame, woran in den Deutschland feindlichen Ländern kein ernsthafter Politiker glaubt.

Ebenso verhält es sich mit den phantastischen Kriegszielen, die man der deutschen Regierung unterschiebt oder die in Deutschland *unter der Hand* verbreitet werden.

In Wirklichkeit kämpfen die Völker um ihre Selbstbehauptung,

seitdem, nach den Schlachten an der Marne und bei den masurischen Seen, die erhitzenden Erinnerungen an die kriegerischen Streifzüge früherer Zeiten plötzlich zerrannen und an ihre Stelle die neue Wirklichkeit der Schützengräben trat:

dieses Symbol des heutigen, des wirtschaftlichen Kampfes, der mit den Mitteln einer großen industriellen Organisation geführt wird, vom Fabrikanten und Arbeiter hinter der Front, in deren Hand der kämpfende Soldat bis zum Armeeführer nur ein Werkzeug, der Agent einer riesenhaften, kaufmännischen Unternehmung geworden ist.

Je weiter die Kriegsschauplätze sich dehnen, desto abhängiger wird der Soldat von der Maschinerie, die ihn bewegt. Vorstöße, wie die Offensive der Franzosen in der Champagne, die Schlacht bei Verdun, der Verlust und Wiedergewinn Galiziens, die Überrennung Serbiens, erscheinen lediglich als Versuche, dem Krieg wieder zu seinem ursprünglichen Charakter zu verhelfen. Der *Feldzug* ist tot, das europäische Gleichgewicht betätigt sich mörderisch, genau wie es sich vor dem Krieg diplomatisch behauptete. Dieser Krieg zeigt deutlich: die neue Zeit.

Die niederdrückende Einkreisung Deutschlands ist nicht gelungen, und Deutschland hat den «Ring», an dessen Anlage die Geographie mehr beteiligt war, als die Diplomatie, nicht gesprengt.

Millionen Tote liegen begraben, zum Beweis, daß die neue Zeit die Lösung großer, zwischen lebensfähigen Völkern bestehender Probleme durch Massengewaltsamkeiten nicht zuläßt.

Über den wirtschaftlichen Wert eines Sieges in diesem Zustand hätten die Finanzmänner der kämpfenden Völker zu urteilen. Über die Fragwürdigkeit geistiger Gewinne ist schon heute so viel zu sagen, daß alle kriegführenden Völker für dieselben geistigen Ziele kämpfen möchten, daß die moralischen Energien überall dieselben sind und daß die seelischen Ergebnisse vermutlich überall die gleichen sein werden. Diese Übereinstimmung in der geistigen Führung des Krieges geht soweit, daß ungefähr alle, die in den einander feindlichen Ländern sprechen, *bis auf den Wortlaut* dasselbe sagen. Nie hat ein einigeres Europa bestanden, nie war die Solidarität der Völker, die sich zu zerfleischen suchen, so groß.

Dafür kann es nur zwei Gründe geben: entweder die Regierungen sehen sich gezwungen, zur Erreichung ihrer zweifellos entgegengesetzten Ziele die gemeinsamen Ideale der Völker anzunehmen, es sei denn sie vorzutäuschen, oder sie kämpfen tatsächlich, freiwillig, sozusagen *spontan,* für das gemeinsame Ideal sämtlicher Völker, jede von ihnen im Glauben, daß sie und gerade sie und sie allein die gemeinsamen Ideale zu verwirklichen berufen sei. E i n Vollstrecker dieser Ideen, e i n Verwalter dieser Ideale, glauben sie, müsse sein, und um diese höchste Menschheitsmission morden einander die Völker.

Wahrhafter Kampf, so er vom ganzen Menschen, vom Scheitel bis zur Sohle, gekämpft wird, mit dem Einsatz alles dessen, was er besitzt und nicht zuletzt seiner selbst, ist etwas furchtbar Entschiedenes: *Tod oder Sieg.* Der Mensch muß an die Wirksamkeit des von ihm gebrachten Opfers glauben, der Feind ist nur noch der Vorwand für das Mysterium, das sich in ihm von Herz zu Hirn vollzieht und durch das er mit seinem

Tiefsten kommuniziert; und ein deutscher Dichter, der als Politiker, auf parteipolitischem Boden, ganze und halbe Volksgenossen mit Inbrunst haßte, schreibt dann Gedichte, wie diese:

Wisset, die ihr Sturm und Wellen stillt:
Kämpfe werden sein und Menschen fallen,
Mächtige der Welt erstehn,
solang Schwache sich um Starke drängen,
Haß wird säen, Haß wird mähn
mit Chorälen und mit Mordgesängen,
und die alten Schwüre werden hallen —
Liebe, die zum einen überschwillt,
macht das andre untergehn.
Wisset, die ihr stillt die tiefen Wellen:
Blut will, Blut muß aus dem Bronnen quellen,
Schäferin Erde dürstet nach Blut.

Wisset, die ihr gute Weisheit lehrt:
Herzen werden andre niederschlagen,
herrisch und zu zwein,
solang Frühlingsnächte sie verzücken,
Wut und Sanftmut auf sie niederschnein
Von den blauen, lichtbekränzten Brücken.
Fortgeschwemmt von Liebesrufen, Klagen,
klangdurchbebt und unbewehrt
brennen sie im neuen Schein.
Wisset, Meister ihr der klugen Worte,
suchend schafft die Sehnsucht allerorte,
Schäferin Erde verzehrt sich in Glut.

*

Nur wer Leben kennt, begreift das Sterben,
sterben aber, das ist schwer,
so man jenen Alten glaubt,
deren Blick, ganz weit und leer,
an der Stirn verzittert ihrer Erben,

die im Krankenzimmerdämmer
lichtgefüllte Hände heben,
schnell wie Hämmer,
und den Jungen, die erbeben,
wenn die Nacht sie schwarz umlaubt.

Sollt ich auch vom Grauen wissen,
das uns Schreckhafte beschleicht,
wo ein Mensch in sich zusammenbricht,
will ich, vielleicht selbst erbleicht
ach! wie jene plötzlich stillen Kissen,
dennoch blutrot in die Höhe hissen.

Wo ein Mensch endlos zusammenbricht,
eine Flamme aus dem Trüben sticht,
Seele weh zu Seelenhaftem flieht,
Blut sich wieder erdehin verzieht,
sterbend sind wir alle Mütter, die gebären!
Wo ein Mensch mit mir zusammenbricht,
steig, mein Herz, in einem Strahl aus Blut und Schwären,
steh wie ein Panier, das Sieg verspricht!
Heute mußt du leuchten, mußt du schweben,
heute, heute, wenn auch heute nur
überjubelt mein Triumph zu leben
den Vernichtungsschrei der Kreatur.

Blutrot will ich in die Höhe hissen
und entzückt vom Tode wissen.

*

Und dann dies entsetzliche Gesicht:
Ein Schlachtfeld mit Haufen
von Leibern, die, aufgerissen, dicht
verglaste Augen an offenen Bäuchen,
von Blut und Eingeweiden überlaufen,
und die sich rühren, und die keuchen,

und eine Nacht, die sie allem, nur nicht sich selbst entrückt,
und die sie wach hält und langsam in die Erde drückt,
Verblutendes in eine Riesenwunde,
und hallendes Schweigen in der Runde.

Die Not des Ertrinkenden, wenn er zum letztenmal
auftaucht und die fern verzitternden Ufer
da sind und dann ein langer blauer Strahl
ihn ganz durchbohrt, vom Himmel sausend . . .
Im höchsten Stockwerk des brennenden Hauses der Rufer,
den es zurückhält, hinauszuwehn mit dem sausenden
Glutsegel, das der Atem eines Feindes schwellt,
und der sich sein eigenes Echo in die Ohren gellt,
der fliegend sinkt und fühlt, wie die roten Flammen
mit großen Schlägen ihn ins Schwarze rammen.

Wie rote dicke Milch erbrochenes Blut
der Überfahrenen, das Nachzittern der Glieder
und eine einsame Hand, die zärtlich tut,
im Fallen seitlich fortgeschleudert,
streicht hin und her und hebt sich wieder
so sanft . . . und wie vom Schmerz geläutert.
Die Wolke Unrat, worin der eine verdirbt,
der Schluckauf, dran der andere plötzlich stirbt,
der lange Kampf auch derer, die sich wehren,
ihr zuckend Hell ins Dunkel auszuleeren!

Dich dran zu halten, Bruder, reich ich die Hand,
sieh her, ich bin der Nachfahr, der dich am Wege fand,
und wenn du still bist, werd ich weiter schreiten
in eine Welt, die viele Tode weiten,
so sehr, daß, wenn ich selbst den letzten Kampf beginn,
ich wohl schon lange nicht mehr auf der Erde bin.

*

(ERSTER AUGUST 1914)

Kam eine rote Wolke gezogen,
entstürzten ihr drohende Gestalten,
wir riefen, um sie aufzuhalten,
schon waren sie durch uns geflogen
und hinterließen einen Brandgeruch,
Bestürzung ringsum wie nach einem Fluch,
und dann war Krieg.

Die Träume sind ausgetreten,
sie zeigen fletschende Zähne und winken,
wir möchten in die Kniee sinken,
die Angst und Wut in Ruh zu beten.
Die wachen Träume haben uns umringt,
wir hören, noch fremd, die eigene Stimme, die singt:
Tod oder Sieg!

*

(UNTERWEGS)

Was ist gestern? Was ist heute?
Was ist Wahrheit? Was ist Trug?
Sind wir nicht die eigene Beute
Und uns selbst genug?
Wo ich fühle, steigt die Erde mal um mal,
fällt und glitzert leise singend,
steigt, durch Licht und Schatten dringend,
wie die bunte Kugel auf dem Springbrunnstrahl.

Was ist Sterben? und was Leben?
Tanz aus Dunkel, Ruhe, Licht und Schall!
Allem Sein zutiefst ergeben,
lausch ich ferner Tode Widerhall.

Und zuletzt:

(BETE)

Bete, daß aus soviel Schlachten
dir der Geliebte wiederkehr
und sein Herz dann immer bleibe
so stolz und klar wie seine Wehr.

Bete, daß die Totversunknen
in dir und allen auferstehn,
daß wir stets bei unsern Taten
ihr ernstes Lächeln vor uns sehn.

Bete, daß die Kraft der Opfer,
so dargebracht, wie nie zuvor,
sich ein Volk noch hingegeben,
ein ewig Licht sei an dem Tor

deines Hauses und des Reiches,
durch das Geschlechter Deutsche gehn.
Gleich wie Gottes mög ihr Atem
auf unsern hellen Straßen wehn.

Bete, daß wir alle werden
durch ihren Tod so stark wie frei,
und am Ende, daß der Deutsche
ein milder Herr der Erde sei.

(Gedichte, geschrieben im Juni, Juli und August 1914.)

*

Die Freunde des Dichters fielen, von Granaten zerrissen, von Bajonetten gespießt. Er hatte eine Gemeinsamkeit mit ihnen. Sie waren von seinem Fleisch und seinem Blut. Da sie tot waren, rief er sie, die trotzdem, die über alle greifbaren Begriffe Leben-

digen, die Blutzeugen ihrer Gemeinsamkeit, und er betete für den Fortbestand ihres leidenschaftlichen Willens.

Denn nichts ist sinnlos für den, der Sinne hat, und jedes Blutopfer ist der letzte Ernst.

Ich neige mich tief vor Charles Péguy und beweine Ernst Stadler. Jener war seit zwanzig Jahren darauf vorbereitet, für eine Idee zu sterben, die, auf dem Schlachtfeld, die seine bliebe, bleiben mußte, weil es seine eigene Idee war und das klar gewollte Opfer. Er schrieb „Notre Patrie" und Verse, in denen er seinen und seiner Kameraden Tod Jahre im voraus segnete:

„Heureux ceux qui sont morts dans les grandes batailles
Couchés dessus le sol à la face de Dieu."

Dieser litt unsäglich, bis er, auch er einen Sinn fand für den Tod, den er, auch er erwartet, wenn auch nicht *so* gewollt hatte, nicht auf der Stelle, wo er ihn traf:

„Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von Signalen,
Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn im Dunkel plötzlich Lichter aufstrahlen.
Es war, wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstösse klirren,
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die Pferde schirren.
Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen,
Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen;
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken."

Waren sie Feinde?

Sie waren Freunde — Péguy, der politischere Mensch, Stadler, der menschlichere Politiker.

Und die Politik, die nicht die ihre war, stellte sie als feindliche Offiziere einander gegenüber.

In der weiten Erde Europas liegen sie vereint und sind ein einziger Glaube an die Zukunft ihrer großen Heimat.

Wir brauchen nur treu zu sein und zu glauben.

Auch das ist — Politik. Das Fundament unsrer Politik. Der Kampf aber auf dieser geheiligten Stätte fordert alle blanken, unsentimentalen Eigenschaften des Ringkämpfers. Fordert alle blanken, unsentimentalen Eigenschaften des Ringkämpfers. Hier geht es um die Macht. Hier geht es um die Macht. Wer die Macht dazu hat, macht Kriege oder verhindert sie. Er allein. Die andern folgen, hingerissen, dem Plakat, beugen sich, schwankend, dem unheimlich anziehenden Schrecken der Gewalt.

II.

A la guerre comme à la guerre: das Wort ist nicht von einem Deutschen. Im Grunde sind alle, aber auch alle Militäre von denselben Prinzipien durchdrungen, die nicht einmal *sie* geschaffen haben, sondern die ihnen von ihrer Waffe und deren äußersten Ausnützung aufgezwungen werden. Versteht es sich nicht von selbst, daß, *wer einmal den Krieg will,* den Sieg mit allen Mitteln zu erringen sucht? Der Krieg hat längst aufgehört, ein Turnier zu sein; vielleicht ist er es noch bei irgendeinem Negerstamm, der diesen Sport mit fachmännischer Gewissenhaftigkeit und überkommener Artigkeit pflegt. Je zivilisierter, je unkriegerischer die Völker aufwachsen, desto barbarischere Formen muß die ihnen ganz ungemäße Form des Massenmordes, die der heutige, der Völkerkrieg ist, annehmen. Dies gilt nicht für die und jene, es gilt für ganz Europa, und im selben Masse, wie die und jene sich stärker oder schwächer fühlen und nach dem Umfang der ihnen nötig erscheinenden Anstrengung, um

zu siegen, *um trotz allem zu siegen.* Die einzigen ethischen Kriterien, die für ein kriegführendes Volk gelten könnten, wären in den Verhältnissen vor dem Krieg und der geistigen Verfassung der Völker bei Kriegsschluß zu suchen.

Ich habe im Märzheft des vorigen Jahrgangs einige der besten Kriegsberichte aus den feindlichen Ländern nebeneinandergestellt: sie waren von einer erstaunlichen Übereinstimmung. Der Deutsche empfand wie der Franzose, ein Russe wie ein Österreicher. Den Zeitungsberichten folgten Bücher. Der Verlag Georg Müller in München hat einen „Deutschen Krieg in Feldpostbriefen" erscheinen lassen, die Librairie Larousse in Paris „Les Mots héroïques de la guerre" gesammelt. Nicht nur, daß die Gedankengänge der kämpfenden Soldaten einander sinngemäß decken, ich finde in den Büchern sogar die gleichen Anekdoten. So habe ich in der französischen Kriegsliteratur Aussprüche von Soldaten und Armeeführern gelesen, die ich als Aussprüche deutscher Soldaten und Armeeführer bereits aus der deutschen Kriegsliteratur kannte; Bismarcks Worte von 1866: „Die Kerle sind zum Küssen" kehren, als Bekenntnis eines französischen Generals, in den „Mots héroïques de la guerre" wieder: „Mes soldats, je suis depuis le début à genoux devant eux." Die Methode im Kampf stellt sich als ebenso gemeinsam heraus: „Aber bald, während die Sonne aufging, bot sich uns ein Schauspiel dar, dessen Beschreibung wirklich lohnt. Ungefähr 800 Meter vor uns zeichnete sich eine Hügelkette vom Himmel ab. Auf deren Rand tauchten zuerst die Vorposten auf, dann die feindlichen Einheiten, die sich, kaum, daß sie die Höhen erreicht hatten, plötzlich entfalteten. Haben Sie gesehen, Herr Leutnant, fragt mich mein Sergeant; es ist seltsam, sie manövrieren wie wir! Man könnte glauben, daß sie ihre Rekrutenschule bei unserm Bataillon durchgemacht hätten."* Hunderte von deutschen Feldpostbriefen haben berichtet, daß die Bataillone „wie im Manöver" vorgingen, und in andern Tagebüchern französischer Offiziere begegne ich

* Carnet de Route d'un Officier d'Alpins, Librairie Militaire Berger-Levrault, Paris-Nancy, S. 27—28.

immer wieder der berufsfreudigen Schilderung von dem manövermäßigen Ansatz einer Aktion,

die dann, hüben wie drüben, von gleich entsetzten Herzen erlebt, mit gleich erweiterten Augen gesehen, in die furchtbare Raserei des Kampfes bis zum Handgemenge übergeht. .

Greueltaten geschehen, wenn man den vorliegenden Zeugnissen glauben kann, hüben wie drüben: „Als ich nach dem Platze kam, sah ich, wie Zivilpersonen den Verwundeten die Köpfe abschnitten und auf Stangen befestigten. Ich ritt in größtem Galopp zu meiner Schwadron zurück, die sofort unter meiner Führung nach der betreffenden Stelle aufbrach. Wir fanden die Zivilpersonen noch ‚bei der Arbeit' und nahmen sie fest."* Und in den vom französischen Ministerium des Auswärtigen zusammengestellten Dokumenten** enthält Nummer 35 die eigenhändig geschriebene Erklärung eines deutschen Soldaten vom 57. Infanterie-Regiment, der als Kriegsgefangener im Fort Penthièvre in Quiberon untergebracht ist: „Wir brachen in einem Hause ein in Metten da wurde aus einem Hause geschossen, wir brachen in dem Hause ein und bekamen den Befehl das Haus zu untersuchen, aber wir fanden nichts in dem Hause wie zwei Frauen mit einem Kind. Es wurde aber von meinen Kameraden gesagt das die beiden Frauen geschossen hatten und wir fanden auch einige Waffen nähmlich Revolwer. Ich habe aber nicht gesehen das die Frauen geschossen hatten. Es wurde aber den Frauen gesagt es passierte nichts da die Frauen zu sehr weinten. Wir holten die Frauen heraus und brachten die Frauen zum Major, da erhielten wir den Befehl die Frauen zu erschießen. Der Major hieß Kastendick und gehörte dem 57. Infanterie Regiment. Als nun die Mutter tot war befahl der Major das Kind zu erschiessen weil das Kind nicht allein auf der Welt bleiben sollte und das wie die Mutter erschossen wurde hielt das Kind die Mutter noch bei der Hand so das Kind mit zurückgezogen wurde. Dem Kind wurden auch die Augen zugebunden. Ich habe die Wahrheit geschrieben, ich

* Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen I, Verlag Georg Müller, S. 36.
** Les violations des Lois de la Guerre par L'Allemagne I, S. 74.

habe selbst das mitgemacht weil wir den Befehl vom Major Kastendick und vom Reserve Hauptmann Dültigen bekamen." N. S. „Es tat mir sehr leit als ich das sah. Dabei standen mir die Tränen in den Augen."

Der Dresdener Staatsanwalt Wulffen gab auf die Frage, weshalb die Kriminalität während des Krieges zurückgegangen sei, in einer deutschen Zeitung die Antwort: Die Kriminellen befinden sich an der Front. Hier haben wir eine Folge der allgemeinen Wehrpflicht, die, auf der andern Seite, Gustave Hervé in einem Offenen Brief an seine Mutter bestätigt:

„Ich wette, du hast dich durch alle die Geschichten von den deutschen Greueltaten aufhetzen lassen, die die Zeitungen verbreiten. Ich kenne dich: du hast darüber den Schlaf verloren. Du siehst in Gedanken deinen Sohn, wie er verwundet am Rande eines Gehölzes liegt, wie er von Banditen mit der Pickelhaube ausgeplündert wird, worauf sie ihm den Rest geben. Ich will nicht bestreiten, daß es hie und da solche Verwundete gegeben habe, die von Apachen in deutscher Uniform gemordet worden seien. Aber welche europäische Armee hat denn nicht ihre Apachen? Erinnere dich, was unser Artillerist nach jeder seiner Kolonialexpeditionen uns erzählte, an die von den Unsern begangenen Greuel, deren entrüsteter Zuschauer er manchmal gewesen war. Der Krieg ist nichts Schönes! Puh! Ich weiß wohl, welcher Ungeheuerlichkeiten eine losgelassene Soldateska fähig ist, zumal, wenn sie getrunken und nicht gegessen hat: ich kenne das deutsche Volk gut genug, um dir versichern zu können, daß die Greueltaten, die alle Zeitungen füllen, von einer Handvoll Apachen begangen wurden, und daß die überwältigende Mehrheit der deutschen Offiziere und Soldaten unfähig wären, einen französischen Verwundeten anzurühren, es sei denn, um ihm zu helfen." *

Die Entente hatte, in Belgien, die abgehackten Kinderhände, wir, in Ostpreußen, die abgeschnittenen Frauenbrüste. Die eine

* Gustave Hervé, La patrie en danger, Recueil in extenso des articles publiés par G. H. dans la « Guerre sociale » du 1er juillet au 1er novembre 1914. Paris, Bibliothèque des ouvrages documentaires. S. 115—116. Der Artikel erschien am 24. August 1914.

Hälfte dieser Geschichten besteht aus Legenden, um nicht zu sagen Lügen, deren Bildung jedem Kenner der Massenpsychose wohlbekannt ist; die andere aus Tatsachen, die aus dem körperlichen und seelischen Zustand der entfesselten Bestie im Menschen hervorgehen, und die das grauenvollste Schauspiel sind, das Menschen einander bereiten können.

Bisher war nur vom Soldaten und Offizier die Rede. Zwei Beispiele, daß der gleiche Geisteszustand die Gesamtheit der in den Kampf gerissenen Menschenmenge umfaßt bis zu den höchsten Heerführern. Ich habe sie genommen, wie sie gerade, in Armeslänge erreichbar, vor mir lagen.

Aus einem Tagesbefehl des Generals Franchet d'Espérey an seine Armee, nach der Schlacht bei Montmirail:

„Soldaten, auf den denkwürdigen Schlachtfeldern von Montmirail, Vauchamps und Champaubert, die, vor hundert Jahren, die Zeugen der Siege waren, die unsere Vorfahren über Blüchers Preußen davontrugen, hat unsere kraftvolle Offensive den Widerstand der Deutschen gebrochen.. Der erste Erfolg ist nur ein Vorspiel. Der Feind ist erschüttert, aber noch nicht endgültig geschlagen.. Niemals bestand dringendere Pflicht, dem Vaterland alles zu opfern. Ich grüße die Helden, die in den letzten Kämpfen gefallen sind, und wende mich in Gedanken an die Sieger der nächsten Schlacht. Vorwärts, Soldaten, für Frankreich!"*

Ansprache des deutschen Kaisers im Hauptquartier, nach der Schlacht in Lothringen:

„Kameraden! Ich habe Sie hier versammeln lassen, damit wir uns gemeinsam des Sieges freuen, den unsere tapferen Kameraden in Lothringen errungen haben. Deutsche Truppen aller Stämme haben in tagelangem Ringen, in opferfreudigem Mut und unerschütterlicher Tapferkeit den Feind zurückgeschlagen unter Führung des bayerischen Königssohnes. Unsere Truppen waren vertreten in allen Jahrgängen. Aktive Soldaten, Reserve und Landwehr, sie alle zeigten denselben Schneid, dieselbe Tapferkeit, das gleiche Gottvertrauen und rücksichtsloses Drauf-

* Les mots héroïques de la guerre, S. 122.

gehen. Dafür haben wir vor allem unsern Dank zu richten an Gott den Allerhöchsten. Ich gedenke in Ehren der Gefallenen, welche ihr Herzblut verspritzt haben, wie wir es nachmachen wollen. Sie haben es getan in unerschütterlichem Gottvertrauen.

Noch viele blutige Kämpfe stehen uns bevor. Wir wollen und müssen siegen. Unseren tapferen Kameraden, die uns vorangegangen sind zum Siege, ein dreifaches Hurra!"*

Und noch ein anderes fällt auf. Deutsche wie Franzosen klagen bei Beginn des Krieges über die „Feigheit der Feinde", die sich „in jeder Erdfalte verkriechen". Das war noch eine Erinnerung an den *Feldzug,* Erinnerungen zumal an 1870—71, denen bald die einträchtliche und möglichst ausgiebige Benützung des Schützengrabens folgte.

III.

„DAS GROSSE JAHR": Dies ist der Katalog des Verlagshauses S. Fischer in Berlin für 1914—15. In der Einleitung stehen Sätze, die ein Staatsmann vom Schlage Eduard Davids geschrieben haben könnte:

„Ein Verlag ist allerdings keine Industrie, und man sagt ihm nicht ohne weiteres etwas Rühmenswertes nach, wenn man findet, daß er sich schnell und geschickt für den Krieg umgeschaltet habe. Wohl stellt der Krieg, sofern er ein geistiges Ereignis ist, sofern er zu einem geistigen Ereignis werden soll, auch ihm Aufgaben mancher Art; aber wenn er sie erfüllt, ist sein eigenstes Werk noch nicht getan. Denn nicht nur soll auch er den Forderungen einer im Fordern unnachsichtigen Zeit gerecht werden; — er hat die noch größere Pflicht, ihm anvertrautes Gut durch die Brandung eben dieser Zeit heil hindurchzutragen."

Wohingegen ein anderer Passus von Moritz Heimann verfaßt sein dürfte:

* Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen I, S. 154—155.

„Sie (die Literatur), die von Natur schon für alles Schicksalhafte empfindlicher als der bürgerliche Sinn ist, mußte sich obenein von heimlichen und öffentlichen Feinden sagen lassen, daß die große Stunde nicht ihre Stunde sei, und sie erlebte buchstäblich das Gleichnis des griechischen Dichters:

Hoch in die Wolken entführte die Nachtigall plötzlich der Habicht,
Fest in den grimmigen Klauen die liebliche Sängerin haltend.
Jämmerlich klagte die Arme ihr Leid. Doch herrisch begann er:
Törichte, schreie nicht so! Viel mächtiger bin ich an Stärke.
Wie mir beliebt, so schlepp' ich dich fort, wie schön du auch singest.
Habe ich Lust, so speise ich dich. Sonst magst du entrinnen!
Also zur Nachtigall sagte der dunkelbefiederte Habicht.

Jedoch der Habicht ist ein Prahler. Er glaubt wohl, daß er die Sängerin verspeisen könne, doch er tut es nicht. So scharf seine Fänge sind, unversehens und ihm selbst zur Überraschung, ganz unbegreiflicherweise muß er sie öffnen, und das befreite Lied behält seine Macht und seinen Sieg."

Die Verhandlungen in unseren Parlamenten stört die geistigen Führer bei S. Fischer nicht, und Herr Sänger, der vor dem Krieg Bernstein hochschätzte, bevor er den alten Kämpfer, der auf ein Lebenswerk zurückblickt, als einen politischen Narren hinstellte, Hardens politischen Scharfblick rühmte und in David und Scheidemann staatsmännische Talente entdeckte, Herr Sänger, dessen Chroniken vordem Anglomanie ausschwitzten, stapelte Argumente auf, die die Herren Reventlow und Oertel mit einem höhnischen Lächeln wiedererkannten. Thomas Mann vergnügte sich so lange und so absichtsvoll mit Friedrich dem Großen, bis die große tragische Figur zu einem Bösewicht geworden war, dem der Literat mit Verständnis auf der Hintertreppe seiner schönen Seele begegnete, und Lucia Dora Frost, von der ich annehme, daß sie eine Frau ist, entdeckte und entwickelte in der „Preußischen Prägung" einen erschreckenden Kannibalismus, über den Nietzsche sich krank gelacht, und den der Soldat, der preußische Soldat ausgespien hätte.

Da steht im Katalog des weitern, zu Beginn einer kleinen Betrachtung von Moritz Heimann, zu lesen: „Der Krieg von 1870/71 hat uns die nationale (soll vermutlich heißen: die staatliche) Einheit gebracht, dieser soll uns die moralische (wohl: die nationale) Einheit bringen. Wir haben erreicht und wollen es nicht mehr verlieren, daß wir miteinander reden können."

Wie schön!

Aber so antwortet mir nicht, in schlechtem Englisch, ich und einige andere seien Franzosen, wenn wir deutsch reden.

Versuchen Sie, bitte, Moritz Heimann, mit einem Konservativen zu reden, der ein Kerl ist, dann werden Sie mir vielleicht recht geben, daß eine Verständigung zwischen *uns* leichter wäre. Gehen Sie doch mit Ihren Freunden in unsere Redaktionen und Parlamente, lassen Sie sich als unsichtbaren, um so aufmerksameren Gast mitnehmen in die Ausschußsitzung einer Partei oder nur in die Halle des Reichstags. Suchen Sie zu erfahren, von möglichst zuverlässigen Zeugen, wie die Weltgeschichte gemacht wird, und Sie werden die Nachtigall sorgfältig in die Hand nehmen, statt mit ihr das Experiment des Habichts anzustellen.

Wie die Weltgeschichte gemacht wird? Lesen Sie die „Gedanken und Erinnerungen" von Bismarck und verweilen Sie einen Augenblick beispielsweise bei einer Szene, die den Stempel der politischen Größe trägt. Sie ist sehr dramatisch. Weshalb ich nicht müde werde, Menschen vor sie hinzustellen, die bisher für die Mechanik der Bühne empfänglicher waren, als für die — meist gröberen — Kunstgriffe dessen, der Weltpolitik macht.

Der 4. Oktober 1859.

Bismarck ist Wilhelm I., der der Königin in Baden-Baden einen Geburtstagsbesuch gemacht hat, bis Jüterbog entgegengefahren und erwartet ihn, im Dunkeln auf einer umgedrehten Schiebkarre sitzend, in dem noch unfertigen, „von Reisenden dritter Klasse und Handwerkern gefüllten Bahnhof". Bismarck hat zur Erbauung der Budgetkommission sein Stahlrad ge-

schlagen. Vor den Magen hat er es den Herren im Bratenrock gestoßen — „was zwar nicht stenographiert, aber in den Zeitungen ziemlich getreu wiedergegeben war" — daß Preußen nicht mit Reden, Vereinen und Majoritätsbeschlüssen geholfen sei, sondern daß es einen Kampf kosten werde, „der nur durch Eisen und Blut erledigt werden könne". Er will den König, der von der *Engländerin* kommt, nicht nach Berlin hineinlassen, ohne zuvor die Hand auf ihn gelegt zu haben. Ein Blick in das müde, verdrossene Gesicht: Der König ist „unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung". Kaum öffnet Bismarck den Mund, da fährt der Monarch ihn an:

„Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir."

Es beginnt der Dialog! Bismarck hatte erraten, und es ist ihm später von Zeugen bestätigt worden, daß der König während des achttägigen Aufenthalts in Baden-Baden mit Variationen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XVI. bearbeitet worden war.. Also:

„Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: ‚Et après, Sire?' — ‚Ja, après, dann sind wir tot!' erwiderte der König. ‚Ja', fuhr ich fort, ‚dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte. Eure Majestät müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme historische Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte?

Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."

Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein .. Er fühlte sich bei dem Portepee gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit .. Er war der Sorge vor der „Manöverkritik", welche von der öffentlichen Meinung, der Geschichte und der Gemahlin an seinem politischen Manöver geübt werden könnte, überhoben. Er fühlte sich ganz in der Aufgabe des ersten Offiziers der preußischen Monarchie, für den der Untergang im Dienste ein ehrenvoller Abschluß der ihm gestellten Aufgabe ist. Der Beweis der Richtigkeit meiner Beurteilung ergab sich daraus, daß der König, den ich in Jüterbog matt, niedergeschlagen und entmutigt gefunden hatte, schon vor der Ankunft in Berlin in eine heitre, man kann sagen, fröhliche und kampflustige Stimmung geriet, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte."

Bismarck spricht dann, sozusagen in einer Regiebemerkung, sehr sicher von „ihren", des Königs und seinen Verhältnissen und „ihrer Situation", er sagt, daß die immerhin „ernst" gewesen seien. Es waren noch keine zwei Monate verflossen, seitdem der protestantische Mephistopheles seinem Faust, der immerhin der „Kartätschenprinz" gewesen war, das große Bündnis angetragen hatte. Im idyllisch gelegenen Babelsberg hatte er den König überzeugt — vielmehr war es ihm „gelungen", wie er sagt, den König zu überzeugen — daß es sich für ihn nicht um Konservativ oder Liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um Königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß diese unbedingt und auch durch

eine Periode der Diktatur abzuwenden sei. „Ich sagte: ‚In dieser Lage werde ich, selbst wenn Eure Majestät mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen zwar diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen schließlich beharren, lieber mit dem Könige untergehn, als Eure Majestät im Kampfe mit der Parlamentsherrschaft im Stiche lassen.“

Bismarck hat später immer wieder betont, daß diese Auffassung von seinem Beruf keine prinzipielle gewesen sei, wie sie etwa jeder Minister jedem Herrscher gegenüber betätigen müsse. Vielmehr solle man ihren Ursprung und ihr Ende in seinem ganz persönlichen Gefühl für Wilhelm I. suchen.*‘

Er befand sich im Konflikt mit dem Enkel.

Sprechen wir doch einmal nicht von der jüdischen Frage, die mit noch viel mehr Ideologien belastet ist oder, wenn Sie wollen, um soviel verklärter leuchtet in der Finsternis des politischen Himmels, als die elsässische Frage, der ich auch mit Fleisch und Blut verwachsen bin .. Sprechen wir von deutscher Politik, von der Politik des deutschen Reiches, das aus 24 Bundesstaaten besteht, und das noch lange nicht in die Brüche ginge, selbst wenn, wie ein Esel in England phantasierte, die indischen Reiter ihre Lanzenspitzen Unter den Linden leuchten ließen. Von politischen Wünschen, die auf dem Wege der Verwirklichung sind oder nicht sind — wobei wir, in diesem oder jenem Sinne, mithelfen könnten — von politischen Tatsachen, die wir nicht so oder so auslegen wollen, sondern, wie sie sich im Verhältnis zwischen Parteien und Regierung und in der Regierung selbst und im Haushaltsplan ausdrücken. Wir haben es mit dem Habicht zu tun, nicht mit der Lerche, mit Machtkämpfen, nicht mit rhythmischen Allegorien. (Wieviel Tausende von Jünglingen und Männern liegen, getötet, auf den Schlachtfeldern Europas!)

Im Vorwort Ihres Katalogs deuten Sie an, was Sie wollen. Sie wollen, grob gesagt, Ihre innerpolitischen Gegner über-

* Zum erstenmal angeführt im Septemberheft 1913 der Weißen Blätter, ein Jahr vor dem Krieg.

listen, etwa wie die Mehrheit der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Der Versuch wird uns alle teuer zu stehen kommen. Erstens ist, seit langem, vorgesorgt, daß kommandierende Generäle bei uns schöngeistigen oder dalilahaften politischen Versuchungen einigermaßen gewachsen sind. Zweitens sehe ich in den Reihen der „großen deutschen Linken" keinen einzigen Odysseus, der fähig wäre, sein Spiel auch nur bis zum Ende durchzuführen. Die, von denen man eine Weile annahm, daß sie der ungeheuren intellektuellen Anstrengung, die ein solches jahrelang dauerndes Manöver verlangte, gewachsen wären, sind ja längst von den Gedanken besessen, die sie nur für die gebotene Zeit annehmen wollten; werden von ihnen beherrscht, lassen sich durch sie lenken und sind seit geraumer Zeit an ihre Gegner ausgeliefert. „Right or wrong, my country!": ein Standpunkt, auf dem sich mit Ehre leben und sterben läßt. Seine freiwillige Anerkennung durch alle, die einander in der inneren Politik ihres Landes bekämpfen, macht die *Nation* aus. Er bedeutet mit nichten, daß sich, innerhalb der nationalen Gemeinschaft, eine Gruppe der andern ausliefere. Wer, der sehen kann, sieht denn nun aber nicht, daß inzwischen die entscheidenden, auf Generationen hinaus bestimmenden innerpolitischen Kämpfe — nicht etwa erst vorbereitet, sondern bereits mit aller Wucht ausgefochten werden?

Es bleibt nur eine Hoffnung: die Diktatur jener, die aus dem Kriege heimkehren. Die Diktatur über alle diese Intellektuellen: selbsternannte Siegelbewahrer und Kommentatoren von Gefühlen, die *andere* haben, von Taten, die *andere* tun, Sänger und falsche Gleichgewichtskünstler auf dem hohen Seil in allen Ländern.

Zitieren Sie nicht selbst in Ihrem Beitrag aus dem Brief eines Freundes: „Die knappe Uniform reißt einen zusammen, man zieht sich den Dienst über die Ohren und weiß sonst nichts. Es wird schon gehen." Vielleicht. Die knappe Form des häuslichen Lebens wird sie zusammenreißen, die Not wird ihnen die Haut von den Ohren ziehn, und sie werden wieder einiges wissen, was sie vergessen hatten.

Die „Intellektuellen"? Ein Schimpfwort für Leute, denen das Sitzfell juckt bei den Anstrengungen, die *andern* auferlegt werden. Kein Wunder, da doch selbst ein Anatole France, der immer den „Triumph der Vernunft" predigte, in einem Band „Sur la voie glorieuse" Artikelchen sammelte, deren Mittelmäßigkeit auch einen chauvinistisch gewordenen Greis beschämen sollte, und Remy de Gourmont kurz vor seinem Tod durch die selbe Prozedur endlich den Freispruch von dem furchtbaren Vorwurf des „Ästhetentums" erreichte. Gerhart Hauptmann, der in der Begeisterung der ersten Kriegsmonate schlechtere Verse schrieb, als Körner sie über sich gebracht hätte, und der Bergson, den er vermutlich nie lesen möchte, einen „Modephilosophen" nannte, hat es nicht besser gemacht, Richard Dehmel sich nicht gründlicher vor dem wildgewordenen Bürger rehabilitiert.

Die „geistigen Führer der Nation" haben einander nichts vorzuwerfen.

Dagegen möchte es einen wundern, wenn nicht die Nationen über kurz oder lang die Entbehrlichkeit solcher geistigen Führer einsähen.

Es ist wahr, solang die Schuster nur Schuster sind, sollten sie besser bei ihrem Leisten bleiben. Barrès, Kipling, D'Annunzio — ja, und welche literarische Größe hatten denn wir bei den Kanonen? Rudolf Herzog? Lauff? Bloem? — die brauchten sich wenigstens nicht erst einen Platz im kriegerischen Aufruf ergattern, sie besaßen ihn vor der Morgenröte; vermutlich, weil sie vordem über Dinge nachgedacht hatten, die deutsche Dichter seit 60 Jahren von ihrem Kothurn herab für Stänkereien politischer Parteien anzusehn beliebten. Die alten Griechen schienen ihnen näher, als ihr Abgeordneter, weshalb ihr Abgeordneter von ihnen ebenso entfernt blieb, wie sie von den alten Griechen waren. Ich glaube, man nannte das Idealismus.

Idealismus? Von einem geistig und oft auch materiell hochstehenden Menschen verbrecherische Gleichgültigkeit gegen die leiblichen und geistigen Bedürfnisse seiner Volksgenossen —

wenn es nicht einfach Dummheit war! Leser, denen hierbei etwa Goethe einfiele, verweise ich, der Kürze halber, auf die „Kampagne in Frankreich" und, um eine geistige Verfassung großer Deutscher in jener Zeit zu berühren, auf Kant und Beethoven. Dieser zerriß die Eroica, die er Bonaparte gewidmet hatte, jener, dem die Jakobiner aus sehr politischen Gründen ans Herz gewachsen waren, dachte über Napoleon, mit ebensoviel politischer Klugheit, geringer, als Goethe, dem der Weltkaiser in Weimar mit geistigem Augenaufschlag begegnete, als feinsinniger Kenner, nach hundert derben Schlachten, von „Werthers Leiden"..

Ihr predigt dem Deutschen seine Geschichte, die Struktur und die Tendenz seiner geschichtlichen Entwicklung — und habt recht. Nur, daß diese weit über 1870, 1866, 1864 zurückreicht, und daß die Wurzeln deutschen Volkstums — und gar für einen geistigen Menschen — anderswo und, Gott sei Dank, ein wenig tiefer liegen. Hinter dem englischen Imperialismus nachzuhinken, im Augenblick, wo dieser Imperialismus im Begriff war, sich aufzulösen, um die Katastrophe des *Reichs* zu verhindern, darin sehe ich keinen Fortschritt. Daß wir keine auch nur annähernde Berührung mit dem religiösen Panslavismus haben, wißt Ihr so gut wie ich. Nachdem die Deutschen eine Nation geworden sind, brauchen sie nur in die neuen Schläuche, die mit Gewalt bestellt wurden — eine historische Tatsache, die wir nicht leugnen können — den alten deutschen Wein füllen, wozu es — auch dies könnte sich eines Tages als eine historische Tatsache erweisen — ganz und gar nicht der selben Gewalt bedürfte, sondern nur einer Vorbereitung der Geister. Und daß Ihr, die Ihr nicht mit Gewehr und Handgranate kämpft, den standhaften Zinnsoldaten spielt, statt die einzigen Wege zu bereiten, die zu gehn Euch bestimmt sein könnte, darin sündigt Ihr, seid Pfaffen und Rabbiner und insgesamt die Kammerdiener höchst tüchtiger Herrn, die Euch, wenn Ihr Eure Schuldigkeit getan habt, ebenso übersehn werden, wie ihre Frauen ihre Zofen übersehn, oder aber, wenn Ihr unwahrscheinlicherweise aufmucken und Euch an empfindlichen

Stellen des öffentlichen Lebens mausig machen solltet, den verdienten Fußtritt versetzen werden, dessen Kraft in der langen Übung, in seiner „Tradition" besteht, die Ihr, Ihr, Ihr hymnisch besungen habt,

statt die Geschehnisse mit Eurer Tradition, Eurem Geist, Eurem Zukunftswillen zu durchsetzen und, was jenen ihre gewaltige Stellung geschaffen hat, die *andern Eure* Geschichte mitmachen zu lassen.

Bismarck ist nicht davor zurückgeschreckt, das Schlagwort vom „Reichsfeind" in den politischen Kampf zu werfen. Er war bereit, wie Ihr wißt, wenn Ihr seine Bücher und die Literatur über ihn kennt, im Notfall auch vor einigem andern nicht zurückzuschrecken, um sein Ziel, das seine zu erreichen. .

Kämpft für das Deutschtum, für Euer Deutschtum und nicht für Eure Niederlage, im Land und in der Welt. Denn, wenn Ihr schon die Welt nach Eurem Bild gestalten wollt — Größenwahn einer blutigen Stunde! — so müßt Ihr mit Euch beginnen.

Carl Sternheim:

TABULA RASA

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

PERSONEN:

Wilhelm Ständer
Isolde Ständer, seine Nichte und Mündel
Heinrich Flocke
Arthur Flocke, sein Sohn
Nettel Flocke, seine Tochter
Werner Sturm
Paul Schippel
Bertha, Magd bei Ständer
Der Arzt

Die Szene ist dauernd die bürgerlich behagliche Wohnstube Ständers.

ERSTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Bertha: Nach fünf Jahren Dienst hätte man Aufbesserung verdient.

Ständer: Ich bin Arbeiter wie du, simpler Glasbläser, und habe nicht das Recht, von anderen Dienste zu fordern. Du dienst nicht bei mir — unser Verhältnis ist ein —

Bertha: Von dem wollte ich nicht sprechen.

Ständer: Beruht auf einem Gegenseitigkeitsvertrag, nach dem gegen Unterhalt und Ernährung du die Führung meines Haushalts freiwillig übernahmst.

Bertha: Mit einem Monatslohn.

Ständer: Einem Geschenk, das ich jeden Monatsersten

wiederhole. Hast du dir einfallen lassen, es vor den Nachbarn hinzustellen, als seist du Magd im Haus?

Bertha: Ich spreche mit niemandem.

Ständer: Was sollte die Welt denken! Ein Arbeiter, der für sich arbeiten läßt, ein Proletarier, der Sklaven hält!

Bertha: Wenn ich aber um halb sechs Uhr früh aufstehen muß!

Ständer: Übereinkunft!

Bertha: Schweine füttern, den Abtritt räumen!

Ständer: Gesellschaftsvertrag!

Bertha: Bis in die Nacht mich schinde, um im Bett noch keine Ruh' zu haben.

Ständer: Das geht dich als Weib an. Ist außerhalb der Abmachung.

Bertha: Sie wollen mir den Lohn nicht erhöhen?

Ständer: Du hast zum Donnerwetter keinen! Freiwilliger Vertrag.

Bertha: Ich will einen neuen mit Ihnen machen. Fünf Mark monatlich mehr. Freiwillig.

Ständer: Du freiwillig. Aber ich nicht. Das ist doch der Unterschied zwischen Dienstbarkeit und freiem Verhältnis: Der Sklave läßt sich die Sklaverei bis auf den Pfennig vom Herrn entgelten. Du aber widmest dem Genossen deine Kraft auf Gegenseitigkeit und wahrst Menschenwürde.

Bertha: Wenn ich aber wie ein Tier für ihn schuften muß.

Ständer: Aus freiem Antrieb. Was du an Entschädigung von mir erhältst, wiegt deine Arbeit nicht auf. Folglich kann der Lohn nicht Veranlassung sein, aber — deine menschliche Tugend. Du bist ganz einfach tugendhaft, Bertha; mußt es selbst gar nicht wissen. Es genügt, dir strahlt jetzt das Auge; du fühlst, da ichs dir zugestehe, innen großes Glück. Ja, Dicke, menschlich wohlbereitet und damit basta!

Bertha: Wär' nur der Schweinestall nicht!

Ständer: An einem Morgen — du fühlst dich stark, hast gut geschlafen und merkst, was du im Grunde für ein unabhängiges Geschöpf bist, räumst du ihn einmal gründlich und von allen

Seiten auf. Er braucht's. Das ist der Segen eines solchen Vertragsverhältnisses: da man zu nichts gezwungen ist, treibt einen das Bedürfnis, sich selbst zu übertreffen, zu immer größerer Arbeitsleistung. Und du bist ein Muster dieser Regel.

Bertha: Fünf Mark.

Ständer: Fragst du dich, was du günstigenfalls mit deinem Leben vermöchtest, heißt die Antwort: was du auch wirklich leistest. Diese Gewißheit ist höchster Lohn des Daseins, den ich nicht überbieten kann.

Bertha: Dann soll ich in meinem alten Kleid das Fest mitmachen?

Ständer: Dahin hats Zeit, und wer weiß, was noch geschieht.

Bertha: Aber der Tag kommt bestimmt, an dem die Fabriken hundert Jahre stehen.

Ständer: Sicher. Doch, ob ein Mensch Lust haben wird, ihn zu feiern? Wart's ab.

Bertha: Dann ist's zu spät.

Ständer: Dein prachtvolles Bewußtsein!

Bertha: Schon.

Ständer: Das leuchtende Auge!

Bertha: Nur —

Ständer: Wie hübsch du bist, Mädel, vor lauter gutem Gewissen und Glück.

Bertha: Ach Herr Ständer!

Ständer (tätschelt sie): Siehst du.

Bertha (an ihn gelehnt): Sie haben am Ende recht.

Ständer: Und nun noch ein Stündchen fest an die Arbeit. Und stehst du von morgen ab um fünf Uhr auf, wirds nicht ungern gesehen.

Bertha (exit).

Ständer: Ihre ständige Unzufriedenheit hält sie lebendig, ist ein wirkliches Glück für mich.

*

ZWEITER AUFTRITT.

Isolde (tritt auf).

Ständer: Ich sterbe vor Hunger, und du trödelst draußen. Spukt auch bei dir das Jubiläum?

Isolde: Wir Mädchen üben großartige Bilder und Tänze ein.

Ständer: Gut. Später. Schließ ab.

Isolde: Die Türen sind zu.

Ständer: Den Vorhang herunter!

Isolde (läßt den Vorhang herab).

Ständer: Was bringst du?

Isolde: Fischmayonnaise, ein Rehkotelett in Gelée.

Ständer: Der Sherry?

Isolde: Ist da. (Sie stellt aus einem Körbchen alles auf den Tisch.)

Ständer (beginnt gierig zu essen).

Isolde: Noch ein Bund Radieschen, die frühesten auf dem Markt.

Ständer: Nicht hervorragend die Mayonnaise; das Öl an der Grenze der Bedenklichkeit.

Isolde (hat eine Spieluhr in Gang gesetzt).

Ständer: Herrgott, das Wichtigste vergißt du ja!

Isolde: Ist auch besorgt. (Sie gibt ihm einen verschlossenen Briefumschlag.)

Ständer (steckt das Papier zu sich): Ihr Mädchen mit Tänzen und lebendem Bilderkram seid auch die einzigen, die hier Lust spüren, irgend ein Fest zu feiern. Der Rest, wir dreitausend Arbeiter von Rodau mit lastüberhäuften Weibern und Anhang, sind angeschmiedete Sklaven, die nicht die mindeste Neigung haben.

Isolde: Angeschmiedet?

Ständer: Vom Hahnenschrei bis zur Dunkelheit an die Maschinen. Nie eigene Person. Glasstaub in den Lungen. Schwindsucht, schließlich Faulen auf dem Mist. Betäubten uns nicht Alkohol und Nikotin, wir rissen die stählernen Ungetüme vom Platz, schmissen sie zum Fenster hinaus und befreiten uns mit einem Ruck zu bescheidenem Lebensgenuß.

Isolde (hat ihm den Frisiermantel umgelegt und beginnt, sein Haar mit schäumendem Wasser zu waschen).

Ständer: Je älter ich werde, um so weniger begreife ich unsere Lammesgeduld. Just so ein Jubiläum gäbe uns Proletariern die beste Gelegenheit, mit den Besitzern der Werke gründlich abzurechnen. Etwa: die Fabrik steht hundert Jahre, Dutzende von Millionen sind verdient. Der Arbeiter hat sie geschafft. Was wurde an ihn, was an die Eigentümer bezahlt? Wo ist da um Gotteswillen Gerechtigkeit? Gibt es unter uns nicht solche, die knapp vierzehn Mark die Woche verdienen? Es ist eine Schweinerei. Und dazu ein Jubiläum mit Fackeln und bengalischer Beleuchtung! Das Volk hat Milch in den Knochen, läßt sich durch Almosen einlullen, sonst müßte es, statt Feste der Fabrikanten zu feiern, endlich mit gepanzerter Faust auftrumpfen.

Isolde: Glaubst du wirklich?

Ständer: Ich spreche stets nur Überzeugungen aus, das weißt du aus Erfahrung. Habe ich dir verschwiegen, nach deinem einundzwanzigsten Jahr gab ich dir nur darum noch Unterhalt, weil im Zusammenleben deine hübsche Erscheinung mir Spaß macht und die mit mir angestellten Aufmerksamkeiten mich ergötzen.

Isolde (nimmt ihm den Frisiermantel ab und küßt ihn).

Ständer: Da du unter keinen Umständen selbst nennenswert arbeiten willst, sagte ich, mußt du die Talente wetzen, den Mann, den du eingefangen, zu unermüdlicher Leistung für dich zu spornen. Das geschieht, indem du seine Phantasie entflammst. Die Basis dafür schufen deine Eltern, als sie dir auf meinen Rat den überspannten Namen Isolde gaben. Was du aber bis heute aus eigener Kraft hinzugetan, reicht zu großen Hoffnungen bei weitem nicht aus.

Isolde: Was soll ich denn noch —?

Ständer: Methodischer Klavier..

Isolde: Arthur ist ohne Gehör, unmusikalisch.

Ständer: Eben darum bieten Beethoven und Konsorten hundert Schlupfwinkel für deinesgleichen. Mehr französisch, das er nicht versteht, und Schiller.

Isolde: Schiller ist veraltet.

Ständer: Erprobt ist er. Was kann Vernunft gegen das eine Wort: Ehret die Frauen, sie flechten und weben? So etwas wirkt im Streitfall wie bombensicheres Bollwerk. Da du dich unbedingt von deinem Mann mästen willst — sieh deinen Bauch —

Isolde: Ich habe kein Korsett an. (Sie räumt den Tisch ab und bringt das Zimmer wieder in Ordnung.)

Ständer: Du bist eine Fresserin und nichts wird ihn im Wachstum hindern.

Isolde: Und meine ausgeschnittene Blouse fürs Fest, die schon neue Rüschen hat und geplättet ist?

Ständer: Kein Wort mehr davon. Wollen sehen, ob Gerechtigkeit zuläßt, während das Elend und die Unfreiheit der arbeitenden Klasse gerade hier zum Himmel stinkt, daß kapitalistische Orgien gefeiert werden. Erst habe ich der Gesellschaft mal einen Knüppel in die Räder geworfen. Gleich wird Wirkung zu spüren sein.

Isolde: Und ich sollte die Abundantia und den Überfluß darstellen, weil ich körperlich am entwickeltsten bin. Die Arme wohltuend ausgebreitet und das Bein gehoben. (Sie macht die Stellung.)

Ständer: Die Stellung kannst du im Leben schon noch verwerten. Im übrigen — morgen mehr und gute Nacht!

Isolde (exit).

Ständer (erbricht den Briefumschlag und liest): „Wir teilen Ihnen mit, daß wir Sie für getrennte Dividendenscheine mit Mark elfhundertfünfzig Valuta dato erkannt haben; ferner, daß wir für Sie gekaufte Mark sechstausend vereinigte Rodauer Glasfabriken in Ihr Depot übernehmen. (Er öffnet in der Mauer einen Kasten und schließt das Papier hinein.) (Man hört einen schrillen Pfiff und noch einen.) Was für ein Indianerpfiff? (Er sieht zum Fenster hinaus.) Sturm! Werner Sturm. Mit solchem Firlefanz fällt er mehr auf, als kommt er geradewegs zur Haupttür hinein. Hoffentlich schläft Flocke schon. (Exit links und tritt gleich darauf mit Sturm wieder auf.)

*

DRITTER AUFTRITT.

Sturm: Geradenwegs vom Bahnhof komme ich um nähere Auskunft und Belehrung.

Ständer: Du weißt aus meinen Briefen die Hauptsache.

Sturm: Ich will das Ding im Handumdrehen fingern, daß es schillert. Eine unfehlbare Methode habe ich, dösige Köpfe zu rebellieren. In zwei Tagen raucht hier außer den Kaminen alles.

Ständer: Die Kerls sind nicht dumm. Du mußt systematisch vorgehen.

Sturm: Wie werde ich denn nicht? Erst System auf den Tisch gehauen, daß die Bagage hüpft: Herrschaft des Proletariats, Klassenkampf bis zur Vernichtung der Gegner. Dafür laß mich sorgen.

Ständer: Langsam ihnen eins nach dem andern beibringen.

Sturm: Und vor allem gleich ein paar zuverlässige Schlagworte jedem in die Fresse. Da habe ich eine ganze Speisekarte Zehn Jahre arbeite ich nach bewährtem Rezept. Hast du Schnaps?

Ständer (zieht aus der Hose die gewöhnliche Branntweinflasche).

Sturm: Nichts Besseres?

Ständer (schüttelt den Kopf): Knappe Zeiten.

Sturm: Auf den Tisch springe ich, und dann gehts mit Alarm. (Er schreit:) Genossen! Aktionärbataillone und ihre Profitrate würgen euch schließlich den Magen aus dem Hals.

Ständer: Hier handelt es sich eigentlich um lokale Fragen.

Sturm: Alles wurzelt im großen politischen, allgemeinen Ideal.

Ständer: Das sitzt uns tief in den Knochen; unnötig, davon zu sprechen.

Sturm: Im Gegenteil behaupte ich: lokale Fragen, die sich stets um ökonomische Vorteile drehen, um Bequemlichkeiten einzelner Gruppen vor der großen Masse, bedrohen geradezu die ewige Sichtbarkeit unserer politischen Forderungen.

Ständer: Es liegen besondere Verhältnisse vor.

Sturm: Nichts Besonderes! Als deine ersten Zeilen mit dem Notschrei kamen, du fürchtest, hier stürbe durch reichliche und fortwährende Konzessionen die Unzufriedenheit des Proletariers aus, da sah ich, du hiebst in die gleiche Kerbe mit andern Besorgten, aber bewußter und fester. Da wußte ich, Rodau ist der Platz, endlich im Angesicht ganz Deutschlands die Genossen in flammender Proklamation vor ihrer Neigung zur Verweichlichung durch Fürsorge aller Art zu warnen.

Ständer: Aber —

Sturm: Schreiende Schande ist der Versuch der Kapitalisten, durch sogenannte Wohlfahrtseinrichtungen die Massen zu ködern, Verbrechen aber die Neigung unserer Führer, solche Dinge zu fördern und ihrerseits zu überfordern.

Ständer: Immerhin —

Sturm: Wie kann in einem Unternehmen, in dem dem Arbeiter Konsum, Vorschuß- und Kreditvereine, Speise-, Bade- und Erholungsanstalten, Säuglings-, Waisen-, Blinden- und Krüppelfürsorge, neben Kranken-, Unfall-, Angestellten- und Invaliditätsversicherung den irdischen Rücken decken, ihm noch dringendes Bedürfnis an einer Umgestaltung der Lage seiner Klasse beseelen?

Ständer: Aber —

Sturm: Muß nicht die Sucht, sich nach allen Himmelsrichtungen durch Renten zu sichern, das Kontroll- und Verantwortlichkeitsgefühl, seinen theoretischen Sinn schwächen, da sie alle Sinne auf das praktische Leben lenkt? Die Partei ist dir tief verpflichtet, weil du durch deinen Hinweis Gelegenheit gabst, hier ein Exempel zu statuieren.

Ständer: Neben diesen richtigen Voraussetzungen wollte ich —

Sturm: Du nennst mir die maßgebenden Genossen. Gewissermaßen die, die auf größere Arbeitergruppen Einfluß haben. An sie pürsche ich mich zuerst heran.

Ständer: Grund meiner Aufforderung an dich, zu kommen, war, rund heraus, eine Arbeiterbibliothek.

Sturm: Bibliothek?

Ständer: Die Glasbläser von Rodau fordern aus Gründen der Menschlichkeit, um endlich zu wissen, von wannen, wohin im Leben eine großzügige Volksbücherei, die trotz des vor der Tür stehenden Hundertjahrfestes die Leitung der Werke nicht bewilligen will.

Sturm: Aber da haben wir die Korruption.

Ständer: Stellst du eine Bücherei mit Badeanstalten und Genossenschaftsschlächtereien auf eine Stufe —

Sturm: Unbedingt tue ich das.

Ständer: Für mich gibt's da wesentliche Unterschiede. Auf ein Bad kann ich verzichten, die Fortbildung des Proletariats durch Bücher aber ist auch zur Erkenntnis des wirklich gottgewollten Systems Notwendigkeit.

Sturm: Ihre ungebrochene, zielbewußte Sehnsucht lesen sich die Leute auseinander, schnüffeln sie an tausend Dingen, die sie nichts angehen oder die sie nicht verstehen. Bücher sind eine Brücke mehr zur Oberschicht, denn mit Ausnahme von Parteischriften sind sie sämtlich von Bourgeois geschrieben.

Ständer: Shakespeare, Goethe, Schiller?

Sturm: Schiller erst recht! Da gibts nichts als Herrschaften, die aus Mangel an wirklicher Arbeit und Sorge ums tägliche Brot Zeit haben, ihre nächsten Verwandten zu morden. Das ist sinnlos für unsere Welt. Großbürgerliche Vorstellungsreihen in Spiritus.

Ständer: Sittengesetze?

Sturm: Das Sittengesetz unserer Zeit wird geboren aus dem Kampf der Massen ums Dasein.

Ständer: Du scheinst radikal —

Sturm: Ich bin's. Und legt ihr die Ruten noch geschickter, den Leim der Bourgeoisie wittere ich in allen Schlupfwinkeln. Wir wollen den Erdball, alle Gesetze der Spießbürger aus den Angeln drehen, wir brauchen ihre Moral, ihre Fürsorge und vor allem ihre Bücher nicht. Eine neue Welt mit nagelneuen Begriffen wollen wir. Die Zeit liegt in Wehen. Das merkt ein Stockblinder. Nach innen und außen wankt unser Boden politisch. Wer ein Mann ist, wagt heut schon irgendwo sein Leben.

Der Proletarier das seine an einem reinen ideellen Sozialismus. Keine Bibliothek, aber ein spießbürgersäurefreies Rodau schaffe ich dir eins, zwei, drei. Verlaß dich auf Sturm, alter Freund.

Ständer: Sehr schön alles in allem. Nur vielleicht ein wenig gemäßigter.

Sturm: Gemäßigt? Da hättest du einen andern suchen müssen. Lauheit ist gerade jetzt Todsünde. Ich halte es unverbrüchlich mit Befreiung durch politische Enteignung. Punktum.

Ständer: Na gut, dann schön.

Sturm: In diesem Sinn von morgen ab mit Dampf.

Ständer: Na schön.

Sturm: Weil du müde bist, jetzt nicht mehr das nötige Feuer aufbringst. Einverstanden?

Ständer: Gut.

Sturm (ernst): Konfiskation! Revolte!

Ständer: Na schön.

Sturm: Gasthaus zum Hahn, so hieß das Ding am Bahnhof wohl? Da wohne ich also. Und mit Hochdruck morgen.

Ständer: Schön, schön.

Sturm (mit Händedruck exit).

Ständer: Ein theoretischer, törichter Mensch. Was so ein Bursche, tieferer Zusammenhänge unkundig, ohne im Wesentlichen zu nützen, im Einzelnen für Unheil anrichten könnte! (Er setzt sich und schreibt.) „An die Unionbank. Ich bitte Sie, für mich Mark achttausend nominal vereinigte Rodauer Glasfabriken zum Kurs bis 190 Prozent zu verkaufen." Ein konfuses, konspiratorisches Scheusal! Und so etwas läuft frei herum.

*

VIERTER AUFTRITT.

Heinrich Flocke (tritt auf).

Ständer: Flocke, jetzt noch? Was gibts?

Flocke: Mit dem Elf-Uhrzug kommt Arthur. Telegramm.

Ständer: So plötzlich?

Flocke: Wenn nur nichts Fürchterliches passiert ist.

Ständer: Was kann einem ausgewachsenen Journalisten Schreckliches zustoßen?

Flocke: Ich zittere immer, kommt der Junge. Sein Erscheinen hatte noch nie ruhige Gründe.

Ständer: Ruhe ist jetzt für keinen zu hoffen. Am wenigsten für dich. Unter unseren Füßen schwellt ein Vulkan.

Flocke: Nein!

Ständer: Ich stehe nicht an, dir zu erklären: unsere Existenz gilt mir für aufs äußerste gefährdet.

Flocke: Ständer!

Ständer: Wobei ich mit nichts als einem Mündel besser gestellt bin als du mit sechs unmündigen Kindern zu dem Zeitungsschreiber.

Flocke (sich den Angstschweiß trocknend): Um Gotteswillen — erkläre doch!

Ständer: Daß du nicht selbst das Unglück kommen sahst! Aber stumpf wie die Sau lebst du am Trog. Das Jubiläum ganz einfach! — Im Gleichgang der Tage, mit Kontrolle des Einkaufs, der Produktion, Auszahlung der Gehälter — dem ständigen Geschäft, ist vom Generaldirektor bis zum Lehrjungen jeder froh, erfüllt er sein tägliches Pensum. Keine Veranlassung zu Extratouren.

Flocke: Natürlich —

Ständer: Da aber naht das Fest, das außergewöhnliche. Das hebt ruckhaft für Augenblicke alles aus dem gewohnten Geleis. Nach rückwärts und vorwärts wird geschaut, vigiliert, recherchiert, kontrekontrolliert. Überblicke, Tabellen und Statistiken werden im Schweiß des Angesichtes für die staunende Menschheit gefertigt, sich selbst und anderen zu imponieren. Da kommt mit einem alles unter die Lupe. Verstehst du endlich?

Flocke: Ich beginne.

Ständer: Da stößt das forschende Auge auf Besonderheiten des Betriebs, hakt plötzlich der schürfende Sinn in einen erstaunlichen Posten ein: zwei alte Glasbläser!

Flocke: Allmächtiger!

Ständer: Flocke und Ständer.

Flocke: Barmherzigkeit!

Ständer: Thronend über dreitausend Proletariern mit achthundert bis zweitausend Mark Jahresgehalt — angestellt der eine — Flocke mit fünftausendsechshundert, Ständer mit sechstausendvierhundert Mark jährlich. Sage und schreibe.

Flocke: Aber doch Kunstbläser beide.

Ständer: Daß ich nicht lache! Was hat zum Donnerwetter Kunst in unseren Betrieben zu suchen? Das sind ja Fossilien, Mammute die beiden. Stören unser glattes Massengeschäft. Liegen uns im Weg, wuchern als parasitäre Geschwüre an unserem gesunden Leib. Schmeißt sie, pfeffert sie, hängt die Blutegel!

Flocke (wird ohnmächtig).

Ständer: Flocke! Er hat wirklich schlapp gemacht. (Mit kaltem Wasser bringt er Flocke wieder zu sich.) Besser, alter Knabe? Jedenfalls hast du inzwischen begriffen.

Flocke: Ständer! (Er jammert.)

Ständer: Flenne nicht! Hab ich recht?

Flocke: Unbedingt. Meilenweit werfen sie uns hinaus, stoßen mit Füßen. Wir sind verloren. (Weint.)

Ständer: Erstens wären wir nicht verloren. Für uns hat die Konkurrenz immer ein Plätzchen.

Flocke: Nicht zu gleichen Bedingungen.

Ständer: Auch zu solchen Bedingungen vielleicht. Das nur für den Notfall. Zuerst aber gilt es, sich zur Wehr zu setzen.

Flocke: Zwei vereinzelte alte Bläser! Rettungslos sind wir verloren!

Ständer: Nein! Was war zu tun?

Flocke: Ja was?

Ständer: Die Möglichkeit müßte man ihnen beschneiden, Nachforschungen, Spezialstudien machen zu können. Mit Unvorhergesehenem über die tägliche Arbeit hinaus sie beschäftigen.

Flocke: Wie?

Ständer: Man warf ihnen einen Knüppel zwischen die Beine.

Flocke: Du folterst mich.

Ständer: Man zeigte ein wenig Talent.

Flocke: Aber wie?

Ständer: In die beiderseitig ungetrübte Zufriedenheit fährt plötzlich die stürmische Forderung der Arbeiter.

Flocke: Die Bibliothek! (Er klatscht in die Hände.)

Ständer: Und nicht mit lumpigen fünfzig- oder hunderttausend Mark. Ein Monumentalbau mit bedeutender Bücherei, mit Fonds, Bibliothekaren und Angestellten wird verlangt. Voranschlag rund eine Million. Festgeschenk der Gesellschaft an die Arbeiter.

Flocke: Du hattest zuerst den Gedanken. Ich weiß es genau.

Ständer: Meinem Kopf ist der Plan entsprungen. Dann gab es einen bangen Augenblick lang die Befürchtung, der Aufsichtsrat bewilligt die Forderung der Angestellten.

Flocke: Er lehnte sie gottseidank ab.

Ständer: Nicht der Kostenhöhe wegen. Aber seine Geschenke an uns läßt er sich nicht vorschreiben.

Flocke: Ja, ja. (Er kichert.)

Ständer: Ich aber mache den Genossen klar: Geschenke mögen wir überhaupt nicht. Bei solcher Gelegenheit, dem Generalüberblick über unsere Tüchtigkeit hätten wir das Recht, groß und bedeutend zu fordern.

Flocke: Bravo!

Ständer: Die Bewegung hin und wieder nahm, wie vorausgesehen, täglich an Umfang zu, und heute beschäftigt die Leiter der Werke mit Konferenzen, gemischten Kommissionen und Beratungen so gut wie ausschließlich die Entscheidung der Frage.

Flocke: Ausgezeichnet! (Er schüttelt Ständer die Hände.)

Ständer: Langsam; die Gefahr ist nicht vorüber. Immer wieder gibt es Augenblicke, in denen beide Parteien auf dem Punkt stehen, im Hinblick auf das deutlich gemeinsame Interesse zur Einigung zu kommen. Besonders in den letzten Tagen war die Gefahr groß.

Flocke: Wirklich.

Ständer: Geschickt arbeitet Direktor Schippel mit senti-

mentalen Regungen, die auch den aufsäßigsten Arbeiter bei dem Gedanken an hundert Jahr tüchtiger Arbeit bewegt, auf einen Vergleich hin.

Flocke (seufzt).

Ständer: Gestern wars einmal fast so weit, daß man sich hüben und drüben gerührt in die Arme sank. Da habe ich nun, weil meine eigenen Bewegungen gebunden sind, es scheinen muß, als wünsche ich auf der Basis unserer erfüllten Wünsche schnellen Frieden, hab' ich mich um Hilfe nach Berlin gewandt, mir einen entschlossenen —

Flocke (kichernd): Friedensstörer.

Ständer: Energischen Agitator verschrieben, der vor einer Stunde angekommen ist.

Flocke: Brillant!

Ständer: Noch immer nicht in Ordnung. Dieser Freund und Kupferstecher géht weit über das von ihm Gewollte hinaus; die Gesellschaft über die kritische Zeit hin, ein wenig zu verwirren. Er ist radikal, will aufs Ganze.

Flocke: Auf welches Ganze?

Ständer: Revolution!

Flocke: Allgütiger!

Ständer: Droht mit Umsturz und Enteignung. Flocke aus deinem sauer Ersparten besitzt du seit heute durch Kauf. (Er übergibt ihm einen Brief.)

Flocke: Schweißgroschen.

Ständer: Aus dreißigjähriger harter Arbeit mit deinen Fäusten.

Flocke: Für meine sechs Würmer im Fall der Not.

Ständer: Viertausend Mark Rodauer Glasaktien zu 190 Prozent. Durch das Auftreten dieses Burschen ist dein Notpfennig in starken Teilen gefährdet.

Flocke: Wie konntest du solchen Halunken, Rinaldo Rinaldini — — ?

Ständer: Meine zwingende Gedankenfolge legte ich klar.

Flocke: Du hättest dich vergewissern müssen. Jetzt ist meine arme Brut vielleicht des letzten beraubt. Besser wär dir der Gedanke an die Bibliothek nie gekommen.

Ständer: Die Schnüffelei, Generalrevision!
Flocke: Wahrhaftig!
Ständer: Fünftausendsechshundert! Sechstausendvierhundert!
Flocke: Heiland!
Ständer: Kommt doch mal her! Seht den Posten: Zwei alte Kunstglasbläser.
Flocke (ächzt): Blutgeschwüre!
Ständer: Wir wollen ihnen etwas blasen!
Flocke: Meine sechs Würmer bei Wasser und Brot.
Ständer: Es darf nicht geschehen. Wir müssen —
Flocke: Was?
Ständer: Zuerst müßte — wie?
Flocke: Aber was?
Ständer: Er muß —
Flocke: Aber wer, wann, wo?
Ständer: Sturm muß — sofort —
Flocke (fast an ihm niedergleitend): Hilf Wilhelm!

*

FÜNFTER AUFTRITT.

Arthur Flocke (tritt auf): Da seid ihr. Als ich oben niemand fand —
Flocke (auf ihn zu): Was ist geschehen?
Arthur: Nichts Besonderes. Urlaub.
Flocke: Du verschweigst mir nichts?
Arthur: Weder, Vater, werde ich von der Polizei, noch vom Gerichtsvollzieher gesucht, habe keinen Eisenbahnunfall hinter mir, eine ansteckende Krankheit nicht zu verbergen.
Flocke: Es geht dir gut?
Arthur: Ausgezeichnet!
Flocke: Aber?
Arthur: Ohne Aber. (Zu Ständer:) Guten Abend, Onkel Wilhelm. Was macht Isolde? Ist es zu spät, sie zu sehen?
Ständer: Morgen.

Arthur: Und ihr?
Ständer: Ziemlich.
Arthur: Besonderes?
Flocke: Leider.
Arthur: Euer soziales Gewissen?
Flocke: Na!
Arthur: Erzählt. Ich brenne.
Ständer: Kennst du Sturm?
Arthur: Werner Sturm?
Flocke: Wer ist Sturm?
Ständer: Werner Sturm.
Arthur. Aber ja. Was ist mit ihm?
Ständer: Hier ist er.
Arthur: Zu welchem Zweck?
Ständer. Ich rief ihn.
Flocke: Leider.
Arthur: Was geht vor?
Ständer: Vor geht das Jubiläum oder erst Vorbereitungen zum Hundertjahrsfest unserer Fabriken.
Arthur: Richtig!
Ständer: Ferner: die Genossen haben ein großzügiges Leseunternehmen für diesen Tag von den Gesellschaften gefordert. Aufwand rund eine Million Mark.
Arthur: Achtung!
Ständer: Die Direktion hat den Antrag abgelehnt.
Arthur: Hört, hört!
Flocke: Jawohl.
Ständer: Doch wir bestehen inzwischen auf unserer Forderung.
Arthur: Und Sturm?
Flocke: Ist eben —
Ständer: Sollte sorgen, daß die Genossen, jedenfalls vor den Festtagen nicht, faulen Frieden schließen.
Arthur: Aber er wird euch ein für allemal den Platz in Grund und Boden verhetzen, sinnlosen Kampf aufs Messer anstreben. Er ruht nicht, bis die Existenz der Werke in Frage steht.

Ständer: Ich kannte ihn vor einem Dutzend Jahre; wußte nichts von seiner Entwicklung.

Arthur: Er hat keine. Steht auf dem Standpunkt von 1793. Terroristischer Aufwiegler.

Ständer: Sprach schließlich von Konfiskation des Eigentums. Revolution.

Arthur: Da habt ihr's.

Ständer: Und nannte das einen idealen Sozialismus.

Flocke: Heiland im Himmel! (Zu Arthur): Stimmt das?

Ständer: Ich war von seinen Anwürfen überrascht.

Flocke: So ist doch um Gottes willen der Sozialismus nicht — wegnehmen, totschlagen?

Arthur: Du bist selbst Sozialist. Frag dein Herz.

Flocke: Ein durchaus friedliebender Mensch bin ich.

Arthur: Du und Onkel Wilhelm Sozialisten.

Flocke: Aber man macht sich dabei wenig Gedanken.

Ständer: Man macht sich Gedanken, doch sind die Ansichten im ständigen Fluß. Man kann, was da eigentlich gewollt wird, nicht klipp und klar sagen.

Flocke: Aber gewiß nicht rauben und morden!

Ständer: Du, der an der Quelle sitzt, mußt formulieren können.

Arthur: Warum hast du statt Sturms nicht mich gerufen?

Ständer: Für unsere Zwecke schienst du ein wenig zu sanfter Natur.

Arthur: Aber hellen Verstandes. Sturm, heftig und dumm, leidet an Überschätzung der schöpferischen Kraft revolutionärer Gewalt.

Ständer: Und was willst du und deinesgleichen?

Arthur: Eroberung der politischen Herrschaft durch das als Partei organisierte Proletariat.

Flocke: Doch Eroberung!

Arthur: Aber nicht auf gewaltsamem, sondern dem friedlichen Weg der Entwicklung. An die Stelle des „bevorrechteten" tritt der gleichberechtigte Bürger. Die Sozialdemokratie löst die bisherige Gesellschaft nicht auf und proletarisiert ihre

Mitglieder, sondern hebt den Arbeiter aus der Stellung des Proletariers in die des Bürgers und verallgemeinert Bürgertum.

Flocke: Wahrhaftig?

Ständer: Aber das ist ganz neu!

Arthur: Das ist auch nicht neu.

Flocke: Ausgezeichnet ist es. Da kann man sich als Sozialdemokrat ja ordentlich sehen lassen. Sturm aber scheint ein ausgemachter Betrüger, der Unwissende mit Vorspiegelungen vom Weg der Tugend lockt.

Ständer: Ein Dummkopf.

Arthur: Er predigt einfach die Lehre im Urzustand.

Ständer: Aber weiß von ihrer — quasi — Entwicklung?

Arthur: Leugnet sie.

Flocke: Um im Trüben zu fischen. Stehlen ist freilich leichter als sich hinaufentwickeln.

Arthur: Hier muß ihm das Handwerk gelegt werden.

Flocke: Er soll uns den Frieden nicht stören.

Arthur: Er darf die Propaganda gar nicht beginnen. Wann kam er?

Ständer: Vor einer Stunde.

Arthur: Dann fand er keine Gelegenheit —

Ständer: Hat außer mir kaum noch jemand gesprochen. (Zu Arthur:) Stell ihn!

Flocke: Heut noch!

Ständer: Augenblicklich.

Arthur: Es wäre das beste.

Flocke: Erbleichen wird er bei deinem Anblick.

Arthur: Wissen jedenfalls: neben uns gibt es für ihn keinen Wirkungskreis. Wo wohnt er?

Ständer: Im Hahn. Läufst du, triffst du ihn noch wach.

Flocke: Lauf, lauf!

Arthur (exit).

*

SECHSTER AUFTRITT.

Ständer: Das ist wirklich nicht übel. Wie donnerte er gegen den Bourgeois. Erhabene Weltdichter hat er beschimpft, und nun stellt sich heraus —

Flocke: Man müßte mit solchen Subjekten kurzerhand tabla rabla machen.

Ständer: In der Sozialdemokratie ist nicht die Rede von Ach und Krach, kein Grund zur Aufregung.

Flocke: Höchst friedlich spielt die Geschichte sich ab. Arthur ist doch ein Hauptkerl.

Ständer: Ausgleich durch Entwicklung. Gleichberechtigte statt bevorrechteter Bürger. Das ist alles. (Er zerreißt den Brief an die Bank.)

Flocke: Wie es mit den übrigen Dingen des Lebens auch ist. Erst Hund und Katze zum Sprung auf Tod und Leben gegeneinander. Schließlich, da man mitsamt auskommen muß, gibt's Mittel und Weg. Der eine läßt hier, der andere dort nach, man befühlt die Angelegenheit von allen Seiten und einigt sich. Frieden will der Mensch am letzten Ende.

Ständer (nach einer Pause): Aber — haben wir vollkommene Ruhe — und wir hatten sie bis vor kurzem —

Flocke: Hier krümmte keiner einer Fliege ein Haar.

Ständer: Aber dann —

Flocke: Was?

Ständer: Flocke!

Flocke: Was gibt's wieder?

Ständer: Was es immer, vor fünf Minuten, einer halben Stunde gab. Den reinen, durch nichts gestörten Frieden wollen wir auch nicht. Der ist's ja gerade, der uns in der Existenz bedroht. Sie sollen oben in der Leitung nicht über Büchern sitzen dürfen —

Flocke: Sechstausendvierhundert, fünftausendsechshundert meinst du?

Ständer: Und Arthur will mehr: Nicht vorübergehenden Ausgleich — endgiltig durchgreifende Verständigung und Zu-

friedenheit. Das heißt aber, sich selbst ans Messer liefern. Gewinnt er Einfluß auf die Genossen, wird der mit allen Wassern gewaschene Schippel im Taumel der Festesvorfreuden ein geradezu inniges Band durch ihn um Arbeitgeber und Arbeiter schlingen. Zügeln hätte man Sturm, ihn beaufsichtigen müssen. Aber nicht ohne weiteres ihn ausschließen.

Flocke: Ich hole Arthur zurück.

Ständer: Sich besprechen, die Grundlinien des Vorgehens genau festlegen, mußte man unbedingt vor jeder Tat.

Flocke: Ich laufe.

Ständer: Sonst wird unter Umständen dein Sohn und sein allgemein-bürgerlicher Taumel, schafft man nicht eine bedeutende Gegenbewegung, uns gefährlicher als der gute Sturm.

Flocke: Ich hole ihn.

Ständer: Hab' ich denn nicht recht?

Flocke: Absolut. Ich fliege.

Ständer: Fass ihn!

Flocke (exit).

Ständer: Da hätt' ich ums Haar die schönste Dummheit gemacht. Flocke, der Sanftmütige, hat sich in seinem Blondkopf von Sohn sublimiert. Schalmeien und Psalmen können wir hier im Augenblick so wenig gebrauchen wie eine Revolte; aber ganz so gutmütig, schlummerrollenhaft kann auch der Sozialismus in Wirklichkeit nicht sein. Denn hätte Arthur recht, wäre so der Wind in der Partei, dann ist mein Plänchen schlecht. Was kümmerte den Kapitalisten unsere Bibliothek, was braucht er, uns um den Bart zu gehen, springt selbsttätig des Proletariers geheime Sehnsucht ihm entgegen?

Wie auch Sturm gefährlich würde, ließe man ihn frank und frei tun. Das war ein tolles Tempo, als er vom Katheter schrie. Andere Flamme als beim lahmen Flöckchen: Diktatur des Proletariats, daß die Bagage hüpft! Heißa, das war Rasse. Immerhin echtes Lebensgefühl. Kommt er mit dem, ohne daß man's gewahr wird, im richtigen Moment an die Schwefelbande, ginge freilich in Sekunden die Bescherung in die Luft. „In zwei Tagen raucht außer den Kaminen alles."

Aber wie will man trotz Arthurs eigentlich hinter seine Schliche? Wie hat man vom Aufstehen bis zum Hinlegen ihn immer an der Kette? Ein Pfiff genügt doch da ins Pulverfaß: „Aktionärbataillone würgen Euch das Eingeweide bis auf die Stiefel."

Am Ende hat er auf dem Heimweg, im Wirtshaus noch jemand erwischt? Aber warum nicht? Es ist kaum elf. Einen? Viele? Die ganze Gesellschaft sitzt beim Bier, er tritt ein — in diesem Augenblick kann die Brandrede steigen.

Und da halte ich Arthur auf, der ihn aufhalten soll? Bin ich von Sinnen — wart mal — ich laufe selbst. Vor allem aber muß der Brief, muß an die Bank ein Telegramm fort. Wer besorgt das? Wer hindert Flocke, Arthur nicht zu hindern? (Er ruft zur Tür links und ruft hinein): Bertha!

Bertha (tritt auf).

Ständer: Lauf, wie du bist, geradeaus. Du triffst Herrn Flocke nicht weit von hier. Umkehren soll er, ohne weiteres zurückkommen, der Alte. (Er drängt sie hinaus, läuft an den Tisch zu Papier und Tinte.)

Zu 185 verkaufe ich, 180 sogar. Wenn nur die Brüder nicht diese Nacht schon etwas unternehmen, und morgen früh die Börse weiß! (Er schreibt.)

Ich bitte, Mark achttausend nominal Rodauer Glasfabriken — (Er springt auf und ans Fenster.) Wenn sie ihn nur noch erwischt!

Vielleicht ist Sturm gleich ins Bett gefallen; nach der Reise, mancherlei Getränk war er hundsmüde. Arthur freilich bringt es fertig, ihn im Schlaf zu überfallen. (Man hört von obenher Kinderstimmen weinen.) Ruhe!

Sie kriegen sich in die Haare, Arthur vermag möglicherweise durch dies und das Pression auszuüben, findet den genialen Dreh und zwingt ihn zur Abreise mit dem Nachtzug, bevor man bei Tageslicht nüchterner Vernunft noch einmal hin und her überlegt hat. Und morgen früh sitze ich mit dem Heilsarmeebruder hier allein, pax vobiscum in der Patsche! (Erneutes Kindergeschrei.)

Ruhe! (Er zerreißt das Papier.) Das Telegramm hat bis morgen früh Zeit. Selbst muß ich die Geschichte einrenken (exit).

SIEBENTER AUFTRITT.

(Durch die offene Türe sieht man das erleuchtete Treppenhaus und alsbald eins — zwei — fünf — sechs Kinder im Nachtkleid über das Geländer spähen, herabkommen, in die Stube treten, sich um das älteste, etwa fünfzehnjährige [Nettel Flocke] scharen und Papa! plärren. Dazu von oben wütendes Hundegebell.)

Vorhang.

Ende des ersten Aufzugs.

Theodor Däubler:

SANG AN PALERMO

Der Mond läßt sich von Wolken aus Porzellan umdrängen.
Sie fliegen leicht und haben eine Schaumglasur.
Verbauschte Engel, aufgebäumte Leibermengen
Umgrotten hoch den Mond wie eine Silberuhr.

Der Mond verkündet unerforschte Weltenstunden.
Die Helden baun ihr Schiff; die Meere sind erstaunt.
Delphine wollen Vorbedeutungen bekunden,
Und auch die Wogen sind zu Rausch gelaunt.

Die Winde liegen schwer in aufgereckten Völkersegeln.
Wie starr und unerwartet kam der bleiche Traum.
Die Schiffe wittern nach den Dampf- und Flammenkegeln:
Das war einmal! Und was geschah, erwacht als Schaum.

Ein großer Fels erscheint, halb Sarg, halb Vorbestimmung.
Die weißen Wellenkämme klammern sich heran.
Die Segelschiffe wagen die Geschickserklimmung,
Sie stehen in des mondbewohnten Berges Bann.

*

Die Sarazenenstadt ist angststarr auferstanden!
In Ziegelfliese eingesilbert fliegt der Mond.
Sie hält den leisen Spielball leicht in Zauberbanden:
Er kann nicht untergehn, da er in Sagen thront

Die Wasserbecken sind dem Silbersinn verfallen
Und spülen ihren Gischt zur Mondkugel empor.
Verwünschte Seiltänzer erglimmen zwischen Hallen,
Mit einem taubenetzten Perlenschimmertor.

Die Haremsdamen blicken traurig zu den Vasen
Voll Mädchenschlankheit in verträumtem Schleierweiß.
Kamelien fangen an im Garten zu verglasen:
Ein altes Eis ist da, das von den Dingen weiß.

Der Berg scheint in der Mondstadt schwebend aufgegangen,
Er blinkt so klar, daß er in jedem Traum erscheint.
Er sollte sarghaft über diesen Gauen hangen:
Sein Dasein war von Anfang an schon vorgemeint.

*

Die Sarazenen blicken mit gekrümmten Säbeln
Den Seglern kühn entgegen, die wie Sicheln sind.
Die Feinde sichten sich zugleich zwischen den Nebeln:
Die einen stärkt der Mond, die andern liebt der Wind.

Auf einem Vorgebirge hat die Schlacht begonnen.
Der Sultan führt seine Saharaschar zum Sieg.
Die Schiffe sind in Silberschlingen eingesponnen:
Der Mond greift an: die Wucht zur See verliert den Krieg.

Die mondgewohnten Mohren haben stolz gewonnen!
Nun krümmt sich weiß um ihre Nachtgestalt ein Leib.
Die Sieger überkommen weiche Weiberwonnen,
Die Lust wird groß: ihr Silbern schmiegt sich aus dem Weib.

Ein hoher Berg ward in der Vollmondnacht geboren.
Er starrt als Sarg und überdacht den Leiberkauf.
Der Mohrenkönig hat die Vollmondschlacht verloren,
Denn das gekrümmte Weib stand plötzlich strahlend auf.

*

Normannen sind zu Wall und Hafen vorgedrungen.
Der Einbruch in die Macht des Mondes war vollbracht.
Ein neues Leuchten ist am Meere aufgesprungen:
Der Stern der Freiheit hat aus uns gelacht.

Normannenhelme übertrumpfen grell die Mauern.
Die Mohren flohen: ihre Burgen sind verwaist.
Zypressen fangen an in Schlössern zu erschauern;
Die Brunnensprache schweigt: der Mond ist rasch vergreist.

Ein schwarzer Halbmond sind die Barken der Normannen.
Sie machen auf die letzten Sarazenen Jagd.
Sie können auf der Flotte ihre Bogen spannen:
Bei Vollmond haben sie den Mohrenkampf gewagt.

Der Sarg ist da: die Schlacht liegt unter ihm begraben.
Der Berg wird zur erhabnen Ewigkeit der Stadt.
Der Geist beschenkte uns mit ungeglaubten Gaben.
Die See gebar das Volk, das sie erwogen hat.

*

Mein Pilgerberg, ich will zu deinem Frieden steigen.
In guter Schluchtenruhe werde ich gesund,
Die starken Träume sollen sich bewußt verzweigen,
Ihr Frühlingsgrünen sprüht aus meinem kühlen Mund.
Die Frucht, die Blüte dürfen sich zusammenneigen,
Denn Saat und Ernte gebe meine Dichtung kund.
Mein Pilgerberg, du ähnelst einem Sarkophage,
Doch deine Form verklärt der Frohsinn alter Tage.

Der Berg betaut sich, meine Schritte sacht zu spüren.
In seine Klüfte flüchtet manches müde Pferd.
Mich soll der Spürsinn zu dem rechten Tiere führen,
Dann werde ich vom Pferd im Heilsuchen belehrt.
Mein Finger mag an klepperstatt ein Roß berühren
Dann reit ich es und beide bleiben unversehrt.

Gesundes Tier, uns geben Mond und Wolken Kunden,
Wir bleiben für den Ritt durch unsern Traum verbunden.

Palermo, deine Straßen wollen wir durchreiten,
Mein Liebeswunsch wird wunderbar zu einer Tat.
Wie sich Genesungskreise wirksam weit verbreiten:
Den Erkern der Normannenburg bin ich genaht.
Ich soll zu frohem Tuen schwankes Träumen leiten:
Das Roß blieb stehn. Es hat den Wagemut bejaht!
Nun klimmen grelle Rosen zu den hohen Fenstern,
Ich greife zu und ginge es mit Schreckgespenstern!

Die Rosenhecke überringeln schwere Flechten.
„Ich grüße dich, geliebteste Normannenmaid!"
Entträumungslust, Gestalt, du kommst zu frohen Rechten,
Ich bin zum Klimmen durch den Rosenbusch bereit.
Wie schlecht, wenn Wünsche keine Wollustwunder brächten,
Die Freude überfliegt verfehlter Welten Leid.
Mein Roß, so wieher, stampfe, drohen mir Gefahren;
Umlaubt uns Träume, daß die Leute nichts gewahren.

Ich taste mich hinan am Flattern deiner Haare.
Sie halten meine Hand, sie gleichen Gold und Blut
Von strahlenden Orangen. Wo ich dich gewahre,
Umrankt uns auch Granatapfelgeäst. Die Glut
Auf deinen Wangen flackert fahl. Ich offenbare
Den Blumen deiner Huld der Leidenschaften Glut.
Wir sind noch tiefer als in einem Traum versunken,
Kein Schlummer hätte uns geweckt, zu Lust gewunken.

Wir sind vermählt! Und auch erquält, bis zur Besinnung
Vergangnen Rausches, war das ganze Wissen: Wir.
Ich spür es wohl: hier gibt es nie Entrinnung,
Denn die Verstrickung ist Geschick! Vergib sie mir.
Ich wähle dich: du warst die innigste Gewinnung

Von unsrer Furcht: und was da kommt, entkörpre dir!
Wie wunderbar die Flucht durch Traumesparadiese,
Durch Furcht hindurch: wie ruhig wurde unsre Wiese.

Die Wünsche, unsre Wollust, wurden wirklich Wunder!
Ich weiß die Wahrheit, wie ein Baum sich selbst belaubt.
Du warst noch nie so urvergnügt und nie gesunder:
Wir klauben Furcht auf Furcht, die sich aus uns erlaubt.
Ein Flutenschutz der Einsamkeit wird dunkler, runder,
Du wirst von keinem Laut der Traulichkeit beraubt.
Ich bin noch nie so tief in deinem Glück gewesen:
Du gibst das Wir: ein unerklärlich leises Wesen.

Auf einmal ängstigt sich das Laub in meinen Zweigen!
Verfahlt blickt uns Zitronengold und müde an.
Wie sich Zypressenwipfel unterm Winde neigen,
Wie pocht dein Herz, da unsre Freude kaum begann.
Mein Pferd ist da. Es kann sich durch die Äste zeigen.
Ich muß hinweg: was hält mich schon in anderm Bann?
Der Herbst ergelbt, das wird ein Welken und Vergessen.
Wer hat sich zu Geschlechtsgespenstigkeit vermessen!

Ich muß auf einem Klepper wie der Spanier schwanken.
Die schlichten Esel gehen ihres Wegs vorbei
Und Bettler schleichen sich heran wie Angstgedanken:
Ich will nicht glauben, daß ich wahr und wirklich sei!
Wo sind die Reichtümer, die blaß vor mir versanken?
Jetzt bin ich wach! Erwacht bis knapp unter den Schrei!
Verbleibe, Qual, kann ich den Weckungsschreck vermeiden!
Mein Schlaf und Pferd, bewährt euch brav, ich traue beiden.

Der Sarg erscheint. Dort steht er bei erstaunten Palmen.
Palermos Berg! Nun lenk ich langsam meinen Traum.
Palermos Palmen gleichen altbekannten Psalmen.
Ich aber scheue jeden fruchtbehangnen Baum.

Zum kahlen Fels! Mein Pferd, zu den betauten Halmen!
Im Wind zu sanftem Gras! Und unten Blau und Schaum!
Wir werden zaghaft den Genesungsberg betreten.
Mein Pferd, dein leises Gehn begleitet still mein Beten.

*

Am Vorgebirge soll der Wind die Schläfen kühlen!
Ich denke über Mond und Wolken einsam nach
Und fange an der Freien Schreckensart zu fühlen.

Ich weiß, daß hier der Schöpfer mit den Sternen brach!
Nun sind die Völker eignem Walten überlassen.
Kein Schicksal mehr! Die Menschen bergen Sieg und Schmach.

An diesen Kanten kann ich die Zermalmung fassen,
In die das freie Rom Karthagos Knechte warf;
Doch alle Sterne fingen an die Urbs zu hassen!

Dort silbern Berge, die ich nicht betreten darf,
Denn fern erteilen noch Gestirne eine Sendung;
Die Vorgebirge aber sonderten sich scharf.

Hier feiern wir den Wind. Er gibt uns rasch die Wendung.
Wir übertrumpften ihn und wurden Feuerwind!
Das kahle Land erwartet der Begabten Spendung.

Der tiefe Ernst! Du bist nicht mehr ein wildes Kind!
Vom Schöpfer sind wir los und sollen Geist gebären.
Uns helfe kein Gebet, seitdem wir Freie sind!

Entschluß und Vorsicht müssen sich gerecht bewähren:
Es ging ein Stern in unsre Seele herrlich ein.
Zu neuem Leuchten sollen wir die Welt bekehren!

Die Lüfte um Sizilien sind verzückt und rein.
Auf seinen Vorgebirgen hörst du auf zu knieen:
Wir segnen durch den eingebornen Sternenschein.

Den Meeren sei aus deiner Priesterhand verziehen.
Die Sünde schüttle ich aus dem versäumten Baum.
Der Sonne haben wir die Deutlichkeit verliehen!

Die jungen Wälder trage ich aus unserm Traum.
Aus voller Güte sollen neue Ströme fließen
Und Silberfische setzt das Wissen in den Schaum.

Wir können unsre Innigkeit in Tiere gießen:
Die Taube flog aus eines Mannes Schöpferhand.
Und Wanderpflanzen wollten unsern Pfad umsprießen.

Vertreib das Tier, doch wo du mußt, da schaffe Land.
Wir dürfen blaue Auen furchtbar überwüsten.
Wir knoten bald das Todes- und Geburtenband.

Verkündet, daß die Wesen ihre Brunst verbüßten.
Vereinsamt euch und überlebt die eigne Zeit.
Bedenkt, wie lieblich wir den Zwang durch Sang versüßten.

Ich bin zu einem frischen Freiheitssatz bereit!
Das eitle Tier in dir wird sich hinübersetzen.
Wohin? Auf Schollen, die schon Priester vorgeweiht.

Wir sollen dann die Beute schreckenbleich zerfetzen:
Der Feind ist unsre eigene Frage als Gestalt.
Und er wird uns, wir ihn zum selben Ende hetzen.

Doch aus der Volksbesonnenheit kommt die Gewalt.
Auf Vorgebirgen treffen sich verwandte Ahnen
Und bleiben stumm, wenn Flut an Flut zerprallt.

Die schroffen Zacken sollen dich zu Taten mahnen,
Der Sturm beackert euch die Meere wie ein Feld:
Versteckte Wanderwunder unter den Orkanen.

Beherrsche fromm die See, im Flug befrei die Welt!
Das Pflügen sei dir Pflicht, das Fliegen Selbstbestimmung:
Aufs Menschenblut sind alle Hoffnungen gestellt.

Was in den Wind gerät, meint irgendwie Erklimmung.
Erblicke in den Wellen ein geweihtes Spiel.
Du bist der Sturm, so hisse Segel der Ergrimmung!

Die Flotte rüste, doch es bleibt in dir das Ziel!
Du schürst die Kriege, die wir fürchterlich verlieren.
Drum wappne ich mein Wesen mit Gewehr und Kiel.

Du wirst das Ich mit Indiens Heimlichkeiten zieren.
Das große Wissen überglückt den Sternenraum.
Mein Menschenwittern förderst du bei deinen Tieren:

Nur in dir selbst bekenne deinen letzten Saum.

*

Ich möchte gierig nach den roten Sternen greifen.
Ich bin das Vorgebirge auf dem großen Meer.
Ich soll im Winde Weltenungeheuer streifen:
Gestirne, stürtzt nicht! Seid ihr zu bedeutungsschwer?

Was bin ich, wenn mich kein bekanntes Tier begleitet?
Ein eitler Reiter ohne sein verwegnes Pferd.
Wie meine Sehnsucht ihre Wittrungsreisen weitet
Und jeder Sangansatz doch ewig wiederkehrt!

Mein Tier, du hast mich armen Bleichen ganz verlassen,
Von keinen Abenteuern kehr ich kühner heim.
Was soll mir so ein kaltes Sternungen erfassen,
Es kam zu andern Weltungen in uns der Keim.

Ich wünsche mich zurück zu Glück und Glücksversuchung
Und überstufe alle Leistung zum Erfolg.

Ich suche nach verschwundner Stunden Lustverbuchung
Und ich bewurzle mich bewußt in unserm Volk.

*

Die Stadt mit ihrem Berg hat eine Vorbedeutung:
Der Wandel und dazu ein alterhabner Sarg.
Auch meine Schlangenhälfte braucht vom Bauch an Häutung:
Nun kennst du deinen Lurch, den ich vor mir verbarg.

Ich starre kalt hervor zu den bewegten Sternen
Und kenne keine Änderung im echten Ernst.
Es können Erzsterne von meinen Reden lernen,
Verkannte Welt, ich merke, wie du dich entfernst.

Vergnügter Leib, entschlüpfe mir mit hundert Zungen.
Wir sind von uns getrennt, damit du mir gehörst.
Du Schlangenlust, dir ist ein guter Schwung gelungen,
Ich staune, wie du dich mit grausem Rausch betörst.

Aus unsrer Tierverlängerung ist Gott gekommen.
In deinem Zwiespalt machte er die Lider auf.
Die Menschen sind als Schlangen an das Land geschwommen.
Gedärm und Hirn sind ein verschlungner Schlangenknauf.

*

Die Schlangen sind in meinem Wesen die Empfindung;
Im ganzen bin ich Löwin, satzbereites Tier.
Die Schlangen sind in meiner Seele Überwindung
Der kalten Ansprache des andern Ichs in mir.

Ich bin die Sphinx, ein Vorgebirge in der Wüste.
Mein Katzenkörper wälzt vielleicht den Schwanz im Meer.
Der Geist vollendete die strenggeprüfte Büste,
Doch meine Halbheit wirft sich schreckhaft hin und her.

Wie furchtbar mich der Wünsche Sprunggelüste reizen,
Der Sterne Anblick aber stämmt mich streng zurück.
Ich fühle pyramidisch, wenn sich Würden spreizen,
Ich kenne die Gestirnverinnigung durchs Glück.

Im Geiste sind die Schlangen meine Wißbegierde.
Ich fühle mich in Sünden dunkler Stuben ein.
Ich forsche nach den Eitelkeiten jeder Zierde:
Ich kann auf einmal im Bewußtsein Andrer sein.

*

Ich kann die Stadt mit ihrem Berg in mir bezähmen.
Wir sind gereift und schleppen unsern Süden mit.
Du wirst dich keusch der strahlenden Gesundung schämen,
Doch halten Leiber mutig mit der Einsicht Schritt.

Bekannte Stadt, ich halte deinen Berg in Ehren.
Verkannter Berg, die Stadt verschafft dir deinen Rang.
Ihr müßt euch gegenseitig Ruhm und Pracht bescheren,
Und eure Einheit dauert eine Menschheit lang.

Verschwiegen fahren Schiffe ein in Bucht und Hafen.
Und doch geschieht sofort bei ihrer Ankunft Lärm.
Der Sarg, vor dem sich hohe Kundenträger trafen,
Beschließt die Einfalt durch das witzige Geschwärm.

Stets unentwegt bekennt sich unsre Welt zur Dauer.
Ein alter Hafen schließt am Abend seinen Damm;
Wer einfuhr, den umrundet eine dunkle Mauer,
Und Wolken horchen, Fragen wagt ein Wogenkamm.

Oskar Baum:

DIE GEGNER DES KRIEGES

Gedanken des blinden, sehr feinen Prager Dichters über den Krieg; eher Notizen und Betrachtungen, als ein Programm.

Es muß von vornherein angenommen werden, daß jeder, welcher politischen oder philosophischen Richtung, welchem Beruf oder Stand er auch angehöre, grundsätzlich für die Abschaffung des physischen Krieges sei. Wer an eine Art Gottesgericht glaubt: daß dem Recht immer die größere Kraft innewohne, wer in Nietzsches Namen für den Schwächern, wohlgemerkt den physisch Schwächern, das Joch oder den Untergang mit distanzierter Allgüte als für ihn notwendig und geradezu beglückend herabbetet, mit dem kann ich mich ebensowenig wie mit irgend einer Art von Aberglauben auseinandersetzen. Er wird historische Beweise finden, und ich werde Gegenbeweise heranziehen, und wir werden zu keinem Ende kommen, weil wir nicht um ein Wissen, sondern um etwas Geglaubtes streiten, das auf einem gewissermaßen religiösen Gefühl beruht, das wir in niemandem zeugen oder überzeugen können.

Ich will mich nur mit der Möglichkeit und den Wegen zur Abschaffung des Krieges beschäftigen und mit denen, die in der Welt von heute, in den Dezennien vor dem Kriege etwa, die allgemeine Abrüstung, den ewigen Frieden nur von einem entsprechenden Maß allseitigen guten Willens abhängig fanden und überall nur den rückständigen Frevel chauvinistischen Starrsinns im Wege sahen.

Diese Gegner des Krieges, die seine Verhütbarkeit mit zornigem Kindertrotz fordern, kann man ungefähr in zwei Typen-

gruppen einteilen, die freilich einander seit jeher in erbitterter Todfeindschaft gegenüberstehen: Der Bourgeois und der Anarchist.

Zwischen dem schlimmsten klebrigsten Spießer, der nur für sein eigenes Leben und Eigentum fürchtet, der den stärksten Beweis gegen den Krieg darin sieht, daß er weh tut, und dem äußersten Gegner unserer Gesellschaftsordnung, der den Krieg als Erziehung zum Gehorsam, als dauernde Schädigung und Unterbrechung des Wachstums unabhängigen Sonderwillens haßt, gibt es natürlich eine Menge Kreuzungen, Mischungen, Schattierungen.

Eine dritte, freilich sehr kleine Partei einer seltenen Spielart von Träumern muß ich noch hinzurechnen, ernste Denker darunter, Dichter und religiöse Schwärmer, die die Entmaterialisierung der Interessen und Ziele in ihrer Gesellschaft, die Reinigung der menschlichen Seele von grobem Eigennutz für den einzigen möglichen und notwendigen Weg halten: den Sieg reiner weltumfassender, den höchsten ethischen Forderungen zugewandter Ideen über Genußsucht und Erwerbsgier. Die körperlichen Bedürfnisse würden von uns heute übertrieben und überschätzt, meinen diese; sie würden, wenn eine solche religiöse Welle über die Seelen hinginge, nicht mehr im Vordergrund stehen. Der Handel der bodenarmen Völker und der natürliche Reichtum der andern brauchten nicht mehr in Raubtierhaß und mit Verbrecherlist als Waffe gegeneinander geführt zu werden, sondern sie könnten einen klugen Ausgleich finden oder durch opferfreudige Hingabe aller an alle sich aufheben, da das Gefühl der Zufriedenheit und des erfüllten Rechts im andern jedem selbst Bedürfnis wäre.

Andre denken sich einen Ausgleich ähnlich wie zwischen Familienmitgliedern, wie zwischen Provinzen eines Reiches, eine Repartierung der Lasten, Pflichten und Genußmöglichkeiten der Welt auf die einzelnen Nationen als Glieder der Menschheit wie zwischen den Mitgliedern einer Organisation, einer Aktiengesellschaft, einer Produktivgenossenschaft. Aller Wettbewerb wird auf Ideengebiete übertragen, nur geistige

Kapitalien werden angehäuft und das Streben nach Vollkommenheit, Selbstlosigkeit und Gerechtigkeit wird zur Folge haben, daß die Reste der Bosheit und Herrschbegier aus Mangel an Reibungsflächen und an Entschuldigungsmöglichkeiten durch das gleiche Tun der andern entkräftet, vereinsamt absterben. Wer dächte da nicht an Tolstoi und an die einzigen unbesiegbaren Antimilitaristen, jene sanften demütigen Sektierer, die alle schwerste Arbeit ohne Murren auf sich nehmen und, natürlich auch schon im Frieden, durch die härtesten Strafen nicht dahin gebracht werden können, eine Waffe zu berühren.

Es ist leicht, in der Tonart des gebräuchlichen Pessimismus, in gewohntem, verächtlichem Mißtrauen des Menschen gegen alle Veredelbarkeit seiner Gattung diese Ideologen zu verspotten. Unter den vielen wirklich unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten möchte ich nur die eine nennen, daß vielleicht erst alle Völker unseres Erdballs mit ihrem jetzt so verschiedenen Geisteszustand und Kulturcharakter in einem bestimmten Zeitpunkt plötzlich auf die gleiche Stufe gebracht werden und in solcher Geistes- und Herzensentwicklung gleichen Schritt halten müßten. Könnte doch nur durch das genau gleichzeitige Verschwinden aller irgendwie gearteten Siegesbedürfnisse die vollkommene Friedlichkeit eintreten.

*

Aber man will die Hoffnung nicht für Phantasterei halten: der Geruch der Leichenfelder kreuz und quer durch Europa, der Mord an der Jugend und Manneskraft der halben Welt werde endlich eine Ahnung davon aufdämmern lassen, daß der Vereinskram einer ungeistigen Politik, die Wochentagssorgen des Berufs, der Unterhaltung und gesellschaftlichen Gewohnheiten nicht das Nächstliegende seien, daß die höhern Dinge, die Menschheitsfragen, die man in ungelesenen Büchern und in den Köpfen von Dichtern, Philosophen und ähnlichen Sonderlingen wohlbewahrt und eingeschlossen dachte, das Dringendste und Wichtigste bedeuteten: daß die Theorien von den Pflichten und Rechten des Einzelnen dem Volk und

der Menschheit gegenüber, von der Tragweite unscheinbarer täglicher Vorkommnisse in der innern und äußern Politik, die verschiedenen Bewegungen im Geistesleben Europas jeden Schuster und Kaufmann, jede Hausfrau und jedes Schreibmaschinenmädchen näher angingen, weit mehr ihre persönlichste Angelegenheit waren, von denen ihr Leben und ihre Zukunft abhing, als ihre Geschäftseinnahmen und das Befinden ihrer Familienangehörigen. Vielleicht kommt dann die Erkenntnis, daß die allgemeine Denk- und Lehrpflicht zuweilen wichtiger wäre, als das allgemeine Wahlrecht, daß das Recht anderer anzuerkennen und ihm Opfer zu bringen, mehr Unrecht aus der Welt schaffen würde, als unerbittlich auf dem eigenen Recht zu bestehen und es ohne Interesse für die Keime des guten Willens im andern mit aller Kraft zu erstreiten, dabei nur eine Sorgfalt des Bedenkens und Abwägens kennend: die Berechnung der Kraftunterschiede und des voraussichtlichen Lohnes der Anstrengung. Muß man denn, wenn man von fremdem Eigennutz, von Mißgunst und Habsucht angefallen wird, zur Abwehr flugs die eigene Selbstsucht und Machtgier entgegenstellen?

Wenn ein Volk auszieht, um einen Teil seiner Volksgenossen von fremder Herrschaft zu befreien — bleibt es denn je dabei stehen? Jedes hält es für seine selbstverständliche Pflicht, seine Erfolge und seine Macht ohne Rücksicht auf die eben noch mit selbstgeglaubtem Begeisterungsfeuer verfochtenen idealen Forderungen der Einheit und Selbständigkeit andrer Völker bis an den äußersten Rand des Möglichen auszunützen. Manches Volk geriet vielleicht nur deshalb unters Joch, weil es ausholte, um ein anderes zu erdrücken und die Kräfteverhältnisse falsch berechnet hatte. (Die Polen entrechten heute noch in ihrer Machtsphäre die Ruthenen, und der Verlust Elsaß-Lothringens war letzten Endes nur die Folge der französischen Gelüste nach dem Rhein.)

*

Sind diese heiligen nationalen Aufgaben, mit denen, wenigstens seit es verantwortliche Regierungen gibt, so ziemlich jeder Krieg begründet wird, vielleicht nur die Maskierung einer wirt-

schaftlichen Jagd? Ich glaube es nicht. Der Mensch ist in seinen tiefsten Beweggründen nicht so nüchtern. Seine Phantasie hat mehr Anteil an seinen großen außertäglichen Entschließungen, als er selbst weiß. Die Vision aufschnellenden Volksreichtums, die Vorstellung, in fremden Landstrichen als Herr und Eroberer zu walten, und der Begriff der Staatsvergrößerung, der Heimatsvergrößerung ist ungemein aufreizend. Schon die Veränderung auf dem Bilde der Landkarte, dieser für alle noch so alt gewordenen Schülergehirne unerhörte Eingriff in das festgelernte Reich des Bestehenden! Vielleicht erscheint nur darum dem naiven Volksmann der Krieg imponierender, ursprünglicher und natürlicher, als das nüchterne Ruhebewahren, Verhandeln, Nachgeben, die Anstrengung, daß keine Veränderung eintrete.

Sieg oder Tod, großer Gewinn und großer Einsatz, namentlich der große Einsatz lockt den tief eingeborenen Spielerhang der Menschen hervor. Es mag weit nützlicher und angenehmer sein, aber es hat nichts mit sich Fortreißendes, sich zu vertragen und mit jedermann auszukommen. Die geistigen, die ethischen Forderungen werden darum, wenn sie die materiellen Interessen aus dem Mittelpunkt des Menschheitstrebens verdrängen wollen, Phantasielockungen mit sich führen müssen, wie die Religionen ihre „Sagen", ihre Jenseitslieblichkeiten und Schrekken, die Wunder der Offenbarung, den Begriff der Allmacht eines Wesens und für die gröber organisierten Seelen die symbolischen Zeremonien, die Götzen oder Heiligenbilder. Für das endgültige Begraben und Vergessen des Kriegsgedankens täte eine Friedensvorstellung not, die mit den Phantasieanregungen des Heldischen wetteifern kann. Es ist schwer zu befehlen, daß nicht der die Oberhand behalten soll, der das Schöne, sondern der das Richtige sagt.

*

Nur einen einzigen Fehler gibt es, der im Leben nie wieder gutzumachen ist: zu sterben. Wie, wenn Goethe mit 19 Jahren gefallen wäre? Oder die anderen: Kant, Helmholtz, Bismarck,

Beethoven, Bach? Man kann antworten: Wer weiß, wie viele im dreißigjährigen und in den andern Kriegen gefallen sind! Die, die wir haben, konnten nur werden, was sie sind, weil jene den Boden für sie erstritten.

Nun, wenn für oder wider solche unbeweisbaren Dinge ein Wort erlaubt sein soll: findet niemand, daß es nach der Revolution und dem napoleonischen Blutregen, nicht nur geistig, sehr matt und leer, namentlich in Frankreich war? Es sei abgesehen davon, daß es als Staat den ersten Platz in der Welt an England abtreten mußte. Aber vielleicht ist das, was wir für die Blüte der bis dahin größten Kulturnation hielten, was um jene Zeit abbrach, nur ein Ansatz gewesen. Erst als die durch den Krieg nicht gelichteten Kinderreihen Generation wurden, kamen die Balzac, Hugo, Berlioz.

Ich nähere mich damit allerdings bedenklich dem eingangs verachteten Standpunkt des Bourgeois, das Hauptargument gegen den Krieg darin zu sehen, daß er weh tut. Wer von uns hätte aber auch nichts vom Spießer, vom Anarchisten und vom religiösen Schwärmer zugleich in sich? Tolstoi ritt täglich während des japanisch-russischen Krieges mehrere Stunden weit zum nächsten Telegraphenamt, um die neuesten Kriegsnachrichten zu erfahren. Er nahm parteiischen Anteil an den blutigen Operationen, am Ausgang des Kampfes... Eine unbedingte, ausnahmslose und vollständige Ablehnung des Krieges ist in Wahrheit durch keine der genannten Typengruppen vertreten. E i n e n Krieg sieht selbst der Anarchist für notwendig und wünschenswert an: die Revolution. Den Kampf um Glaubens- und Gewissensfreiheit sanktioniert wohl auch der Schwärmer für Entmaterialisierung der Menschheitsinteressen und wird ihn nicht unter allen Umständen für vermeidbar erklären. Und der Bourgeois wird durch die Bejahung des Staates zu dem Kompromißstandpunkt gedrängt: „Nur im äußersten Notfall." Für ihn müßte man also eine Tabelle aller erfindlichen politischen Vorkommnisse anfertigen, damit er bestimmen könnte, bei welchem noch nicht, und bei welchem schon die Bezeichnung „äußerst" gelten dürfe.

Manche erhoffen auch vom natürlichen Entwicklungsgang der Zivilisation, indem sie den Kampf jedes gegen jeden in der Urzeit mit dem Ringen unserer Tage vergleichen, das fast die ganze Menschheit in zwei reinlich getrennte Lager scheidet, die baldige Überwindung dieser Form des Konkurrenzkampfes unter den Völkern; aber die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, in China — vielleicht folgen mal auch noch, etwa zur Einschüchterung Japans, die Vereinigten Staaten — läßt den Schlußpunkt dieser Epoche nicht eben für bevorstehend erwarten.

Der Glaube an eine automatische Entwicklung der Kultur und Zivilisation langte längst bei der Überzeugung an, daß deren Hochstand zu Fäulnis und Schwäche führen müsse, daß Unkultur Jugend und Zukunftsmöglichkeit bedeutet. Freilich, außer etwa durch die morose Griesgrämigkeit dieser Kultivierten ist das durchaus nicht leicht zu beweisen. Dann wäre ja auch ein Krieg mit rohester Kriegsfreude die Zeit der Blüte, der Frische und kommenden Kraft eines Volkes, das Zeichen seiner unverbrauchten Seele, und der sanfte religiöse Traum von einer Herrschaft des Geistes auf Erden, einer vernünftigen Güte aller Völker das Zeichen und die Prophezeiung vollendeter Altersschwäche . . . Wer dagegen wollte nicht glauben, daß die heutigen germanischen Stämme ebenso gewaltig wie ehedem siegen würden, wenn sie ins Römerreich einbrächen? Wer wiederum könnte leugnen, daß die Franzosen und Engländer sich heute ganz ebenso tapfer schlagen wie zu Napoleons Zeiten, — und welche Strecken der Zivilisation, vielleicht auch Kultur sind inzwischen zurückgelegt worden!

Ich glaube nicht, daß Mark und Muskeln eines Volkes durch Geistigkeit, durch die Jahrhunderte, die hinter ihm liegen, geschwächt werden, daß sein Charakter sich verändert; ich glaube, daß das Auf- und Abschwellen seiner Tatkraft, sein „Jena" oder „Sedan", vom jeweiligen innern Antrieb, von der Intensität des Glaubens an sich und seine Tat abhängt.

Ich glaube, daß ein Volk, in dessen Charakter es liegt, der Welt den ewigen Frieden bringen kann, wenn es physisch — sicherer vielleicht noch, wenn es geistig zur Herrschaft gelangt.

Das möchte ich mir als den kürzesten und verhältnismäßig einfachsten Weg vorstellen; möglicher erscheint er mir jedenfalls um einige Grade, als daß die Gegner des Krieges in allen Staaten eine sieghafte internationale Partei zu gründen vermöchten, oder daß neue Schiedsgerichte und neue Verträge etwas anderes würden, als ein Mittel mehr im alten Diplomatenspiel.

Valerij Brjussoff:

I. SCHATTEN

Aus den Schatten der Leidenschaft schmiegt sich's, umarmt es,
verflüchtet im Dunkel und lockt um das Pfühl;
es verkrümmen sich Rücken und beugen sich Brüste,
ein brennend Arom umschwelt das Gewühl;
ein kraftlos Erheben, ein willenlos Schmiegen,
ein Vergraben der Finger ins Schulternoval;
als Gestorbner verfolg' ich die schamfremden Schatten
bei erregendem, rauchendem Kerzenfanal.
Ich verfolge im Schimmer gebildnerte Kniee
und sich räuchelndes Haar, Hüftenweißmarmorglanz,
und im Wirbel empor ringelt rauchend die Flamme,
schmiegt Farben und Leib zum chaotischen Tanz!

*

O du Morgenweite aufschäumender Meerbucht
und des schamhaften Tags zinnobernes Licht,
o ihr lenzigen Töne im silbernen Herzen,
und Maria, dein Märchenbild, heilig und schlicht!
O du Tag nach der Nacht des wilden Gestehens,
du Liebesmorgen, wie Perlmutter rein,
o Morgen und Brise und Sonne und Möven, —
als Abglanz dein Lächeln, allüberall dein!
Ein bestrahlter, verliebter, befangener Knabe,
ein entkräfteter, schwimm' ich im strandlosen Traum,
und im Wirbel empor ringelt rauchend die Flamme,
schmilzt Farben und Traum zu chaotischem Schaum!

II. WEIB

Ich sah ein Weib, gekrümmt von Qual und Pein,
und es entblößte schamlos seine Glieder.
Es ward ein jedes Stöhnen wildes Schrein.

Grau gab das Licht sein Schmerzensantlitz wieder.
Aus zahnzerbißnen Lippen floß das Blut.
Der starre Zorn war seinen Blicken eigen.

Und seltsam grob war seiner Worte Wut.
Zuweilen mochten wohl die Krämpfe schweigen,
dann schwieg es schwer, wie ein verendend Tier.

Wenn es nachher sich fiebernd wälzte, wandte
und sich von neuem streckte, starr und stier,
sah man, wie es nun alles häßlich kannte,

wie nun Vernunft und Liebe, alles schwand.
Wunsch blieb nur eines: daß die Qual verginge . .
Berauschend herrschte Blut-Geruch und -Brand.

O Mädchen! Unsrer Gärten Schmetterlinge!
Des Walzers Weise lockt euch auf den Ball,
und wie Magnolien seid ihr lichte Dinge.

Auch eure Stunde kommt, daß ihr im Kampf
ans Lager stemmen müßt und euch verlieren,
die Lider kneift, den Mund verzerrt vom Krampf

und werdet Tieren gleich — auch ihr —
gleich Tieren!

(Übersetzt von Charlot Strasser.)

Ulrich Steindorff:

GOLGATHA

EINE ERZÄHLUNG

Neulich erzählte jemand; und da wurden alle stumm. Denn es war das Leid selber, das den Mund auftat. Die Worte fielen wie Hände voll Sand auf einen Sarg, und es gab durch alle Sinne ein hartes Echo.

Was sind zwölf Tage für einen Lebendigen?

Zwölf brennende Lichter, die der Morgen anzündet und der Abend löscht. Zwölffaches Leid oder zwölffaches Glück, aber doch jedes mit dem Glanz des anderen aus Vergangenem oder Kommendem.

Zwölf Tage halten zum mindesten einen Sonntag in ihrem Schoß, einen Tag, der irgendwie feierlich ist oder sich doch irgendwie feierlich gebärdet. Sie sind ein Marsch, ein Gang, ein Schreiten vom Hochher ins Niedere oder vom Tiefen hoch hinauf; oder beides; oder keines von beiden, wenn großes Geschehen ebene Wege ausgeworfen hat. Aber sie sind lebendige Natur, haben stets Raum zu einem Innehalten, Ausrasten, Atemholen für einen Lebendigen.

Unselige Zeit, wenn sich zwölf Tage anders abwandeln. Denn dann wird ein Gott gekreuzigt und der schauerliche Gang nach Golgatha neu gegangen. Oder der Krieg wirft göttlich Auferstandenes dem Rad der Natur in die Speichen, daß alles, alles, alles Leben stillesteht.

*

Ein dürrer Sommertag. Eine Sonne, die im Staub wandert. Eine Landstraße, die runzlig ist, weil das Elend in Kolonnen über sie hingefahren ist.

Eine Baumreihe wie aus einer Spielzeugschachtel, künstlich; mit Farben, die wie abgegriffen sind. Strohfahnen um halbgebrochene Äste von Platane zu Platane, ein zerfasertes Band, das sich, allen gemeinsam, ins Unendliche fortschleiert.

Felder ohne Frucht. Wiesen ohne Grün, ohne Vieh: tot. Höfe ohne Häuser. Häuser ohne Giebel, ohne Dach, ohne Fach: offene Wunden. Brunnen ohne Rad, ohne Tiefe, ohne Wasser: blind.

Und dabei ein Stück Welt zwischen zwei Städten, die einmal ihren Inhalt gegeneinander ausgeschüttet haben, vom Morgen bis zum Abend, als es noch Morgen und Abend gab und nicht dies gleichgiltige Auf- und Niedergehen der Sonne.

Zwischen zwei Städten im tiefen Galizien. Wer weiß davon? Es könnte auch irgendwo in Kurland sein, irgendwo im Elsaß, in Frankreich, in Polen, in Serbien, in Mazedonien, in Ostpreußen. Warum soll es nicht in Galizien sein? Was sonst Gegenden voneinander unterscheidet, fehlt, weil alles fehlt, was war. Denn das Elend ist in Armeen darüber hingestampft.

*

Mitten im Grau ein Lebendiges. Ein Wanderer im Staub. Geht Gott durch die Welt und spricht sein: „Siehe!"? Wahrlich: Gott muß der sein, der da einsam geht, wo das Menschliche eingeebnet ist zum Grab.

Schritt für Schritt geht er den langen Weg, gebeugt, als läse er sein Evangelium in den harten Zeilen der Straße.

So wandert die Jugend, wenn Frühling ist und Liebe. So wandert eine Mutter, wenn tragender Herbst ist. Aber ein Greis im brennenden August?

*

Ein Tag, zwei Tage, drei Tage. Wie lange er schon auf seinem Wege war? Es begegnete ihm niemand, der ihn fragte. Dem einsamen Sucher rinnt der Sand der Zeit ohne Saum, ohne Marke. Aber aus einem Briefblatt war es zu lesen, daß er lange suchte; aus den Falten, die brüchig waren vom Öffnen und

Wiederöffnen, aus den Flecken von unsicheren Händen, nicht in den vier, fünf geschriebenen Zeilen. Da stand nur sein Ziel, nicht seine Zeit. Die Stadt, die hinter ihm lag; die Stadt, die vor ihm lag. Und dann eine Straße ohne Namen, nicht die große, von tausend Rädern großspurig in die Felder rechts und links vielfach ausgebreitete, sondern die enge, ebenfalls ostwärts. Und dann drei Bäume. Leicht zu finden: drei hohe Bäume hinter einer Höhe. Unverkennbar: drei unzerschossene Bäume.

Und dann auf der zweiten Seite des Blattes: die Gräber, das Grab: der Sohn, vielleicht allein, vielleicht mit den anderen; jedenfalls das Kreuz mit seinem Namen.

Aber kein Wort davon, wie weit die Gräber hinter den Bäumen, die Bäume hinter der Höhe, die Höhe hinter wer weiß wie viel Höhen hinter der Stadt.

*

Auf dem Tisch von einem kleinen Laden lag der Brief vom Tode eines einzigen Sohnes. Dort wurde er zum ersten Male entfaltet. Mitten am hellen Tage war er gekommen, und es wurde dunkel; mitten im Lärm der Großstadt, und es wurde still.

Der Tod eines Sohnes in Galizien, in Kurland, in Flandern. Wer glaubt an den Tod, der fern gestorben wird? Welke Gedanken blühen auf, alte Bilder färben sich jung. Erlebtes steht auf und wird tausendfach lebendig. Und es schreien Ängste vieler Wochen, brechen Tränen los, schütten sich aus und werden wieder still.

Wer ist Bürge für den Tod? Ging nicht auch Mutter Maria zur Gruft und fand sie leer?

Krieg, Kreuzgang der Millionen, Schrecken der Mütter und der Väter mit Botschaften, die Ihr nicht versteht, mit dem Tod, den Ihr nicht seht, den ewigen Lampen der Hoffnung, die nicht ausbrennen. Am Tag der großen Heimkehr werdet Ihr stehen und durch die Reihen der Kommenden suchen. Noch tausend Mal wird die Tür aufspringen und Ihr werdet erschrecken, tausend Mal eine Stimme hören, die verklungen ist.

Selig sind, die ihre Toten begraben dürfen und wissend schlafen gehen.

Die Tür vor einem kleinen Laden ging zu. Ein alter Vater wollte suchen, wissen, suchen im Ungewissen. Trotz seiner Armut ging er und ließ alles hinter sich, was ihn erhielt. Für Menschen, die ihn fragten, hatte er keine Antwort; für Sorgen der Zukunft, die ihn ansprachen, keine Stimme. Sein Einziges, Letztes war nicht mehr. Nichts war mehr für ihn auf Gottes weiter Erde als ein toter Leib. Den wollte er heimholen in seiner Armut, betten können, zudecken, weich, weich zudecken.

Er war ohne Tränen, denn man weint nicht, solange man sucht.

*

Vier Tage, fünf Tage, sechs Tage. Hinter der Höhe die Bäume. Drei unzerschossene Bäume. Nackte Stämme und nackte Äste mitten im Sommer. Phantastische Weiser zu einer unendlichen Gräbermulde.

Kreuze, Kreuze, Kreuze. Namen, Namen, Namen. Tausend Söhne von tausend Eltern.

*

Man muß alt sein, um ruhig suchen zu können. Junge Augen überblicken rasch, aber sie lassen Lücken beim Sprung von Kreis zu Kreis. Langsam Schritt für Schritt gehen, ist Zucht des Lebens.

Der Vater ging und las, ohne Angst, ohne Hast, plötzlich mit der Sicherheit aller Friedhofgänger, daß er finden würde. Verwischte Buchstaben, die Wind und Regen hatten löschen wollen; flüchtige Zeichen, die irgend ein Befehl nicht hatte vollenden lassen, nichts, gar nichts entging dem Gebeugten. Er stand an großen Gräbern, die Auskunft gaben ohne Namen, und an kleinen Gräbern. Schritt für Schritt ging er und Stunde um Stunde. Und Wort um Wort tilgte er aus der Fibel des Todes, die da offen aufgeschlagen lag.

Lange vor Abend noch fand er: den Sohn; den Jungen, seinen Jungen. Ein Kreuz zwischen Kreuzen, ein Grab zwischen Gräbern, einen Toten unter tausend Toten.

Irgend etwas fiel in ihm, fiel und schlug hart auf. Es war kein Erschrecken, war auch kein Entsetzen vor der Wahrheit.

Aus dem brennenden Sand, mitten in der ungeheuren Leere wuchs ein Unbekanntes auf, eine grellrote Blume mit zackigen Blättern, wuchs über den Himmel hin, kroch vom Jenseits über die Fläche, brannte in Flammen zwischen all den Gräbern, röter und röter, und zerbarst in Nacht.

Als es Morgen wurde, weinte er.

*

Am achten Tage schnarrte der Wind um die Bäume an der Höhe, und die Wolken flogen rabenschwarz dicht über die Sandkämme hin.

Ein Gefährt pflügte den Kiesweg aufwärts, ein gespenstisches Gefährt im grauen Mittag. Zwei hohe Räder mit Speichen, die Granatsplitter angenagt hatten; vielleicht der letzte Rest einer Munitionskolonne. Zwei Stränge und ein müdes, abgefallenes Kosakenpferd. Und der Vater zwischen den Rädern auf einem Brett, das im Wippkreuz über die Achse gelegt und gebunden war.

Was kann eine Stadt, die der Krieg leer gebrannt hat, geben? Eine Stadt ohne Handel, ohne Wandel; eine Stadt, der kaum mehr Menschen geblieben sind als stehende Häuser? Dem Zahlenden? Nichts! Dem Suchenden? Dinge ohne Wert, die dem Augenblick Schätze werden. Dem Bittenden? Wenn er hungert, wohl ein Stück hartes Brot. Wenn er ein Vater in Qual ist und Greis und den toten Sohn holen will, und wiederzukommen verspricht? Das letzte Lebendige: ein Pferd.

Wenn es nun unterwegs stirbt? Aber warum soll es eher sterben, als die, die es leihen? Es ist so vieles gestorben gestern, vorgestern, alle die Tage. Einmal muß der Tod doch weiterziehen, weiter, weiter. So karge Ernte lohnt sich nicht.

*

Die Zügel hängen, der Graue braucht sie nicht. Aber auf halber Höhe greift sie der Alte, läßt sich zu Boden, geht neben dem Pferd und biegt quer ab. Erst über eine versenkte Rasen-

brücke, die ein Geschoß aus dem Graben gehoben hat, dann über den öden Sand, mühsam, weit, in den lagernden Dunst hinein.

Irgendwo hat vor kurzem noch eine Mühle gestanden. Mehr hätte ihm der Gütigste nicht schenken können. Das Mühlhaus war nicht mehr, aber die Steine und gebrochene Flügel. Flügel, die mit grauem Zinkblech beschlagen waren. Einmal hatten sie wie ein Lichtrad über Land geblinkt, aber auch nur ein einziges Mal.

Durch den Tag klang Arbeit, friedsame Arbeit; ein Hämmern im Takt. Der Vater richtete, bog vier Seiten zu einem Sarg. Es war ein rissiger Sarg. Stricke mußten ihn halten.

*

Von dieser Stunde an wuchs ihm die Zeit ins Gigantische. Schritte wurden zu Meilen, Augenblicke zu endlosem Dasein. Der Vater erlebte noch einmal sein Leben im Leben seines Sohnes. Kinderjahre stürzten sich wider ihn mit ihrem Glück, Knabenjahre schlugen über ihn zusammen, Reife, Fallen. Einzelne Worte tönten, und der Ton dehnte sich und klang nicht aus; klang nicht aus.

Wind fuhr über das Land und drückte alles fest aneinander, schnürte die Brust ein und hielt den Atem fest.

Wie weit doch ein Weg ist, wenn man das Ziel kennt und sich ängstet. Und wie man sich ängstet, wenn man Schritt für Schritt dem Grauenvollen näherkommt, das man erreichen muß. Wer fahren könnte, geht zu Fuß, und wer zu Fuß geht, hält inne, ohne doch zu rasten.

Die ganze Welt wird unwirklich vor der großen Angst eines Menschen. Der Himmel spannt sich in trostloser Ferne, streng und eisig, und der Boden, auf den man tritt, schmiegt sich samten unter dem Fuß. Was sich greifen läßt, schmilzt in den Händen. Das Harte wird versöhnlich und das Versöhnliche hart.

Wer nie gebetet hat, betet um ein Wunder. Wer nie geglaubt hat, kniet in Gethsemane.

*

Drei Stiche mit der Grabgabel in den kalten Sand. Nur drei Stiche; dann nahm der Vater die Hände und schürfte die eingesunkene Erddecke über dem Toten. Handvoll auf Handvoll.

Der Wind stand still und die Wolken standen still. Seine Gedanken setzten aus und sein Herz.

Eine schwarze Wunde in dem gelbgrauen Tuch einer Uniform, wohl eine Fingerspanne über dem stumpfen Knopf der linken Tasche.

Und der Alte trug, ein wandelndes Kreuz, den toten Sohn vorbei an den tausend Kreuzen, fort über das Golgatha zwischen den Hügeln.

*

Die Bäume an der Höhe schnarrten. Das Pferd schrak zurück. Der eine Strang straffte sich seitlich, schlug wie eine schwirrende Sehne von unten her gegen das wippende Brett, gegen den Sarg, dass er sich aus dem Gleichgewicht schob und dumpf auf den Boden stieß. Der Alte wurde gehoben und fiel.

Langsamer wurde die Fahrt, müder die Schritte am tiefen Abend, in der dunklen Nacht, in der lichterlosen Stadt.

Dort hielt der Vater Totenwache, bis ihn ein Gespann von weither mitnahm mit all seiner Last. Und am zwölften Tage mündete sein Weg in die breite Straße von der Grenze zur Heimat.

*

Mitten in der großen Stadt ein alter Mann, der seinen Sohn eingebracht hat vom Felde des Todes. Mitten im Lärm ein stiller Mensch voll dunkler Gesichte mitten am Tage.

Woher kam der Schmerz? Wohl eine Fingerspanne über der Uhrtasche saß er, bohrte sich tief, fror sich ins Innerste. Kam er von dem Sturz zwischen den hohen Rädern? Kommt denn ein Leiden anders, als vom Stürzen irgendwoher ins Tiefe?

Neulich erzählte jemand: ein Arzt.

Der alte Vater hatte gesprochen, von seinem Sohn gesprochen, vom Gefundenen und vom Heimgebrachten. „Er war jung", hatte er gesagt und die harten Finger über dem Herzen gespreizt. „Er war jung", hatte er gesagt und:

„War das alles nötig?"

Paul Boldt:

FREUNDIN HÖRERIN

Die Gegenwart der Nacht macht alles schlimmer.
Die Phantasien der Lust entlaufen schnöde,
Die Uhr schreit häßlich in der Herzeinöde,
Ins Zimmer fliegen die früheren Zimmer.

Unter die Stirne flieht die Gliederherde.
Im Mund weißkleinen Zähnelichtes schreit es,
Und Schrecken wächst im Antlitz wie ein zweites:
Ach, ach, es friert über mich hin aus Erde.

Und das Bewußtsein glaubt noch nicht einmal
Der chemischen Erlösung von dem Leide.
Das Antlitz abgestreift an eine Weide,
Mit Felderarmen liegen wir im Tal.

Ich mußte haltlos altern aus der Jugend
In dieser weißen, häuserigen Stadt.
Auf krummem Himmel frei zu stehen matt,
Den Schädel in die Martermauern fugend.

Im Himmelsgrund voll Schatten, Wind und Straße
Erscheinen wir, die sich bewegend tun.
Aus Augen fliegt über den dunklen Schuhn
Der Regenbogen durch die Antlitzmasse.

Antlitze kommen auf in dem Tierhaar,
Die Einzelaugen an die meinen spülend.
Und ein Gesicht, Auswuchs der Seele, fühlend
Einschwebte Stirn zur Stirne, scheues Paar.

Wir arbeiten. Mich freut es, dich zu sehn
Freundinnenlippenrot, anthropomorph.
Wir bauen in die Stadt uns kleines Dorf
Schädelbluthäuser und Armealleen.

Das Herz geht in den Händen hin und her.
Die Augen füllen sich an einem Strahl,
Mit Bäumebildern, Städten an dem Meer.
Der Strahl ist aus der Sonne, Tag geheißen.

GLOSSEN

Zürcher Tagebuch.

MINDERHEITEN.

Wohl haben die Völker und die Individuen jetzt vollauf mit der Gegenwart zu tun. Nur daß es, recht betrachtet, keine Gegenwart gibt. Jeder Handelnde bereitet Zukunft, jeder Ruhende hält sich bei seiner Vergangenheit auf. Selbst die Pausen zwischen Vergangenheit und Zukunft sind Krisen, die über das Rückwärts oder das Vorwärts entscheiden, gemischt aus Vergangenheit und Zukunft, die einander bekämpfen. Es liegt nahe, daß heute die „politischen Erzieher" der Völker, die diese Eigenschaft der freiwilligen oder unfreiwilligen Unterwerfung unter die Machthaber verdanken, mit Vorliebe über Minderheiten spotten, — denen sie zuweilen, in ihrem Innersten, selbst angehören. Jedoch, die Minderheit von heute kann morgen zur Mehrheit werden.

Die Widerstände, die sich in den verschiedenen Ländern den Minderheiten entgegenstellen, entsprechen auch im allgemeinen dem *freien Spiel* der Kräfte in den politischen Ländern. In demokratisch regierten Ländern haben Minderheiten eine gewaltige Bedeutung. Je absoluter ein Land regiert wird, desto wirkungsloser bleiben Handlungen von Minderheiten, es sei denn, die Minderheit stütze die Macht — gegen einzelne, wobei sie, die zur Macht, das heißt zur Mehrheit strebt, sowohl aus der Tatsache ihrer Minderheit, wie aus dem Machtprinzip den doppelten Nutzen zieht. Man nennt eine solche politische Gruppierung „Fronde". Und ich werde zu jeder Minderheit mehr Vertrauen haben, als zu einer Mehrheit, die es nicht versteht, ihrem politischen Hauptapparat den Dynamo einer motorisch diese ihre Minderheit antreibenden und ihre Gegenwartspolitik übertreibenden Energie anzuschließen. Alle großen politischen Parteien besitzen ihre zentrifugalen Kräfte.

Jeder, der nicht „mitmacht", aber zum Äußersten entschlossen ist, um die Möglichkeit zu schaffen „mitzumachen", stellt eine politisch gewichtige Minderheit dar. Da aber die politische Maschine — ich kann es nicht oft genug wiederholen — ein an Umfang und Kompliziertheit gewaltiger Apparat ist, der sich nicht von heut auf morgen aufbauen läßt — das Fiasko der Rooseveltschen Sezession in Amerika! —, so müssen sich die Minderheiten, um wirksam zu werden, organisieren. Jeder, der sich politisch betätigt hat, weiß, was von den Idealen seiner Partei bis zu den ersten praktischen Versuchen, sie zu verwirklichen, auf dem Weg liegen bleibt. Die

Parteigänger des Herrn von Heydebrand und die Gläubigen des echten oder des vorgestellten Marx enden auf ihren Wahlgängen beim Bauern oder beim Arbeiter, im Gutshof oder im Wirtshaus, und die entscheidenden Argumente für die Gewinnung eines Mannes, der nun für oder wider eine Weltanschauung stimmen soll, gehen selten über die aktuelle Bedürfnisfrage hinaus — was ich nicht nur begreife, sondern billige. Denn die Voraussetzung einer Propaganda für eine große Idee ist das Interesse für die Lebenshaltung überhaupt, sodann für die möglichst baldige, die möglichst sichere, die möglichst bedeutende Hebung der materiellen Lebenshaltung von Menschen, an deren Geistigkeit man appelliert.

Der Parteisekretär, der in Wahlversammlungen spricht, pflegt es materiell um vieles besser zu haben, als die Menschen, die ihm Ohr und Herz öffnen.

Leidet die Idee darunter? Manchmal, und dann haben wir es mit plattester Demagogie zu tun. Sonst: finden wir uns mit der *Technik* der politischen Arbeit ab, so sie durch dick und dünn zur Idee hinstrebt, die es zu erkämpfen gilt mit den Mitteln, für die die Masse — mit Recht — in erster Linie empfänglich ist.

Eine Politik des Geistes wird sich der selben Mittel bedienen müssen, wie etwa eine landschaftlich beschränkte Kartoffelpolitik. So daß im Grunde die Demokratie als politische Einrichtung ebenso aristokratisch wäre, wie eine Aristokratie, die sich gegen sie wehrt. Auf den erreichten Gipfeln stellt sich der Sinn des politischen Kampfes ein, der Weg hinauf kann im besten Fall nur der gleiche sein für alle Parteien. Schlußfolgerung: es muß immer wieder und gerade jetzt gewarnt werden vor sentimentalen Individualismen, vor Programmen und Manifesten, die schöne, richtige Worte enthalten, *Worte,* wenn nicht der politische Apparat für sie arbeitet. Die Verfasser müssen sich in den bestehenden Apparat eingliedern, wenn sie nicht ein neues, wirksames Hebelwerk schaffen, wozu die Anstrengung einiger Generationen gehört, müssen den Apparat selbstgelenkig bedienen und kontrollieren. Politische Ideale haben wir seit hundert Jahren, so prachtvolle, wie sie nur sein können. Verwirklichungen lassen auf sich warten. Die politische Maschine hat immer und überall die politischen Ideale zerrieben. Unsere politische Tragödie. Die Redner der Frankfurter Paulskirche wären große Politiker gewesen, wenn sie etwa Bismarck und seine politische Wissenschaft auf ihrer Seite gehabt hätten. Sie hatten sie gegen sich, und die Geschichte machte sie zu Rhetoren.

Der Dilettantismus in politischen Dingen bei uns ist haarsträubend. Die „geistigen Führer" des Volkes schreien nach politischer Erziehung, — aber sie haben, mit dem Korrespondenten eines großen deutschen Blattes in Paris, die dortigen Radikalsozialisten für radikale Sozialisten gehalten, während die französischen Radikalsozialisten in Wirklichkeit etwa unsern Freisinnigen entsprechen, und sehen heute noch in Caillaux den französischen Deutschenfreund, obzwar jedermann in Frankreich weiß, daß er, wenn überhaupt etwas, gar nichts anderes vermag, als für die *Guerre à outrance* eintreten.

Auf anderen Gebieten ist es nicht besser ... Ich führe absichtlich nur „Kleinigkeiten" an.

„Politische Erziehung?"

Es wäre Zeit, ernsthaft damit anzufangen. Der jetzige Zustand böte die beste Gelegenheit dazu, wenigstens in Angelegenheiten der auswärtigen Politik.

HERVÉ.

Im ersten Aufsatz des Heftes erinnere ich an die aufrechte Haltung, die Gustave Hervé zu Beginn des Krieges in seiner Zeitung „La Guerre sociale" einnahm. Nicht nur, daß er in seinen Leitartikeln leidenschaftlich gegen die Schreikrämpfe der nationalistischen Presse, den Spionenfang und den Deutschenhaß einer durch Routiniers aufgeregten Menge anging, — in den Redaktionsräumen seiner Zeitung eröffnete er ein „Deutsches Konsulat", durch dessen Vermittlung Deutsche, Österreicher und Ungarn, die in Paris zurückgeblieben waren, geschützt und versorgt wurden. Deutsche Frauen mit ihren Kindern fanden Aufnahme in den Familien französischer Sozialisten. Er ließ sie auch nicht im Stich, als sie in die Konzentrationslager abgeschoben wurden. Die „Guerre sociale", die vor dem Krieg zweimal in der Woche erschienen war, kam nun täglich heraus und wurde in kürzester Zeit eines der meistgelesenen Organe der französischen Presse. Das ist sie bis heute geblieben. Nur heißt die „Guerre sociale" seit dem 1. Januar 1916 „La Victoire", und man kann nicht daran zweifeln, daß Hervé, der früher die französische Fahne auf einem Misthaufen aufpflanzen wollte und als Antimilitarist radikalster Färbung viele Jahre seines Lebens im Gefängnis zubrachte, sich heute die Sympathien der radikalsten Militaristen erworben habe, — derart, daß die Zensur ihm zur Zeit der französischen Offensive in der Champagne die heftigsten Artikel gegen hohe und höchste Offiziere durchgehen ließ, denen er vorwarf, daß sie ihre Truppen gegen Drahtverhaue schickten, die nicht zuvor von der Artillerie zerstört worden seien. Diese Artikel durften erscheinen, gleichzeitig mit denen des royalistischen Führers Charles Maurras, worin vom Militärkommando die unverzügliche Füsilierung Hervés verlangt wurde. Die französische Zensur hatte also wenigstens Methode. Als ich, nach langer Zeit, wieder einen Artikel von Hervé lesen konnte, war er „An eine besorgte Seele" betitelt und schloß mit der Aufforderung: „O mon frère paysan, tu peux tuer ces hommes avec sérénité": Mein Bruder, du kannst diese Leute, die Deutschen, alle, ohne Gewissensbisse töten, mit erhabenem Gleichmut. Nicht einmal Karl Liebknecht findet Gnade vor ihm. Er hat ihn nach allen Seiten gedreht und gewendet, ihn für unwürdig befunden und verurteilt. Wie das kam? Durch die Enttäuschung, die das deutsche Volk im allgemeinen und besonders die Sozialdemokraten ihm bereiten mußten. Er hat, als früherer Rechtsanwalt, gegen die deutsche Partei ausführlich, mit Rede und Gegenrede, den Prozeß geführt — nicht mehr als der Syndikalist, der er ein Leben lang mit rücksichtslosem Mute war, sondern als Blanquist, zu dem die Ereignisse und sein Temperament ihn gemacht haben. Sein Fall ist typisch. Vielleicht komme

ich dazu, ihn mit der notwendigen Ausführlichkeit zu schildern.

Ich habe den Mann gekannt. Er ist nicht der Hanswurst, für den so mancher heutige deutsche Radikale ihn auf den internationalen Kongressen halten mochte, — weil er, für seine Überzeugung verurteilt, mit Lachen und durchaus ohne viel Aufhebens ins Gefängnis übersiedelte. Wer wollte ihn einen Führer nennen? Aber: wo waren denn unter den Leichenbittern der deutschen Unentwegten die Führer? Vor lauter Demagogen sah man keine Politiker mehr, vor lauter Schriftgelehrten keinen *Mann*. Sie mögen einander, nachdem Bebel und Jaurès tot sind und im Glauben an die letzte Illusion, die sie mit diesen Namen verknüpfen, volle Absolution erteilen.

„DEMAIN."

Seit dem 15. Februar 1916 erscheint in Genf eine Halbmonatsschrift „Demain" die Henri Guilbeaux herausgibt. Sein Programm: „Demain sagt, was die Presse ihren Lesern sorgsam verschweigt: Ansichten von Schriftstellern, Künstlern, Soziologen, die Menschen geblieben sind, und veröffentlicht vielfältige und zahlreiche Dokumente aller Art, die nur einigen Privilegierten bekannt sind." In der dritten Nummer interessieren Zuschriften französischer Soldaten: „Ich kehre heute an die Front zurück. Ich kann es nicht, ohne dir ein Bravo für deine tapfere Zeitschrift zuzurufen." Ein anderer verspricht, die Zeitschrift „viel herumzuzeigen, um sie bekannt zu machen". Die Zeitschrift erscheint bei J. H. Jeheber in Genf, 28 Rue du Marché. Sie ist bunt, lebhaft, tapfer und in ihrem Glossenteil ein wahrer Taubenschlag, wo sich die sagenhaften Ölzweige häufen, Vorboten des Friedens aus allen Himmelsrichtungen. Der Herausgeber geht in seiner Auffassung über die Probleme, die der Krieg aufgeworfen hat, weiter als sein Meister und Freund Romain Rolland, den er in einer Flugschrift gegen ebenso dumme wie maßlose Angriffe französischer Literaten und Journalisten verteidigt hat. Natürlich hat die große Presse in Frankreich getan, wie *große Pressen* immer und ungefähr überall zu tun pflegen: sie hat, nach einer langen Reihe sorgfältig gesteigerter Injurien gegen Romain Rolland, bei welcher Arbeit der „Matin" sich besonders hervortat, von der Verteidigung durch Guilbeaux, die statt aus Beschimpfungen aus Argumenten bestand, keine Notiz genommen.

PAZIFISMUS.

Diese Zeitschrift rechnet sich nicht zur pazifistischen Literatur. Ich glaube nicht, daß wir eine Regelung der Gegensätze im Leben der Völker, die beileibe nicht nur wirtschaftlicher Natur sind, erleben werden. Jedenfalls wird das Ende des Krieges kaum durch einen „Sieg der Vernunft" erreicht werden, ebensowenig wie seine Beendigung, sie mag sein wie sie wolle, die erwähnten Gegensätze aus der Welt schaffen kann. Es ist und wird eine Unsumme Kleinarbeit zu verrichten bleiben, um auch nur die Basis wenigstens für eine vernunftgemäße Regelung von Dingen herbeizuführen, die ganz allein Angelegenheiten der Vernunft sind.

Die Leute irren, die vom Pazifismus mehr erwarten, als die Herstellung und — wenn ich so sagen darf — Konsolidierung einer Atmosphäre, und tun den repräsentativen Führern des Pazifismus unrecht. Der Pazifismus ist keine politische Bewegung, sondern eine geistige Verfassung, in der Individuen sich befinden, behaupten und handeln.

Im dritten Heft der „Internationalen Rundschau" drückt sich ein berufener Führer des Pazifismus, Dr. Alfred Fried, also aus:

„Wenn man aber eine Definition der pazifistischen Bewegung in ihrer Gesamtheit geben will, so muß man zu einer negativen Feststellung greifen. Die Einheit liegt nicht in dem, was ihre so verschieden gearteten Anhänger wollen, sondern in dem, was sie n i c h t wollen. Nur die Ablehnung des gegenwärtigen Zustandes der zwischenstaatlichen Beziehungen und der sich daraus ergebenden Verhältnisse bildet das einigende Band der Bewegung."

Ich möchte den Pazifismus mit der Enzyklopädie vergleichen: keine politische Bewegung, aber ein Wille, der sich, vielgestaltig, auslebt. Es ist leicht zu sagen, daß etwa Voltaire der Anstifter der großen Revolution gewesen sei. Jedoch, diese war, weit von Voltaire, sogar von Rousseau nicht unbeträchtlich entfernt, ein politischer Gewaltakt, und vortreffliche Kameraden, die auf der Flöte die Macht des Geistes zu variieren pflegen, möchte ich — nicht auf Taine und andere Historiker, nein, nur *ganz menschlich* und durch das Beispiel eines Einzelschicksals vielleicht überzeugender, als durch jedes geschichtliche System, auf das Schicksal eines Rivarol hinweisen und zweier Dutzende von andern Geistigen, die mit der Explosion des politischen Ereignisses aufflogen.

das sie in jeder Weise vorbereitet hatten,

und das, für die Überlebenden, im Verlauf von zehn Jahren seine Gewalt gegen sie kehrte nach Gesetzen, die stärker waren, als sie. Der Geist kann und soll administrieren, die Politik gehört zur Exekutive. Deshalb wird eine starke Politik immer zur Exekutive hinstreben. So unmöglich es mir scheint, einen lebendigen Menschen zu zweiteilen in einen „Philosophen" (im Sinne der Enzyklopädisten und Pazifisten) und in einen brutaleren Politiker, so sehe ich darum doch nicht ein, warum der Politiker nicht ein Philosoph oder der Philosoph ein Politiker sein solle. Ich erinnere mich an eine — polemische — Schilderung des Philosophen Péguy, die den Politiker Jaurès als Interpreten Bergsons und an den Seineufern hinhallenden Sänger Hugo'scher Strophen zeigte: im Handgemenge des Dreyfushandels und politischer Kampagnen. Die Forderung, die heute dringender ist, als je, bleibt: die Ablehnung des parteipolitischen Routiniers als politischen Führers, die Notwendigkeit, daß ein solcher Führer ein „Repräsentant seines Volkes" sein müsse. Der Reichstagsabgeordnete Franck, ein frühes Opfer des Krieges wie Péguy und Jaurès, galt fast als Dandy, weil er zuweilen, im Smoking, Berliner Theaterpremièren besuchte, ein anderer deutscher Reichstagabgeordneter wurde lächerlich, als ein politischer Gegner im Reichstag Verse von ihm vortrug, ein anderer, weil er im

Theaterbetrieb ein soziales Problem entdeckt hatte, wieder ein anderer, weil er sich, mit unendlicher Vorsicht, für moderne Malerei interessierte. Dagegen wohnte ich in der französischen Kammer einem heftigen Angriff auf Maurice Barrès bei, den der Gegner mit einer keineswegs banalen Würdigung des Verfassers von „Le Jardin de Bérénice" und anderer „bedeutender Werke des französischen Geistes" einleitete; und wenn in England Bernard Shaw zuweilen als ein Narr hingestellt wird, so liegt das teils an seiner unüberwindlichen Neigung, Spässe zu machen, die ihm ernst sind, teils, beim Engländer, an der Eigenschaft des Dichters als Kelte. Den haben aber selbst in England diese Umstände nicht zurückgehalten, im politischen Kampf eine beträchtliche politische Rolle zu spielen. Der Politiker führt aus, der Schriftsteller bereite die Politik vor.

Das zweite Kaiserreich zerbrach in Sedan. Wer kann wissen, ob es nicht Sedan überlebt hätte, wenn nicht Millionen Köpfe durch „Napoleon le Petit", die „Châtiments" und einige hundert andere, minder bedeutende Geisteswerke auf die Katastrophe vorbereitet gewesen wären?

Victor Hugo beging übrigens einen großen Fehler, den Politiker wie Benjamin Constant, Chateaubriand, Lamartine, Renan, Barrès sorgfältig vermieden: er machte aus dem Rednertisch des Senats eine Bühne für literarische Kleinkunst. Also konnte er keine direkten politischen Erfolge davontragen. Bei uns hat Friedrich Naumann die Stellung eines Repräsentanten des geistigen Deutschland mit Erfolg erstrebt. In jeder Partei sitzen ein paar, die mehr, als parteipolitische Kampfhähne sind, Konrad Hausmann und Haas bei den Freisinnigen, ein halbes Dutzend im Zentrum, Calker bei den Nationalliberalen — die, sollte man meinen, in dieser Beziehung eine gewisse Tradition haben — einige, die nie sprechen, bei den Konservativen, die wenigsten unter den Sozialdemokraten. Aber wer wüßte nicht, daß sie von ihrem Wissen um Geistiges bisher einen schamlos prüden Gebrauch gemacht haben, in der Hinterstube von Zeitschriften und in den Wandelgängen des Reichstags, wo die bequemen Klubsessel stehn?

Darnach wird man es mir nicht übelnehmen, wenn ich Adolf Grabowsky die größte Achtung bezeuge, von dem ich nicht weiß, welche Erfolge er in seiner — der freikonservativen Partei — haben wird, der aber für seine Sache, die ganz und gar nicht die meine ist, seine ganze Person einsetzt in einem Maße, daß nicht einmal das Geschwätz seines Mitarbeiters Oskar A. H. Schmitz ihn kompromittieren kann? Er war kulturkonservativ, lange, bevor andere, seine Gegner, bei Ausbruch des Krieges sich plötzlich zu Kulturkonservativen aufrafften, er machte, neben der „Zeitschrift für Politik", das „Neue Deutschland", an dem sich seither „bewußt" gewordene Journale wie die „Süddeutschen Monatshefte" ein Beispiel nehmen sollten, und war und ist und bleibt, durch all das, in all dem ein Dichter von Rang, der Schöpfungen des künstlerischen Geistes mit ganzem Herzen aufnimmt und die geringste geistige Anregung mit leidenschaftlicher Freude annähme. Ich wünschte, er säße auf den Bänken der Freikonservativen

im Parlament und gewänne seine Parteigenossen für den unvermeidlichen Rückzug auf die nationale Kultur, der sich, bei den konservativen Parteien der andern europäischen Länder, längst vollzogen hat. Denn es ist klar, daß von seiner Partei in zwanzig, in fünfzig, in hundert Jahren nichts mehr bestehen wird, wenn sie diesen Weg nicht einschlägt.

Man braucht Gegner, um vorwärts zu kommen, und je besser sie sind, desto besser wird die nationale Politik sein, die der Angelpunkt für alle Politik bleibt — und der Weg zur Verwirklichung aller Utopien.

Der Pazifismus?

Keine Partei. Keine politische Bewegung.

Die Diagnose einer Krankheit, an der die Menschheit gesunden kann.

Rudolf Kayser erinnert an Wienbarg.

In Ernst Joëls „Flugblättern an die deutsche Jugend, ausgegeben von der Berliner Freien Studentenschaft" hat Rudolf Kayser das 12. Heft mit Bruchstücken aus L. Wienbargs: „Ästhetischen Feldzügen" gefüllt. Er bemerkt dazu in einem kurzen Vorwort:

„Es ist von deutschen Manifesten zwischen Lessing und Nietzsche der hellsten und wichtigsten eines, mit kühner Leidenschaft geschrieben. Es ward das Programm jener die Romantik ablösenden Literaturrichtung des ‚jungen Deutschland'. Müde des Ästhetizismus und passiven Individualismus, unter den Wirkungen der Julirevolution und der politisierenden Philosophie Hegels erhoben die Jungdeutschen ihre Forderungen: das Denken auf die Wirklichkeit zu lenken, die Kunst wollend und politisch zu machen . . ."

Aus den Bruchstücken seien einige Sätze hervorgehoben:

„Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten. Ein jeder Schriftsteller sollte nur gleich von vornherein erklären, welchem Deutschland er sein Buch bestimmt und in wessen Händen er dasselbe zu sehen wünscht. Liberal und illiberal sind Bezeichnungen, die den wahren Unterschied keineswegs angeben. Mit dem Schilde der Liberalität ausgerüstet sind jetzt die meisten Schriftsteller, die für das alte Deutschland schreiben, sei es für das adlige, oder für das gelehrte, oder für das philiströse alte Deutschland, aus welchen drei Bestandteilen dasselbe bekanntlich zusammengesetzt ist . . . Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, flüchtige Ergüsse wechselnder Aufregung, aber alle aus der Sehnsucht des Gemüts nach einem besseren und schöneren Volksleben entsprungen. Ich hielt sie als Vorlesungen auf einer norddeutschen Akademie, hoffe aber, sie werden den Geruch der vier Fakultäten nicht mit sich bringen, der bekanntlich nicht der frischeste ist. Ja, begeisternd ist der Anblick aufstrebender Jünglinge, aber Zorn und Unmut mischt sich in die Begeisterung, wenn man sie als Züchtlinge gelehrter Werkanstalten vor sich sieht. Sklaverei ist ihr Studium, nicht Freiheit. Stricke und Bande müssen sie flechten für ihre eigenen Arme und Füße, dazu verurteilt sie der Staat. Die

Unglücklichen, wie haben sie mich gesucht und geliebt, als ich ihnen die Freiheit wenigstens im Bilde zeigte ... Zu warnen aber sind junge Männer von Kraft und Talent, sich nicht unbedacht jener edlen Täuschung hinzugeben, als ob sich dennoch ein zeitgemäßer und volkstümlicher Wirkungskreis für sie auf unsern Universitäten erschwingen lasse ... Denkt daran, daß alle großen Deutschen der neueren Zeit nur zu ihrem Unglück deutsche Universitätslehrer geworden sind, daß ein Fichte, Schelling, Niebuhr, Schleiermacher, geborene Tribunen des Volkes, für das Volk und ihren eigenen höheren Ruhm verloren gegangen sind. Fichtes Reden an die deutsche Nation verhallten nicht bloß deswegen in den Wind, weil die Nation taub war, sondern weil zwischen ihr und ihm eine Scheidewand aufgerichtet war, die selbst Fichtes eherne Stimme nicht zu durchdringen vermochte ...

Betrachte ich die geistige und leibliche Lebendigkeit jugendlicher Völker, z. B. einst der Griechen und unseres eigenen Volkes und vergleiche diese mit den europäischen der Gegenwart, so sehne ich mich unter jenen geschichtslosen Menschen zu leben, die nichts hinter sich sehen, als ihre eigenen Fußstapfen und nichts vor sich als Raum, freien Spielraum für ihre Kraft ... Wir sind krank an unserer Historie, und wir werden vielleicht darüber hinsterben, ehe wir uns den Mut fassen, den unheilbaren Sitz unserer Krankheit einzusehen und uns dem wunderbaren Genius anzuvertrauen, der verjüngend durch die Welt schreitet. Jedoch steht dem Trübsinnigen, das in dieser Ansicht für uns liegt, der Spruch der Hoffnung gegenüber, daß ein Augenblick alles umgestalten kann, so im Schicksal des Einzelnen, als im Schicksal der Völker und Nationen. Was aber der Jugend, als dem Element im Staat, das die neue Geschichte bildet, jedenfalls obliegt, ist der feste Vorsatz, nach Kräften den bezeichneten Weg einzuschlagen, ist der feste Wille, sich immer entschiedener von der Lüge loszusagen, immer deutlicher sich des Gegensatzes zwischen dem Alten und Neuen bewußt zu werden, jung und jugendlich zu leben, das Handwerk fahren zu lassen und die Kunst zu ergreifen, das Unschöne in Wort und Tat an sich und andern nicht zu dulden, ihr Ohr dem Wehen des nahen Geistes nicht zu schließen und, weder gedankenlos und leichtfertig dahinlebend, noch schwermütig brütend, die Blüten des Lebens und der Wissenschaft mit jugendlicher Unschuld und Heiterkeit zu pflegen.

Es muß anders werden, das sollte das Gefühl sein, das sich aller bemächtigte ... Bildung ist ein weites Wort und läßt sich viel darein fassen ...

Wo die Grundwurzel dieses Übels liege, ist leicht abzusehen. Die Griechen hatten's leichter, sich zu bilden, sie wuchsen schon als Kinder in solche Bildung hinein, Religion, Politik, Moral, der Himmel selbst begünstigte sie. Wir haben es dagegen schwer, oft ist uns alles entgegen, wir werden von früh auf hierhin gerissen, dorthin gerissen, sind eine Beute der widersprechendsten Neigungen und haben nirgends einen breiten sichern Grund, um in Gemeinschaft mit andern darauf fortzuwandeln. Es mangelt uns an großen gemeinsamen Zwecken, es mangelt uns

am öffentlichen Leben, und wenn die Schwingungen des griechischen Geistes zwischen Wissenschaft und Staat, zwischen Wahrheit und Schönheit, zwischen Religion und Poesie, zwischen Himmel und Erde gleichmäßig hin und her gingen und sich nie aus der Bahn entfernten, so schwanken die unsrigen ohne rechtes Maß bald zu der einen, bald zu der andern Seite über, und es können in einem Hause der tiefsinnigste und abstrakteste Philosoph, der plattste Lebemensch, der wütendste Demagoge und der ledernste Philister wohnen.

Es fehlt uns also an gemeinsamen Mitteln der Bildung, weil es uns an Äußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt...

Das bloße Wissen hat kein inneres Maß und Ziel, es geht ins Unendliche, sein Stoff zerfließt in Zenttrillionenteilchen ... Wissen als solches kann nicht Aufgabe und Zweck des Lebens sein, weil dasselbe maßlos mit dem Anwachsen des Stoffes sich selbst zerstört und aufhebt"...

*

Wienbargs Aufrufe sind mehr als achtzig Jahre alt. Aber: es lebe der Optimismus! Rudolf Kayser schrieb in Kurt Hillers Sammelbuch „Das Ziel", das in diesem Jahr erschien, den Aufsatz: „Krieg und Geist"; er gipfelt in einem Kredo:

„Dem deutschen Geiste ist es bis heute nicht gelungen, sich in ähnlicher Weise wie der französische und der englische Geist politisch auszuprägen. Die Forderung Lagardes, den Staat in einen Zustand überzuführen, der mit der Nation wie eine Haut wächst und sich ändert, hat sich bei uns am wenigsten realisiert. Im deutschen Reiche ist eher ein Regime symbolisiert, als die in ihm lebende Nation und ihre Kultur. So ist es kein Wunder, daß die Wege des deutschen Geistes und des deutschen Reiches bislang in verschiedenen Ebenen liefen. Fürchtete Nietzsche ja sogar ‚die Niederlage, ja Extirpation des deutschen Geistes zugunsten des deutschen Reiches'. Dieser Gefahr sind wir durch den gegenwärtigen Krieg nicht nur entronnen, sondern weit mehr ist gewonnen: zum ersten Male fühlen sich in Deutschland Geist und Staat zusammengehörig, sie sind gemeinsam bedroht.

Aus dieser Tatsache erwachsen Forderungen für die Zukunft. Nicht, daß ich sie als den ‚Zweck' dieses Krieges verkünden will. Es handelt sich vielmehr darum: das wirklich Schöpferische dieser Tage für die Zukunft zu sichern. Und dies ist vor allem: die gegenseitige Durchdringung der Interessen des Staates und des Geistes."

Und Rudolf Kayser schließt:

„Wir wissen nicht, welchen Weg dieser Krieg uns öffnen wird, wohl aber, daß ein neuer Weg beginnt. Ihn wollen wir schreiten mit dem stahlharten Willen zur Tat. Wir machen augenblicklich die furchtbarste Schule des Aktivismus durch. Die Erfolge werden und dürfen nicht ausbleiben. Wir hatten uns dem politischen Leben entfremdet, seitdem die öffentlichen Parteien aufhörten, Leidenschaften zu sein. Sie begingen mehr oder weniger den Selbstmord des Tolerantseins, im Dienste des politischen Geschäfts, in Verleugnung ihres eigenen Wollens. ‚Parteien dulden sich.' Damit verloren sie die Möglichkeit, dem Geiste zu seiner Ausprägung im Staate zu verhelfen. Der Geist wird nunmehr selbst

Politik treiben und in ihr seine Formulierung finden. Dann werden auch die Verflachungen des Denkens und die wirtschaftlichen Auswüchse einer zur Blüte gekommenen Bourgeoisie nicht wiederkehren wie nach Deutschlands letztem Siege.

Die neue Geistigkeit wird nicht im Nationalismus stecken bleiben, sondern wie früher das Schöpferische aller Völker aufnehmen und verarbeiten. Nur daß sie den Staat und seine Schicksale nicht mehr gleichgültig beiseite läßt und dadurch Gefahr läuft, auch die Nation zu verraten. Der Geist wird das Blut im Staatskörper Deutschlands werden, und diese Zusammengehörigkeit wird beider Leben bereichern."

Franz Xaver Schmitt.

Carl Einstein.

„Wir sind des Dialektikers, des Schauspielers, ja des asketischen Artisten (dieses weißen Lammes) überdrüssig — wir fordern Bücher, welche die Handlungen stärken und organisieren, Bilder, ohne die Hemmungen des verführenden Kostüms, welche die Gesichte steigern."

(Politische Anmerkungen. 1912.)

Wichtiger noch als in normalen Zeitläuften ist es jetzt, sich auf das zu besinnen und darüber sich Rechenschaft abzulegen, was an neuen Werten vorhanden ist und der Zukunft wartet, zu sammeln für die helleren Tage, wenn die Wasser sich verlaufen haben und der Berge Spitzen wieder hervorkommen. Dann wird vieles schweigen müssen, was nicht weiter sah, als die Handbreit vor dem eigenen Schild, aber den wenigen, die vorausschritten und steilere Wege bereiteten, ihres Lohnes kein Tüpfelchen mehr vorenthalten bleiben. Schwerer wird dann das Gewicht ihres Werkes sich erweisen und ihrer stillen Stetigkeit gerechte Würdigung und mehr als das beschieden sein.

Carl Einstein ist ein solcher Organisator, Schrittmacher der Kommenden, eine Stirner-Natur mit Richtmaß und Fernglas. In der standhaft zielentschlossenen Zeitschrift „Die Aktion" finden sich zuerst Aufsätze von ihm über literarische, politische, psychologische, kunstkritische Probleme, eindringlich intellektuelle Arbeiten, die oft in wenig Zeilen Anregendes, Bereicherndes für lange bargen und das wohlausgerüstete Gedankenatelier eines Kopfes von elastischer Überlegenheit und geschärfter Sehkraft enthüllten. Skizzen wie „Legende" (April 1913) oder „Der Abschied" (Juli 1913) muten wie Vorstudien an, und in dem Essay „Über den Roman" (1912) war schon ein exaktes Programm aufgestellt: der ganze plauschende Hokuspokus landläufiger Belletristik (philosophischer Schwatz, Anekdotenkram, Lyrisches, Schilderung) ist abzutun; „das Absurde zur Tatsache machen! Kunst ist eine Technik, tatsächliche Bestände und Affekte zu erzeugen." Anwendung und Beweis dieser Theorien soll dann der Roman „Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders" sein, (erschienen im Verlage der Wochenschrift „Die Aktion", Berlin-Wilmersdorf 1912), ein Paradigma, mit dem eine neue Epoche der Epik begonnen werden dürfte. Statt Erzählerei, Reporterlust, Kinonähe

noch der bestgebauten „Geschichten" alten Stiles soll hier eine Disziplin Figur werden, die voller Entwicklungsmöglichkeiten steckt. Statt des im Grunde nicht mehr sehr variablen Außens wird der tausendfältige, noch unangetastete Schatz des Innens in Angriff genommen von einer Hand, die den diffizilsten Apparat sicher zu bedienen weiß. Kein irgendwie in Personen oder Sachen eingehakter Konflik spielt sich zwischen den bekannten Kulissen einer stets vorrätigen Körperwelt ab, sondern nicht mehr und nicht weniger als die ganze Tragikomödie des Intellekt-Lebens (die Geographie des Kosmos „Hirn") wird zum erstenmal als Stoffgebiet epischer Belichtung freigemacht und zur Debatte gestellt. Jetzt geht es um Komplizierteres, als um Zufallhemmungen und Augenblickshindernisse, die ein Arrangement im Husch erledigt — der härtere Kampf des Erkennens ist das Motiv mit allen seinen Ekstasen, Gebeten, Grotesken, Bitternissen, Winkelzügen, Widersprüchen und unstillbaren Sehnsüchten über jede Erfüllung hinaus. („Stofflosigkeit, Stofflosigkeit", knirschte er vor Wut.") Neue Höllenwanderungen sind zu bestehen, aber die Purgatorien heissen Logik, Erotik, Ideologie, Romantik, Selbstbetrug, und der Tod ist mehr, als Lösung der Dissonanzen und erhält endlich seine schlichteste Verklärung. Einem so exklusiven Futurismus (im besseren und besten Sinne des Wortes), der heut noch in trostloser Einsamkeit dasteht, bleibt kaum etwas anderes übrig, als sich die Schwermut seines Abseits durch Ironie zu erleichtern, und natürlich verführt schon das Bewußtsein einer exponierten Souveränität dazu, gelegentlich aus seinem Gesetz eine Akrobatik zu machen. „Kein Ding gerät, an dem nicht der Übermut sein Teil hat", heißt es bei Nietzsche. Man darf ja auch nicht vergessen, daß Einstein sich faktisch erst die seinem Wollen entsprechende neue Sprache schaffen mußte, daß er also gezwungen ist, manchmal gleichsam durch ein Kunststück sich selbst zu überbieten. Abgesehen davon und abgesehen von einer gewissen Anämie hat das Buch doch die Konsequenz und das Gleichgewicht seiner erstrebten Struktur, und man wird später hier anknüpfen, und Grundriß seiner neuen Gattung wird diese Bild gewordene Philosophie werden, dieses konzentrierte, unmittelbare Denk-Epos, in dem der Tatbestand bis zur Durchsichtigkeit geläutert und das Schwingen an burlesken Trapezen noch artistisch graziös und beherrscht ist. Es ist ein Aussichtspunkt in die Zeit hinein, wo der Geist wieder mehr vorstellen, wo das Groschenleid der Herzen oder der Hüllen nicht mehr so erschütternd genommen und der Überschlag allgemein sein wird, daß die Erregungen der Seelen immer etwas Aufgepäppeltes und Kitschnachbarliches behalten, der Geist aber Explosionen, Jagden, Schlachten und Triumphe schenken kann, die unvergleichlich rein und fruchtbar sind. Und daß der Geist das energische und machtvolle Agens zur Zukunft ist!

Wie diese Zukunft schon heut in den Kompositionen bildender Kunst sich andeutet, das zu untersuchen, unternahmen Einsteins Kundgebungen über Ausgestelltes, Maler, Malerkritiker und dergleichen. Und von der Orien-

tierung über Tendenzen, die er dabei vorfand, kam er als zu einem möglichen gemeinsamen Ausgangspunkt zur Negerplastik, der er einen grundlegenden Band widmet. Der Verlag der Weißen Bücher in Leipzig bringt ihn in schlechthin idealer Ausstattung heraus. In ein paar knappen Kapiteln von strammem Guß wird ein Bezirk, der bisher so gut wie verschüttet und verachtet liegen geblieben war, vom gröbsten Unrat gesäubert, und ein hoffnungsvolles Gebiet, das Anmaßung und Vorurteil versperrt hielt, in seiner Fruchtbarkeit entdeckt und ernsthafter Verwertung zugänglich gemacht. Geradezu vorbildlich für Kunstkompendien jeder Art möchte ich die Anlage des Buches nennen, insofern sie den Hauptakzent auf Anschauung legt und den einundzwanzig Seiten Erläuterung mit hundertundneunzehn Seiten untadelhaft reproduzierter Bildtafeln, vor denen man in Andacht versinken und den ganzen Hellenismus wie eine gekräuselte Operettengelecktheit preisgeben kann, eine zureichende Kontrolle und Bestätigung verleiht. Überzeugend, in prägnant festlegender Formulierung wird ein kurzgefaßter Kanon für eine besser zu informierende Wissenschaft geprägt. Der Neger und seine Kunst erfährt eine glänzende Ehrenrettung, und die afrikanische Plastik wird gegenüber unsrer eignen, kontinentalen, stark von malerischen Surrogaten durchkreuzten als die ungeminderte und restlose Leistung des Dreidimensionalen, Kubischen erwiesen. „Die Negerplastik hat isoliert die reinen plastischen Formen gezüchtet", sie gibt „eine klare Fixierung des unvermischten plastischen Sehens gegenüber den uns geläufigen, europäischen Ausweg-Lösungen". In präziser Gliederung werden diese Sichtungen und Bescheinigungen herausgefeilt und ein gehaltvolles Werk von bedeutender Tragweite aufgestellt, dessen beiläufige Glossen über die Methode, das Tätowieren, die Maske, den Egoismus des Beters (wieder an Stirner gemahnend) ein ganzes Rudel tiefersondierender Prüfungen in Schwung setzen müssen.

Eine Abänderung des Einstein-Porträts schließlich nach der politisch-literarischen Betätigung hin würde den gekennzeichneten Umrißbefund nicht verändern, sondern nur noch nachdrücklicher bekräftigen, und es behauptet sich dies Bild eines Zukunft-Ingenieurs mit geübten Augen, der die Zusammenhänge und Beziehungen zu Sternbildern verheißungsreicher Deutung ordnet und über dem Tor seiner von Licht erfüllten Werkstatt als Motto und Willkommen die Strindbergsätze zeigen darf:

„Was ist deine größte Freude?"
„Einen neuen Gedanken gebären!"

Max Herrmann-Neisse.

NOTIZ.

Das Manuskript des vierten Stückes von Eduard Bernsteins Erinnerungen: „In Zürich" brauchte so viel Zeit für seine Reise von Berlin hierher, daß es erst im nächsten Heft veröffentlicht werden kann.

Die Sammlung

Der jüngste Tag

bringt in zwangloser Reihenfolge Schöpfungen der jüngsten Dichter. Vorerst sind folgende Bände herausgekommen:

Bd. 1. Franz Werfel: Die Versuchung. Ein Gespräch.
„ 2. Walter Hasenclever: Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene.
„ 3. Franz Kafka: Der Heizer. Eine Erzählung.
„ 4. Ferdinand Hardekopf: Der Abend. Ein Dialog.
„ 5. Emmy Hennings: Die letzte Freude. Gedichte.
„ 6. Carl Ehrenstein: Klagen eines Knaben. Skizzen.
„ 7/8. Georg Trakl: Gedichte.
„ 9. Francis Jammes: Gebete der Demut.
„ 10. Maurice Barrès: Der Mord an der Jungfrau.
„ 11. Paul Boldt: Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte.
„ 12. Ottokar Březina: Hymnen.
„ 13. Berthold Viertel: Die Spur. Gedichte.
„ 14. Carl Sternheim: Busekow. Eine Novelle.
„ 15. Leo Matthias: Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel.
„ 16. Marcel Schwob: Der Kinderkreuzzug. Erzählung.
„ 17. Gottfried Kölwel: Gesänge gegen den Tod.
„ 18. Paul Kraft: Gedichte.
„ 19. Carl Sternheim: Napoleon. Eine Novelle.
„ 20. Kasimir Edschmid: Das rasende Leben. Zwei Novellen.
„ 21. Carl Sternheim: Schuhlin. Eine Novelle.
„ 22/23. Franz Kafka: Die Verwandlung. Eine Novelle.
„ 24. René Schickele: Aïssé. Aus einer indischen Reise.
„ 25. Johannes R. Becher: Verbrüderung. Gedichte.

Einzelne Bände: Geheftet M. —.80, gebunden M. 1.50
Doppelbände: Geheftet M. 1.60, gebunden M. 2.50

KURT WOLFF VERLAG · LEIPZIG

VERLAG VON EGON FLEISCHEL & Co. :: BERLIN W 9

Ein deutscher Casanova

Die Abenteuer, Liebschaften und Erlebnisse eines napoleonischen Offiziers

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten

Herausgegeben und bearbeitet von ULRICH RAUSCHER

3 Bände. Geh. M. 9.—; geb. M. 12.—; in Luxus-Einband M. 18.—

Aus dem Aufsatz **„Krieg und Frieden"** von **Hans Friedeberger** in **„Das literarische Echo":** In einem Reichtum von Einzelheiten, den eine Besprechung nicht einmal anzudeuten vermag, erstehen diese vierzig Jahre vor dem Leser, eine Fülle der Gesichte von Goethe bis zu Lortzing und von Napoleon bis zu Robert Blum. Will man die Zeit von der großen bis zur Julirevolution in ihren kleinen Zügen kennen lernen, so wüßte ich kaum einen besseren, sicher aber keinen kurzweiligeren Begleiter als Conrad Friedrich, den französisch-preußischen Offizier.

Aus dem Feuilleton von **Alfred Bock** im **Stuttgarter Neuen Tageblatt:** Ich sage es vorweg: Dies ist eines der unterhaltendsten, fesselndsten, in seiner Art bedeutendsten Memoirenwerke, das mir je vor Augen gekommen ist. — Nach der eingehenden Besprechung: Von der Fülle seltsamer Begebnisse, kriegsgeschichtlicher Vorführungen, interessanter Erlebnisse und erotischer Entrefilets, die das dreibändige Werk in sich vereinigt, konnte hier nur andeutungsweise die Rede sein, es liest sich wie ein spannender Roman (spannend im besten Sinne des Wortes gebraucht), aber auch der Kulturhistoriker kann künftig nicht daran vorübergehen.

Neuidealismus im Geiste von Fichte und Lagarde

DIE TAT

Monatsschrift für die Gestaltung deutscher Kultur

Vierteljährlich M. 3.—. Der Jahrgang beginnt am 1. April

Die TAT steht neben der „HILFE" von Fr. Naumann und dem „KUNSTWART" von Ferd. Avenarius, sie ist sozial-religiös betont und sieht ihre Aufgabe weniger in „orientieren", „werten" oder „warten", sondern in dem Verknüpfen von Lebendigem mit Lebendigem. Sie ist aggressiv, denn sie tritt für den schaffenden Geist ein und es kann in ihr jede ketzerische Meinung gesagt werden, sofern sie aufbauend ist: durch die selbständige Einzelpersönlichkeit zur Allgemeinheit, durch die Allgemeinheit zur Einzelpersönlichkeit.

Man verlange eine Probenummer!

Eugen Diederichs Verlag in Jena

Ludwig Rubiner:

DAS HIMMLISCHE LICHT

An F. H.

Kamerad, Sie sitzen in Ihrem Zimmer allein, unter Menschen schweigen Sie still.
Aber ich weiß meine stummen Kameraden hunderttausend auf der Welt, zu denen ich reden will.

Wir waren noch klein, da erhob zu uns die Erde ihr bergiges Schmerzensgesicht
In unsre Zehen bebte fernes Geländ, von Sturz und Strudel ums Licht.

Die Menschen in schlaffer Geilheit und träg liebten die Erde nicht mehr,
Aber die Erde schrie, wir hörten sie nicht, und sie donnerte Zeichen her.

O mein Freund, glauben Sie nicht, was ich Ihnen sagen werde, sei neu oder interessant.
Alles, was ich Ihnen zurufe, wissen Sie selbst, aber Sie haben es nie aus rundem Mund laut bekannt.
Sie haben es zugedeckt. Ich will Sie erinnern.
Ich will Sie aufrufen.
Denn Gott rief die Erde für uns alle auf.
Seine Stimme hauchte aus dem Untermeer Vulkan, der in der Südsee in die Luft flog.
Die kleine Kraterinsel Krakatao stieß den brennenden Atem Gottes aus der Erde.

Explosion. Der Ozean spritzte über die Erde, unvergessen
in dreißig Menschenjahren.
Neues Menschengeschlecht, und das Jahrhundert war lang
zu Ende.
Aber aus dem Pacific brannte der Feuerwind des Krakatao
in unsere Herzen.

GEBURT

Vor unsrer Geburt, in der grünen Südsee platzte die Erde
und das Wasser,
Tausend Menschen saßen wie Schnecken auf großen Blättern
in Hütten und versanken keuchend.
Vor Marseille fielen die roten Schiffe um, das Meer schlug
vom Mond herab.
Die Dampfer schnurrten in den Abgrund, lächerliche Insekten.
Als wir geboren wurden, zog Feuer durch die Luft.
Die Schwärme des Feuers flogen um die Erde.
Wehe, wer nicht sehen wollte!
Tausend Menschen, still heckende Schnecken, waren zu
Staub zerplatzt.
Die Tage erblichen für die glühenden Abende.
Die Nächte schwangen rote Palmblattflammen über Berlin,
Die Abende waren gelbe Tiere über der Friedrichstraße.
Berlin, aus spitzen Plätzen, grauen Nebenstraßen, quoll das
Blau der Vulkane.
Die Frauen waren alle allein, die Männer reckten sich auf,
Die Schenkel liefen durch Berlin, heiße Haarberge bogen hoch.
Die Sonne ging immer unter. Die Abendstrahlen, heiß, quollen
aus den Männern.
Die Häuser waren kalkig und bleich. Durch dunkle Zimmer
wankte die Stadt, die Blinde.

Wir wurden geboren, Strahlenlicht kreiste abends über unseren Mündern,
Grüne Südsafthügel hingen vom Mond über uns;
Wir rissen unsere Augen von unserem Blut auf.
Der Himmel flog über alle Straßen der Stadt.
In der Vorstraße aus Zaun und Stein wartete die grauhaarige Mauerdirne auf die Soldaten.
Wir wußten, daß es andere Länder gibt.
In möblierten Zimmern sannen russische Stirnen über Bombenattentaten.
In den Variétés wurden die sieben englischen Puppenmädchen geliebt.
Die Menschen sitzen in schwarzen Röcken, essen und werden alt.
Am grünen Kanalufer schleppt man Leichen auf den Asphalt.
Die hohlen Häuserwände waren lose und grau.
Kamerad, Sie liefen die Straße auf und nieder, Sie waren blaß vor dem heiligen Panoptikumsbau.

Aus dem müßigen Durchhaus der ganz Erwachsenen schoben frisch geschminkt weiße Weiber mit dicken Bäuchen.

Reisende in alten Bärten bebten betäubt vor Büchern und verklebten Photographien.

Drüben: starre Inseln in Sonne, Bäume auf gelbem Kies, Bänke, selige Hotels.

Unter den Linden gingen die verschleierten Ausländerinnen mit den frierenden kleinen Hunden.

Kamerad, Sie liefen bleich tauchend bis zum Durchhaus, weihevoll.

Die Friedrichstraße fiel zu Boden. Abendherzen im Strahl schwebten auf Nebengassen.

Die Luft stand mit Sternen in Ihnen, der Tag war noch hell.
Die Menschen waren dick und rauchten Zigarren. Niemand sah Sie an.
Die Stadt schwebte, es war still im Abendbrand, die Häuser zerfielen unten.

Die Menschen gingen schwer.
Kamerad, Sie waren allein. Niemand hatte das Licht gesehen.
Um die Erde sprühte der südliche Schweiß des Vulkans.
Niemand sah. Berlin schmatzte rollend.

Es war nicht mehr Licht durch buntes Abendglas,
Nicht mehr Fackelwogen hinter Spielpapier:
Flammenschirme vom Himmel bogen um unseren Kopf.
Die Luft schmolz im langen Lichtwind übers Feld,
Drunten lag der harte Sand rötlich wie getretener Mob.
Wir heulten ins Grüne übers Tempelhofer Feld.
Vor schwarzen Fensterschwärmen der schweißigen Hinterhauswände
Stießen wir unsere Flugdrachen hoch in die Windfarben und sogen den Glanz.
Berlin, Ihr dachtet an Geld.

O Kleinstädte der Welt, über euch tropften die Farben alle Abend, ehe Silber und Blau kam.
Kamerad, Ihr Jungenhaar zackte schwarze drohende Felsen über den gepfeilten Brauen.
Sie haßten den blassen Schimmel der schlaffen Hausdächer.
Wir kannten uns nicht.

Ich rannte gefräßig umher, blond unter Papierlaternen zum Lärmplatz. Gläserne Lichterkränze. Greise Zauberclowns schrien in papierne Trompeten.

Ich nahm meine dunkle Schwester, zarte Knöchel, in die feuchte Ringkämpferbude.

Damals liebte ich sie so.
O wären wir ausgerückt!
Wir saßen in verdorrten Halbgärten. Soldaten tranken aus Bierseideln.
Wir sahen durch grüne Stuhllehnen auf hölzerne Karussels.
Vor alten Frauen in Würfelzelten zerfransten sich gegossene Glasvasen.

Wir griffen unsere Hand zum letztenmal. Wir warteten.
O vielleicht stand das feurige Licht gleich an unserer Haut:
uns allen!

O wir wußten alles. Die grüne Farbe glänzte am Wirtshausstakett
(Einmal gab es wohl Zeiten, da grünten die Frühlinge so fett.)
Es war alles für uns und für die anderen gemacht,
Aber früher waren die Tage dumpf und grau, und dies galt als Pracht.
Wir sahen uns an, hinter ihren Augen braun und im vierzehnten Jahr
Schwamm Hingabe, wie Blutstropfen rollte ihr Lächeln zum Hals, weil das neue Licht um uns war.

Die Buden kreischten, eine Tombola knarrt, rote Dienstmädchen träumen selig und taub,
Wir wußten, so war früher ein Fest, bald stehn hier Häuser in steinernem Staub.
Warum sieht niemand das Licht? Um uns ist das Licht. Die Erde stößt leuchtende Brunnen empor,
Glutlöcher im Himmel, brennende Riesenschornsteine von Glas, Lichtsturzstufen herab wie eines Wasserfalls strahlendes Rohr.
Wie Pilze klein verwittern grünliche Buden um Limonadenlicht und lärmfarbenes Früchte-Eis.

Wir beide waren sprießende Wälder, wimmelnde Erdteile in Himmel und Licht, um unsere Glieder floß das helle Meer. Wir waren uns fremd. Wir wirbelten tief durch blaue Lichtkugeln im Kreis.
O neue Zeit! Zukunft! Preiselbeerrote Feierlichkeit! O Preis!

DAS LICHT

Vom gelben Himmel rollte ein funkelnder Treibriemen durch Yokohama: heut abend sind die bunten Leuchtstraßen matt.

Schmale Sterne der hellen Nacht gehn hinter Fabriken auf.

Europa tanzt wie ein brauner Hund vorm Mond. Gelbe Menschen kommen in schwarzen Röcken wie aus einem Jungfrauenbad.

Paris, wilder Lanzenschein, wenn das Gitter des Luxembourg aus dem Garten der Erde aufsprüht:

Einsiedler kochen Gold auf dem heiligen Berg, die Menschen schaukeln in großen Betten, von Afrika wehen weiße Tücher durch Palmenufer her.

O helle Himmelssäge hinein nach London, wie ein Bergwerk liegt die Stadt unterm fallenden Licht, Diamanten über den Gitterluken der Bank von England, o roter Tower in Whitechapels Schweiß, sechstausend Mann morgens fünf in den Docks, drüben die Felsen des Kaplands, Nigger brechen in die Knie.

Es floß aufkochend flammengrün durch Petersburg, Kiew, Nischny, Odessa,

Mondgoldene Kathedralen im Schlamm, unter euch Moskau bebt wie ein roter Menschenwald von vielen Glocken, o runde Dächerblüten,

Mauern weich wie Bärte hinauf für die Menschen,

Von Spitzen und Kugeln grünes Fliehen über kupfernen Tag.

Boston, Chicago, über nackte Arme und Zylinderhüte hin zischt das Licht wie Riesenfunken von elektrischen Schnellbahnen,

Über San Franciscos Hotelgebirge leicht und hoch hinüber, durch Kulistädte, Ghettos, Spiegelschein in Fahrstuhlschachte, o Nimbus, Seligkeit, Frühling,

Halt!

Still und grell durch die donnernden Eisenschatten der Brücke New York.

Wir liefen unbekannt durch die weit klappernde Friedrichstraße.

Berlin, hinter schmalen grauen Asphaltgassen flog das rote brennende Fenster himmelsoben zu uns her, o unsere Herzen!

Nachmittags halb fünf, ein Wind ging kurz herüber, häuserleuchtend. Die Zeit war neu.

Fliegende Zeichen zu uns von runden Himmelsbögen.

Milde Zeichen, Himmelslichter neue Häuser zu bauen Sonnentürme,

Sterndächer, Berlin noch feucht, Gottesstadt, schwebend, gläsern hinauf.

Milde Himmelshand, ruhigste Palmglut, herunter zu uns über Schornsteinfassaden.

O Südseeblut, getrieben zu unserem Blut.

Aber wartet Ihr noch? Wir sehen uns um, Kamerad, (Wir kennen uns nicht!) bleich, stehenden Herzschlags, niemand merkt was.

Worauf wartet Ihr noch? Was habt Ihr zu denken?

Halt, Ihr wollt bummeln, schachern, Frauen bepaaren, Ihr werdet essen, lesen, Nachrichten hören, Ihr zählt Eure Stunden:

Aber die neue Zeit ist da. Ihr saht nicht das Licht durch das feurige Fenster der Erde!

Die Menschen schwitzen blind. Die Dächer rollten auf in Angst
und sanken zurück.
Die Fenster troffen dunkel trüb,
Die Häuser blähten grau löckerig Teigwände.
Menschen, Ihr lagt in den Städten wie gärende Wasserpflanzen,
Der Wind schoß über die Menschen, sie trieben scheppernd
nach Geld,
Der Fächer des Himmels, in sieben Gluten, schlug auf, sie
rückten die schwarzen Hüte, mit zugewachsnem Aug,
angesoffen und dick.

DIESER NACHMITTAG

An diesem Nachmittag standen alle Kellerfenster offen, das faule Stroh wurde hinter den Polizeitritten auf die Straße geschmissen und zersank.

Die Fabriken stießen spinnwebene Fenster auf, Sauseluft um eiligen Ölgestank.
Unter den dumpfen Brückenbögen räkelten sich Geschwüre und blaßnacktes Fleisch, Fetzen, Lauslöcher, Wunden mit Maden.
Hinter den Bänken in grell dürren Parks, aus bestaubten Büschen krochen Beine hervor auf die feinen Promenaden.

In Paris, rauschend in Hell, in dem Hammerschlag New York, in Frisco voll Straßenbahndampf, dem harten, schattenlosen Madrid, London, dem gasflammengelben,

Im Leierkastengeklirr Berlins unter Springbrunnen sonnenstaub geklopfter Teppiche, im Neuen Heil Berlin, vorbei an den fetten Riesenbrotreihen der Straßen
Brachen bleiche Köpfe empor, Aufbruch unterirdischer Riesenpusteln,

Faserhaare dünn über gequetschten Wurmmäulern; brauenlos runde Augen wie von ertränktem Aas messen die Straßen ab, Fliegen steigen klebrig auf vom Geruch,

Die Erde erhebt das Haupt der Bleichen,

O unsichrer Marsch der Halbtoten, Nächtigen, ewig Versteckten. Blaßweiße Wurzelmienen, o Letzte, Unterste, Sarglose, ewig Halbeingegraben in kalten saugenden Dreck, tastender Zug in spähender Unsicherheit, die Nacht ist nicht da, sie dürfen sehen. Sie sehen.
Sie sehen.
Der Himmel lief ihnen wie ein dünner Faden blau über die Erde hin. Aber in der Straße sahen sie den langen aufschießend flammenden Finger des Lichts.

O gab es noch Häuser, schwere Straßen, Schutzleute mit harten Stiefeln? Das himmlische Licht bergan schmolz mild zur rötlichen Kugel halb hinter Dächern auf.

Es war eine Orange, wie in dem vornehmen, betteln verboten, Eßwarenverkauf,
Es war ein wildes Zehnmarkstück wie hinter dem Fenster der Wechselbank,
Ein rotes rundes Glas Bier aus einem Aschingerschank,

Ein Schinken, ein Mund, Weiberbrust, ein Hut mit 'nem Band, ein Loch das rot klafft,

Ein weiches buntes Kissen. Ein Vogel im Käfig. Eine Tabakspfeife pafft.
Eine Tür offen zu 'nem menschenleeren Kleiderladen,
Ein rotes Boot am lauen Fluß zum Baden.
An diesem Nachmittag sah der arme Mob das Licht.
Es lief vor ihm her. Die anderen sahen es nicht.

Sie schwankten unsicher hinein in den Strahl, wie ein bleiches Rübenfeld kraftlos von schlechtem Dung.

Aus zerschlissenen Winkeln in den Städten der Welt brach göttlicher Glockenschwung.
O seliges Fliegen: Pustblumen im Hauch, die Stengel gefesselt und kahl,
Die zitternden Heere zerlumpten Leibs reckten gedunsene Köpfe zum himmlischen Strahl.
Um die ganze Erdkugel schwang tief durch die Winkel wie ein Klingelblitz das Licht.
Der Mob auf dem bewachsenen Ball hob hoch sein Kellergesicht.
Sie hatten wie sterbende Asseln wimmelnd im fauligen Dunkel gelegen,
Sie stürzten heraus, als gäbs Kinderfest, gelbe Luftballons mit buntem Bonbonregen.
Alle morschen Füße über die Meere hin stiegen zum Marsch, schmutzige Tücher wehten, da dehnten sich Arme, schwach und zerknüllt.

Sie schluchzten faltig und heiser, Riesenstimmen schrien über die Erde: die Zeit ist erfüllt!

Sie hatten wie Tote am Dunkel gesogen, sie warteten auf das Wunder und waren stinkend verreckt.

Aber heut hatte ihnen das Licht süß bis in den Magen geleckt.

Sie drängten eng durch die Straßen zum Himmel. Über Omnibushöhen lief das Wunder auf die Köpfe hin. Die vollen Straßenbahnen schoben in schallenden Scherbendeich.

Sie marschierten rund über die Erde. Nun gab es ewig Musik und warmes Essen und das tausendjährige Reich!

DIE FEINDLICHE ERDE

Der Eiter der Erde lag in den Häusern. Unter hellen Lichtern saßen schmatzende Jobber.

In Nebenzimmern ragten gelangweilt lange schwarze Strümpfe, trägzuckende Schenkel über schwere geile Rücken.

Hinten tanzten vor polierten Klavieren, dunkle Langhaare geigten.

Kluge hielten in seidnen Salons Vorträge, daß alles auf Erden immer gleich bleibe.

Weiche Bartlose sprachen unter sich von dem Ekel am Weibe.

In steinernen Museen schritten sanft die ausgeschlafenen Kenner.

In heißen Redaktionen schrieb man die Lebensläufe berühmter Männer.

Die Zimmer der Stadt wölbten sich wie ein ungeheurer fetter Bauch, die Dachkuppeln lagen krumm strähnig über der breiten flachen Stirne.

Hinter den Fenstern saßen schnaufend träge Menschen steil wie dicke Riesenfinger.

Die Häuser glotzten wie die Freßzähne an einem ungeheuren, gähnenden Jahrmarkts-Ringer.
Die Erde faulte länglich auf zur wimmelnden himmlischen Birne.
Der Himmel rollte herum dunkel funkelnd im schwarzen hohlen Oval.
Das Licht war eingesogen in stampfende Kessel und Telegraphenstrahl.
Der Lampenschein strich klein durch die Straßen wie Wurmaugen nachts im Korn.
Das Licht war fort von der kleinen Erde, niemand saß in der Sonne oder blickte zum mondlichen Horn.

Die Trägheit schlug an die Ufer, faulende Riesenalgen wanden sich erdenrund um die Schimmelgrüne.

Drunten im Trüben schrieben wimmelnde Menschen noch eilige servile Telegramme, Briefe, Denunziationen voll Ranküne.

Tänzerinnen, Barone, Agenten, Geheimräte, Schutzleute, Ehefrauen, Studenten, Hauswirte freuten sich auf ihre dampfende Nacht.

Aber der arme Mob schaute das Wunder und war zur neuen Zeit aufgewacht.
Die böse gestörte Wut zitterte über die verregneten Telegraphenstangen,

Als die mürben Armen ohne Essen und Trinken zum göttlichen Himmel marschierten, wurden sie mit hartreißenden Flintenkugeln empfangen.

SIEG DER TRÄGHEIT

Die armen Buckel, demütige Schultern, zogen selig zur neuen Zeit und wußten nur dies.

Die Erdschale blätterte zitternd vor ihnen ab, ein Schlammgeschwür schwoll auf, klebrige Barrikaden liefen ins Dunkel um, weich drohende Saugnäpfe wie ein gieriger Blutegelfries.

Die armen Menschenköpfe und Leiber stießen an die mächtige Mauer von grauzitterndem Brei,
Ein Schleim floß wie fette Aale nächtlich um sie und vergurgelte ihr Geschrei.
Das schwarze Gebirg von langsamem Leim schloß hinter ihnen sein triefendes Tor,
Durch träge Blasen klatschten strudelnde Glieder wie versinkendes Stroh im Moor.
Schwankend bebt es herab und fließt zäh ab. Ein schwarzes Loch dreht sich schluckend und faul,
Eine kalte Riesenfresse wälzt auf, Bergfalten um ein zahnloses saugendes Maul.
Die Menschenwälder zappelnd zum Tod trieben erstickt mit sausendem Kreis hinab in den dunklen Schlauch.
O Aufstand zum Licht! o Erdengesicht! O Endnacht im trägen riesigen Bauch!

Kamerad, und wissen Sie noch, wie die blanke Polizei auf dicken Maschinenstiefeln aus den Nebenstraßen fiel?

Trafalgar Square war dunkel und hell wie ein schreiender Rohrteich, im Londoner Mittagswind.

In Berlin stampften Schüsse heiß ins Geschrei, die graugrüne Schloßkuppel lag lieblich über dem leeren langen Platz.

Wiehern in den Newski Prospekt, im Winterfrost drückten sie den Mob tot!

Und wissen Sie noch, daß schnelle Gefängnisse mit Wärtern und Prügelstrafen gebaut wurden?

In Japan Köpfe ab. Über Rußland standen frische Galgenbäume.

In New York die Faust vom dritten Grad den Angeklagten so lang ins Gesicht, Hunger und Heißfolterdurst, bis sie lieber im elektrischen Stuhl von Sing-Sing starben.

Aber Madrid, o Gefängnisse von Monjuich, blutstöhnend. Man schraubte eiserne Wechselstromhelme an die Schläfen zum

Irrsinn. Und allen quetschte man Tag für Tag die Hoden langsam zusammen.

Der erste Blutstropfen hatte dick und schwarz die Erde erreicht.
Das himmlische Licht war verschwunden schräg zuckend über die spitzen Dächer hin.
Der Abend stieg wie Schnalzen aus dem Fett der geilen Städte.
Die bleichen Lampen bissen Schatten um Herren mit Mappen unterm schwitzenden Arm,
Dünne Frauen hoben vor ihnen die Röcke hoch.

*

O kleine Erde, was hast du vergessen!
Du feindliche hast das Licht Gottes gefressen.
Die Sterne wehren dein gieriges Kreisen mit strahlendem Dorn,
Aus deinen Wunden bricht in Blutsäulen der himmlische Zorn.
Deine Städte und Berge rollen taumelnd im nächtlichen Rund,
Bis unter deinen dumpfen Menschen gesiegt hat der geistige Bund.

*

DER MENSCH

Im heißen Rotsommer, über dem staubschäumenden Drehen der rollenden Erde, unter hockenden Bauern, stumpfen Soldaten, beim rasselnden Drängen der runden Städte

Sprang der Mensch in die Höh.

O schwebende Säule, helle Säulen der Beine und Arme, feste strahlende Säule des Leibs, leuchtende Kugel des Kopfes!

Er schwebte still, sein Atemzug bestrahlte die treibende Erde.

Aus seinem runden Auge ging die Sonne heraus und herein. Er schloß die gebogenen Lider, der Mond zog auf und unter. Der leise Schwung seiner Hände warf wie eine blitzende Peitschenschnur den Kreis der Sterne.

Um die kleine Erde floß der Lärm so still wie die Nässe an Veilchenbünden unter der Glasglocke.

Die törichte Erde zitterte in ihrem blinden Lauf.

Der Mensch lächelte wie feurige gläserne Höhlen durch die Welt,
Der Himmel schoß in Kometenstreif durch ihn, Mensch, feurig durchscheinender!
In ihm siedete auf und nieder das Denken, glühende Kugeln.
Das Denken floß in brennendem Schaum um ihn,
Das lohende Denken zuckt durch ihn,
Schimmernder Puls des Himmels, Mensch!

O Blut Gottes, flammendes getriebnes Riesenmeer im hellen Kristall.
Mensch, blankes Rohr: Weltkugeln, brennende Riesenaugen schwimmen wie kleine hitzende Spiegel durch ihn,

Mensch, seine Öffnungen sind schlürfende Münder, er schluckt und speit die blauen, herüberschlagenden Wellen des heißen Himmels

Der Mensch liegt auf dem strahlenden Boden des Himmels,
Sein Atemzug stößt die Erde sanft wie eine kleine Glaskugel auf dem schimmernden Springbrunnen
O weiß scheinende Säulen, durch die das Denken im Blut-funkeln auf und nieder rinnt.

Er hebt die lichten Säulen des Leibs: er wirft um sich wildes Ausschwirren von runden Horizonten hell wie die Kreise von Schneeflocken

Blitzende Dreiecke schießen aus seinem Kopf um die Sterne des Himmels,

Er schleudert die mächtigen verschlungenen göttlichen Kurven umher in der Welt, sie kehren zu ihm zurück, wie dem dunklen Krieger, der den Bumerang schnellt.

In fliegenden Leuchtnetzen aufglühend und löschend wie Pulsschlag schwebt der Mensch,
Er löscht und zündet, wenn das Denken durch ihn rinnt,
Er wiegt auf seinem strahlenden Leib den Schwung, der wiederkehrt,
Er dreht den flammenden Kopf und malt um sich die abgesandten, die sinkend hinglühenden Linien auf schwarze Nacht:
Kugeln dunstleuchtend brechen gekrümmt auf wie Blumenblätter, zackige Ebenen im Feuerschein rollen zu schrägen Kegeln schimmernd ein, spitze Pyramidennadeln steigen aus gelben Funken wie Sonnenlichter.

Der Mensch in Strahlenglorie hebt aus der Nacht seine Fackelglieder und gießt seine Hände weiß über die Erde aus,
Die hellen Zahlen, o sprühende Streifen wie geschmolznes Metall.

Aber wenn es die heiße Erde beströmt (sie wölbt sich gebäumt),
Schwirrt es nicht später zurück? dünn und verstreut hinauf, beschwert mit Erdraum:

Tiergeblöke. Duft von den grünen Bäumen, bunt auftanzender Blumenstaub, Sonnenfarben im Regenfall. Lange Töne Musik.

O Erde! Der Mensch schwebt zu seiner Erde hinab,
Gottes Blutstropfen fror im eisigen Draußen dunkel und spitz.
Sein Schnitt dringt in die Erde, und hinter ihm zischt die blaue Luft wie Wolkenschwung von tausend Geschützen.
Der Mensch drang in die Erde, die blaue Eishülle seines Willens umstrahlt ihn noch.

*

Der Mensch drang in die Erde wühlend und scharf wie ein Keim, der zum Schoß feindlich saust,

Die Erde barst klaffend, die Berge stoben zu grünem Staub, die grauen Türme der Städte tanzten in seiner Faust.
Er stieg aus den dunklen Höhlen, um ihn bebte Trümmersturz und qualmender Brand.
Er schritt durch wehende Menschenrotten. Das himmlische Licht war verborgen. Er blieb unerkannt.

DIE STIMME

O Mund, der nun spricht, hinschwingend in durchsichtigen Stößen über die gewölbten Meere.
O Licht im Menschen an allen Orten der Erde, in den Städten fliegen Stimmen auf wie silberne Speere.

O Trägheit der kreisenden Kugel, du kämpftest gegen Gott mit fletschenden Tierlegionen, Urwäldern, Säbeln, Schüssen, bösem Mißverstand, Mord, Epidemien:

Aber der Lichtmensch sprüht aus der Todeskruste heraus. In den Fabriken heulen Ventile über die Erde hin. Er hat seine Stimme in tausend Posaunen geschrien.

*

Eine Stimme schnellte hoch, glasschwirrend ein harter Stahlpfeil, der in Glut blank zerknallt.

Eine Stimme über Amerika, unter schweißigen Negern, die demütig das Weiße der Augen drehen; unter deutschen Flüchtlingen, bärtig zerpreßten Bettlern, unter hungernden Juden, die das glitschrige Ghetto finster zusammenballt.

Eine Stimme unter den entkräfteten Arbeitern, drei Millionen, die alle Jahr einsam absterben nach neuen Fabriksystemen,
Eine Stimme unter zerfressenen Frauen im bunten Hemd, denen die Bordellmeister das Geld abnehmen.

Unter starren Chinesen im Hungergeruch, die Tag und Nacht feine Wäsche waschen,
Eine Stimme über den Broadways, wo Arbeitslose nach fortgeworfenen Speiseresten haschen.

Eine Stimme schwang zart wie der dünne steigende Schrei des Dampfs eh die vieltönigen Wasserblasen aufkochen,
Sie sprang wie Windsand in stumme Münder hinein, sie glitt wie Flötenkraft müden Schleppern über geduckte Knochen.

Durch steilschwarze Stuben schwebten Sonne und Mond, die Sterne zogen durch stinkende Tapeten aus rissigen Flecken.
O vielleicht geht das himmlische Wunderlicht auf, bevor alle zu Aas verrecken!
Eine Stimme flog und sog sich voll aus schmutziger Werkstättenzeit,
Die Wut und die Hoffnung kreisten wie Blut, und der Haß, der naß bespeit.
Eine Stimme haucht schwarz über schlechtes Papier aus bankrottierten Druckermaschinen,
Eine Stimme las das Flüsterwort: Streik! in den roten Schächten der Coloradominen.
Sie liegt wie heißer Rauch auf schaukelnden Häfen; mißtrauischen Kneipen; im verhungerten Dorf, wenn der geplünderte Bauer sät;

In Städten schreit sie Signalgeklirr über wirre Versammlungen hin, wo Polizei die Türen bespäht.

O Münder, daraus die Stimme des Menschen brennt!
O trockene Lippen, sechzigjährig, trauernd schlaff umstoppelt, die sich flach öffnen, weil vor dem Tod Einer bekennt.
O irre rote Zungenglut hinter weißen Negerzähnen, die Stimme gurgelt im Glücksgesang.

O Mund, rundes schallendes Tor, Hall und Lust, Volkschoral, daß der Saal mitschwang.

O bitterer Nähmädchenmund, der nach Gerechtigkeit klagt und schrill Groschen und Wiegpfunde zählt.
O faltiger Rednermund, der auf und nieder wie Eulenaug geht, und Effekte wählt.
O Mann im blauen Hemd, der in Fabrikpausen hastig Propaganda treibt.
O sorgfältiger Beamter, der nach allen Poststationen Briefe und Werbelisten schreibt.
O Demütiger, verlegenes Herz, der nur einmal einem Guten die Hand drücken mocht.
O Stummer, der zum erstenmal spricht, und in einem Satz sich prasselnd verkocht.
Eine Stimme flammt über Europas autofahrenden Frauen, über krummen schweigsamen Kulis im Australischen Strauch.
O Münder, wie viele warten auf Euch, Ihr schallt, und sie öffnen sich auch!

Auf der runden Erde floß das Meer im Wind über den Strand und zurück.

Schlapphutredner im Lichtstrahl, hinter Pulten, bei geheimen Zusammenkünften, an nassen Kneiptischen, sprachen geläufig wirksam immer dasselbe Stück.

Schwindler warben um Geld. Fastende Heilige schmuggelten verbotene Zeitungen über die Grenzen,
Gymnasiasten in ihren Aufsätzen wollten zum Zorn der Lehrer mit neuem Wissen glänzen.
Einsame wurden über die runde Erdkugel hin von Worten getroffen wie Hafenstädte von aufgefischten Flaschenposten.

In allen Häusern drängen Frauenleiber ans Fenster, um das vorbeifliegende Abendlicht zu kosten.

DIE FRÜHEN

Die Stimme stieg aus der Erde, sie stieg wie Saft der Erde in Menschengebein.

Aus bebenden Ländern trieben sie hoch wie Blasen aus grünem Sumpf, einzeln und früh. Sie öffneten runde Augen und schauten sich um.

O was sollten sie tun? In ihnen stieg und fiel wie brennendes Blut das Gedächtnis ans selige Licht. Ein Schein glomm aus der Ferne vor ihrer rußigen Geburt,

Sie lachten laut über die elektrischen Bogenlampen, über die Cafés, über die stumpfen genährten Armeen, über die zischelnden Börsenhallen,

Ihre Worte, einzeln und dünn, tropften ab wie Perlengekicher von den Fenstern der steinernen Parlamente.

O hinauf! Schweben über der satt glucksenden Erde! O aufleuchten feurige Planetenflüge zwischen den gefletschten Zähnen:

O glühendes Blut vom Himmel, das um ihre gekrümmten Körper rollt,

O schwebender Mensch, Feuermensch, Lichtmensch über den Himmel, Kamerad, Bruder, Genosse, fern, über der Erde, vor der Erde! Zu ihm!

Die dunkle Erde wälzt sich über die Augen der ganz Armen. Sie steigt gebläht vor die Augen der Armen, ein feister schwarzer Ball.
O Dunkelheit, Schatten. Drüben ist das himmlische Licht.

O die Erde wegrollen! Aufreißen die schlammige Erdkugel, Löcher eintreiben, Schächte zum Licht!

Auseinanderballen den Erdklumpen, der feuchte Dunkelheit über die Augen schattet!
Hinein in die Erde, Sturmlauf, Ihr Brüder, an die starre gefräßige Mord-Erde,
O die Erde zersprengen zu Milliarden Staubplaneten in Brand,
Die Erde sprengen mit einem Ruck der göttlichen Hand in alle Höhlungen des schimmernden Himmels,
O Gottes brennender Finger sein, der das Träge winzig zerstäubt,

O leben im himmlischen Licht, Gemeinsamkeit mit dem göttlichen Menschen des Himmels, Bruderschaft, zu ihm, Chorgesang einer hellsteigenden Vielmundstimme durch das Sonnen-Universum!

Erde, was erhebst Du Deine mächtige Kugel vor dem Bruder des Menschen!

Kommt nun der Kampf? Und der Kamerad des Menschen zerstört Deine Finsternisse, und Du zerplatzest in leuchtende stille Trümmerflocken zum langen gewölbten Himmel?

Aus unreinen Barackenvorstädten schlichen nachts Männer verhüllt durch enge Keller bei Juwelieren ein, unentdeckt.
Männer in Masken sprangen schreiend am Mittag in die Banken, die Kassierer flohen erschreckt.

In Paris wurde die Straßenpolizei aus entschwindenden Autos niedergeschossen.
Im Londoner Hundswinkel belagerten straffe Truppen das ärmliche Haus der Genossen.
(O gekrümmte Whithechapel-Juden, Ihr seid jung, Eure Eltern röchelten mit verdrehten Augen in hundert Pogromen,

Das eiserne Dach über Euch brach auf, wie ein finsterer Synagogenhimmel, der entschwebt; das Licht floß zu Euch.)

Sie lebten nicht weiter, sie wurden verraten, guillotiniert, oder krepierten in den Flammen.

O Städte alt in Süddeutschland, bärtige Schullehrer stiegen entrückt wie assyrische Priester auf den Turm unters Licht, und schossen mit rostigen Flinten das Menschengeschlecht unten zusammen.

Sie ergaben sich nicht. Sie standen im Licht. Sie kämpften bei Dachbrand, in den Kleidern Läuse und Kot.

Sie waren allein. Sie hörten die Brüder nicht schrein. O Lichtmensch im Dunkel. O Krieg, der kam. O Tod!

*

Augen wollten Licht nicht sehen, Ohren hörten keinen Hall.
Träge Erde war verstoßen, Feindschaft schuf den neuen Ball.
Die Menschenkugel zersprang.
O seht den göttlichen Lichtschein um Euch, dann dauert der Krieg nicht mehr lang!

*

DIE ANKUNFT

Ihr, die Ihr diese Zeilen nie lesen werdet. Dürftige Mädchen, die in ungesehenen Winkeln von Soldaten gebären,

Fiebrige Mütter, die keine Milch haben, ihre Kinder zu nähren.
Schüler, die mit erhobnem Zeigefinger stramm stehen müssen,
Ihr Fünfzehnjährige mit dunklem Augrand und Träumen von Maschinengewehrschüssen,
Ihr gierige Zuhälter, die den Schlagring verbergt, wenn Ihr dem Fremden ins Menschenauge seht,
Ihr Mob, die Ihr klein seid und zu heißen Riesenmassen schwellt, wenn das Wunder durch die Straßen geht,

Ihr, die Ihr nichts wißt, nur daß Euer Leben das Letzte ist, Eure Tage sind hungrig und kalt:

Zu Euch stäuben alle Worte der Welt aus den Spalten der Mauern, zu Euch steigen sie wie Weinrauch aus dem Dunst des Asphalt.
Ihr tragt die Kraft des himmlischen Lichts, das über Dächer in Euer Bleichblut schien.
Ihr seid der schallende Mund, der Sturmlauf, das Haus auf der neuen gewölbten Erde Berlin.
Ihr feinere dämliche Gelehrte, die Ihr nie Euch entscheidet hinter Bibliothekstischen,

Ihr Börsenspieler, die mit schwarzem Hut am Genick schwitzend witzelt in Sprachgemischen.

Ihr Generäle, weißbärtig, schlaflos in Stabsquartieren, Ihr Soldaten in den Leichenrohren der Erde hinter pestigen Aasbarrikaden,
Und Kamerad, Sie, einsam unter tausend Brüdern Kameraden;
Kamerad, und die Brüder, die mit allem zu Ende sind,
Dichter, borgende Beamte, unruhige Weltreisende, reiche Frauen ohne Kind,

Weise höhnische Betrachter, die aus ewigen Gesetzen den kommenden Krieg lehren: Japan-Amerika,

Ihr habt gewartet, nun seid Ihr das Wort und der göttliche Mensch. Und das himmlische Licht ist nah.

Ein Licht flog einst braunhäutig vom Südseegolf hoch, doch die Erde war ein wildes verdauendes Tier.

Eure Eltern starben am Licht, sie zeugten Euch blind. Aber aus Seuche und Mord stiegt Ihr.

Ihr soget den Tod, und das Licht war die Milch, Ihr seid Säulen von Blut und sternscheinendem Diamant.
Ihr seid das Licht. Ihr seid der Mensch. Euch schwillt neu die Erde aus Eurer Hand.

Ihr ruft über die kreisende Erde hin, Euch tönt 'rück Euer riesiger Menschenmund,

Ihr steht herrlich auf sausender Kugel, wie Gottes Haare im Wind, denn Ihr seid im Erdschein der geistige Bund.

*

Kamerad, Sie dürfen nicht schweigen. O wenn Sie wüßten, wie wir geliebt werden!

Jahrtausende mischten Atem und Blut für uns, wir sind Sternbrüder auf den himmlischen Erden.

O wir müssen den Mund auftun und laut reden für alle Leute bis zum Morgen.
Der letzte Reporter ist unser lieber Bruder,
Der Reklamechef der großen Kaufhäuser ist unser Bruder!
Jeder, der nicht schweigt, ist unser Bruder!

O zersprengt die Stahlkasematten Eurer Einsamkeit!
O springt aus den violetten Grotten, wo Eure Schatten im Dunkel aus Eurem Blut lebend schlürfen!

Jede Öffnung, die Ihr in Mauern um Euch schlagt, sei Euer runder Mund zum Licht!
Aus jeder vergessenen Spalte der Erdschale stoßt den Atemschlag des Geistes in Sonnenstaub!
Wenn ein Baum der Erde den Saft in die weißen Blüten schickt, laßt sie reif platzen, weil Euer Mund ihn beschwört!
O sagt es, wie die geliebte grünschillernde Erdkugel über dem Feuerhauch Eures lächelnden Mundes auf und ab tanzte!
O sagt, daß es unser aller Mund ist, der die Erdgebirge wie Wolldocken bläst!

Sagt dem besorgten Feldherrn und dem zerzausten Arbeitslosen, der unter den Brücken schläft, daß aus ihrem Mund der himmlische Brand lächelnd quillt!

Sagt dem abgesetzten Minister und der frierenden Wanderdirne, sie dürfen nicht sterben, eh hinaus ihr Menschenmund schrillt!

Kamerad, Sie werden in Ihrem Bett einen langen Schlaf tun. O träumen Sie, wie Frauen Sie betrogen; Ihre Freunde verließen Sie scheel.

Träumen Sie, wie eingeschlossen Sie waren. Träumen Sie den Krieg, das Bluten der Erde, den millionenstimmigen Mordbefehl.

Träumen Sie Ihre Angst; Ihre Lippen schlossen sich eng, Ihr Atem ging kurz wie das Blätterbeben an erschreckten Ziergesträuchen.

Schwarzpressender Traum, Vergangenheit, o Schlaf im eisernen Keuchen!

Aber dann wachen Sie auf, und die Nacht zerflog, wie im Licht aus den Schornsteinen Ruß.

O Lichtmensch aus Nacht. Ihre Brüder sind wach. Und Ihr Mund laut offen ruft zur Erde den ersten göttlichen Gruß.

Eduard Bernstein:

VÖLKER ZU HAUSE

ERINNERUNGEN.

IV.*

IN ZÜRICH.

ZÜRICH war in dem Jahre, wo ich es zum erstenmal betrat — 1879 — fast ebenso vom heutigen Zürich verschieden, wie das damalige Lugano vom heutigen. Es zählte mit seinen acht oder neun noch selbständigen Vororten zusammen wenig mehr als die Hälfte der Einwohner, die heute das mit jenen vereinigte Groß-Zürich zählt, ermangelte noch eines erheblichen Teils der Prachtgebäude und Schmuckanlagen, die es heute zieren, und seine Wohn- und Geschäftshäuser trugen in ihrer großen Mehrheit noch lokale Farbe. Wohl hatte die Stadt in ihrem südlichen Teil schon die Bahnhofstraße und einige ihr architektonisch verwandte kleine Gassen mit eleganten Häusern moderneren und antikisierenden Stils. Auch fehlte es in den Vororten und auf den benachbarten Anhöhen nicht an Villen, von denen einige sogar sich schloßartig darboten. Aber die Masse der Geschäfts- und Wohnhäuser standen entweder in den engen und winkeligen Straßen der auf Hügeln gebauten alten Stadt und waren darum, so anfechtbar sie vom hygienischen Standpunkt aus sein mochten, interessante Kulturdenkmäler aus vergangenen Zeiten, oder sie gehörten nur erst teilweise be-

* Siehe das Dezemberheft der Weißen Blätter, 2. Jahrgang, und die Februar- und Märzhefte, 3. Jahrgang.

bauten Straßen an und waren dann meist Zwitterbildungen zwischen großstädtischem Wohn- und kleinstädtischem Landhaus. Zürich vereinte überhaupt noch in ziemlichem Grade Dorf, Kleinstadt und Großstadt. Bis hart an die Grenze der alten Stadt Zürich ragten an einigen Stellen Weingärten und Wiesen in das Gebiet von Groß-Zürich hinein, und wer über den Vorort Fluntern hinaus das auf dem Germaniahügel am Zürichberg gelegene Grab des genialen Georg Büchner aufsuchen wollte, kam noch an richtigen Bauernhäusern im bekannten Schweizer Stil vorbei. Heute ist das Stück Berg um Büchners Grab, das damals eine Einöde war, von Villen besetzt, zwischen denen hindurch, an ihren schönen Gärten vorbei, ein im Sommer sehr reizvoller Weg führt. Aber tritt man aus diesem Villengewirr heraus und an das Grab heran, so wird es schwer, sich in die Stimmung zu versetzen, die das einsam gelegene Grab seinerzeit in dem Wanderer erweckte, der es von Fluntern oder Oberstraß her über Heideland erreichte. Für ihn war es ein Ruhepunkt, für den heutigen Spaziergänger ist es kaum ein Anlaß zu flüchtigem Anhalten, und von den vielen Tausenden, die es eines Blickes würdigen, wissen die wenigsten etwas Genaueres vom Dichter, der das Drama „Dantons Tod" sowie den revolutionären Hessischen Landboten geschrieben und dem Georg Herwegh das schwungvolle Gedicht gewidmet hat:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,
Hast eine Krone wieder uns geraubt,
Du schonst die Schlange zwischen Deinen Füßen
Und trittst dem jungen Adler auf das Haupt."

Auch Herwegh fand in Zürich seine zweite Heimat, und das am oberen Rande eines grünbewachsenen Abhangs gegenüber der Kantonsschule gelegene Haus, in dem er zuletzt gewohnt, stand zu meiner Zeit noch so frei da, wie zu Lebzeiten des „großen Kindes aus Schwaben". Heute ist es von Universitätsgebäuden und Privathäusern umgeben. Ein gleiches ist noch verschiedenen Häusern geschehen, die damals sogar auf dem Stadtgebiet von Gärten oder brach liegendem Land umgeben waren. Dafür haben aber auch Häuser und Häusergruppen im Interesse der

Verbreiterung von Straßen oder Wegen verschwinden müssen, die damals noch standen, und allerhand interessante Winkel und Häuser mit einer Geschichte wurden in den Jahren, wo Zürich sich zu Groß-Zürich auswuchs nach allen Himmelsrichtungen hin und unter den verschiedensten Gesichtspunkten, gleichzeitig in höherem Grade zum Industrieort und zur Fremdenstadt, dadurch dem Reich der Vergangenheit zugewiesen.

In jeder Hinsicht war das Zürich von 1879 vom Zürich von heute unterschieden. Um beim äußern Bild zu bleiben, so war noch keine Spur von dem prächtigen Quai vorhanden, der heute in so weiter Ausdehnung die Ufer des Zürichsees umrahmt. Diese Ufer boten vielmehr einen recht chaotischen Anblick dar: bald stieß das Auge auf Außenteile von Gärten, bald auf Brachland und hier und da auch auf Häuser, die unmittelbar am Rand des Sees erbaut waren. Unmittelbar an den See grenzte auch der Garten der alten Tonhalle, die, ein sehr viel einfacheres Gebäude als ihre Nachfolgerin am Alpenquai, dort stand, wo jetzt die Theaterstraße vom Bellevueplatz sich abzweigt. Aber gute Musik wurde auch damals schon in ihr gemacht, und mit der Einfachheit ist mancher Reiz, den sie darbot, verschwunden. So sammelten sich an Sommerabenden, wenn in ihrem Garten konzertiert wurde, stets eine Anzahl Vergnügungsboote vor ihr. Die Insassen genossen vom See aus die Musik und fuhren in den Pausen an die Balustrade des Gartens heran, um sich vom Kellner ein Getränk herunterreichen zu lassen, kommunizierten auch gelegentlich mit den Gästen, die nächst der Balustrade saßen. Es ging dabei sehr heiter zu. Als ich erst mit dem Zürichsee nähere Bekanntschaft geschlossen hatte, — und ich bin mit ihm im Laufe der Jahre sehr intim geworden — gehörten die Sommerabende auf ihm zu meinen liebsten Erholungen. Es waren herrliche Eindrücke. Bald fuhr man heraus in den sich ausbreitenden See und gab sich dem Zauber der Nacht auf dem Wasser hin, der durch die aus der Ferne bruchstückweise klingende Musik nur noch erhöht wurde, bald fuhr man wieder zurück, hörte von der hierfür passenden Entfernung aus ein oder zwei Musikstücke vollständig mit an, um sich dann dem Garten

so zu nähern, daß nun durch allerhand Vorgänge in der Umgebung die Aufmerksamkeit wieder von der Musik abgelenkt wurde. Die neue Tonhalle ist ein schöneres Gebäude als die alte und bietet zu den Alpen hinüber einen noch fesselnderen Ausblick als diese, aber die Traulichkeit ist mit der örtlichen Verlegung geopfert worden.

Ein gleiches könnte man noch von verschiedenen Veränderungen sagen, die das neue Zürich gegenüber dem alten aufweist. Schmerzlich empfindet der die Natur liebende Spaziergänger, daß große Stücke der schönen Waldpartien des Zürichberges heute als „Privatbesitz" mit Drahtgittern umzogen sind, und gern würde gar mancher die eleganter ausgestatteten und größeren heutigen Wirtschaften auf dem Berge für die sehr viel einfacheren früheren Wirtschaften hingeben, wo man auf rohgezimmerten Bänken an ebensolchen Tischen saß und außer offenem Wein, Brot und Käse nur wenige Gerichte erhalten konnte, würde er dafür die besagten Gitter loswerden. Es gibt sogar Leute, die, wenn es nicht anders ginge, den Tausch auch ohne diese negative Zugabe machten. Was war das für ein stimmungsvolles Rastmachen auf dem Dolder, als noch keine Zahnradbahn hinauffuhr und man bei einem einfachen Glase Wein in Gedanken sich mit unsern Dichterfürsten unterhalten konnte, zu deren Zeiten es nicht wesentlich anders beschaffen war.

In der Tat hat in den ersten vier Jahrfünfteln des 19. Jahrhunderts das soziale Leben in dieser Hinsicht weniger Veränderungen erfahren, als in dem drittel Jahrhundert, das seitdem verflossen.

Andre Zeiten, andre Einrichtungen. Nun fährt man außer mit der zum Dolder führenden Zahnradbahn an einer andern Stelle mit der Straßenbahn ein Stück auf den Zürichberg hinauf bis hart an die Gartenwirtschaft, die sich Beau Séjour schrieb und zu meiner Zeit von den Eingeborenen „Rinderknecht" ausgesprochen wurde, nicht aus Abneigung gegen das Französische, sondern im Hinblick auf den Eigentümer. Vielleicht geht die Bahn heute schon noch höher, und für Leute, denen das Steigen

beschwerlich wird, ist das sicher eine große Wohltat. Auch kann keine bauliche Veränderung dem wundervollen Blick vom Zürichberg aus über den See hinweg auf die Häupter der Alpenkette der mittleren Schweiz und über die Albiskette zum Rigi, Pilatus und den Berner Riesen seine Schönheiten rauben. Aber die nähere Umgebung hat für unsereinen viel von ihren Reizen verloren.

Es ist gut, daß der Mensch dahinstirbt. Wird er über die Fünfziger, so wird fast jeder Romantiker. Mag der Verstand noch so sehr mit der Zeit Schritt halten, das Gefühl empfindet immer stärker mit der Vergangenheit. Aber eine neue Generation ist inzwischen herangewachsen, die diese nicht kannte, und ihr fehlt nichts von dem, was den Alten ans Herz gewachsen war.

So wenig wie von Bahnen auf den Zürichberg, wußte das Zürich von 1879 von Straßenbahnen in der Stadt und den mehr oder weniger eben gelegenen Vororten. Der Mangel schien aber von der Bevölkerung nicht sehr empfunden zu werden. Der Verkehr zwischen Stadt und Vororten war ohnehin nicht sonderlich stark, der kommunalen Dezentralisation entsprach offenbar eine noch starke geschäftliche Dezentralisation. Auch machte es den geborenen Zürchern wenig aus, daß ein großer Teil ihrer Stadt auf hügeligem Boden erbaut war und es auf manchen Wegen mehrmals aufwärts und abwärts ging.

Anders die an ihre bequemen Verbindungen gewöhnten Berliner, wenn sie nach Zürich kamen. „Zürich wäre eine sehr hübsche Stadt," sagte einmal ein Landsmann aus Spree-Athen zu mir, den ich in Limmat-Athen spazieren führte, „wenn es nur nicht die vielen Buckel hätte." Ich aber war mittlerweile schon so an Zürich akklimatisiert, um meine Antwort mit einer leichten Variation in die Worte des Dichters kleiden zu können: „Was euch es widrig macht, macht mir es wert."

Ich war bei der Ankunft in Zürich im Gasthof zum Storch abgestiegen, dem am Weinplatz gelegenen Gegenüber des Hotels zum Schwert, das wir Deutsche aus den Biographien Goethes und Fichtes kennen. Mein Quartier im unberühmten „Storchen" sollte mir jedoch einen unerwarteten Vorteil zuspielen.

Als ich am Tage nach meiner Ankunft ausging, Wohnung zu suchen, fiel mir auf, daß, obwohl es ein Werktag war, überall geputzte Kinder sich auf den Straßen bewegten, einige davon in fremdartigen Kostümen und die Knaben oft mit Masken in der Hand. Offenbar mußte etwas Besonderes los sein. Um es zu erkunden, wandte ich mich an einen der geputzten Knaben und fragte ihn, warum sie alle in Putz seien. Ich mußte meine Frage mehrmals wiederholen, bis er überhaupt begriff, was ich wollte, und dann gab er mir eine Antwort, aus der wiederum ich nichts zu machen wußte: „'s isch Sachzelüte". Eine Erklärung, was das bedeute, vermochte er mir nicht zu geben. Unerschüttert blieb er bei seinem „'s isch Sachzelüte". Und an welches Kind ich mich auf meiner Wanderung mit der gleichen Frage wandte, immer erhielt ich die stereotype Antwort: „'s isch Sachzelüte". Ich kam mir fast wie der Mann in Hebels Erzählung vom „Kannitverstan" vor. Endlich fragte ich in der Nähe meines Hotels einen Erwachsenen und erfuhr, was „Sechseläuten" sei und daß abends auf der Limmat ein „Bög" abgebrannt werde. Das Sechseläuten oder vielmehr Sechsuhrläutenfest ist ein Freudenfest aus der Zunftzeit her, wo am Montag nach Frühlingsanfang damit begonnen wurde, um sechs Uhr abends durch Glockengeläut Schluß des Arbeitstages anzukündigen. Die Zunftgesellschaften, die Zürich noch hat, die aber längst jede wirtschaftspolitische Bedeutung verloren haben, feiern es jährlich am Abend des bezeichneten Tages durch Festessen und — zu meiner Zeit wenigstens — namentlich Festtrinken. Für die Kinder ist es ein schulfreier Tag, an dem sie sich putzen und maskieren, jeweilig auch Umzüge in Charakterkostümen machen, und alle vier bis fünf Jahre feiert es ganz Zürich durch einen kostümierten Umzug von Groß und Klein, der jedesmal einer bestimmten Idee Ausdruck gibt und bei dem von wohlhabenderen Teilnehmern manchmal in der Ausstattung ein großer Luxus entfaltet wird. Den Abschluss des Festes für das Volk bildet die feierliche Verbrennung des „Bög", einer mit Brennmaterial und Feuerwerkskörpern ausgestopften Puppe, die irgend eine allgemein als unliebsam empfundene Erscheinung,

Einrichtung oder Macht verkörpert. Diesmal nun galt die Verbrennung des Bög einer Kundgebung gegen das alte Theatergebäude Zürichs, das in der Tat von außen eher den Eindruck einer Stallung als eines Theaters machte und dessen Raumverhältnisse und innere Ausstattung den Ansprüchen der Züricher nicht mehr genügten. Ohne dieses Urteil anfechten zu wollen, muß ich indes gestehen, daß ich in diesem alten Gebäude noch mancher Vorstellung beigewohnt habe, die mich höchlichst befriedigte. Gerade weil das Theater nur mäßig groß war, konnte z. B. im Konversationsstück sich eine die Feinheit des Spiels unterstützende Intimität zwischen Bühne und Auditorium entfalten, und in der Oper wiederum kamen die Schönheiten mancher Stimmen im kleinen Raum viel vorteilhafter zur Geltung, als in den großen Opernhäusern. Überhaupt ward in der Oper Zürichs unter der Leitung Lothar Kempters von Orchester und Solisten oft Ausgezeichnetes geleistet. Die Chöre freilich entsprachen nicht selten etwas gar zu sehr den Regeln des seligen Aristoteles und erregten Furcht und Mitleid. Aber das hatte mit der räumlichen Größe des Theaters nichts zu tun.

Immerhin, das Theatergebäude sollte symbolisch vernichtet werden, und so hatte man dem „Bög" des Jahres 1879 die Gestalt des Winters gegeben, der, ein Greis mit weißem Haupt- und Barthaar, auf einem flachen Lastboot saß und eine Nachbildung des Theaters im Schoße hielt. Das Boot war in der Limmat gegenüber dem Hotel zum Storchen verankert und gegen Abend sammelte sich an beiden Ufern ein gewaltiges Publikum, um dem Autodafé beizuwohnen, das nach eingebrochener Dunkelheit programmgemäß vor sich ging. Da nun mein Zimmer im Hotel auf den Fluß hinausging, konnte ich das Schauspiel vom Fenster aus im vollsten Maße genießen. Man hatte mit Feuerwerk nicht gespart, und wie nun der alte Winter feuersprühend die zu Tausenden sich drängenden Massen am Ufer und die Gebäude hinter ihnen bald stärker und bald nur in Umrissen beleuchtete, gab das einen wirklich schönen Anblick, von dem ich nicht vermutet hätte, daß er mir sobald nach meiner Ankunft zuteil werden sollte.

Bei der Wohnungssuche ging es mir mit der Landessprache nicht viel anders, wie bei der Erkundung des „Sachzelüte". Ich hatte noch keine Ahnung vom Zürcher Deutsch, und da ich auf der Schule kein Mittelhochdeutsch getrieben hatte, fiel es mir manchmal schwer, die Züricher Vermieterinnen zu verstehen. „Ach, Sie verstahe kei Züritütsch, ich kann auch hochdütsch zu Ihne rede," antwortete mir eine solche, als ich sie bat, etwas langsamer sprechen zu wollen, da ich ihr nicht recht folgen könnte. Und sie überflutete mich mit einer Auseinandersetzung in dem Sprachidiom, das sie „hochdütsch" nannte, das mir aber nicht viel verständlicher war als ihre Heimatssprache. Bei einer anderen hatte ich folgendes Erlebnis. Ich traf sie in der Haustür und fing an, mit ihr über den Monatspreis der drei Zimmer, wie Höchberg und ich sie brauchten, zu verhandeln. Sie nannte einen Betrag, den ich als achtzig Franken verstand und unter Vorbehalt der Verständigung über andre in Betracht kommende Punkte für annehmbar erklärte. Kaum aber hatte ich die Zahl ausgesprochen, als ein gleichfalls in der Haustür stehender Mann anfing, mir, während ich mit der Frau über die andern Punkte sprach, immer wieder abwinkende Zeichen zu machen. Sollte die Wohnung Ungeziefer oder sich einer in ihr erhängt haben? dachte ich, ließ mich aber durch die Zeichen nicht beirren, da ich merkte, daß die Wohnung ohnehin nicht das sei, was ich suchte. Ich sagte der Frau, ich müßte mir die Sache noch mit meinem Freund überlegen und ging meiner Wege. Ein Blick zurück belehrte mich bald, daß der Mann aus der Haustür mir nachging. Und als ich daraufhin meinen Schritt verlangsamte, faßte sich der Unbekannte ein Herz und sprach mich an: „Sie!" „Was wünschen Sie von mir," fragte ich. „Sie," antwortete er, „sie hett ja nit gesagt, achtzig Franke, sie hett gesagt sachzig Franke." Den Guten hatte der Gedanke gequält, daß ich das Opfer eines Hörfehlers werden könne. Natürlich dankte ich ihm für seine wohlwollende Fürsorge.

Es wird dem Deutschen und insbesondere dem Norddeutschen, der ohne einen Begriff vom Wesen der Züricher Mund-

art nach Zürich kommt, nicht leicht, sich in diese hinein zu finden. Daß es sich, von einigen Eigenheiten der Aussprache abgesehen, bei ihr nicht um eine Art Jargon, sondern um eine geschichtlich gewordene Volkssprache mit regelmäßigen Abwandlungsformen handelt, will den Wenigsten in den Kopf. Sie tönt ihnen häßlich und erscheint ihnen als die Sprache ungebildeter oder sprachlässiger Menschen. Nun hat zweifelsohne das Schweizerdeutsch, wie es in Zürich und andern Kantonen der Schweiz gesprochen wird, manches Unschöne. Die Aussprache des „ch" als Kehllaut, die Trübung des Vokals i in ü und der Vokale e und ä in ö wird niemand als Verschönerung der deutschen Sprache empfinden. Aber wer sich durch diese und andre Äußerlichkeiten nicht davon abhalten läßt, in den Geist des Schweizerdeutsch einzudringen, wird in seinen Wortformen und seiner Syntax viel Schätzenswertes finden, eine Verbindung von Kraft und Innigkeit, die dem Schriftdeutsch abgeht, und die es begreiflich macht, warum nicht nur die breiten unteren Volksschichten, sondern auch die literarisch gebildeten Elemente der deutschen Schweiz im engeren Verkehr am Gebrauch des Schweizerdeutsch festhalten. Ich habe das Glück gehabt, in der Schweiz mit Leuten zu verkehren, die schriftstellerisch und, wenn es darauf ankam, auch rednerisch sich als wahre Meister der deutschen Sprache auszeichneten. Aber auch diese, wie z. B. der leider im vorigen Jahre verstorbene einstige Redakteur und später Direktor der Frankfurter Zeitung Theodor Curti, der als Prosaschriftsteller wie als Dichter in bezug auf Stil und Sprachreichtum es mit den besten Reichsdeutschen aufnehmen konnte, sprachen im Hause und im sonstigen Verkehr mit Landsleuten ihr Schwyzerdütsch, nach unseren Begriffen also „Platt". Umgekehrt wird es manchem Reichsdeutschen in der Schweiz so gegangen sein wie mir. Mir ist im Lande der Alpen erst das Verständnis und der Sinn für das Wesen der Mundarten zuteil geworden.

Erlaubte es meine Zeit, so würde ich u. a. gern einmal einen sprachtheoretischen Vergleich ziehen zwischen dem Verhältnis des Schweizerdeutsch zum Schriftdeutsch und des auch im

Tessin gesprochenen *dialetto milanese* zur literarischen *lingua toscana.* Dem Laien fallen da viele Ähnlichkeiten auf. Hier wie dort die Umlautung von Vokalen in getrübte Doppellaute und die Tendenz, Worte durch Abstoßen von Vokalen und Endsilben zusammenzuziehen. In Casa in Valle hörte ich einmal einen den Berg herabkommenden Burschen einen am Fenster unsres Nachbarhäuschens sitzenden Kameraden zurufen: „ndemm". Ich grübelte lange darüber nach, was er wohl damit gemeint haben könne, bis ich durch Analogieschluß dahinter kam, daß ich ein zusammengezogenes „andiamo" gehört hatte. Der Name Bernstein setzt mit dem Konzert der vier Konsonanten *r n s t* jeder italienischen Zunge unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Einige Leute halfen sich damit, daß sie zwischen r und n ein e einfügten, andre machten es einfacher und ließen das dem r folgende n einfach fort. Nicht wenig überrascht war ich aber, als ich eines Tages vor unserem Haus wiederholt „Besténg" rufen hörte und es sich herausstellte, daß dieser Ruf mir galt. Eine Arbeiterin des Mr. d'Arcès, die mir etwas bestellen sollte, hatte mit meinem Namen im Geist der Volksetymologie des Mailänder Sprachgebiets kurzen Prozeß gemacht.

Wie bildet das Volk Fremdworte um, die es in seine Sprache aufnimmt? Wer diesen Prozeß, der trotz aller Sprachreinigungsbestrebungen immer wieder vor sich geht, aufmerksam verfolgt, wird auch, ohne Philologe zu sein, entdecken, daß es bei ihm überall nach bestimmten Regeln geht, die der einfache Mann aus dem Volke einhält, ohne sich dessen bewußt zu werden. Indem die brave Stefanina mit dem *n* in der Mitte meines Namens auch das *r* aus ihm entfernte und das ei *e* aussprach, hatte sie ihm erst die dem italienischen Sprachgeist angepaßte Form gegeben. Das *n* am Schluß wird aber im ganzen Gebiet des Mailänder Dialekts nasal ausgesprochen. So, daß also z. B., da der Dialekt das *u* in *ü* umlautet und den Endvokal abwirft, Lugano im Munde seiner Eingeborenen zu „Lügang" wird. Und der Schweizerdeutsche im Berner Sprachgebiet macht aus dem italienischen fazzoletto (Schnupf-

tuch) ein „fazinettli", im Zürcher Sprachgebiet aus dem französischen *pois verts* — „Bouverli".

Dem Eingeborenen Zürichs ist das Schriftdeutsch eine Fremdsprache, die er erst erlernen muß. Als eine mir befreundete Deutsche im Hause einer Genferin, bei der sie Unterricht in der französischen Sprache nahm, ein achtjähriges Züricher Kind, das etwas bestellen kam, schriftdeutsch ansprach, antwortete ihr dieses verlegen: „Ich verstah kei Französisch nüt".

Im politischen Leben Zürichs herrschte in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts starke Ebbe. Die demokratische Partei des Kantons, die bei der Verfassungsrevision von 1869 für Zürich die demokratischste Verfassung erkämpft hatte, die damals überhaupt denkbar war, und die, zur Regierung gelangt, unter der Führung einer Reihe von ausgezeichneten Männern, auch sonst eine wahrhaft erleuchtete Reformpolitik betrieben hatte, war um die Mitte der siebziger Jahre infolge einer Verkettung verschuldeter und unverschuldeter Nackenschläge einer Koalition von Gegnern erlegen und ihrer Spannkraft beraubt. Unverschuldet war die Rückwirkung der über Deutschland und Österreich hereingebrochenen Geschäftskrise auf das Züricher Geschäftsleben, verschuldet der Umstand, daß der durch diesen Geschäftsdruck verschärfte Zusammenbruch einer von Hause aus verfehlten Eisenbahngründung der demokratischen Partei auf die Rechnung gestellt werden konnte.

Auf kleinem Gebiet hatte sich in den siebziger Jahren in Zürich eine Verquickung von Eisenbahninteressen mit parteipolitischen Interessen vollzogen, die wir auch in verschiedenen Großstaaten sich haben abspielen sehen. Um parteiischen Verfügungen der von Liberalkonservativen beherrschten Schweizerischen Nordostbahn entgegenwirken zu können, war ein Konkurrenzunternehmen, Nationalbahn genannt, ins Leben gerufen worden, deren Hauptlinie vom Bodensee aus über Winterthur und Baden im Aargau unter Umgehung der Stadt Zürich in die innere Schweiz und Westschweiz führen sollte. Unter Umgehung der Stadt Zürich: die Idee, die

liberal-konservative Hauptstadt des Kantons zugunsten Winterthurs, das damals die Hochburg der demokratischen Partei war, ausschalten zu können, war die intellektuelle Hamartia dieser gewesen, die große Denkschuld, dank der der finanzielle Krach der Nationalbahn zu ihrem politischen Krach werden konnte. Denn der Gegensatz: hier Nationalbahn — hier Nordostbahn ward dadurch im Volk gleichbedeutend mit hier demokratische — hier liberal-konservative Partei. Und die Nordostbahn hatte sich als die kräftigere Unternehmung erwiesen, ihre Aktien hielten sich auf leidlicher Höhe, während an den Aktien der Nationalbahn Vermögen verloren gingen.

Fast gleichzeitig mit der demokratischen Partei war auch der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung des Kantons Zürich, die sich im politischen Kampf noch an die erste anlehnte, der Atem stark ausgegangen. Auf ihr lastete zunächst, wie auf jener, der über ganz Europa sich ausbreitende Geschäftsdruck, dann aber von 1878 ab sehr erschwerend auch das deutsche Sozialgesetz. Eine eigentliche sozialdemokratische Partei der Schweiz gab es zu jener Zeit überhaupt noch nicht. Eine spezifisch schweizerische politische Organisation, die ihre Mitglieder fast ausschließlich aus der Arbeiterschaft und kleinbürgerlichen Elementen rekrutierte, war der Grütliverein, der indes ein sehr passives Dasein führte. In dem 1874 gegründeten Schweizerischen Arbeiterbund, der sich aus allen Sektionen der Arbeiterschaft — politischen Vereinen, Fachvereinen, Bildungs- und Unterstützungsvereinen — zusammensetzte und eine Kampfverbindung sein sollte, überwog dagegen das deutsche und das diesem sich noch völlig angliedernde deutsch-österreichische Element. Nicht daß diese Nationalitäten schon die Mehrheit der beschäftigten Arbeiter des Kantons gestellt hätten. Aber den meisten Arbeitern schweizerischer Nationalität fehlte aus verschiedenen Gründen, die u. a. mit den Unterstützungseinrichtungen ihrer Heimat im Zusammenhang standen, der Antrieb, sich den ausgesprochenen Kampforganisationen anzuschließen, und diejenigen, die es taten,

fühlten sich dort in der Minderheit, selbst wenn sie es in der Wirklichkeit nicht waren.

Hierbei spielten die oben geschilderten Sprachdifferenzen eine verhängnisvolle Rolle. In allen nicht spezifisch nationalen Organisationen war das Schriftdeutsch die zwar nicht statutarisch vorgeschriebene, aber durch die Natur der Dinge gebotene Diskussionssprache, und dies hatte die Wirkung, daß sich die Schweizer, obwohl sie das Schriftdeutsch durchaus verstanden und sich auch ganz gut seiner bedienen konnten, nur ungern an den Diskussionen beteiligten. Ich habe das lange Zeit nicht recht begreifen können, bis mir eines Tages ein literarisch hochgebildeter und gänzlich vorurteilsloser Schweizer auseinandersetzte, er fühle sich selbst im Kreise von befreundeten Deutschen stets befangen, weil er den Gedanken nicht los werde, daß er, sobald er den Mund auftue, irgend welchen Sprachfehler machen werde. Wenn das einem Manne geschah, der sich an den besten deutschen Stilisten gebildet hatte und ein vorzügliches Deutsch schrieb, wie mußte es da erst Arbeitern zumute sein, denen die literarische Bildung abging. Manches bittere Wort von solchen über die „mundfertigen Deutschen" wurde mir nun erst in seiner richtigen Bedeutung klar. Mochte den schweizerischen Arbeitern, die sich den gemischt-nationalen Organisationen anschlossen, dort auch das größte Entgegenkommen erwiesen werden, so konnte das nichts daran ändern, daß sie sich — einzelne wenige ausgenommen — in dieser Umgebung nie recht heimisch, sondern eher bedrückt fühlten. Und solches Empfinden macht dann wieder das Urteil ungerecht.

Indes hätte die Sprachschwierigkeit allein kaum ausgereicht, jenes Gefühl zu erzeugen, wenn nicht das Volksempfinden ganz allgemein den Schweizer gegen den Reichsdeutschen scheu oder mißtrauisch gestimmt hätte. Im Schweizervolk waren Deutschland und die Deutschen überhaupt unbeliebt, vielen sogar verhaßt. Eine Abneigung, die in nicht geringem Grade ein geschichtliches Erbe und aus dem lange zwischen der Schweiz und dem Reich obwaltenden Verhältnis zu erklären ist. Die Schweizer haben sich abwechselnd immer wieder in ihrer Unabhängig-

keit vom Reich bedroht oder bedrückt gefühlt, auf das Reich mit Furcht geblickt, die sich stets in ein Haßempfinden umsetzte, vom Reich wenig Gutes erfahren, das Reich als den Verbündeten ihrer heimischen Unterdrücker gesehen, während Frankreich ihnen unter den Bourbonen Erwerb bot und in der großen Revolution Befreierin wurde. So hat denn, worauf mich Theodor Curti einmal aufmerksam machte und was sich mir später oft bestätigt hat, dieses geschichtliche Verhältnis zu den beiden Nachbarländern auch in der Volkssprache Ausdruck gefunden. Wenn der junge Schweizer ins Ausland gehen will, so sagt er, wenn Frankreich sein Ziel ist: „Ich gang nach Frankrich inne", wenn er aber Deutschland wählt, geht er „nach Dütschland uße", d. h. nach Frankreich hinein, nach Deutschland hinaus. Diese heute ganz unreflektierte Differenzierung verrät das differente Unterempfinden, das nur wenig braucht, um bewußte Gegensätzlichkeit zu werden. Elementar machte es sich zur Zeit des deutsch-französischen Krieges geltend. Als im Januar 1871 Reichsdeutsche in der Zürcher Tonhalle die deutschen Siege über Frankreich feierten, gab es eine feindliche Demonstration der Bevölkerung, die beinahe zu einem veritablen Aufruhr geworden wäre.

Darüber waren noch keine zehn Jahre vergangen, als ich nach Zürich kam, und das Vorurteil gegen die „Schwaben", wie der Sammelname für die Deutschen lautete, war noch ziemlich stark. Aber es äußerte sich im praktischen Verhalten nicht unangenehmer, als etwa damals im „großen Kanton Württemberg". Wahrhaft freiheitlich empfindende Deutsche fühlten sich trotzdem in der Schweiz wohl. Ein in Zürich lebender deutscher Aristokrat von liberaler Gesinnung, der in einem von ihm herausgegebenen Blatt unerbittliche Kritik an allem übte, was ihm an schweizerischen Sitten, Einrichtungen und Maßnahmen mißfiel, antwortete, als man ihn einmal fragte, was er täte, wenn er plötzlich nach Deutschland versetzt würde: „Ich kröche auf allen Vieren in die Schweiz zurück". Der charaktervolle Mann hat denn auch sein Leben auf schweizerischem Boden beschlossen. Er war ein Sproß des schlesischen freiherrlichen

Hauses von Rotkirch, nannte sich aber als Schriftsteller nach einem Nebentitel seiner Familie von Taur. Sein Blatt, die „Schweizerische Handelszeitung", hatte nur eine kleine Auflage und mäßigen Umfang, ward aber aufmerksam gelesen, da man die in Fachkreisen des Herausgebers sorgfältig gewonnenen Urteile schätzte und seine Unbestechlichkeit kannte. Es hat wohl kaum einen zweiten Herausgeber einer Handelszeitung gegeben, der für seine Klienten so unnahbar gewesen wäre, wie von Taur. Jeder Versuch, den Leiter von Bank- oder Handelsinstituten unternahmen, mit ihm in persönlichen Verkehr zu treten, ward von ihm als beleidigend empfunden und entschieden zurückgewiesen.

Im Blatte dieses eigenartigen Mannes hatte ein schweizerischer demokratischer Schriftsteller, den ich bald kennen lernen sollte und der mir noch heute ein lieber Freund ist, zuerst seine hervorragende Begabung als politischer Humorist an den Tag gelegt. Rüegg war der Sohn eines Lehrers und selbst für den Lehrerberuf ausgebildet, hatte sich aber in den Tagen der Kämpfe um Zürichs demokratische Verfassung lebhaft an diesen beteiligt und sodann sich der politischen Journalistik zugewandt. Er hatte eine Zeitlang am Winterthurer Landboten mitgearbeitet, der damals das Hauptorgan der Züricher, man kann auch sagen der schweizerischen Demokratie war, und zu dessen redaktionellen Leitern der treffliche Friedrich Albert Lange gehörte, der Verfasser der „Arbeiterfrage" und der Geschichte „des Materialismus". Der Auffassung der Demokratie, wie sie zu jener Zeit im „Landboten" verfochten wurde und für die es keine scharfe Trennungslinie nach der Seite der Sozialdemokratie hin gab, ist Rüegg sein ganzes Leben treu geblieben. Sein warmes Empfinden für alle ehrlichen Befreiungsbewegungen verhindert es, daß der skeptizistische Zug, der durch seine humoristischen Plaudereien geht, jemals in den Zynismus der berufsmäßigen Spaßmacher ausartet.

Im Verein mit dem gleichgesinnten Theodor Curti hatte Rüegg Anfang 1879 in Zürich ein Tageblatt, die „Züricher Post", ins Leben gerufen, welches die Demokratie in dem vor-

entwickelten Sinne vertrat und unter der Redaktion dieser zwei Persönlichkeiten bald eine geachtete Stellung in der schweizerischen Journalistik einnahm. Zwar war die „Züricher Post" zu sehr Gesinnungsblatt, um eine große Auflage zu erzielen, sie war aber zu eindrucksvoll gehalten, als daß man sie hätte ignorieren können. Der aktivere Politiker am Blatt war Curti, der auch ziemlich bald in den schweizerischen Nationalrat gewählt wurde. Ihn fesselte das parlamentarische Wirken, für das Rüegg nur mäßiges Interesse hatte. In der Gesinnung einig, waren die Herausgeber der „Züricher Post" im Temperament so grundverschieden, wie man es sich nur vorstellen kann.

Das kam auch gelegentlich in drolliger Gestalt im Blatt zum Ausdruck. Da rebellierte zuweilen in geistreicher Ironie das von Rüegg redigierte Feuilleton gegen die Überschätzung des parlamentarischen Kleinkrieges in den politischen Artikeln und Briefen Curtis, um dann von diesem eine etwas lehrhafte Zurückweisung zu erfahren, deren Ziel nur der Unterrichtete herausmerkte. Curti hatte die Anlagen zu einem Parlamentarier großen Stils, ihn dängte es, gesetzgeberisch schöpfend zu wirken, und er hatte sich durch Tätigkeit in diesem Sinne Anspruch darauf erworben, in den schweizerischen Bundesrat gewählt zu werden. Aber der liberal-radikalen Partei, die im Nationalrat über die Mehrheit verfügte, war er ein zu unruhiger Geist, als daß sie ihn auf ihre Wahlliste setzen mochte, und die Arbeiterpartei, die ihn gern gewählt hätte, obwohl er ihr nicht als Mitglied angehörte, war noch zu schwach, seine Wahl zu erzwingen.

Von all den Schweizern, mit denen ich in Zürich zusammenkam, sind nur wenige mir im gleichen Grade als Männer erschienen, die es lohnte näher zu kennen, wie die beiden Herausgeber der „Züricher Post". Es waren beides wahrhaft gebildete Männer mit weitem Horizont und jeder in seiner Weise dem Sozialisten ein willkommener Nachbar. Curti hat später auf den Wunsch Leopold Sonnemanns sein Mandat als Nationalrat und die Stelle als Mitglied der Regierung seines Heimatkantons St. Gallen niedergelegt, um als Direktor der Frankfurter Zeitung die Überlieferungen dieses Blattes aus seiner besten Zeit auf-

recht zu erhalten. Am Vorabend des Weltkrieges ist er aus dieser Stellung ausgeschieden, — zur rechten Zeit, denn es wäre nun schwerlich ohne Konflikte zwischen ihm und den jetzigen Besitzern der Zeitung abgegangen. Er war als Schweizer von jeder Befangenheit mit Bezug auf Deutschland frei und oft ein scharfer Kritiker der Politik Frankreichs. Aber er war durch und durch Demokrat und hätte u. a. niemals über die Dinge hinweggekonnt, die Belgien geschehen sind. Überraschend schnell und zu früh für alle, die ihn gekannt haben, ist er im vorigen Jahr einer Herzschwäche erlegen.

*

Ich war erst kurze Zeit in Zürich, als ich Theodor Curti bei einer großen Volksdemonstration als Redner hörte. Es war eine Kundgebung gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe. Konservative hatten das Vorkommen einiger Mordtaten benutzt, um eine Volksinitiative ins Werk zu setzen zur Beseitigung des Artikels in der Bundesverfassung, der die einzelnen Kantone hinderte, die Todesstrafe bei sich einzuführen. Sie hatten auch genügend Unterschriften aufgebracht, um eine Volksabstimmung herbeizuführen, und dieser galt die erwähnte Kundgebung. Außer Curti, der mit großer Kraft sprach, trat als Redner auch der Dichter Gottfried Kinkel auf, der damals in Zürich lebte und einen Lehrstuhl für Kunstgeschichte am eidgenössischen Polytechnikum inne hatte. Der heutigen Generation ist Kinkel fast unbekannt. Damals aber hatte man noch nicht vergessen, daß er 1849 an der badisch-pfälzischen Erhebung für die Reichsverfassung teilgenommen hatte, gefangen genommen und vom Rastatter Kriegsgericht zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt worden war, die Friedrich Wilhelm IV. von Preußen durch Reskript in Zuchthausstrafe verwandelt hatte, und daß er nur durch einen kühnen Handstreich des Karl Schurz davor behütet worden war, bis zu einer etwaigen Amnestie Jahre im Spandauer Gefängnis als Zuchthäusler zubringen zu müssen. Allerdings wußte man in radikalen Kreisen auch allerhand über seine Schwächen, Karl Marx hatte ihn ob dieser

mit der Lauge seines Spottes übergossen — im 1860 erschienenen „Herr Vogt" nennt er ihn die Passionsblume des deutschen Philistertums — und auch Freiligrath spricht in seinen Briefen ironisch genug von ihm. So war ich denn gespannt genug, den Dichter des „Otto der Schütz" als Volksredner zu hören.

Stimme und Erscheinung befähigten ihn zu einem solchen. Ein großer breitschultriger Mann, stellte er auf der Tribüne etwas vor und seine Stimme klang laut und vernehmlich. Aber ein geschwollen theatralisches Pathos verriet den Redner von 1848 und war weder nach dem Geschmack der schweizerischen Hörerschaft, noch konnte es den Sozialdemokraten Lassalle-Marx'scher Schule Gefallen abgewinnen. Auch eine Flugschrift gegen die Todesstrafe, die Kinkel damals schrieb, verfehlte infolge von Mißgriffen im Ton ihren wohlgemeinten Zweck. Die reaktionäre Initiative erzielte bei der Volksabstimmung die Mehrheit, weil die radikalen Kantone der Westschweiz, obwohl sie von der Todesstrafe nichts wissen wollten, aus Gegnerschaft gegen den Zentralismus der Bundesverfassung dafür stimmten.

Kurze Zeit nach der Versammlung lernte ich Kinkel persönlich kennen, und zu seiner Ehre muß ich sagen, daß er sich gegenüber der verfolgten deutschen Sozialdemokratie durchaus anständig benahm. Aber seine Art im Verkehr machte doch jedesmal, wenn ich mit ihm zusammentraf, auf mich einen komischen Eindruck. Sie bestätigte, was ich später in einem Brief Freiligraths über Kinkel las: „Er kann nicht anders, er muß auf Stelzen gehn." Auch daß Kinkel, als er einmal im Züricher deutschen Arbeiterverein einen Vortrag zu halten hatte, sich den braven, aber für die Probleme unsrer Zeit farblosen und als Dichter nicht grade bedeutenden Theodor Körner zum Gegenstand wählte, kam mir etwas lächerlich vor.

Immerhin hatte sich Kinkel, nachdem er im Jahre 1866 etwas geschwankt hatte, wieder zur Demokratie durchgefunden, während die Mehrzahl der seinerzeit in Zürich niedergelassenen deutschen Achtundvierziger nach den Siegen von 1866 und 1870 ins nationalliberale Lager abgeschwenkt waren. Als einen der

Festgebliebenen lernte ich noch den weiland preußischen Artilleriehauptmann Fr. von Beust kennen, der 1848 an verschiedenen Volkserhebungen führend teilgenommen hatte und in contumaciam dreimal zum Tode verurteilt worden war. Er wirkte als Flüchtling in Zürich längere Zeit als Lehrer an einer von Fröbel gegründeten Schule, hatte diese dann nach Fröbels Tod übernommen und in ihr das System des Fröbelschen Anschauungsunterrichts weiter ausgebildet, so daß die Schule weithin im Auslande bekannt und oft von Ausländern besucht wurde. Beust — er hatte den Adelstitel abgelegt — hatte als Mitarbeiterin an seiner Schule seine Frau, eine Kusine von Friedrich Engels, nach Erscheinung und Wesen eine echte Rheinländerin nach den Versen Simrocks:

„Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär es ein adlig Geschlecht."

Ein charakteristisches Wort von ihr kennzeichnet ihre Denkart. Wiederholt hatten sich Beusts uns in Zürich lebenden deutschen Sozialisten dadurch gefällig erwiesen, daß sie gemaßregelte sozialistische Lehrer an ihrer Schule beschäftigten. Einer davon, für dessen Anstellung ich zum Teil verantwortlich zu machen war, hatte sich gegen die Leute nicht sehr schön benommen. Als Frau Beust mir von seiner Verabschiedung erzählte, setzte sie hinzu: „Er war ein ungeschliffener Mensch und das hatte mich eigentlich für ihn eingenommen. Ich habe aber erfahren müssen, daß man ein Flegel und dabei zugleich sehr hinterhältig sein kann."

Die Beustsche Schule wurde in Zürich fast ausschließlich von den Kindern dort lebender wohlhabender Deutschen besucht. In sehr vielen Fällen war jedoch bei den Eltern dieser Kinder weniger eine Bevorzugung der Beustschen Unterrichtsmethode für die Wahl dieser Schule bestimmend, als ein ziemlich starker Snobbismus. In Zürich besteht die Einheitsschule, und selbst wohlhabende Schweizer schickten ihre Kinder unbedenklich von Anfang an in die allgemeine Volksschule. Den meisten deutschen Bourgeois paßte es aber nicht, ihre Kinder neben Proletarierkindern unterrichten zu lassen, und so zogen sie die

Beustsche Schule vor. Ob diese noch besteht, weiß ich nicht. Das Ehepaar hat längst das Zeitliche gesegnet, und ein Sohn, der gleichfalls Lehrer an der Schule war und sich als solcher ganz vorzüglich angelassen hatte, ist in jungen Jahren gestorben.

Noch zwei gewesene Hauptleute habe ich in Zürich kennen gelernt. Von ihnen jedoch wird am besten im Zusammenhang mit der Schilderung des Treibens der sozialdemokratischen Kolonie zu sprechen sein, die von 1879 an Zürich unsicher machte und deren Zentrum der „Olymp" am oberen Wolfbach zu Hottingen wurde.

Max Pulver:

GEDICHTE

Du atmest schwer; die Lampe scheint gedämpft,
Und meine Hände liegen in den Deinen.
Ein neues Leben leise in Dir kämpft,
Holdseliger Aufruhr weckt Dir Glück und Weinen.
Du bist allein, verloren wie im Strom
Ein schwerer Stein, um den die Wirbel steigen.
Wie nächtiger Wandrer im verschloßnen Dom,
Wie Einzelstimme schwebt ob sanften Geigen.
Du bist allein und doch dem All verschränkt,
Wie Gott allein ist, der die Welt umkleidet.
Als Selbstverlorne mit dem All beschenkt,
Daß jedes Herz aus Deinem Herzen leidet.
Wir bleiben durch den Abgrund ungetrennt,
Den Deine Tiefe von der Welt gerissen.
In jene Opferglut, die in Dir brennt,
Bin ich getaucht in Deinen langen Küssen.

NACH EINEM BILD.

Wie blickst Du schmerzlich; und die weißen Dolden
Vor Deinen Händen neigt nun Sommerreifen.
Gewitteratem bog das Korn in Streifen,
Im fruchtbeschenkten Laube glänzt es golden.
Entwöhnt, den Lieben machtvoll zu umfassen,

Wie schön die schweren Arme niederhangen.
Von ausgespannter Sehnsucht, stetem Bangen
Bliebst Du erfüllt, durchtränkt und doch verlassen.
Das feuchte Blau des Himmels macht nicht heiter,
Nicht frischer Herbstgeruch und Duft der Feuer.
Dein Schmerz erhebt sich nackt und ungeheuer
Wie aus Johannis Schau die harten Reiter.
Was hilft der Früchte lockendes Gewinde,
Die mürbe Sattheit rings aus Berg und Schluchten,
Der Krieg läßt seine Fänge niederwuchten,
Verschließt den milden Kern in harte Rinde.

*

Dichter Dunst am Regentag,
Welkgeschrumpftes Laub im Kot.
Wie der Winter freudlos naht,
Selbst die Bäche sind schon tot.
Treiben hin mit stumpfem Braun,
Ohne Leuchten, ohne Sinn:
Wie das Kleid verlaßner Fraun
Streift ein Blatt am Wege hin.
Rostig knirscht das Laub im Baum,
Jeder Zierat wurde schal.
Frost verscheucht den schwachen Traum.
Was uns bleibt, ist öde Qual.
Wenn sie sich nach innen frißt,
Heiß das matte Herz durchkränkt,
Spürst du, daß du lebst und bist
Neu in Fruchtbarkeit getränkt.

Feuchtes Pflaster, feuchte Flecke
Aus der goldenen Laterne.
Grelle Straßen, dunkle Ecke,
Regennacht voll blinder Sterne.
Hab ich dich nach Haus geleitet,
Stumm und liebend dich durchdrungen,

Hat ein Strom uns ausgeweitet
Blühender Erinnerungen.
Und ich schied von dir am Ende,
Hörte deine Seele weinen.
Und ich spürte deine Hände.
Schwankend auf den schlechten Steinen
Ging ich ohne umzublicken,
Floh ich dich und rief dir schüchtern.
Jubel wollte mich ersticken
Zwischen Nacht und goldnen Lichtern.

*

Welkes Gras und schwere Bänder
Brauner Schollen in der Fläche.
Blasses Dorf um Hügelränder,
Schwarzer Damm verborgner Bäche.
Himmel leicht aus Licht und Flocken,
Raum erfüllt vom Ton der Säge,
Und die zarten Morgenglocken.
Kahler Strauch um kahle Wege.
Fühlst vom Draußen dich geschieden,
Steht es schlicht dir gegenüber.
Ist dir andre Kraft beschieden,
Eigne Macht verspürst du wieder.

Ihr entringen sich Gebärden,
Wo im Sommer du genossen;
Keimend unstillbares Werden
Aus dem Innersten ergossen.
Nicht mehr tauchen die Gestalten
Sich in dich wie kecke Schwimmer.
Eignem Grund entsteigt ihr Walten,
Blicke feucht von deinem Schimmer.
Hat die Welt sich dir verweigert,
Strömt sie nicht mehr, dich zu füllen;
Wächst du doch und ahnst gesteigert
Gottes Strom in deinem Willen.

*

Die Luft ist hell, und silberrein die Stunde,
Wo sich der späte Tag im Licht verklärt.
Mein Herz ist leicht, als ob es sanft gesunde,
Von frischgeweckter Sehnsucht kaum beschwert.
So ists kein Traum, zu dem ich mich erhebe,
Nicht Wunsch allein, der vor der Sonne lischt.
Das ist mein herbstlich Braun in Baum und Rebe,
Das ist mein Feld vom Nebelflor verwischt.
Du Zeit der Reife hast mir Frucht getragen,
In deinem Kuß Erfüllung mir beschert,
Und meine ungehemmten Pulse schlagen
Dir dankbar zu und ehren deinen Wert.

Carl Sternheim:

TABULA RASA

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

ZWEITER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Isolde (sitzt am Klavier und spielt ein Stück von Grieg).

Bertha (am gedeckten Kaffeetisch trinkt und ißt, während Nettel ihr die Haare mit schäumendem Wasser wäscht). (Zu Isolde:)

Willst du wirklich den Kuchen nicht mehr?

Isolde: Iß nur.

Bertha (schlingt ein neues Stück Kuchen mit Schlagrahm).

Isolde (spielend): Das ist Musik! Grieg.

Bertha (zu Nettel): Bist du bald fertig?

Nettel: Ist's schon sechs Uhr?

Bertha: Halb.

Nettel: Bis sechs habe ich nichts zu tun. Bei den Kindern sitzt Trude; sie spielen artig, und für die Haare kann die Massage, das Frottieren nicht lange genug dauern.

Bertha: Mußt du denn immer zu tun haben? Ich wundere mich wahrhaftig, daß dir die Wirtschaft oben nicht genügt. Fünf Rangen und die Küche und sonstige Bescherung dazu.

Nettel: Wie ich's mir eingeteilt, bleibt freie Zeit genug.

Isolde (steht auf und zündet sich eine Zigarette an): Das war Grieg; der geht auf den Lebensnerv. (Sie umfaßt Nettels Schultern.) Ach wüßtest du — ? (Geht zum Instrument zurück.)

Bertha: Nettel kennt außer ihrer Arbeit rein gar nichts,

obwohl sie sich vielmehr um ihre Bildung kümmern müßte. Was bleibt der Mensch ohne Bildung?

Nettel: Ich habe alle Bücher gelesen, die Isolde mir gab.

Bertha: Hast du von Bölsche gelesen?

Nettel: Ja.

Bertha: Hast du denn von Key gelesen?

Nettel: Auch.

Bertha: Dann mußt du die ganze Geschichte doch wissen.

Nettel: Welche?

Bertha (lacht): Welche? Die bewußte natürlich. (Zu Isolde:) Ich sage zu Nettel wegen Bölsches: dann mußt du die Geschichte doch wissen. Fragt sie: welche?

Nettel: Es stehen unzählige Geschichten drin.

Bertha: Nein, die Nettel! (Sie lacht stürmisch.)

Nettel: Meint ihr Zeugung und Geburt? Da ist nichts zu lachen; das ist so.

Bertha (zu Isolde): Hör nur, wie frech sie das sagt; (zu Nettel:) Du scheinst schön verdorben.

Isolde: Siehst du das Geheimnisvolle der Vorgänge nicht. Protoplasma, Keimzelle, das gewaltige Mysterium.

Nettel: Ich kann mir nichts weiter dabei denken.

Isolde: Euere Generation kommt mir geradezu pervers vor. Die erhabensten Dinge der Welt nehmt ihr mit Gleichmut hin, ohne zu staunen, im Tiefsten zu erschauern. Ihr denkt und prüft nicht wie die jungen Leute meines Alters. Im Leben steht ihr und tut und gut. Klappert und klappt wie Maschinen eintönig euer Tagwerk. An Übersinnliches rührt ihr nicht.

Nettel: Wir sind zufriedener als ihr.

Bertha: Wie frech das Mädel ist!

Isolde: Weil ihr das Gefühl der Verantwortung nicht im gleichen Maße habt.

Bertha: Keine Verantwortung!

Nettel: Ich habe die Welt nicht gemacht.

Isolde: Als wär' das eine Entschuldigung.

Nettel: Wofür?

Isolde: Für die Schöpfung, wie sie ist.

Nettel: Aber sie ist gut.

Bertha: Für die Reichen mit großem Geldsack vielleicht. Wer sich aber die Tage hindurchschinden muß!

Isolde: Wer aber auch an allem, an allem oft verzweifelt! (Großer Seufzer.)

Nettel: Fürchtete ich mich nicht so schrecklich. —

Bertha: Wovor fürchtest du große Person dich?

Nettel: Abends — ist's dunkel; ist Vater fort wie vor ein paar Tagen, ich oben mit den Kindern allein; plötzlich Schatten, Gestalten überall. Wär das nicht! (Sie erschauert.)

Bertha: Holt dich einer, bringt er dich an der nächsten Laterne wieder.

Nettel: Wär das nicht, ich könnte mich über das bloße Leben nicht lassen. Trude ist auch so; manchmal tanzen wir im Hemd. Wir haben viel zu arbeiten, und es gelingt. Stets ist etwas nicht in Ordnung; man ändert's, dann paßt's. Wo ein Fleck ist, wischt man ihn weg und hat das Gefühl, ohne einen geht die Wirtschaft nicht.

Isolde: Und abends kommt das Grübeln.

Nettel: Abends ist man müde; schläft.

Bertha: Dein erstes vernünftiges Wort.

Isolde: Du bist von der platten Unkompliziertheit deiner Altersgenossen. Für euch hätte der unglückliche Goethe nicht zu leben gebraucht. Ihr versteht nicht das:

„Vom Aberglauben früh und spät umgarnt,
Es eignet sich, es zeigt sich an und warnt,
Und so verschüchtert, stehen wir allein!"

Bertha: Mir kommt sie einfach frech vor.

Isolde: Wächst auf in einer Umgebung, die vom Kampf der Klassen und Individuen ums tägliche Brot und um das Heil der Seelen dröhnt und haspelt dabei stumpf euer Pensum ab. Sorgen sind euch fremd; erst Ideale!

Nettel: Liebe meinst du?

Bertha: Da habe ich keine Angst. Das wird das Mädchen schon machen.

Isolde: Doch wie banal. Wie das Haustier. Beute irgend einer stupiden Männlichkeit.

Nettel: Da denke ich mir meinen Teil.

Bertha: Immer frech.

Isolde: Höheren Aufschwungs unfähig. Schließlich aber bist du sechzehn Jahre alt.

Nettel: Tue ich nicht meine Pflicht?

Isolde: Gegen andere, nicht gegen dich selbst. Stets stopfst du den Kindern die Mäuler. Dich selbst, dein Zellensystem nährst du schlecht. Trägst stets die gleichen Sachen. Du bist eine kapriziöse Erscheinung, könntest Eindruck machen. Als wir die lebenden Bilder überlegten, haben wir auch an dich gedacht.

Nettel: Dafür bleibt mir gar keine Zeit.

Isolde: Aber die Überzeugung, dir würde für jede höhere Figur der Ausdruck fehlen —

Nettel (weinerlich): Was habt ihr nur?

Bertha: Gib dir keine Müh; sie versteht's nicht. (Geste zu Isolde.) Frag sie, wie man einen Haferschleim rührt, sie wird antworten; oder Strümpfe stopft.

Nettel: Ihr beide seid einfach faul!

Bertha: Was?

Nettel: Onkel Wilhelm und Vater sagen's auch. Nur wenn ein Vergnügen vor der Türe steht wie jetzt, rührt ihr euch.

Isolde: Hat Arthur das behauptet?

Nettel: Der wagt's nicht. Hat Angst vor dir.

Isolde: Nur die beiden Alten, die selbst nichts tun.

Bertha: Brandreden halten, ihren Leib füllen und uns schikanieren.

Nettel: Uns ernähren.

Isolde: Das lächerliche tägliche Brot geben. Sonst Banausen sind wie du.

Nettel: Für die Rechte der Arbeiter sich einsetzen.

Bertha: Nun mach Schluß. Was verstehst du davon?

Nettel: Warum sonst das Zusammenbleiben bis in die Nacht? Onkel Wilhelm hättet ihr gestern abend bei uns hören

sollen: Und wollt ihr mit Posaunen mich übertönen, das unterdrückte Volk wird mich hören.

Bertha: Faule Fische. Da kenne ich mich aus.

Isolde: Die lebenden Bilder will er uns verderben; aber das Jubiläum wird gefeiert.

Nettel: Oder nicht.

Bertha: Bist du still?

Nettel: Der Schwarze, der hier ist, der Feurige mit dem Bärtchen —

Bertha (zu Isolde): Der Feurige — hörst du!

Nettel: Der auf die Stühle klettert, will's um die Welt nicht.

Isolde: Und Arthur?

Nettel: Macht immer: Pst! (Sie legt den Finger an den Mund.)

Isolde: Als kritisch überlegener Geist beteiligt er sich kaum am Geschwätz.

Nettel: Der Schwarze hat's ihm aber ein paarmal tüchtig gegeben.

Isolde: Dein Schwarzer ist ein vollkommener Idiot. Reicht Arthur nicht das Wasser. (Mißt sie verächtlich.) Platitüde. (Schlägt die Tür zu, exit.)

Bertha (mißt sie verächtlich): Feurig! Schaf! (Schlägt die Tür zu, exit.)

Nettel: Schlampen! (Schlägt die Tür zu, exit.)

*

ZWEITER AUFTRITT.

Sturm (öffnet die Tür, sagt draußen zu Nettel): Ist dein Vater da?

Nettel: Hier wohnt mein Vater nicht.

Sturm: Ständer?

Nettel: Sieh selbst nach! (Sie verschwindet.)

Sturm: Range! (Er tritt ins Zimmer.)

*

DRITTER AUFTRITT.

Ständer (tritt auf): Was hast du gegen das Fest?

Sturm: Statt Feste der Fabrikanten zu feiern, soll das Volk mit der Faust auftrumpfen.

Ständer: Selbstverständlich ist zu jubilieren kein Anlaß, doch unter der Maske der Vorbereitungen fallen Zusammenkünfte, fällt fieberhaftes Leben, der wahre Jakob weniger auf. Alles was dient, die Aufmerksamkeit des Feindes von unseren wirklichen Absichten abzuziehen, soll recht sein.

Sturm: Aber was zum Teufel sind unsere Absichten? Fast eine Woche bin ich hier, und durch ein unerklärliches Weißnichtwas fühle ich mich aus dem Gleichgewicht. Wie ein Quirl springst du um mich, gehst mir nicht von der Seite. Wohin ich meinen Samen streue, wende ich mich fort — wieder zurück, scheint mir Gegenteiliges aufgegangen. Wiederholst du den Leuten meine Worte, zwinkerst du zugleich so andersdeutig, daß die ganz Verkehrtes verstehen müssen.

Ständer: Ich zwinkere?

Sturm: Blinzelst, schielst und mauschelst. Fieberst wie ein Signalapparat, der mit grünem Einfahrtslicht rotes Halt gebietet. Tiefster Überzeugung rief ich: „Mißtraut dem heimtückischen Mammon!" Aller Herzschlag der Genossen ist fest in meiner Hand, fühle ich. Da mitten im Rollen des Wortes „Mammon" dreht sich alles Auge zu dir, der du stehst —

Ständer: Wortlos.

Sturm: Mit sprechender Visage, die den Sinn meiner Worte aufhebt.

Ständer: Du bist verrückt.

Sturm: Mir geht ein Licht auf.

Ständer: Das ist Hochverrat!

Sturm: Von wessen Seite?

Ständer: Ich hänge es an die große Glocke. Dafür sollst du büßen. Ich, der seit vierzig Jahren Herzblut für die Armen, sein Hemd — vergieße — ich! ah! das!

Sturm: Ständer!

Ständer: Allein — früh und spät — blute —

Sturm: Mir geht's um mein Evangelium. Steh mir Aug' in Auge: Bist du's? !

Ständer: Sein Hemd bis ins letzte.

Sturm: Sozialdemokrat? ! (Er packt ihn bei der Hand.)

Ständer (mit großer Geste): Bis in den Tod von deiner Rasse.

Sturm (drückt ihn an sich): Das dank ich dir ewig.

*

VIERTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf, sagt zu Sturm): Ich verbiete endgültig. Sie hetzen unser Volk mit tausendmal überholten Maximen auf.

Sturm: Auseinandersetzung mit Ihnen lehne ich ab.

Arthur: Sie verkennen den Zweck, der Sie herrief, tun Sie anderes als die Genossen darüber aufklären, daß eine Sammlung guter Bücher für sie notwendig ist.

Sturm: So bin ich fortan ohne Auftrag in eigener Angelegenheit hier.

Arthur: Sie erreichen nichts. Die Leute lachen Sie aus.

Sturm: Das bleibt meine Sorge.

Arthur: Wüßten Sie, in welchem Grad Sie einfältig und überflüssig sind, Sie schämten sich. (Zu Ständer:) Gerade habe ich mich mit dem Direktorium auseinandergesetzt. Nach allem, was ich hörte, steht man nicht mehr auf dem unbedingt ablehnenden Standpunkt. Die Aussichten für die Bibliothek sind im Gegenteil die besten. Nur das sofortige Aufhören der Arbeiterbewegung will man. Durch den plötzlichen, passiven Widerstand an allen Ecken und Enden ist man einfach nicht imstande, ordnungsgemäß zu arbeiten, Entschlüsse zu fassen. Wird durch tausend kleine Schikanen an der Erledigung des Notwendigsten gehindert.

Sturm: Krepieren soll die Bande vor stets neuen Sorgen!

Ständer: Den Knüppel zwischen den Beinen sind sie gelähmt.

Arthur: Sie können vor lauter Zwischenfällen —

Ständer: Nicht mehr X vom U unterscheiden, geschweige— (Er reibt sich die Hände.)

Arthur: Wir haben begründete Aussicht, ein prachtvolles Ziel durchzusetzen, schaffen wir den Verantwortlichen ein klares Hirn für ihre Entscheidung. Unser akuter Wille ist: Die Bücherei. Von Prinzipien sehen wir für den Augenblick ab.

Sturm: Den Teufel tun wir. Ihr Lesekränzchen ist ein Bierulk, eine Lokalposse. Wir anderen stehen zehn Stockwerk höher. Haben die Eisenstange im Räderwerk und heben den ganzen freibeuterischen Mechanismus endlich aus dem Gewinde.

Arthur: Ihr utopisches Geschwafel ist heutzutage Verbrechen. Wir marschieren, Proletarier, festen Schrittes zur Vereinigung, Verbrüderung mit dem gesamten europäischen Bürgertum, Weltpolitik zu machen.

Sturm: Wir springen euch elenden, geldvergifteten Spießbürgern an die Gurgel, wir — Proletarier.

Arthur (an der einen Seite des Tisches): Hinter uns steht unübersehbare Menge.

Sturm (an der anderen Seite des Tisches): Die Elite, das Mark und die Kraft Deutschlands schnellen uns.

Ständer: Meine Herren!

Arthur: Das ist ein —

Sturm: Er soll mich — !

Ständer (leise zu Arthur.): Geh! Ich schaffe ihn fort.

Arthur (schlägt mit Gewalt auf den Tisch).

Sturm: Friedlich Bourgeois!

Arthur: Bourgeois selbst!

Sturm: Citoyen! Bourgeois; den Unterschied beult das nächste Jahrzehnt aus deutscher Sprache heraus.

Ständer (hat Arthur hinausgedrängt).

*

FÜNFTER AUFTRITT.

Sturm: Dieser Allerweltsumarmer ist ja eine tolle Abart der Partei. Treibt einem Gift ins Gehirn.

Ständer: Wahrhaftig!

Sturm: Solche Quirler, Vermischer reiner Absichten, gehörten unter den Tritten unserer Bataillone zerstampft.

Ständer: Bravo!

Sturm: Bebst du wie ich vor Wut? Was sagst du?

Ständer: Du sahst doch, gerade stieß ich ihn noch zur Tür hinaus. Im nächsten Augenblick hätte ich mich vergriffen.

Sturm: Die mengen Europa in großer Bütte zu einem Mus, das alle Wege der Vernunft und des Glaubens verstopft.

Ständer: Da hast du aber einmal wirklich und vollkommen recht!

Sturm: Und wagt sich unsereinem in den Weg!

Ständer: Freilich ohne Wirkung. Das Männchen nimmst du zu wichtig. So etwas bewegt sich wie der Sturm im Wasserglas, (auf Sturm zeigend) nicht wie dieser freilich, knapp bis ins dreißigste Jahr. Dann kommt mit Frau und Kindern die harmlose Katastrophe.

Sturm: Der Wurm krümmt sich lange.

Ständer: Er ist durch baldige Heirat meiner Nichte Isolde geliefert. Ein faules fettes Mädchen, das ihm sein Quentchen Mark in Jahresfrist herauslöffelt.

Sturm: Hoffentlich.

Ständer: Sei unbesorgt. Der hat sich die letzte Zeit getummelt. Drum genug von ihm; du brauchst ihn ferner nicht zu beachten. Tu deine Arbeit, die ich schätze. Tu sie, willst du, mehr im Geheimen. Ich, der über den Schwachkopf, in die hiesige Wirklichkeit sehe, bin mit dir, in Anbetracht und so weiter, zufrieden. Das wollt ich dir bei dem Anlaß sagen.

Geh flink noch zu Flocke hinauf, meld' ihm, unser Plan geht nach Wunsch. Das gewollte Chaos ist angerichtet; bei völliger Verwirrung unserer Gegner halten wir für große Zwecke den Faden in der Hand. Ist's nicht so?

Sturm (mit bewegtem Händedruck): Es ist! Und auf der Basis wirken wir nun kräftig fort. (Exit.)

Ständer: Sechs Tage bis zum Fest. Noch bleibt alle Gefahr drohend. Das Durcheinander kann dauernd nicht wild genug sein. Nach links zieht Sturm, Arthur rechts am Strick.

Wüßte ich einen Dritten, sollte der von der Mitte her tüchtig schütteln.

*

SECHSTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf): Was ist mit ihm?

Ständer: Gerade stieß ich ihn zur Tür hinaus. Im nächsten Augenblick hätte ich mich vergriffen. Jedenfalls vergißt er das Wiederkommen.

Arthur: Vor solchem Ungetüm könnte man an der intellektuellen Linie der ganzen Natur verzweifeln. Diese Gewaltsmenschen gehören glatt an die Wand erschossen.

Ständer: Bravo!

Arthur: Ohne einen Begriff davon, daß sich durch wirtschaftliche Organisation das hehre Ziel schneller und gründlicher erreichen läßt als durch blutige Revolution, halten diese Fossile aus der Primärzeit es nicht für nötig, sich über errungene Feststellungen zu unterrichten. Diese tiefen Köpfe — ich meine tief im Sinne einer Thermometerskala — haben vom Unterschied zwischen Arbeitswert und Produktionspreis keine Ahnung.

Ständer: Bewahre.

Arthur: Wissen von Profitrate, Zentralisation des Kapitals und der Betriebe, vom nationalen Mehrprodukt, Kreditsystem, der Vergesellschaftung und dem Normalarbeitstag nicht das Geringste.

Ständer: Wie soll so einer auch? Von den Gutgesinnten gemieden, ohne Weib und Kind.

Arthur: Und wagt sich unsereinem in den Weg.

Ständer: Ohne Wirkung freilich. Wie der Sturm, (er lacht) im wahren Sinn des Wortes, im Wasserglas bringt sich so etwas knapp bis ans dreißigste Jahr.

Arthur: Er ist fünfunddreißig.

Ständer: Bis ans vierzigste. Dann kommt als Folge jahrelanger Ausschweifungen die schnelle Katastrophe.

Arthur: Meinst du?

Ständer: Du nimmst ihn zu wichtig. Beacht' ihn weiter nicht. Tu deine Arbeit, die ich schätze.

Arthur: Lohnrate gegen Profitrate!

Ständer: Versteht sich. Tu sie, willst du, mehr im Geheimen. Wir halten hier durch dich geradezu die Fäden in der Hand. Das wollt ich dir bei dem Anlaß sagen.

Arthur: Und ich: nie hätte ich gehofft, in dir einen so fortgebildeten und aufrichtigen Genossen zu finden. (Er drückt ihm kräftig die Hände.)

Ständer: Mit Isolde bist du zufrieden?

Arthur: Eine Perle. Ein prima Eizellchen.

Ständer: Erziehung: Beethoven, Französisch!

Arthur: Mehr als das: ein vorurteilfreies, großzügiges Herz. (Umarmt ihn.)

Ständer: Und in jeder Beziehung fix dazu. Wo willst du hin?

Arthur: Ins Direktorium zurück. Melden, Sturms Einfluß ist bis morgen matt gesetzt. Er selbst verschwindet. Ich versichere, unverzüglich erfüllen sie unsere Forderung.

Ständer: Laß es bis morgen. Die unruhige Erwartung macht sie uns geneigter, und ich kann mit deinem Vater, der auch von der Partie ist, das Passende bereden. Und dann mit Volldampf voraus zum gesteckten Ziel.

Arthur: Also spaziere ich mit Isolde eben noch ins Wäldchen hinaus.

Ständer: Auch äußerlich ein Prachtsweib?

Arthur: Der ideale, sorgende Gefährte für ein harmonisches Leben.

Ständer (meckert): Glückskerl!

Arthur (exit).

Ständer: Wie es sich nun mit der Sozialdemokratie im Kern auch verhalten mag, man kann jedenfalls in seinen Neigungen weit schweifen, um immer noch ein erstklassiger Genosse zu sein.

*

SIEBENTER AUFTRITT.

Flocke (tritt auf): Stehts gut, wie Sturm sagt?

Ständer: Die Arbeiterschaft ist durch ihn, Gustav, und unterirdisch durch mich so im Strudel, daß nicht nur über die Zweckmäßigkeit des Festes, sondern des eigenen Lebens jeder in Zweifeln schwebt. Die Leitung der Werke dagegen will nur Ruhe, die Hand vor Augen zu sehen. Dann wird sie uns wohl jeden Wunsch erfüllen.

Flocke (nach einer Pause seufzend): Ach Gott, ach ja! (Nach einer neuen Pause:) Was war von alldem eigentlich der Grund, Wilhelm?

Ständer: Kind Gottes, das fragst du seltsam.

Flocke: Ich weiß, die Bücherei.
(Pause.) Ich meine, was dich recht eigentlich innerlich zu alledem trieb?

Ständer: Innerlich? Ganz innerlich? (Er will mit einem Ruck auf Flocke los, macht aber vor ihm halt und sagt im gewöhnlichen Ton): Ach Gott, Du weißt es doch.

Flocke: Das Wohl der Proletarier, Fortbildung; ich weiß. Ach Gott, ach Gott!

Ständer: Betracht' ichs aber unabhängig davon und nehme an, die geschaffene Verwirrung hat zu unserem Wohl die Aufmerksamkeit von uns beiden und unserer eigentlichen Stellung endgültig abgelenkt, sehe ich die Forderung der Genossen: eine runde Million für Bücher und ihre Aufbewahrung nunmehr nüchtern von anderem Standpunkt an, vergesse, ich bin Angestellter der Werke und denke, man ist als Mitbesitzer an ihrem Gedeihen beteiligt.

Flocke: Ja?

Ständer: Das fiel mir in den letzten Nächten ein: Ist die Forderung der Bagage, eine Million! bodenlose Unverschämtheit.

Flocke: Aber —

Ständer: Erlaube! In den letzten fünf Jahren wurde durch Speise-, Bade- und Erholungsanstalten, Säuglings-, Blinden-, Krüppelheime —

Flocke: Stellst du eine Bibliothek mit der Badeanstalt auf gleiche Stufe?

Ständer: Weniger wichtig ist sie. Als Kulturmensch kann ich auf ein Buch eher als aufs Bad verzichten. Ich wundere mich, daß du, der mit seinen ganzen Ersparnissen an den Fabriken beteiligt ist, einer bedeutenden Schwächung des inneren Wertes der Aktiven seelenruhig zusehen willst. Durch Gewährung der Million wird der Gewinn dieses Jahres gewaltig gekürzt, und die Dividende — dein Zins, Flocke — kleiner.

Flocke: Wahrhaftig?

Ständer: Das ist die Kehrseite der Medaille. (Er holt ein Buch und schlägt es vor Flocke auf.) In der letzten Bilanz hatten wir eine Bruttoeinnahme von rund zwei, und nach Abschreibung der Handlungskosten noch eine und eine viertel Million Gewinn. Davon gingen aber ab für: Arbeiterwohnhauskonto, Arbeiterunterstützungskonto, Arbeiterpensionsfonds, Arbeitersparkassenkonto, Badehaus, Speisehaus, Erholungsanstalt und sonstige Arbeiterwohlfahrtseinrichtungskonti rund dreihunderttausend Mark, bis schließlich aus knapp einer Million Mark zehn Prozent Dividende verteilt wurden. Verstehst du?

Flocke: Ja.

Ständer: Woher, um alles in der Welt, soll nun die Verwaltung die Million nehmen?

Flocke: Um Gotteswillen!

Ständer: Aus dem Jahresgewinn? das hieße keine Kopeke Dividende.

Flocke: Was?!

Ständer: Aber auch: der Kurs der Aktien fällt um vierzig bis fünfzig Prozent.

Flocke: Allmächtiger!

Ständer: Aus den Reserven? Das bedeutet katastrophale Schwächung des inneren Wertes der Anlage.

Flocke: Heiland!

Ständer: Folge: gleichfalls Kurssturz bis auf Pari.

Flocke (wimmert).

Ständer: Aus alldem erkennst du: wir haben nach Erreichung unseres persönlichen Ziels kein anderes Interesse, als die Bewilligung der Bibliothek um jeden Preis zu verhindern.

Flocke: Unser Ziel ist aber nicht völlig erreicht. Es bleiben sechs Tage.

Ständer: Die letzten drei oder vier kommen für geregelte Geistestätigkeit nicht mehr in Frage. Da geht in Lampions und Girlanden jede Orientierung verloren. Achtundvierzig Stunden lang müssen wir mit der bisherigen Undurchsichtigkeit, mit Durcheinander die Geschichte noch in der Schwebe halten, verhüten, daß das geringste Wirkliche geschieht. Denn einmal aufrichtig und uns insgeheim gestanden: läßt man überhaupt die menschlichen Voraussetzungen gelten — die sozialen Zustände in Rodau sind, wie sie sind, geradezu ideal.

Flocke: Ideal!

Ständer: Du und ich, ohne sich körperlich zu überanstrengen.

Flocke (kichert).

Ständer: Doch sechstausendvierhundert, fünftausendsechshundert! Und da das Gros der Arbeiter den ganzen Tag über meist wirklich beschäftigt ist, bleiben die Anstalten, Porzellanwannen, Nickelduschen zu gewissen Stunden der Benutzung durch uns vorbehalten.

Flocke (strahlend): Die Sitzbrause!

Ständer: Arthur hat für den Augenblick beim Direktorium Oberwasser. Es will bewilligen. Das regulieren wir noch heute. Sturm muß wieder in den Vordergrund. Bevor sich die Leitung besinnt, hat sich die Arbeiterschaft besonnen. Ihre Forderung sieht sie als zu groß ein. Man überlegt; wird nach dem Fest weiter davon sprechen.

Flocke: Doch wird Arthur jetzt mit dem Kopf durch die Wand wollen.

Ständer: Isolde ist instruiert. Sie bremst ihn im Stadtwald. Aber auch Sturm, laße ich ihm die Leine lockerer, bleibt bei Fuß. Zu dem Zweck veranstalte ich heute abend bei mir Kartenspiel, und wir setzen ihm dein kleines Mädchen zur Seite.

Flocke: Nettel? Wilhelm, du bist ein Genie!

Ständer: Ich habe einen illuminierten Kopf. Meine Mutter war auch eine geborene Seidenschnur.

Flocke: Jetzt erst sehe ich vollen Erfolg. Alle Steine fallen mir vom Herzen. (Man hört draußen zunehmende Bewegung.)

Ständer (zum Fenster): Was ist das?

Flocke: Sausen eines Motors? Siehst du etwas?

Ständer: Gruppen Menschen in Bewegung.

Flocke: Sturm mit ihnen; sie ziehen nach rechts.

Ständer: Er wirft die Arme, holt alle links hinüber. Gegen die Direktionsgebäude schwenken sie.

Flocke: Zum Angriff! Er rebelliert sie. Mord und Totschlag! Wir kommen zu spät.

Ständer: Man muß hinunter. (Zur Tür.)

*

ACHTER AUFTRITT.

Arthur und Isolde (treten auf).

Arthur: Was gibt's?

Flocke: Sturm, Weltuntergang!

Arthur: Hinunter. (Zur Tür.)

Isolde (Aufschrei): Geliebter!

Flocke (Aufschrei): Arthur!

Ständer und Arthur. (Versuchen sich loszumachen, da Isolde und Flocke ihre Knie umfassen. Bertha ist dazugekommen, es gibt ein chaotisches Hin und Her; von oben hört man Kindergeschrei und Hundegebell. In das Durcheinander brüllt)

Ständer: Ruhe!

Flocke (fällt für tot in einen Stuhl; die übrigen lauschen).

Bertha (bei völliger Stille): Man hört nichts.

(Von neuem erhebt sich Unruhe, die anschwillt. Alles tritt nebeneinander zum Fenster und zeigt, in einer Reihe stehend, den Rücken.)

Arthur: Sie kommen!

Isolde: Sturm voran!

Ständer: Aufs Haus zu!

Bertha (schreit auf): Sie stürmen!
Ständer (ohrfeigt sie).
Arthur: Wer ist das neben Sturm? Sie wollen zu uns! (Exit.)
Ständer: Schippel!
Isolde (schreit auf): Arthur!
Ständer (ohrfeigt sie) (exit).
Nettel (tritt auf).
Isolde (stürzt ihr schluchzend an die Brust).
Nettel (am Fenster): Der Schwarze!
Bertha (beim Anblick Flockes mit Aufschrei auf ihn zu).
Flocke (stellt sich für tot in einen Stuhl).
Nettel und Isolde (gleichfalls zu ihm).

*

NEUNTER AUFTRITT.

Es treten auf Schippel, hinter ihm Ständer, Sturm, Arthur und etwa ein Dutzend Arbeiter, während der Rest bei offener Tür im Hausflur und auf der Treppe stehen bleiben. Die Frauen sind bei der Männer Eintritt hinter die Wand von Stühlen geflüchtet, den halb entseelten Flocke mit sich nehmend.

Schippel (bei völliger Ruhe): Guten Abend, meine Damen. (Zu Ständer:) Haben Sie die Güte, mich vorzustellen. (Er tritt aber selbst auf die Frauen zu und sagt, jeder die Hand reichend:)

Direktor Schippel.

Flocke (verschwindet irgendwie vollständig).

Die Frauen (knixen).

Schippel: Ohne Sorge, meine Damen. Ein überraschend zahlreicher, doch nicht bösartiger Einbruch. Und nun, Freunde, keine unnütze Erregung. (Wer Platz findet, die Damen vor allen, setzt sich. Die übrigen hören stehend unserer Aussprache zu.) Darf ich bitten. (Er führt Bertha mit Komplimenten zu einem Stuhl.)

Sturm: Wir haben hier nicht Komplimentenzirkel. (Zu Nettel:) Für dich nicht, Balg!

Nettel (entreißt ihm die Hand): Hand los!

Schippel: Jeder wie es ihm bequem ist. Und jetzt gestatten Sie, ich nehme zu einer Ansprache das Wort, die Sie

bald beschwichtigen, sogar erfreuen wird. Hier ist noch ein Stuhl frei. (Anbietend:) Bitte, Herr Ständer.

Ständer: Ich überlasse —

Schippel: Sie alle unbedingt erfreuen wird.

Sturm: Das werden wir sehen.

Ein Arbeiter: Brot wollen wir. Kampf aufs Messer!

Schippel: Einen Augenblick, Lieber. Die Damen möchte ich sehen. (Er schiebt ihn aus dem Weg.)

Sturm: Das sind Possen.

Schippel: Sondern mit Vernunft gehen wir aufs Ziel los. Arbeiter in Rodau! Obwohl ich Sie, Verehrte, ganz anders anreden möchte, spreche ich nüchtern und rufe Sie an, wie es Sie adelt: Rodaus Arbeiterschaft!

Seit mehr als zwanzig Jahren bin ich Euch bekannt. Nicht undeutlich, scharf umrissen stehe ich selbst, meine Absicht, steht das durch mich für Euch Erreichte vor Euch.

Zuruf: Wir wollen uns und unsere Kinder erziehen dürfen.

Ein Arbeiter: Brot! (Einiges Echo.)

Schippel: Wie wohl gewissermaßen Euch übergeordnet, habe ich meine schlichte Herkunft nie verleugnet, nicht vergessen, daß ich wie die Ärmsten unter Euch aus der letzten Tiefe des Volkes komme. Habe nie mehr aus mir gemacht als einen, der für desselben Werkes Gelingen schafft wie Ihr. Auch ich nenne mich mit Recht einen Rodauer Arbeiter. Niemals aber mit größerem Stolz als jetzt, da das hundertjährige Bestehen unserer aller Ernährerin vor der Türe steht.

Ein Arbeiter: Brot!

Schippel: Haben wir durch das Glaswerk alle reichlich. Und mehr. Vor den Arbeitern umliegender Bezirke besitzt Ihr Anstalten, die Euer Wohl nach allen Seiten sicherstellen und fördern. Jetzt wollt Ihr für Euer geistiges Fortkommen Bücher.

Ein anderer Arbeiter: Eine ganze Bibliothek wollen wir. Verstehen Sie!

Sturm: Ich unterbreche!

Schippel: Lassen Sie den Mann doch aussprechen. Er formuliert den Wunsch der Genossen. Sag's noch einmal.

Sturm: Der Mann ist Ihr Duzbruder nicht.

Arthur (zu Sturm): Stören Sie nicht!

Sturm: Herrgott!

Zurufe: Ruhe!

Schippel: Erst stutzt das Direktorium. Meine Freunde! Wir haben im Verlauf weniger Jahre Riesensummen für Bequemlichkeiten Eures Lebens aufgewandt. Freilich kann einem das irdische Dasein nicht angenehm genug gemacht werden. Gleichzeitig ist aber, bei unveränderter Arbeitszeit, der Härtegrad Eurer Arbeit, möcht' ich sagen, nicht größer geworden, da die Bedienung der verbesserten Maschinen leichter wurde.

Sturm: Sie reden um den Brei!

Zurufe: Ruhe!

Schippel: Während hingegen für Eigentümer und Leiter der Geschäfte durch erschwerte Einsicht in verwickelte wirtschaftliche und politische Verhältnisse Verantwortung und Risiko täglich mehr und ins Ungemessene wächst. Aber Ihr antwortet sehr richtig: das ist deren Sache. Durch die famosen Maschinen seid Ihr Behaglichkeit immer mehr inne geworden und wollt sie auch im häuslichen Leben nicht missen. Basta! Ihr wißt heute, was ein Aufenthalt in würziger Waldluft, am rauschenden Meeresufer ist, habt in der Einrichtung Eurer mustergültigen Fürsorgeanstalten längst den Anschluß an den höchsten Komfort erreicht.

Sturm: Nicht länger dulde ich Ihre Witze.

Schippel: Wissen Sie den Leuten Wichtigeres zu sagen, räume ich mit Vergnügen den Platz. (Mit Komplimenten tritt er zurück.)

Zurufe: Weiterreden!

Sturm (tritt vor): Genossen! Proletarier, mit einem einzigen leuchtenden Ziel sind wir!

Zurufe: Das gehört nicht hierher.

Sturm: Nicht Almosen — wir wollen aus eigener Kraft mit souveräner Gewalt das Ganze.

Arthur: Hier ist keine Wahlversammlung.

Zurufe: Der Direktor soll sprechen. Hinaus!

Sturm (stark): Wer rief hinaus?

Ein starker Arbeiter (tritt vor): Ich! (Zu Sturm:) Ein Schmuser sind Sie: reden Schmonzes.

Zurufe: Zur Sache!

Schippel (zu Sturm): Ihre zweifellos heilige Überzeugung wird bei ungünstiger Disposition der Anwesenden für so schweres Geschütz besser später vorgetragen. Vielleicht sprechen Sie jetzt zur Sache.

Zurufe (von allen Seiten): Zur Sache!

Sturm: Zu dieser verfluchten, von Gott verlassenen, unheiligen Sache habe ich nichts zu sagen! (Exit.)

Arthur: Pöbelhaft!

Ein Arbeiter: Radaubruder!

Schippel (mit süßem Lächeln): Ein sympathischer Brausekopf. Das Direktorium stutzt einen Augenblick. Doch bricht sich in sturmbewegten Sitzungen die Überzeugung Bahn: Es kann im Zeitalter herrlicher allgemeiner Aufklärung, es kann heutzutage das Band, das sich um Arbeitgeber und Arbeitnehmer schlingt, nicht innig genug sein. Im Verwaltungsbüro sitzt der eine, der andere steht an der Maschine durch das unlenkbare Schicksal. Doch aus eigenem, menschlichen Willen wollen beide das gleiche: Aufhebung der Klassenvorherrschaft durch Schaffung von Vorbedingungen, die den Übertritt von einer Gesellschaftschicht in die höhere für jeden einzelnen verbürgen, bis schließlich einzig der gleichberechtigte Bürger Deutschlands — was sage ich — Europens Boden bewohnt.

Für solches Ziel ist die geistige Hinaufbildung der Massen Notwendigkeit, und so zwingt uns am Ende die Forderung der Rodauer Arbeiter nach einer Bücherei die Träne der Rührung ins Auge, da wir gestehen müssen: Sie wissen, was Sie für sich, was Sie mit uns gemeinsam wollen. (Er fährt sich leicht übers Auge.)

Durch Beschluß des Aufsichtsrates vom 16. April ist auf Vorschlag des Direktoriums eine Arbeiterwohlfahrtsblibiothek für Rodau im Erstellungswert von einer Million Mark genehmigt.

Zurufe und große Bewegung.

Schippel (nach einer Pause): Als aber erst Erkenntnis unserer tiefen Gemeinsamkeit Rührung und Erleuchtung gebracht hatte, trieb elementares Gefühl, Eure Forderung von uns her aus freiem Antrieb zu überstürzen. Die gewaltige Tatsache der Jahrhundertfeier mögen wir nicht vorübergehen lassen ohne eine Geste, die der Welt ans Herz greift. Beweisen wollen wir die brüderliche Liebe, die sämtliche Angehörige des Werkes durchpulst, indem wir einen von Euch, der Euer Vertrauen hat, mitten unter uns stellen, ihn hinsichtlich seines Titels, seiner Rechte und Bezüge uns gleich machen als ein Symbol dafür, daß solches hinfort zu jeder Zeit jedem von Euch fortan möglich ist. (Er tritt vor.)

Seine eigene Bereitwilligkeit und aller Zustimmung vorausgesetzt, schlage ich die Ernennung des von uns verehrten, um das Werk hochverdienten Herrn Wilhelm Ständer zum Mitdirektor der vereinigten Glaswerke vor. (Großer Beifall.) (Zu Ständer): Wir erwarten Ihre Antwort. Ich sehe Sie bewegt, erschüttert. Wollen Sie, lassen wir Sie für einige Minuten allein, sich zum Entschluß zu sammeln. Ziehen wir uns zurück! Auf einen Augenblick vor die Tür, meine Lieben! (Während er den Arbeitern ihren Platz im Flur bezeichnet und die Tür hinter ihnen schließt, zieht er selbst, die Frauen und Arthur sich ins Nebenzimmer zurück. Da das Zimmer leer ist, sieht man Flocke hinter den Stühlen teilnahmslos auf einem niedrigen Schemel hocken.)

*

ZEHNTER AUFTRITT.

Ständer (der Flocke nicht bemerkt und von dem Geistesabwesenden nicht wahrgenommen wird): Ich? (sehr leise): Ich? (Er schleicht zum Schlüsselloch der Flurtür, dann zu jener, durch die Schippel und Anhang ging, schaut hindurch und lauscht durch dasselbe.)

„Großzügiger Charakter?" — Möglicherweise. (Er lauscht wieder.) Weitblickender Kopf, der für das Werk fruchtbar gemacht werden muß? „Vielleicht auch weitblickend. Aber für — das Werk? fruchtbar gemacht werden — muß?" (Er kommt nach vorn.) Fruchtbar für andere? Von neun Uhr morgens

bis fünf Uhr abends auf Befehl hingegeben fruchtbar? Einen Tag wie den anderen, jahraus jahrein? Aber wenn ich von meinem hingegangenen tristen Leben ein Rühmenswertes sagen kann, ist's, daß ich den Frondienst und was damit zusammenhängt, widerwillig, gerade zur Not noch, aber nie hingegeben oder gar befruchtend, beflügelnd versehen habe.

Und jetzt mit sechzig Jahren glaubt Ihr, mir eine Falle für mein Menschentum stellen zu können?

Am Ende mehr als weitblickend, in die Tiefen schauend sogar vielleicht. Aber wie bisher doch nur für mich selbst, verschwiegen und höchstpersönlich. Damit, während der äußere Wandel armselig ist, im Inneren Reiz blüht, das karge Dasein für mich in bunten Farben schillert. Für mein Seelenheil zum Verschwenden auf gut Glück, aber nicht unter Kontrolle mit ungeheurer Verantwortung und Risiko für andere — mein Genie — wie Flocke sagt; gewiß nicht!

Flocke: Was?

Ständer: Flocke?

Flocke: Du hier? (Er kommt nach vorn.)

Ständer: Aber das ist ein Zeichen Gottes, ist reine Offenbarung. Mit dieser Geste gewinne ich Klarheit nach allen Seiten und den realen Ausgangspunkt für die eigene unverfälschte Person. Er öffnet die Tür links und die Gangtür. Alle treten auf ihre alten Plätze zurück bis auf Bertha, die jetzt bescheiden im Hintergrund bleibt.)

Ständer (in der Mitte von allen): Mein Herr Direktor, verehrte Anwesende! Zuerst aus bewegter Seele Dank für die Gewährung unseres Wunsches, Dank für die zugesagte Bücherei. Was den über alles Erwarten hochherzigen Wunsch unserer Führung, ein treuerprobtes charaktervolles Mitglied der Arbeiterschaft zum gleichberechtigten Kollegen ins Direktorium zu erheben, angeht —

Ich selbst, schlichter Art, schlichter Gewohnheit, auf allen Seiten des Lebens in schlichter Auffassung befangen, bin nichts, will und darf nichts sein als ein einfacher Arbeiter. (Gemurmel.)

Doch wäre ich auch durch besondere Gaben befugt, den angebotenen Platz einnehmen zu dürfen, einer ist unter den

Kameraden, der durch Alter, Verdienst und Befähigung mir weit vorausgeht, für den ein jeder von uns meine Worte bestätigen wird.

Gehorsamst bitte ich, das mir gezeigte Vertrauen auf den Würdigeren zu übertragen, auf Herrn Heinrich Flocke; (laut) unsern guten alten Flocke an meiner Statt zum Direktor zu ernennen.

Rufe von allen Seiten: Flocke! Hoch Flocke!

Schippel (nach einer Pause): Ich sage gerührt und erschüttert: Herr Ständer, Sie haben sich selbst und mich besiegt. Die Stunde wird Folgen haben; ich verbürge mich, Ihr Vorschlag wird angenommen, und das Andenken an das von Ihnen Vollbrachte wird in unseren Herzen nicht verloren gehen. Für meine Pflicht halte ich es, auszusprechen, wie mich hinfort Ihr Umgang ehrt.

Ständer: Ich bin sehr glücklich.

Schippel: Auf Wiedersehen, lieber Herr Ständer! (Schüttelt ihm beide Hände und verneigt sich. Vor Flocke:) Herr Flocke! (Schüttelt ihm beide Hände und verneigt sich. Mit Verbeugen exit.)

Flocke: Ich bin sehr glücklich.

Zurufe: Hoch!

Einige Arbeiter (haben Flocke auf ihre Schultern gehoben und tragen ihn im Triumph durchs Zimmer und hinaus. Die im Zimmer Zurückbleibenden stürzen zum Fenster, das sie öffnen, und winken mit ihren Tüchern hinaus).

Bertha: Da sind sie.

Arthur: Fabelhaft.

Isolde: Ein wahrer Triumphzug. Onkel Heinrich schwebt.

Nettel (jauchzt hingerissen): Papa, lieber Papa!

Ständer (winkt mit großem Tuch hinaus): Der gute alte Flocke!

Vorhang.

Ernst Weiß:

DER BUNTE DÄMON

Sei du der Panther dieser neuen Häuser,
Aus Glas und Eisen, aus Beton und Licht,
In denen keine Tiere hausen.

Sei Katze du, mit langen Hüften, kühn und ohne Tränen.
Sei hartes Tier, das nichts vom Tode weiß, bevor es stirbt.
Sei hold, du holdes Tier, das nichts vom Tode weiß, bevor es stirbt.

In sich verkrümmtes Tier, wie Feuer glänzend,
Vor Freude bebend, blutig und beschwingt in seiner Leidenschaft,
Auf Inseln wohnend, ohne seinesgleichen.

Von Inseln bringe Schmerzensschreie und stärkste Lust und im gesenkten Hals Endloses
Weites Schreiten ohne Müdigkeiten.
Von jenen Inseln, die im Meere starren,
Wo harte Blumen unüberwindlich bunt aus Bitterlauge wachsen
Und sich in giftigen Meereswogen spiegeln wie am süßen See . . .

Sei immer!
Sei Glühfaden, immer zitternd in den leeren Lampenbirnen, immer leuchtend, so lang du lebst,
Mehr Stern als die Sterne.
Bunter Dämon!
Tanze ewigen Frühling, ewiges Licht.
Tanze den ersten Kuß der Geschlechter, die ewige Rechtfertigung Gottes,
Umkreise die Sonne, bunter Dämon, mit der Sonne tanzst du um Gott.

Kasimir Edschmid:

WINTER

TAGE.

Für Liesl Steinrück.

Was machte, Gott, diesen Winter so groß, daß ich noch jetzt unter dem Fluch der hellen Monate meine Düsterheit schwerer empfindend, entfernt von ihm, dampfend stehe vor Abenteuer, geladen von Lüsten? Wo begann es? Kann es einen Beginn gehabt haben? Ich weiß es nicht. War es Anfang, als ich die Leopoldstraße hinabging, die Ballone der Lampen verkündend durch messinggrauen Himmel schwangen, die Pappeln hoch die Zeile hinunterrauschten und die Stadt München unter rötlichem Horizont abendlich aufging, aus dem unendlicher Schneefall sank? Hat Glück einen Anfang zeitlich erkennbar oder steht es nur, genossen, eine große Wolke plötzlich hinter uns? Lichter hingen dumpf zwischen den steilen Bäumen. Bahnen summten gedämpft. Seidenweich ward der Himmel und grau.

Wildgeruch von Frauen lag in den Strassen. Dunst der unbegrenzten Möglichkeiten war ausgebreitet. Häuser staunten fremd mit lockender Fassade. Gärten hatten Außergewöhnliches hinter Baum und Weg. Jedes Ding trug das äußere Wesen nur als Maske. Aufreizend wühlte das Herz sich in die Dinge. Frauen liefen lautlos mit warmen Augen. Schlittenschellen klangen entfernt und verwirrten das Ohr. Der weiche Schnee trieb alles verwischend in Vertauschung und unwirkliche Bewegtheit.

Da begannen die des Morgens heftig aufgenommenen Bilder sich der Buntheit der Straße zu vermischen. In die springenden

Lichter unter dem schneienden Gitter, das Gebrause der Wagen, die unendlich schweigende Musik des gelassenen Himmels, die dunkelen Schatten der Menschen, die groß die Stege überschwammen, drehten sich in dem Rundlauf der Wirklichkeit schon entrissener Eindrücke: Grecos Entkleidung Christi, Sturm gleich Raketen aufwärts schießender Gesichter, und in der Garbe ihrer Entladung wie Maden erstarrte Angesichte der Frauen... und Memlings sieben Freuden Mariä: blaue beseelte Täler, Streiter wohlgemut, aufbrechende Sterne, Mord, Verklärung, Reitende nach der Welt, runder Hügel, auf dem im Kreis Knieende gegen den Horizont beten. War dies der Beginn?, ...mein Gott.

Tags darauf fuhren wir ins Land, einen Kessel, wie Strahlen umzuckt von Gebirg. Flammend bog die Sonne, rot wie Stierblut, über die Grate. Pfeile stießen die Spitzen ins Blau, es wie ein Meer teilend, das zurückrann. Beilhiebe weißer Abhänge lagen zischend in der Luft. Hinter den Häusern war die Ebene hell mit dem dunklen Gefleck vorgeschobener Heuschober. In amethystenem Kristall stieg der Himmel ziellos.

Abends setzten wir Fripouille in den Kronleuchter. Es war eine weiße schöne Frau gekommen, hell, daß die Adern herausschimmerten, mit silberblondem Haar. Sie lag neben Frau Suzanne ausgestreckt auf dem Diwan, deren Gesicht, spaniolischen Bluts und südfranzösischer Landschaft, schwer, dunkel und wild war. Zwei verschiedenere Frauen gab es nie. Sie schauten in die Höhe, ruhig und träumerisch, wo der Plafond sich zum Fenster neigte, hinter dem Feuer auf die Berge regnete im vollen Abend.

Ich knipse den Leuchter auf, daß zwanzig runde Kugeln des unteren Kranzes rotes Licht in die Bernsteinaugen Fripouilles schleudern. Es ist still. Fripouille öffnet das rosa Maul, faucht und beißt in das Glas. Sein Angoraschwanz, dick wie ein Arm, sträubt sich. Er wirft entsetzt den Kopf nach oben. Da lasse ich die große Glühlampe über ihm aufbrechen, gelbes und betäubendes Licht. Der große Leuchter schwingt entsetzt in die Dämmerung. Kugeln rollen bestürzt fallend durch das

Zimmer. Fripouille rennt Karussell durch den Raum. Es ist still. Fripouille schleicht zu Luchs, dem Kaninchen der weißen Frau. Luchs hockt in einem Klumpen, bebt mit dem Maul und spitzt die weißrote Nasenpartie. Er ist schwarz gefleckt, macht einen Satz und läuft voll ungeahnter Bewegung. Fripouille folgt, langsam, zurückhaltend, im Erstaunen den Schwanz senkrecht. Wir lassen eine aufgezogene Maus durch den Teppich rollen. Fripouille ist ein Feuerrad in der Luft, die Augen leuchten wie Quallen. Weich fällt der Leib aus der Schwingung auf das eiserne Tier. Die weiße Frau hebt den nachlässigen Arm vom Diwan herunter und nimmt die Maus. Fripouille wie ein Wappenlöwe mit einer steifen Tatze reißt eine rote Rinne in das weiße Fleisch. Luchs rennt verrückt ins Nebenzimmer. Fripouille folgt. Es ist still. Im Fensterbogen steht der Mond, reißt die Bogen der Berge aus der Dämmerung, spannt sie in die Wucht riesiger Linien, bricht mit Sternhimmel drüber her und leuchtet kalt. Weiße Abschwünge biegen sich wild in das brutale Blau. Fripouille schreit begehrlich. Der Kamin flackert. „Der Kater ist kastriert", sagt Schüleins helle Stimme. Es ist still. Im oberen Fensterbogen steht die Konstellation von Venus und Jupiter, bengalisch glühend, Seite an Seite. Der Horizont hat einen grünlichen Schimmer. Die anderen Sterne sind blaß.

Wir sind zur Rodelbahn gegangen. Irgendwo aus dem Schnee und dem Berg biegt eine blitzende Linie, ein bestürzendes weißes unerträgliches Licht. Aus diesem silbernen Gestirn schießen dunkel Fahrer auf Fahrer. Wir suchen lange. Ich nehme ein breites Stück aus derbem Holz, stämmig wie eine englische Dogge, mit blinkenden schmalen Kufen. Dann verlieren wir uns hinauf in das kochende Strahlen. Abfahrend oben liegen wir nach hinten, daß die Haare hinter uns fliegen. Wir brechen in die Kurven ein, fühlen berauscht die Sekunde des Schwebens am Grat des Walls und stemmen fliegend in die Bahn. Sie blitzt lang hinunter wie weißblauer Stahl. Zwischen Wällen und Fahnen spritzen wir durch. Gesichter und Farben der aufgereihten Menge kettet sich in eine Orgie zerstäubten Ein-

drucks in den Vorbeischwung. Wir wachsen an den Rodel. Er zischt einen kleinen Hügel hinauf, hebt sich, glänzt gierig unten mit den schmalen Kufen, wir schweben. Dann prallt er zurück, wir vereinigen uns in nachgebendem Gleiten wilden Rucks mit der Bahn. Wir heben uns toller, reißen die Flanken des Rodels an uns, schwingen einen Bogen in die Luft, tosen zurück. Geschrei steigt neben uns prasselnd auf. Die stählerne Fläche bebt, wir glühen im springenden Sausen wie Bremsen, wir fliegen in das Blau. Die Kufen rasseln in toller Gier auf das Eis. In graziler Kurve erreichen wir die Ebene, flüssiges Nickel, brausen in Rädern aufspritzenden Schnees. Verachtend andere, die lenken mit Fuß und Arm, lachend der Vorsicht des Mittelmaßes, befehlen wir, aufundabrasend die stürzende Fläche, mit dem Hirn. Wir besiegen die entgegenschäumende Wucht der Kurven mit dem Ruck der Lenden. Ganz uns hingebend dem Abschuß, herrschen wir über ihn mit dem Willen. Abstürzend in das betäubende Silber, vor dem das Auge erblindet, wiegen wir uns mit den Hüften hinunter wie im Liebesspiel.

Neben uns sinkt die gewölbte Schale eines anderen Bergs aus Föhren. Dunkle Silhouetten der Skier furchen seine Seite. Morgen werden wir skiern. Wir haben unmäßigen Hunger. Vor dem Holzhaus am Auslauf an gedeckten Tischen bringen Mädchen die Speisen. Plötzlich entsteht eine Bewegung und pflanzt sich fort. Fripouille, einen Kanarienvogel im Maul, den Schwanzbusch aufwärts, schreitet durch die bunte Menge, in stillem Adel, ohne Menschen zu achten, wie durch eine Gasse auf die Eisbahn zu.

Juju kann, wie wir in der Klamm sind, den Kopf nicht heben, der Himmel unendlich hoch ist zu dünn, die Sonne schießt herein. Hier ist ein Riß durch den Berg gegangen, die Wände zittern noch, es schneit. Eishauch schlägt entgegen. Ganz aus unsichtbarer Höhe stürzen Eiszapfen herunter, verwachsen sich wie starres Schlinggewächs und prallen bis an den Wildbach, der Wasserrollen zersplitternd gegen den Stein aufwirft. Der Grat ist schmal und schüssig und taucht in Tunnels. Geschwa-

der von Eis strotzt von oben herunter. Die Sonne in dunklem Rot hängt einen Fackelbogen über den Riß. „Grand Boche", sagt Juju und gräbt den Daumen in seinen Arm. Er, toll, nimmt Steine und schmeißt sie gegen den Eissturm, der heruntertobt. Doch es gibt wie einen Ball den Stein zurück. Da reißt er einen Eisspeer heraus und läßt die Wärme seiner Hände sich hineinfressen, bis sie ihn zersägt haben. Solange steht er unbeweglich. Juju zieht, während aus der Höhe ein geschmolzener Quader herunterkracht, die gelben Handschuhe aus und biegt ihren Mund in seinen. Aus den Seiten des Bergs wächst Eis wie wucherndes Fleisch in Wunden. Es frißt sich durch die Wände, Knorpel wuchern. Granulationen schießen empor. Auswüchse sperren den Pfad. Berge aus einzelnen Bowisten stülpen sich unzüchtig und schleimblaß, brennend kühl heraus. Quader und Türme formen sich zu massivem Gewächs. Wasserdampf schlägt sich frierend an die Schläfe, heulend wühlt in grünlichen Wirbeln giftig zu Füßen der Bach. Die Sonne kreist bös wie ein Geier. Juju zieht Schuhe und Strümpfe aus und weint vor Tollheit... Abends flammt eine Lampe auf, braun verhüllt, und greift vier Gesichter aus dem verschatteten Raum, rötlich, starr, geschliffen — pokernd.

Es schneit drei Tage. Wie ein Leib wälzt sich die Bergseite vor meinem Haus wollüstig aus dem Schneefall. Schneegitter sinkt hüllend zurück. Der spitze Kirchturm quert manchmal die quadratische Fläche eines Hangs. Dann steht der Schneetag unbeweglich wie eine Wand. Der Horizont ist Schneefall und grauweiß. Die einzelnen Häuser bleigegossen hocken steif davor. Wir fahren nach Innsbruck.

Die Bahn klettert greisenhaft, erreicht die Höhe und läßt sich wie eine Taube in schönen Serpentinen die Wände abstreichend gelassenen Zugs ins Tal, das unbeschreiblich voll wallender Sonne liegt. Unsere Herzen lauschen und schlagen in die Südlichkeit betäubend hinein. Hier könnten Olivenbäume stehen.

Wachsgelbes Licht flutet warm wie Meran. Wir zittern. Wir dehnen uns, voll Rausch. Aus allen Fenstern leuchten die guten gelben Äpfel, still und groß. Wir kaufen viele, schmeicheln

sie an die Wange und beißen in das süße Fleisch. Wie glücklich wir sind auf der Mitte der Straße. Szlivovicza gießen wir in die Brust, Feuer aus serbischen Pflaumen. Das ist die Stadt greifbarer Sonne, Seligkeit der mittäglichen Straße. Wir sind an den Süden herangerückt, wie alle Fenster leuchten, die Gitter und die Ecken. Wir knien uns mitten auf die Straße und beten die Ruhe an, die Wärme, die gelben Calvilles, den Brunnen, die Verzierung des Likörladens und die unbegreiflich gleich Schneebogen über die Stadt ziehenden Höhen. Demütig stehen wir auf und gehen in die Domkirche zu den bronzenen Königen.

Wir waren stolz diesen Tag, wir hatten Cadix und Limoges im Herzen. Wir gaben Preise aus: Teodorick, kuning der Goot, sanft in die Hüfte geknickter Streiter, schmerzlich ein duldender Engel über das Schwert hingelehnt... und Teopertus, kuning zu Provanz, herzog zu Burgundi, der die Fäuste geballt vor sich hin hielt, dessen übermäßige gerüstete Brust die Miniaturen unzähliger Kinder überspielten, der ohne Gesicht den Schnabel des Visiers Gott frech in das milde Antlitz hinaufhielt. Durch Gottes großes Auge fiel Zinnoberlicht. Dem Abend gaben wir uns hin, der verzauberte und verführte, weich und duftend und honigfarbnes Geleucht durch alte Gassen ziehend. O Brunnen, die in den Abend fielen. O Geräusche. Wie nahm unsere Inbrunst die Madonnen über Türen, tanzende Sonne auf dem goldenen Gitter, starre Riesen in gotischer Fassade und die unendliche Tiefe blauwarmer Schatten in den Laubengängen. Wir weinten in den Abend.

Dann fuhren wir zurück in das Land, und es kamen die Berge. Einige standen wie Kegel schwarzseidig allein. Wildere warfen sich entgegen, verwüstet die Rücken, die Brüste zerfleischt. Dann sammelte die Dämmerung sie in Rot, in dem sie unwirklich verschwammen, als wie große Symbole harter Sehnsucht in die Landschaft hinausgeboren von unseren Augen, die noch trauernd im Süden hingen. „Boches mythische Sehnsucht in die Sonne", lachte die Magyarin. Aber als Schneefall und Dunkel die Berge hinwegnahm und entrückte, da wuchs zu der Trauer eine noch unbändigere Verzweiflung: wir könnten auch

das Entsetzlichere, wir könnten auch keine Berge mehr sehen, und steigerte sich tödlich, wie an jenem furchtbaren Abend, als zwischen Colmar und Straßburg auf meiner letzten Fahrt die stahlblauen Rücken der Vogesen wie Tiger von mir weg in die Hölle des feurigen Abends hineinsausten, bis nichts mehr war, als Angst, Verlorenhaben und Einsamkeit.

In der Nacht fuhr ich aus dem Bett. Das Zimmer gleißte. Draußen stemmen sich metallen leuchtend die Berge in das Fensterbild. Der Mond warf feurige Brände herein und heulte Glühflammen durch die eisige Nacht.

Eine schöne Frau ist angekommen mit einem lachsroten großen Mund. Wir haben sie angestaunt und ihr die Hände geküßt. Wie kann man so schön sein, solche Pflege und die Linie solcher Bewegung. Uns donnert nur die Sonne in das Gesicht.

Unser Haaransatz ist silbern gebleicht. Das bronzene Braun der Gesichter hat einen weißen silbernen Unterglanz. Die schöne schmale Frau floß mit einer Rinne dünnen Geruchs nach sich über die Rodelbahn. Sie hatte einen dicken, ganz seltsam einfachen Stock in der Hand. Sie war wie ein Wunder. Die Schlitten sprangen höher vor ihr. Der Wind wehte entgegen, doch die tausend Fahnen drehten sich gegen ihn und flogen auf sie zu. Abends haben wir sie in den seidenen Schuhen zur Bahn im Pferdeschlitten gefahren. Fripouille biß in der Nacht einen Dachshund tot. Ihr Kopf ist gewaltig angeschwollen vor Stolz, halb so groß wie der riesige Albert Steinrücks. Das Leben wäre eine einzige berstende Wildheit, wäre nicht die Stunde des Tees bei der lieben Frau, ihre aus gelben Shawls herauskommende weiße Hand. Mit Stöcken gehen wir den Abend noch spazieren in die Ebene hinter den Häusern.

Hinten auf blaurandigem Grüngrund hebt sich flamingone Röte. Die Berge geben sich ihr grenzenlos hin, verlieren die dritte Dimension und stehen verklärt in Flächigkeit wie Kulissen. In ihrer Mitte aber erscheint, sie alle einordnend in die Beziehung seiner Art, ein Berg, der am Tag sich entzieht. Sie nennen ihn Daniel. Nach oben gestülpt bricht seine Form wüst und herrschend heraus wie die Begehrlichkeit einer wilden Sau.

Das Licht geht Wochen funkelnd über den Himmel. Die Luft wird reiner, unirdischer in der Durchsicht. Alles lebt in einem Taumel nach Sonne. Die Häuser werfen ihr die vollen Balkone der Südfront entgegen und pressen sie wie saftige Brüste langsam ihrem Steigen nach. In tropischer Hitze läuft der Mittag über den Schnee. Das Holz der Liegestühle knistert vor Heißem. Wir schwälen und rauchen. Wir sind nun völlig aufgegangen in diesem Leben, voll verschmolzen dieser Umgebung, Landschaft und Winter. Morgens stehen wie mosaische Signale rund im Kreise Säulen feuriger Wolken auf den Spitzen des Gebirgs.

Fünfzehnhundert Meter hoch ist es Mittag. Morgens schon sind wir von hier aus ohne Felle einen hohen Vorsprung auf Harsch hinaufgetanzt, die Breitseiten der Skier eingebohrt, in zickzackigen Linien, die Fesseln ans Zerreißen angedehnt. Wie dunkle Vögel schossen wir ab. In ungeheuren Stemmbogen zogen wir halbe Kreise schwingend über die Seiten. An einem Abgrund rissen wir aus dem Schuß Telemarks heraus, daß die Bergflanken dröhnten. Das Holz zischte unter der Reibung brandig auf. Wir sprangen wie Hirsche, der Ewigkeit zugeneigt, die Erde schmähend, und bissen uns ihr dennoch zurückgleitend wieder ins Genick. Wir zogen uns werfend in eine unendlich rauschende Schußfahrt durch die blaue Luft hinunter auf den kleineren Berg.

Nun sind wir fabelhaft faul. Die Sennhütte raucht. Wir haben gespeist. Auf Bänken längs der Holzhütte liegen wir in der Sonne. Schülein tanzt im Schnee, einen roten Shawl um sein Torerogesicht geschlungen. Frau Suzanne trägt seidene schwarze Breeches und weiße Pompiersgamaschen, einen zitronenen Sweater und um das braune Gesicht die schwarze Zipfelmütze der Skierinnen. Wir liegen und schauen zu. Amelie, die Tatarin, lehnt von innen aus der Hütte, ein grünes Tuch um die starken Haare. Ihr Gesicht ist unbeweglich und nur junge Fläche wie vom Anblicken ewigen Horizonts. Sie ist gelassen in ihrer selbstsicheren Bewegung, als hätte sie statt Skiern über die Schulter gekreuzt tagelang Zeltstangen durch

die Steppe getragen. Sie raucht kühl musternd eine Zigarette. Nur, als hinter allen Gipfeln mit einem Mal wilde weiße Schaumwolken überkochen und sich abfließend nach der inneren Seite über die Spitzen wälzen, sagt sie: „Aszt a kutya fáját". Unter ihrem magyarischen Fluche entsteht Stille der elementaren Bewegtheit. Die Sonne ist ungeheuer. Sie schmeißt die Wolken zurück. Schmetternd wie eine Posaune brüllt sie über das Tal.

Sie schwebt in Kreisen wie ein wildes bronzenes Schild und schüttelt Hitze herunter. Es sind nicht Strahlen, Hagel von heißen Blitzen zuckt auf uns. Wir liegen ausgestreckt, die Körper geöffnet, kochenden Blutes. Wir fühlen, wie wir in ihr wachsen und uns entfalten, aufgehoben werden in einer mächtig rauschenden Schwellung. Wir wissen, daß sie uns strafft und groß macht, unsere Adern durchheulend mit Glut, empfinden uns, die Augen geschlossen als Früchte, auseinanderglühend und reifend hinauf zu einem mächtigen Geladensein in Trotz, Stürmischem und Lust zur Sünde.

Suzanne, der Königstiger, springt zuerst in den gebogenen Abhang und verrauscht, eine gelbe pfeifende Linie, im Gebüsch. Ich fahre den Hügel auf der Seite. Der Schnee ist weicher unter der Sonne, ich habe gut gewachst und fliege. Juju fährt nach, ängstlich und zart in den Knien, aber voll furchtbaren Muts. Ich stehe. Sie schießt an. Sie bricht nicht mit Hüftschwung zur Seite. Sie braust nicht starr in Christiania. Sie saust atemlos auf mich. Skischnäbel verwirren sich knirschend, wir prallen aufeinander. Wir fallen glühenden Gesichts miteinander in den weichen bläulichen Schnee.

Auf der Abfahrt standen blühende Weidenkätzchen in Büschen in den weißen Hängen. Ich fing eine Biene mit meinem Haar.

Suzanne ist ganz unten ein kleiner Fleck wie ein laufender Fasan. Wir fahren. Juju hat einen Zweig Hagebutten in der Hand und einen wilden roten Mund voll Blut. Wir gehen blitzhaft in die Knie, durchkufen die Senkung, springen, schweben und werfen uns toll in die Schußfahrt.

Die Nacht legt der Mond einen Hof riesenhaft über die zackigen Räder des Kessels. Die Lawinen brüllen. Die Adern zucken durch unsere Körper.

Wir haben einen Vormittag in alten silbernen Dosen gekramt. Wir sind fromm und schlicht auf der Reichsstraße Italien zu marschiert. Wir hatten Neuschnee, sind in Wolken explodierenden Geflocks wie in unheiligen Flammenscheinen abgefahren. Wir haben ein Haus gesehen in Mittenwald, in dem Goethe wohnte. Wir sind vor der reißenden bestürzenden Zeit erschauert, aber wir haben uns gelangweilt. Wir haben die Liebe Frau besucht. Wir haben nichts gearbeitet. Wir sind verrückt wie Stiere vor Lust. Wir fahren den Abend, um Theater zu sehen, in die bunte Stadt.

Was war uns das: steinerne Straßen, durch die Gefährte jagen, grelle Lichter, die den Himmel auslöschen, deren Sehnsucht gesäugt ist am Löwenton stürzender Lawinen. O unsere Flucht zum englischen Garten, Herden von Schwänen ins Grün gelagert, Mövenschwärme über beschneiten Ufern, Rollen weißen Wassers an den Kanälen. Bäurische Pracht Nymphenburgs, eingeschneit in Safransonne, Tanz von Figuren und Licht an vereisten Wasserstraßen, süße Brust der scheuenden Venus Canovas.

Dann erst faßte uns die Buntheit der Menschen und der Säle. Wir hörten aus den gemilderten Höllen Advents die noch zu feine süße Stimme Lucy von Jakobis singen. Unda gleißt auf, kaleidoskopischen Blutes, das Weibchen. Paul Marx stößt seinem Partner widerhakende Worte in den Leib, heiser schreiend daran reißend. Es erscheint Kalsers schmale, nur geistige Linie, von Vangogh'schen Verzückungen verklärt, nicht für andere spielend, nicht den Menschen, Gott vielleicht oder dem Mond. Wir sahen den großen Schauspieler Albert Steinrück, Kapitän des Totentanzes, den wir nie vergessen. Als Albert den Säbel auf den Tisch hieb, schlug er die Mitspielenden aus unserem Hirn, sie klebten an der Wand, irr, ausgelöscht. Als er mit nackter Klinge den Bojarentanz sprang, glaubte das Herz, hier sei die obere Grenze des Wilden, nichts könne furchtbarer

sein, und erschrak in Zorn. Wenn er schrie, brüllten unsere Zungen stumm mit vor Wonne. Als er aber schweigend die Lichter zündete, wie sein Hirn büffelhaft am Metaphysischen riß, als er stumm nach dem Anfall sich ins Leben mit wüstem Ruck hinaufzwang, da brausten aus der Stille der Bühne reißende Ströme unbegreiflicher Kraft, daß wir geschüttelt uns in ihnen bewegten, entsetzt und niedergeschmissen, und die Herzen der Frauen auf die Knie stürzten.

Aber unsere übergroße Sehnsucht hat uns über azurnen See, aus dem Dampferschaufeln silberne Strahlen wühlten, in das Blau zurückgezogen. In roter Lawine saust unsere furchtbare Sonne durch den geruhigen Himmel. Berge wachsen aus der breiten Erde und liegen weiß an der glänzenden Brust des Horizonts. Luft der großen Dinge weht durch unser Tal. Hier ist nicht Kampf, keine Bedrückung. Hier ist Ruhe und Andacht im wilden Widerhall des Blutes. Hinausströmend uns in das Leben, bleibt keine Besinnung, nur Erwarten, Sehnsucht und Wiedererfassen des Daseins.

Ich habe das Tal verlassen. Herz wuchs sich groß und krampfte unter zu großer Klarheit. Wir sind nicht gemacht, nur um zu leben.

Ich habe die schmetternde Sonne verlassen, freiwillig mich wendend, entsagend, in die arbeitsschwere Einsamkeit der Stadt. Stadt bestürzender Enge, niederen Behagens, wohl genährt, aber ohne Wollust, Stadt Georg Büchners, der ein Schicksal Prüfungen nie gab, klein, feist und bürgerlich und selbst zu feig zur Sünde. Ich hasse ihre Trottoirs, ihre Häuser, Gesichter, ihre Bäume. Doch ich fühle, wie im Zurückströmen der Welt, der ich mich hingab an den Bergen, eine Glut aufwächst im Zorn, die ich schwer entflammt in Arbeit verbrenne. Möge Gott mich an seinen Fingern hinaufreißen an der Welle dieses Gefühls, daß ich, zu den letzten ekstatischen Höllen des Kraters aufsteigend, unser dichterisches Schicksal erfüllend, blutige Worte im Mund den Haß der Vaterstädte aufrufe.

Wie Sie, so sehr liebe Frau, vom Langbalkon Ihres Hauses die hohe Südkette weißer Berge sahen, den glühenden Horizont

am Mittag umfassend und das Glas über den Augen unseren Herausbruch aus den Hängen erkennen konnten: Suzannes springende Gerecktheit, Amelies helle Hüftenschleife, Jujus süße Angst, Schülein, den rasenden Skier... und leicht vor dem Abend stehend dies tolle Dasein vor sich zerfließen sahen — — so reckt sich manchmal in unbändigerer Vision eine Ebene zu mir herauf in mein fensterloses Zimmer, auf der Figuren starr stehen: Albert wie ein Boxer in schneeiger Straße malend, Lucy von Jakobi blauschwarzen Haares dunkel im Liegestuhl unter rotbraun fallender Sonne, der Schauspieler Marx, die Rätsel erratend, Erna Morenas schönes Lächeln, Schmidtbonn Lola führend, Herzog seltsam sprechend, Alfred Meyers gütiges Gesicht, ...bis sie beginnen, bewegt in unerhörten Tempen sich zu verwirren und verblassend zu verschwinden. Dann rauscht das Zimmer, und donnernde Musik vom Menschen umschlägt den Entfernten, dem schon der Garten hereinwächst mit März, Tulpe und Gebüsch.

GLOSSEN

Zürcher Tagebuch.

Das Leben nach dem Tode.

Ich begegne Landsleuten, die mich mit einem todtraurigen Blick fragen: „Werden wir je wieder lachen können?" Es sind nicht immer Kranke.

(„Kranke": mir scheint, als ob sie die einzigen seien, die sich an eine Zeit erinnern, wo *die andern* gesund waren und an dieser Erinnerung schmelzen wie in einem Feuer!)

Dann antworte ich:

Aber ich fürchte das Gegenteil. Ich fürchte, für Europa, den Anbruch eines Reichs des Leichtsinns.

Ich fürchte, daß, was in Rußland nach dem Krieg mit Japan und der Revolution kam — ein mittelmäßiger Dichter namens Artzybaschew machte daraus den Roman „Ssanin" — das ganze Europa vergiftet, ein „Après nous le déluge", das sich vorderhand im Tingeltangel schadlos hält und „wieder lebt, wieder atmet, wieder genießt"!

Ich fürchte ein Kokottenlachen sondergleichen, den Sieg des Tanzbeins über alle zu erwartenden Konsequenzen dessen, was heute geschieht.

Es wird, überdies, billig zu haben sein.

Ich fürchte — nicht, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung sich totlacht, aber daß die vielen, die *kleinen Leute, die übrigbleiben,* dem Wahn anheimfallen, mit leichtem Sinn, mit der bühnenmäßigen Geste des Grandseigneurs ein Dutzend Sprossen der sozialen Leiter hinaufturnen zu müssen.

Ich fürchte, daß Europa der *alte Mann* wird, der sich, mit dem Opernglas, in die erste Parkettreihe setzt, um ja vom Ballett, das ihm geboten wird, nicht die geringste Regung zu verlieren, der Kunst wegen, versteht sich: fauler als ein Gaul, der die lästigen Fliegen mit unermüdlichen Schlägen des Schwanzes vertreibt, wozu sehr viel Kraftanstrengung und eine gewisse Aufmerksamkeit gehört.

Die Operette fürchte ich, das kitzelnde Feuilleton, die absichtsvoll gemalten Hüften der Diana in der Abenddämmerung.

In einem Wort, den Lohn für den Bauch, statt daß die Herzen vom Tode auferstehn und die Gehirne *Erkenntnisse* zu Taten machen.

Das fürchte ich, als die Ablenkung, die der Teufel ersinnen könnte, und hoffe inbrünstig auf das leidenschaftlich ernste Leben nach dem Tod, den wir jetzt alle sterben (so wir nicht vom Tod der andern leben).

Die elsässische Frage.

Warum sprechen die Franzosen immer von der elsässischen oder elsaß-lothringischen Frage? Es gibt nur eine lothringische Frage. Die Elsässer sind Deutsche, ob sie auch von Preußen regiert werden, an welche Perversität man diese Alemannen nie gewöhnen wird. Nie. Mit der elsässischen Frage

verhält es sich so, daß vor 1870 im Elsaß die deutsche Partei stärker war, als nachher, und daß die Elsässer, da sie sind, was sie immer waren, um keinen Preis vor Prinzipien abdanken, die sie notwendig als Brutalitäten empfinden.

Zabern . . .

Kurz vor dem Krieg wurde im Reichstag über den Unfug verhandelt, den ein unwissender, tapferer Junge, ein achtzehnjähriger Leutnant, der inzwischen gefallen ist, dort angestiftet hatte. Der Graf Westarp schlug auf das Rednerpult des Reichstags: „Als ich noch Landrat war, Himmeldonnerwetter . . ." Der Reichskanzler aber erlaubte die Veröffentlichung eines Briefes an Professor Lamprecht, worin der verantwortliche Leiter der deutschen Politik sagte:

„Wir sind ein junges Volk, haben vielleicht allzuviel noch den naiven Glauben an die Gewalt, unterschätzen die feineren Mittel und wissen noch nicht, daß, was die Gewalt erwirbt, die Gewalt allein niemals erhalten kann."

*

Das Elsaß ist deutsch. Busch erzählt in seinen Erinnerungen an Bismarck vom Besuch des ersten Metzer Präfekten H. von Donnersmarck in Versailles, wo das Hauptquartier aufgeschlagen war. Damals hatte Bismarck zwei wichtige Entschlüsse gefaßt: die Annexion Elsaß-Lothringens und die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für den Reichstag.

Und wie werden die Wahlen ausfallen? fragte er Donnersmarck.

Der Lothringer, antwortete er, bin ich sicher. Sie sind Franzosen und haben den Respekt des französischen Bauern vor der staatlichen Autorität. Sie werden gouvernemental wählen. Aber die Elsässer — das ist eine ganz andere Sache. Alemannische Dickschädel. Sie werden sich wehren bis zum äußersten.

Alemannische Dickschädel. Deutsche. Man nehme oder lasse sie, wie sie sind. Das Klima zwischen Vogesen und Rhein ist ein andres, als in Pommern und Posen. Bismarck wußte es und versprach darnach zu handeln. Er kam nicht dazu, sein Versprechen einzulösen. Das ist die ganze elsässische Frage.

Wenn man von Elsaß-Lothringen spricht, so dürfte nur Lothringen und nie das Elsaß als „deutsches Festungsglacis" gelten. Die Vereinigung des Elsasses und Lothringens war eine Zwangsehe. Sie haben nichts, aber auch nicht das geringste miteinander gemein. Die einen, die Lothringer, blieben Franzosen, die in den parlamentarischen Körperschaften ihre kleinen Geschäfte mit der deutschen Regierung machten, die Elsässer Süddeutsche, die eher mit dem Kopf durch die Wand gehn, als in Dingen nachzugeben, die sie als Unrecht empfinden. Wenn Preußen Bayern annektiert hätte, wäre nicht dasselbe geschehen, wie im Elsaß. Es wäre zur Katastrophe gekommen. Denn, wenn Bayern seine Franken hat, so sind die Franken noch lange keine Lothringer. Die Lothringer sind französische Bauern und *Notabeln.*

„Dann schon lieber Franzosen," dachten viele Elsässer, wenn ein preußischer Beamter auf ihnen seine administrativen Tugenden entfaltete. Die Badenser, die Württemberger, die

Bayern hätten ebenso gedacht, wenn sie von heut auf morgen in die Obhut von zehntausend preußischen Beamten gegeben worden wären, tüchtigen Leuten, deren Methode unter andern Himmelsstrichen vorzügliche Ergebnisse zeitigen mag, die aber in unerträglicher Weise erstarrt, je südlicher der Himmel wird, unter dem sie — der kategorische Imperativ der armen Leute — angewandt wird. Geistig eignet sich der Deutsche zum Kolonisator wie kein anderer auf Erden. Manieren lassen sich erlernen. Selbst der Deutsche von gestern war weltpolitisch brauchbar — als Exporteur. Da traf er nur einen Konkurrenten: den Engländer. Deshalb verehrte er ihn. Was sie trennte, war ihre Geschichte. Sie ist bis heute zum Glück Europas und der Welt das Trennende geblieben. Bethmann-Hollweg versucht, was vor hundert Jahren dem Freiherrn von Stein mißlang. Hundert Jahre sind eine lange Zeit und ersetzen vielleicht Mängel des Talents. Auch ist der deutsche Kaiser, der heute regiert, nicht der damalige König von Preußen. Gebt dem preußischen Abgeordnetenhaus das gleiche und geheime Wahlrecht, und die Welt ist verändert. Und wir sind — vorläufig einmal — eine Nation, statt einer Horde erfolgreicher Kaufleute, der die Welt offen stand, und einer Militärkaste, die für den industriellen Teil des Landes wohl *schlagen* wollte, um zu *schlagen,* aber mit ihm keine wirtschaftliche, nicht einmal eine politische Gemeinschaft teilte. Die Arbeit machte Deutschland reich. Der Säbel regierte. Und die Hand, die ihn hielt, wollte von der andern, die arbeitete, nichts wissen. Der „*Kofmich*" und der Soldat waren Feinde, bis der Soldat, zu seiner Überraschung, den „*Kofmich*" brauchte. Darauf ging er sogar so weit, daß er ihn zum Offizierstellvertreter oder Feldwebelleutnant aufrücken ließ.

Einige Millionen Deutsche feierten das Ereignis als einen Sieg der Demokratie.

Die Schweiz.

Wenn einmal Europa die Bilanz dieses Krieges aufstellt, wird die Schweiz auf der Gewinnseite der Menschlichkeit an erster Stelle stehn und zeigen, welche menschlichen Großtaten schöpferischer Art sie dem Völkermord entgegenstellte, wie sie nicht nur *Wunden pflegte* und *Gutes tat* in jeder Weise, sondern, fast allein in Europa, ein kleines umdrohtes Land, die Menschlichkeit wahrte und die Zukunft Europas bereiten half ... Auf zwanzig Gebieten und in hunderttausend Menschenherzen. Sie erscheint mir wie der heilige Hieronymus, zu dessen Füßen die großen Raubtiere sich versammelten.

In diesen Tagen habe ich das Buch eines jungen Dichters gelesen, das vor dem Krieg geschrieben ist, das jetzt spricht wie der Prediger in der Wüste, und das nicht vergehn wird, und das viele, viele lesen sollten. E. Korrodi verdanke ich die Kraft, die ich daraus geschöpft habe. Er ist auch einer der wenigen, die für den tiefen, gütigen Menschen, diesen Dichter, werben. Der ist ein Schweizer, heißt Albert Steffen, seine Werke sind bei S. Fischer in Berlin erschienen. Ich kenne heute nur den einen Roman, „Die Bestimmung der Roheit";

aber ich will bei diesem Dichter bleiben und dann hier ausführlich sagen, wer er mir zu sein scheint: die sublimierte Schweiz. Er hat nicht den Umfang und nicht die Tiefe Dostojewskis; aber auch nicht dessen Eifer, *Güte* und *menschliche Einsicht* mit Feuer und Schwert verbreiten zu wollen. Büchern gegenüber wie der „Bestimmung der Roheit" hört die literarische Kritik auf, so sehr ich vom Dichter die Ehrlichkeit und Kunst der Arbeit verlange, wie von jedem Handwerker, der das Werk seiner Hände lieben muß, um nicht der willenlose Sklave einer Funktion zu werden. Davon will ich sprechen, wenn ich Albert Steffens Werk betrachte und seine Herzenskraft wie seine Kunst einzuschätzen versuche. Heute bin ich glücklich und überlasse mich dankbar der Gewißheit, einem Menschen begegnet zu sein, in dessen Brust ein großes Herz schlägt.

Noch ein Schweizer: Max Pulver. Auch einer, der sein Werk errichten wird: weithin sichtbar, überragend, nichts Geringeres als ein Erzieher des Menschengeschlechts. Er hat Gedichte geschrieben, von denen einige in diesem Heft stehn; Dramen, die noch nicht erschienen sind; auch er wird ein Werk hinterlassen, das in die Zeiten wirkt. Auf das Werk kommt es an und nicht sosehr auf das *Gedicht*, auf den *Roman*, auf das *Drama*; auf die lange, andauernde Anstrengung: ein Beispiel oder wenigstens einen innerlich verklärten Kampf zu schildern um die Unantastbarkeit der menschlichen Würde — und zu versuchen, es selber zu sein.

Die Kunst ist schön auch im Spiel. Sie wird das Höchste, wenn sie Ernst macht. Sie braucht keine Soldaten, um schön zu sein. Aber sie braucht sie zu ihrem Staatsstreich, um zu herrschen. Darum sollen Künstler zu Politikern werden, und wenn die Politik noch hundertmal mehr das wäre, was sie heute ist und vielleicht immer sein wird. Dieser Zweck heiligt viele Mittel: der Zweck, den Geist zur Herrschaft zu bringen, selbst mit Mitteln, die dem Geist, im Innersten, zuwider sind.

Ein Gedicht wie „Über allen Wipfeln ist Ruh'" schwebt beseligend über allen Tageskämpfen. Die Kämpfe des Tages sind, trotzdem, und sie gestalten das leibliche und geistige Leben der Millionen Menschen, die im selben Licht auf Mauergerüsten schwitzen, in dem, wie ein Wunder, ein vollkommenes Gedicht lerchenhaft emporsteigt, sich blütenhaft entfaltet. Die Literatur hat nur einen Wert, wenn sie kämpft. Die Kunst ist. Bei den meisten Dichtern — und bei allen großen — finden wir sie beide und können oft nicht einmal ermessen, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Und selbst die absolute Kunst ist noch ein Kampf um Reinigung, für die Heiligung eines Menschen, eines Gefühls — wenn auch durchaus nicht Politik. Hier wären naheliegende Verwechslungen von Übel.

Literatur.

In ihrem Aprilheft veröffentlicht die Neue Rundschau folgende „Notiz der Redaktion":

„Im Januarheft der „Weißen Blätter" sagt René Schickele von dem Aufsatz Otto Flakes über „Jüngste Literatur",

der in unserm Septemberheft 1915 erschien, er bedeute die Ausführung eines redaktionellen Auftrags, dessen Sinn nicht mißzuverstehen wäre. Will Schickele damit sagen, daß unsere Redaktion ein Interesse daran hat, die kritische Einsicht eines Mitarbeiters in irgendeiner Weise zu lenken, so ist das eine ebenso unsinnige wie böswillige Behauptung, für die weder eine materielle noch eine psychologische Grundlage vorhanden ist."

Was ich *damit sagen* wollte, weiß Flake ebensogut wie Professor Bie. Eine „materielle Grundlage für meine Behauptung" besteht nicht. Ich weiß es; und wenn ich es nicht wüßte, so hätte ich meinen Glauben behalten, daß nicht alle Schriftsteller zu kaufen sind. Jedoch die „psychologische Grundlage" besteht, das weiß ich auch, und jeder, der einmal eine Zeitung oder Zeitschrift herausgegeben hat, kennt sie. Es sei denn, er habe sich als Kuli gefühlt und nicht als verantwortlichen Kämpfer für die Sache, die er für die gute hielt. Ich habe mich gefreut, daß immer mehr Mitarbeiter der Weißen Blätter in die Neue Rundschau zugelassen wurden. Ich freue mich nicht mehr, seitdem klar geworden ist, daß sie als die Mitarbeiter einer Zeitschrift wirken, die kulturelle und politische Ziele verfolgt, die — und in einer Art, wie — diese Mitarbeiter sie tief verabscheuen, was ich oft genug von ihnen gehört habe.

Dies geht die Mitarbeiter an, nicht die Redaktion.

Es war in meiner Notiz hauptsächlich von Heinrich Mann die Rede. Die Herren der *Redaktion* mögen etwa bei diesem Einzelfall eine Gewissenserforschung anstellen. Da ich sie für Gentlemen halte — wenn das Fremdwort erlaubt ist —, bin ich überzeugt, daß sie von dem Ergebnis nicht befriedigt sein werden. Herr Professor Bie fühlt sich gewiß wohler, wenn er über Musik schreibt, als wenn er literarische Arbeiten prüfen soll, die ihm notwendigerweise ebenso fremd sind, wie ihm die Literatur am Herzen liegt, die er vor zwanzig Jahren lieben lernte.

Vielleicht schreibe ich, für Unwissende, nicht deutlich genug.

Ich habe keine Lust, hier eine Polemik zu führen, wie man sie in Zeitungen findet, die sich, mit viel Pathos und wenig Stil, gegen Dinge „verwahren", die teils nicht behauptet wurden, teils offenkundige Angelegenheiten sind, bei deren Erwähnung die einen mit der Achsel zucken, während andere, die sie nicht kennen, Lügen schlucken.

Junius verfaßt in der Neuen Rundschau die politische Chronik. Im Aprilheft über „Tschandalapolitik". Gut, er weiß nicht, daß die Stellung der Kautsky, Bernstein, Haase gegenüber dem Krieg ganz und gar nicht die der „Zimmerwäldler" ist und mit Marxens „Kapital" wenig, sehr viel aber mit den politischen Tagesschriften der *Meister* zu tun hat. Er glaubt, immer noch, daß diese Menschen statt Blut marxistische Dogmen in den Adern haben. Überlegt sich kaum, wieso es komme, daß Kautsky und Bernstein, um nur die beiden zu nennen, heute zusammenstehen. Dagegen stellt er seinen Lesern Karl Renner, einen Christlichsozialen im sozialdemokratischen Lager, als einen „ausgezeichneten Wiener Politiker" vor, der „zu den feinsten, kenntnisreichsten, phantasievollsten politi-

schen Schriftstellern Österreichs" gehöre. Schriftsteller wie Junius kennen die Menschen nicht, über die sie urteilen, oder kennen sie nicht mehr. (Wo, Junius, ist heute Masaryk, den Sie mit keinem Blick, in keiner Silbe verstanden, als Sie ihn in Prag aufsuchten?) Sie verrennen sich in Texte. „Deutsche Poeten wie Heinrich Mann und deutsche Politiker wie Kautsky", schreibt er, „verlieren die Besinnung und wüten gegen das eigene Blut, *sobald die Gegner die demokratische Maske vorhalten.*" Seltsam, daß die demokratische Maske bei uns nicht in Gebrauch kommt. Offenbar, weil sie — wenigstens vorderhand — nicht benötigt wird ... Seltsam, daß er die demokratische Maske nicht wiedererkennt, obwohl sie jahrelang sein Gesicht war. Seltsam, daß er sich nicht an eine gewisse, mit Granit ausgelegte Stelle im Tower erinnert, an das Unterhaus — und an Zabern. Daß er, der sehr viele politische Bücher gelesen hat und darunter vermutlich auch das (vor dem Krieg erschienene) von Reventlow, an der Kreuzzeitung, der Deutschen Tageszeitung und dem Dutzend anderer Blätter, wo das *eigene* Blut gepflegt wird, bewundert, daß sie keine *demokratische Maske* anlegen, und sich nicht besonders dabei aufhält, daß das versprochene, neue Wahlrecht für das preußische Abgeordnetenhaus trotz der beispiellosen Anforderungen an den Mann der letzten Wahlklasse auf sich warten läßt. Er macht Kant ein schmeichelhaftes Kompliment, das der von ihm, in der heutigen Geistesverfassung seines Verehrers Junius, gewiß nicht verdient hat, alldieweil derselbe Kant wegen seiner *jakobinischen Neigungen* und anderer *welscher Sympathien* in starkem Verruf stand. Er läßt sein preußisches Blut sprechen, heftiger als Kant, er turnt sich, eifriger als der Poet Fontane, in das Preußentum hinein, der, mit fünfundsiebzig Jahren, seine Erfahrungen in einem Gedicht zusammenfaßte:

Hundert Briefe sind angekommen,
Ich war vor Freude wie benommen,
Nur etwas verwundert über die Namen
Und über die Plätze, woher sie kamen.

Ich dachte, von Eitelkeit eingesungen:
Du bist der Mann der „Wanderungen",
Du bist der Mann der märkschen Gedichte,
Du bist der Mann der märkschen Geschichte,
Du bist der Mann des alten Fritzen
Und derer, die mit ihm bei Tafel sitzen,
Einige plaudernd, andre stumm,
Erst in Sanssouci, dann in Elysium;
Du bist der Mann der Jagow und Lochow,
Der Stechow und Bredow, der Quitzow und Rochow;
Du kanntest keine größeren Meriten
Als die von Schwerin und vom alten Zieten,
Du fandest in der Welt nichts so zu rühmen
Als Oppen und Groeben und Kracht und Thümen;
An der Schlachten und meiner Begeisterung Spitze
Marschierten die Pfuels und Itzenplitze,
Marschierten aus Uckermark, Havelland, Barnim
Die Ribbecks und Kattes, die Bülow und Arnim,
Marschierten die Treskows und Schlieffen und Schlieben —

Und über alle hab ich geschrieben.
Aber die zum Jubeltag kamen,
Das waren doch sehr, sehr andre Namen,
Auch „sans peur et reproche", ohne Furcht und Tadel,
Aber fast schon von prähistorischem Adel:
Die auf „berg" und auf „heim" sind gar nicht zu fassen,
Sie stürmen ein in ganzen Massen,
Meyers kommen in Bataillonen,
Auch Pollacks und die noch östlicher wohnen;
Abram, Isack, Israel,
Alle Patriarchen sind zur Stell,
Stellen mich freundlich an ihre Spitze,
Was sollen mir da noch die Itzenplitze!
Jedem bin ich was gewesen,
Alle haben sie mich gelesen,
Alle kannten mich lange schon,
Und das ist die Hauptsache . . ., „kommen Sie, Cohn." *R. S.*

Tröster.

Ferruccio Busoni, welcher doch der größte Musiker unter den heute Lebenden ist, wurde in dieser Zeit fünfzig Jahre alt. Ich vermisse die Abordnung von Musikmachenden der ganzen Erde. Darunter die Abstattung großen Dankes durch die deutschen Musiker, denen Busoni die Hälfte seines Lebens gewidmet hat zur stärkeren Helligkeit ihrer Kunst, zur Erinnerung höheren Ernstes und größter moralischer Konzentration. Vor allem den Dank der deutschen Musikkritiker vermisse ich, dafür, daß Busoni unbeirrt blieb von zwei Jahrzehnten ihrer Speikritiken und unbeirrt von Programmusik, Klavierchaos und Mitmachertum. Und wo ist der Dank dafür? daß die vielen Freunde Busonis bessere Musiker sind, schlechtere Biertrinker; nie Publikumsreisser komponierten; daß er sie zu lebenserfahrenen, unterrichteten, reineren Menschen machte! (Kann man denn im Ernst von jenen beliebten Beethovenstöhnern sprechen, die nach dem letzten Konzertton ihrer Hammerklaviersonate nach Hause rennen und an Schundopern schreiben, in rüdester Nachkreischung marktgängiger Puccini-quinten! Wer erinnert sich nicht bei solchem gerühmten Beethovenspieler an den Ekel vor dem Damenimitator des Variétés, der uns lange im Fistelton quälte und auf einmal die lange Lockenperücke herabriß mit den Baßworten: „Ich bin ein Mann". Aber auch die Männlichkeit war noch imitiert.)

Wo blieb der Dank an Busoni? Oder verwechselt man wieder? Nimmt man ihn für einen Kollegen? Wirklich, Musiker verdienen sonst keinen Dank; im Gegenteil. Denn was ist ein Musiker heute? Ein Verwirrer. Ein klebriges Larvenwesen, das seine Hörer selbst zu Larven macht. Ein Lemurengeschöpf, dem die Hörer ihr Blut wohllüstig in den gierigen Rüssel strömen: dabei ein erzdummer Mensch der seine Nebenmenschen verdummt. Ein Schaffer von Chaos, aus Blutarmut. Wenn die Deutschen nicht seit Generationen stets ihre entscheidenden Momente an die Musik verpufft hätten, dann wären sie kein Volk von Isolierten, von siebzig Millionen Vereinzelter, von politisch Ahnungslosen. Aber jedesmal, wenn dieses Volk inspiriert wird, verträumt es schnell seine Inspiration in der Verklärung

von Orchesterlust. Wenn es auf die Straße soll, läuft es ins verdunkelte Opernhaus. Wo anders lief man aus der Oper auf die Straße. Umsponnen sind die Deutschen von den blutigen Scharpiefetzen ihrer Polyphonie, und jede ihrer Partituren ist ein Spinnennetz, in dem ihnen der Wille immer betäubender ausgesaugt wird.

Wie dankbar müssen wir einem Menschen sein, der nicht von uns nimmt, der nicht unsern Grabgesang zu Lebzeiten anstimmt, der nicht feierlich der Menge den kleinen Tod in der Ekstase der Vereinzelung erwirkt. Wie dankbar müssen wir ihm sein, der uns gibt; der uns etwas baut, das wir noch nicht hatten; der uns zu unsern Fähigkeiten aufreißt; der uns — Musik! — einen hellen Stahlstab ins Rückenmark bläst. Wie dankbar müssen wir dem Busoni sein!

Pianist Busoni: Mozarts Don Giovanni, der den Umkreis der ganzen Erdkugel durchrast, wenn er vor der ungeheuersten Verzweiflung, vor den brennendsten Ätzungen der Lebenserfahrung singt: „Viva la Libertà!" Auf dem Bechsteinflügel muß erst alles Leben gelebt sein, das menschliches Ohr, menschlicher Mund, menschliche Haut ertragen kann. Dann käme die Katastrophe. Aber dieser Don Giovanni singt: Freiheit! Aus unseren Umarmungen, aus der Versunkenheit in die Welt, über dem seligen Schwimmen in der sprühenden lichten Welt schwingt sich das Himmelsgewölbe „Freiheit", der Geist über uns, nach dem wir handeln. *La Libertà* erhebt aus dem Klavier Bachs Orgelwerk der Tripelfuge in Es zu einer ungeheuren neuen Stadt aus hellen Kristallen, um die drei Sonnen hoch kreisen. Dabei durch weite Abendgärten auf felsigen Terrassen schweben immerwährende Monde über Palmen aus lieblich niekühlen Eisblumen: O das himmlische Jerusalem, göttliche Friedensstadt, dreieiniger Fugenpsalm über durchscheinenden Kuppeln und lichtstrahlenden Türmen; weissfeurige Häuserreihen rücken als Fugenengführung aneinander zu langen Straßen, darin Menschen, lautes Getier und heilige weisse Engelwesen schwebend umeinander leicht bewegt. Flimmernder Registerton des Klaviers, der Sterne über die himmlische Stadt streut.

Als die Welt noch gläubig war, zeigte ihr jeder Führer neu das himmlische Jerusalem hoch oben, darnach sie eifern und die irdische Erde richten sollten. Denkt auch an den Maler Greco. Hohe Städte, hoch auf Felsen, daß ihr Beschauer ein Heiliger werden möge. Nie mehr vergessen wir Busonis himmlisches Jerusalem aus Musik. Schöpfung: Hoch nach ihr hinaufzuleben.

Komponist Busoni: Die Lunte einer Tonbiegung glimmt auf. Orchesterstimmen werden heiß. Aber wenn die Explosion kommt, wenn unsere Irdischkeit sausend zerstiebt, fliegen wir mit hinaus in die leuchtenden Riesenprärien des Weltraumes. Grünhelle Urwälder lichtraketend um gezackte wilde Riesenpflanzen schießen auf, schwimmen dunstleuchtend ins Weite, ballen sich zum fernen Stern klein zusammen. Abendhimmel, blauer als es Blau gibt. Sterne spiegeln sich in den großen Glaskugeln des mächtigen dunklen Gartens um uns. Rote Flammen spielen hoch auf grünerem Rasen, als Grünes wachsen kann. Hier springt

einer um die Flammen, eine Glaskugel tanzt auf seinem Arm. Das rote Feuer flammt zurück aus dem Ball, die rund gebogene Sonne tanzt bunt spiegelnd in seinen Händen, die Kugel läuft schimmernd über seine Arme, hüpfend über die gebückten Schultern im Flammenschein, wirbelnd um seinen Kopf. Sie läuft heiterer als unsere Planetenerde im Weltraum, sie schwingt leichter als unsere Erde, sie ist bunter als unsere Erde. Wir — erstaunt, jenseits uns: ganz klein! außer uns, unendlich leicht geworden — hinauf, hinüber, Kreise, schwebend im Sprung — wir schwingen mit! Wir werden nie mehr vergessen: so eine Schwebschimmerkugel kann unsere Welt sein. — Entrückung? Versinken? Mystischer Tod in Seligkeit? O nein! eine Menschenstimme fliegt wie Schellengeklirr hinauf, Gelächtersang umkreist wie ein klatschender Lassowurf den springenden Glanzplaneten, nun sinkt er, die bunte Kugel schwebt abwärts. Der Abendgarten schlüpft ins Pianissimo, wedelnde Riesenbäume verflöten ihr Grün ins versickernde Feuer, unser Blut fällt wieder und klopft durch unsere Adern. Mitten im eckigen Konzertsaal, an roten Plüschrampen unter gelben Lampenlichtern; zwischen bebenden Frauen, vergnügungssüchtigen Passanten, befremdeten Klavierlehrern, mitten im heißen Saal wissen wir auf einmal, wie unsere Erde sein könnte: spiegelnd hell, schwebend leicht! O Trost, da wir Trost brauchen! Trost, der für uns erfunden, für uns aufgebaut wurde! Aus Tönen schuf er uns die leuchtfarbenen Gärten, die mutig hellen Gestalten, die schimmernd schwebenden Städte einer Welt, die wir einst ahnten, als wir ins Leben traten. Nun sehen wir sie wirklich und werden ewig unser Leben darauf bauen. Nun werden wir unsere Welt zu dieser Welt machen!

O Schöpfung des Menschen: Trost, daß noch Schöpfung ist.

Jetzt erst sehen wir ganz, wer zu uns gehört, jetzt erst im Kriege, wo endgültig und unumstößlich sich enthüllt, wer uns aufrichtet, uns heilt, uns hilft. Nun die ungeheure Kreissäge des Kriegs sausend wie stahlblau einsamer Himmel die Erdkugel flach schneidet; in dieser Nacht der Angst bleiben ein Paar Menschen aufrecht, wie einsame Bäume nach den Zerstörungen, beleuchtet vom Schein brennender Städte. Wer dem Riesenpfeifen der Katastrophe nicht nachläuft, wer den schrillen schwirrenden Umlauf der Gigantenmesser nicht mitmacht, der kann unser Arzt sein. Und ist er mehr, ist er ein Schöpfer, so wird er uns führen. Aber *da* zu sein in dieser Zeit, überhaupt für uns zu existieren: dieser Schöpfer ist uns das Herrlichste, was wir heute denken können, er ist unser Tröster.

Gruss an den Tröster Busoni!

Er wohnt in der Schweiz, dem ruhenden Achsenpunkt der Erde. *L. R.*

Gustav Landauer:

FRIEDRICH HÖLDERLIN

IN SEINEN GEDICHTEN

EIN VORTRAG.*

MAN hat, und nicht ohne Grund, in der letzten Zeit mit steigendem Ernst Friedrich Hölderlin mit Friedrich Nietzsche zusammengestellt; in der Tat mahnen uns Worte, Gedanken und Stimmungen Hölderlins, wenn er seine Anschauung vom Griechentum, von der Tragik, vom Orgiastisch-Asiatischen und Dionysischen äußert, immer wieder nah genug an Nietzsche, wie er sich mit ihm in letzten Gedanken und Zielen zu treffen scheint. Nur daß, wenn zwei dasselbe denken, fühlen, wollen oder tun, es nicht dasselbe ist. Leibnitzens Prinzip, daß alles Ununterscheidbare identisch ist, läßt sich, zumal für den Geist, auch so aussprechen, daß es Gleiche nicht gibt, in keinerlei Mehrzahl: gleich ist eins. Und so sind, wenn man näher zusieht, Hölderlin und Nietzsche vollendete Beispiele nicht bloß etwa für Tönungen des Gleichen, sondern für entgegengesetzte Typen in dem einen Kampf des geistigen Menschen mit der gesunkenen Zeit.

Wir haben von Nietzsche das Wort: „Ihr seht nach oben, wenn ihr nach Erhebung verlangt. Und ich sehe hinab, weil ich erhoben bin." Schön; aber sehen wir immerhin näher zu. Wer hinab sieht, nicht bloß wie die schenkende Sonne, sondern auf Niederungen, wie einer der sie gut, allzu gut kennt, mit Hochmut, Verachtung, Gereiztheit, der muß erst hinaufgekommen sein. Fühlt sich Nietzsche auf seiner Höhe als ein Gott, so wirkt er doch immer als dieu parvenu.

* Gehalten am 13. März 1916 in Berlin, innerhalb eines Zusammenhanges von zehn Vorträgen, die alle um eine Mitte sich bewegten: „Himmlische und irdische Liebe in Dichtungen Goethes und der Romantiker".

Er ist nicht von oben, ein Seliger, sondern er ist ein titanisch Ringender, durch Kraft — des Flugs, des Schwungs, des Pumpwerks — hinaufgekommen.

Bedienen wir uns hier, für dieses Wesen und seinen Gegensatz, zweier Ausdrücke in einer spezifischen Bedeutung: Kraft und Natur.

Friedrich Nietzsche eben, möchte er es wahrhaben wollen oder nicht, ist, so gut wie Schiller und so gut wie der junge, noch nicht zu sich gekommene und vollendete Hölderlin, eine Kraft. Ja, wir könnten, wenn hier nur die Gelegenheit wäre, zeigen, daß, wie Hölderlin von imitierter, bei Schubart und Schiller geborgter Kraft zu originaler Natur gelangt ist, umgekehrt Nietzsche in seiner ersten schönen Jünglingszeit eine Natur gewesen ist, von einer sanften, in Reichtum stillen gesättigten Reife wenn nicht erfüllt, so doch wundervoll warm und echt umschienen, und daß erst nach dieser Frühperiode, wie verspätet, so etwas wie Kampf und Gärung der Jugend über ihn kam und einen andern, einen Repräsentanten der Kraft aus ihm machte.

Kennzeichen der Kraft ist die Steigerung, die Anschwellung, die Tendenz nach oben, wie beim Springbrunnen oder dem durch das Pumpwerk des Herzens bewirkten und unterhaltenen Kreislauf des Blutes.

Man achte auf die sprachliche Form in Nietzsches Schriften: ruhig, sanft, ausholend, abwartend, verhalten fangen die Perioden oft an; treiben sich selbst weiter, bis zur Glut und Siedehitze oder Schärfe und Bosheit; und enden im Ausrufezeichen oder einer raffiniert geschliffenen und zugespitzten Frage.

Die Kraft muß selbstbewußt sein, sich selbst antreiben, ist weniger ein Stern als eine Rakete, die ihren leuchtenden Schweif — nicht ohne Selbstgefälligkeit — hinter sich herzieht. Die Kraft ist zugleich die Maschine und das Werk der Maschine. Weil sie so furchtbar, mit so starker Energie arbeitet, wird sie geneigt sein, alles sich selber zuzuschreiben, Selbstvergötterung zu treiben, Andacht, Bescheidung, Einordnung nicht zu kennen oder zu verachten.

Die ihrer selbst bewußte Kraft, die in genialen Exemplaren immer wieder Hemmungen in ihr Triebwerk einschaltet, wird aber manchmal so sehr der Selbstbeobachtung fähig sein, daß es ihrem von allüberallher genährten Talent gelingt, die Spuren des eigenen Wesens zu verstecken und in feiner Kunst und großer Art eine Nachahmung der Natur zu treiben.

So lange es geht. Wird der Träger dieser Kraft irrsinnig, dann wird er hemmungslos dem erhabenen Wahn, dem Größenwahn verfallen und etwa sich mit dem Gegenstand seines höchsten und ach, immer so entfernten Strebens, seiner glühendsten und erzwungensten Verehrung identifizieren, wird sich für Dionysos oder Napoleon halten. Geht es dann doch — endlich — mit ihm den Weg, den der wahrhaft selige Geist, die Natur, schon immer genommen hat, nämlich abwärts, dann nur so, daß der letzte Rest seiner Geistnatur, die organisierende Funktionskraft seines Dämon verloren geht: er ist nur noch ein geistloses brutum, ein rohes, sprachloses Stück Natur.

Hölderlin aber ist nicht eine künstliche, pulsierende Kraft, sondern eine Natur. Fliegt einer wie Nietzsche, so muß er die Schwere durch fortwährende, rastlose, selbsterzeugte Bewegung überwinden; einer wie Hölderlin fliegt um seiner spezifischen, aetherischen Leichtigkeit willen.

Wolle man nur, was nun gesagt wird, nicht als naturwissenschaftliche Sacherklärung nehmen, nicht pressen; von der allgemeinen Natur, die uns draußen unermeßlich und unergründlich umgibt, wird hier so geredet, wie sie uns erscheint, wie sie uns ein Gleichnis dessen gewährt, was unter geistigen Menschen in dem besondern Sinne eine Natur genannt sei.

In unsrer Welt, wo allein wir Wesen und Leben kennen, scheint, wie es Mose Schöpfungsgeschichte und das Johannisevangelium an den Beginn ihrer Lehrerzählung stellen, das volle Schöpfungsprinzip gesammelt im Anfang beisammen zu sein. Da ist die Natur eine Entbindung gesammelter Kraft, ein Loslösen, Erlösen, immer aus dem Ganzen zu den Teilen hinaus, aus dem Brennpunkt in die Zerstreuung; von einer rückläufigen Bewegung aber wissen wir in dieser unsrer Welt nichts. Die

Natur geht von der keimenden Kindheit, in der alles beschlossen liegt, ins Alter; das Alter aber kann nicht sich unmittelbar wieder in der Kindheit tauchend erneuen, sondern muß erst im Tod völlig verschwinden und in Erwartung neu an sich reißender und bindender Gestaltungskraft elementar werden. Die Natur beeifert sich, alle Bewegung in Wärme zu verwandeln, keineswegs aber alle Wärme in Bewegung; die Umwandlung vielmehr gerade der natürlichen Wärme in pulsierende, rennende, schießende, drehende Bewegung kommt uns wie eine maschinelle, durch vermittelnd angesetzte Kraft bewerkstelligte Künstlichkeit vor. Die Natur vielmehr macht aus Wärme Kälte im unendlichen Raum, die wir nicht mehr gern als einen Grad der Wärme, sondern als so etwas wie nichts auffassen wollen. In der Natur waltet das Prinzip der Abwärtsbewegung, des Versinkens, Fallens, freien Hergebens. Die schiefe Ebene, die Flüsse, das Licht der Gestirne sind uns das Natürliche, das Fraglose, das Selbstverständliche. Für jede Aufwärtsbewegung, jedes Geschossensein suchen wir eine Kraft als Ursache; daß der schwere Körper, der in Hybris, in Übermut, sich hochschleuderte, nach diesem Anfang einer Hyperbel, einer Auftreibung und Übertreibung, in sanfter, rundlicher Bahn wieder abwärts muß, dafür suchen wir keinen Grund. Darum geht es auch in der Natur nur laut zu, wo das natürliche Gleiten oder Schweben durch widrige Kräfte gehemmt wird; das Licht, die Farben, der Chemismus, aus dem Flächen und Körper in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Eigenschaften wachsen, die Düfte, die Wärme, all alles ist da stille Bewegtheit; und selbst eine stille, nicht brodelnde Glut kennen wir gar gut. Die Begriffe, in denen sich unsere äußere und dann innere Welt erbaut, gehen in allem Substantiellen auf den schweigenden Gesichtssinn zurück; die von der Kraft des Menschengeistes gemachte Sprache bedarf der Geräusche, auf daß wir, während wir Zeichen machen und empfangen, mit Sinn und Tat in der Natur bleiben; die Sprache der Natur ist stumm. Größter Reichtum unsres Geistes die Musik; größte Armut der Natur ihre Töne; größte Wonne für uns ihre Stille. Wir lauten, immerzu Kraft anwendenden Städter

kennen nichts Köstlicheres als die ganz positiv anmutende Ruhe und sanfte Gleichmäßigkeit der Natur auch in ihren Bewegungen.

Die wundersamste Erfindung des Menschengeistes, über die wir in immer erneuter Freude staunen, ist die Elektrizität, mit der wir unsre eigene und der gehemmten Natur lärmende schießende Kraft wieder in eine schweigend gesammelte Naturpotenz aufspeichern und in edler Stille fortpflanzen. Die Ausnahmen in der Natur, wie Gewitter und Eruptionen, werden sehr lebhaft als Ausnahmen, als eine Art Knalleffekte und Feuerwerke der Natur empfunden, und unsre Empfindungen dabei sind schreckhaft oder forciert, auch wenn uns keine Gefahr droht.

Als eine Natur steht Friedrich Hölderlin in der natürlichen Welt. Das Bild, das er immer wieder selbst für sich fand, ist das des fließenden Wassers, des rinnenden Lichtes. Das Gesetz des Hinab waltet über seinem Leben wie in dem Stil seiner Dichtungen.

Geist in Natur zu verwandeln, ist das Schwerste; und nun gar in solchen Zeiten wie den seinen, die die unsern sind! Hölderlins Leiblichkeit hielt nicht lange aus, was Geist und mit ihm feindlich verbündetes Schicksal ihr zumuteten. Als dann aber der Organismus zusammenschnurrte wie eine Feder, die überzogen wird, blieb ihm das Werkzeug, mit dem sein Geist sich zur Natur gemacht hatte, die Sprache, nicht nur für die Inhalte des Alltags, sondern auch in der höheren Potenz der sanften rhythmischen Form erhalten; von der Höhe seines selig akzeptierten Leids und seiner gefaßten, schwebenden Männlichkeit glitt er nach kurzem Krampf hinab und lebte bis ins Greisenalter als Dichterkind, als Traum und Form ohne Kraft der Gestaltung und Behauptung und ohne andern Inhalt als den des etwas pflanzenhaft gewordenen Tierchens.

Die Zeit aber zwischen dem ersten Wahnsinnsanfall, den er noch einmal überstand, und der endgiltigen Kündigung des Dienstverhältnisses zwischen Körper und Geist ist die kurze Spanne, in der Hölderlins geniales Naturwesen in vollendeter Reife ihren schönsten Ausdruck fand. Da hat er die Dithyramben, die Hymnen gedichtet, die wir, solange man uns nicht beweist,

daß die Beziehung falsch ist, nach einem Ausdruck, den wir in seinen Briefen finden, Nachtgesänge nennen, sechs an der Zahl. Nie hat es einen so stillen Rausch gegeben wie in diesen Weihegesängen, die wahrhaft von oben hernieder zu gehen scheinen; nie ist das Gewaltige, Kosmische, der grauen- und freudenreiche Verkehr von Gott und Welt so von mildem Sternenlicht überschimmert worden.

Den höchsten Ausdruck, meine ich, fand sein Wesen in dem Hymnus: „Der Rhein"; ich möchte ihn eher einen Abendgesang als einen Nachtgesang nennen. Da merken wir: wie er gesammelte, ungeheuer zusammengedrängte Kraft ist, die wohl platzen und gischten würde, wenn sie nicht hinabfließen könnte. Aber in allem Beginn schon ist sie oben und beisammen; wie sie einst hinaufkam, bleibt das schicksals- und leidvolle Geheimnis des Dichters, das ihn eint mit seiner Mutter, der Natur, und seinem Vater, dem Geist.

So wie er in die Erscheinung tritt, ist dieser Geist in Ursprung und Wesen so oben, daß ihm nur ein Weg offen ist, der Königs- und Meisterweg: Resignation.

Im dunkeln Efeu saß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben da der goldene Mittag,
Den Quell besuchend, herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs ...
Jetzt aber, drin im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang dort
Im kältesten Abgrund hört
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling. Es hörten ihn, wie er tobt
Und die Mutter Erd anklagt,
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern; doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,

Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts ...

Da war dem Genius, der nichts wollte, als frei, seiner innern Natur nach, sein Wesen hergeben, die Hemmung der Welt entgegengetreten.

Achten wir gleich, ehe wir weiter sehen, was aus dieser Begegnung wird, auf ein Kennzeichen dieses Dichters und dieser Gesänge. Immer werden ihm die Naturvorgänge zum Mythos, zum Gleichnis hohen Menschenschicksals; aber nie weicht er aus dem Bezirk der Natur zur Allegorie und nie auch zur epischen Fabeldichtung mit Ausschmückungen selbständiger Erfindung; jedes Bild bezieht sich auf die ursprüngliche Naturerscheinung. Er personifiziert nicht den Rhein und erfindet ihm Eltern. Im Schicksal des wirklichen Rheins erleben wir das Los des Genius; Natur und Geist sind ungetrennt; seine Eltern sind die natürlichen, die Mutter die Erde, der Vater „der Donnerer, der ihn gezeugt", das Gewölk, die hohe Sammlung der aufdunstenden und hinabtropfenden Gewässer der Erde. Wohl aber ist es die Art besonders dieser späten Gesänge Hölderlins, wie schon der frühern, deren Gewand gebundenere Form ist, daß, geleitet von der Ideenassoziation, immer wieder Abschnitte, Seitenbewegungen kommen, in denen andere Beispiele, andere Lebensvorgänge aus andern Bereichen denselben Zusammenhang der Erfahrung im Verkehr zwischen Geist und Welt dartun.

Mit was für kühnen Plänen wollte der Genius sich in die Welt ergießen:

Die Stimme wars des edelsten der Ströme,
Des freigebornen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt, und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.

Nach Asia der Rhein! Nichts Geringeres ... Wir sind noch ganz im Naturmöglichen; ganz mit dem wirklichen Geist des

Rheins haben wir bei dieser kühnen Stelle mitzufühlen. Erleben wir nur die Einengungen der Gebirgszüge und die seltsamen Wasserscheiden im Gebiet des jungen Rheins, so verstehen wir die Phantasie des Dichters, der im ursprünglichen Drang des Flusses den Weg der Donau spürt; denn wie sollte je — wir hören gleich davon — der wirkliche Weg des Großen so aussehen wie die Sucht und Idee des Beginns! Wir dürfen sogar, wenn wir uns an eine Stelle in einem andern Gedicht Hölderlins erinnern, noch weiter gehen in der wörtlichen Auffassung dieses Bildes: in seiner schwäbischen Heimat scheinen zu Hölderlin Gerüchte gedrungen zu sein von einem seltsamen unterirdischen Versickerungs- und Austauschverhältnis zwischen den Gewässern, die der Nordsee und denen, die dem Schwarzen Meere zufließen. So darf sich Hölderlin auch in diesem besonderen als einen Bruder des deutschen Stromes empfinden: auch er spürt unverlierbar einen Urwunsch in der Seele, kein Deutscher, kein Abendländer und kein Genosse gesunkener Zeit zu sein, sondern eher ein mit Seligkeiten beladener überschäumender Gefolgsmann des Dionysos an den Ufern des Indus.

Resignation aber vor dem unnennbaren Schicksal muß sein, nicht weil der Mann kleiner ist, als das Bild und der Wunsch, die in der Seele leben, sondern eben um der Größe und der innern Gewalt willen. Die Größten sind die, die am tiefsten ihr Wesen, das feststeht einmal für alle und durch nichts zu ändern ist, am wenigsten aber den Weg zu der Erfüllung dieses Wesens kennen, die ihnen die Götter zum Los geben:

Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Tier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Dieses beides gehört zusammen, und keiner, dessen Thema dieses Verhältnis des Geistigen zur Welt war, nicht Gœthe,

nicht Fichte, nicht Jean Paul, nicht Nietzsche und nicht Spitteler haben dieses Zusammen in so leuchtender Ergebenheit akzeptiert wie Hölderlin, in einer Gleichzeitigkeit, möchte man sagen, von tiefer Beugung vor den Göttern und aufrechtem Stolz vor den Menschen: die Ungewißheit des Wegs, die Preisgebung vor der Bahn und aber die unentrinnbare Bestimmung und Bestimmtheit des Wesens gerade beim Genius. Davon hören wir in Wendungen, wie sie später sehr ähnlich Gœthe in den Orphischen Urworten gebrauchen wird:

Ein Rätsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfingst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Not
Und die Zucht; das meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.

Was aber täte denn der gotterfüllte trunkene Gewaltige, wenn es ihm gegönnt wäre, sein Wesen ohne Hemmung loslassen zu können? Es ginge wie rasend, unaufhaltsam, nach dem großen Fallgesetz des Geistes wie der Natur, hinab, immer geradlinig steil hinab, dem Ziel zu: das Ziel aber ist, die Sprachen wissen es, das Ende.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben ...

Und darum die Hemmungen; und aus dem Zusammentreffen mit ihnen das Brausen und Schäumen des Jünglings. Ist das aber überstanden, dann kommt — Hölderlin weiß es und hat es im Innern voraus erlebt, der Entbehrende, wie es Gœthe wußte und erleben durfte, der Gesunde —, dann kommt die Besänftigung, die stille tätige Arbeit, die ganz anders aussieht als die Kinderträume des Blinden, Dumpfen, Geladenen, Rätselvollen, und die doch ganz seine Art zum Ausdruck bringt. Hier ergreift uns nun, von dem Ton her, den Hölderlin aus dem Wissen von sich und seinem Ergehen holt, und aus der Begegnung dieses leidgesättigten Frohsinns des Dichters mit unserm

Wissen von seinem Schicksal, eine unnennbar heilige innige Rührung beim Anblick dieses sehr Starken, der sich sehr fügen will:

In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet, —
Und schön ists, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Ein Philister aber wird er nicht. Lebendig gleitet durch diese schöne gedeihliche Tätigkeit all die Wärme und das Himmelslicht seines Wesens; und auf ihn solls nicht ankommen, so kann, wenns sein muß, auch das Titanische wieder hervorbrechen. Jugend, solange das Leben währt, ist das Zeichen des Erwählten:

Doch nimmer, nimmer vergißt ers.
Denn eher muß die Wohnung vergehn
Und die Satzung, und zum Unbild werden
Der Tag der Menschen, ehe vergessen
Ein Solcher dürfte den Ursprung
Und die reine Stimme der Jugend.

Wir horchen auf bei diesen Klängen. Hart, sachlich, kurz, wie das unerbittliche Verdikt eines Gottes, mit dröhnender Drohung wird es verkündet; wenns sein muß, auch der Haß, er höret nimmer auf. Daß diese Härte, in Worten, die nicht anders sein können als sie sind, in Worten, die wie nichts anderes in der deutschen Sprache in aller Originalität an die jüdischen Propheten erinnern, neben der Weichheit und Zartheit aus Hölderlin herauskommt und daß nichts Mythologisches sich darin ankündigt, nichts irgend alexandrinisch oder archaisch Eingekleidetes, sondern ein Zustand unsrer Zeit, das ist ein überwältigend Großes in diesem Hölderlin der letzten Höhe.

Wie denn ist der Titanismus, die Rebellion, die aufwärts schießende, den Himmel stürmende Kraft unter den Menschen entstanden? Der Dichter gibt uns Antwort in Gestalt einer Frage:

Wer war es, der zuerst
Die Liebesbande verderbt
Und Stricke von ihnen gemacht hat?

Das ist der Grund: nur in der Liebesgemeinschaft, in einer Gesellschaft der Freiwilligkeit und des Bundes, wo aber die Freiwilligkeit sich ihrer nicht bewußt wird, wie in unsrer Zeit der Knechtschaft und zugleich des obenhin wählenden, tastenden Verstandes, sondern wo Freiwilligkeit sich vorkommt als nicht äußerste, sondern innerste Notwendigkeit und Nicht anders sein können, in einer Gesellschaft, wie Franz Baader es genannt hat, nicht des Druckes, sondern des Zuges, der Einung und Innung am Bande des verbindenden Geistes, der aus den Individuen als Gleiches hervorbricht, nur da, wo der Geist nicht in Wildheit ausbricht, sondern in Freiheit kittet, kann der Begnadete, Erwählte, der Große sich friedlich und schön einordnen ins Leben der Gemeinschaft, der Gemeinde. Das sind die Zeiten, wo Münster in herrlicher Größe der Konzeption und des Schwungs und in liebreicher Fülle aller überreichen Einzelheiten, in denen selbst die zerrenden und verzerrten Dämonen zu Spiel und Nutzen gebändigt erscheinen, aus tiefer Krypta emporsingend gen Himmel steigen, – deren Erbauer kein Name nennt; die Zeiten der in der Menge aufgehenden Dichter und Künstler.

Wo aber die Liebesbande verderbt und Stricke von ihnen gemacht sind, da kommen die Unholde, die Frevler, die Einreißenden, die Großen mit Titanentrotz, die Entwurzelten und ganz Vereinsamten, die gerade darum mit unersättlichem Aufwärtsstreben den Himmel stürmen, weil ihnen unter den Füßen der Boden genommen ist:

Dann haben des eignen Rechts
Und gewiß des himmlischen Feuers
Gespottet die Trotzigen, dann erst,
Die sterblichen Pfade verachtend,
Verwegnes erwählt
Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es hat aber einen sehr tiefen Grund, warum Größe und Beschränkung und Liebe zusammengehören, und warum lieblose

Größe, die sich nicht ins Volk einfügen will, am eignen Übermut zu Grunde geht. Hölderlin drückt diesen Zusammenhang in einer sehr tiefgründigen Wendung aus, die den alten Mythus von Tantalus in uns anklingen läßt. Wo Tod und Not nicht ist, da ist auch Liebe nicht; im Himmel des Einen ist sie nicht, sondern in der Welt der Getrennten als Brücke und Sehnsucht nach dem himmlisch Einen; die unsterblichen Götter brauchen nichts so dringend, als erhabene Sterbliche, heldenhafte Menschen, die, trotz all ihrer Herrlichkeit, gerade darum keine Götter sind, weil sie Liebe als Not und Notwendigkeit in sich tragen:

Es haben aber an eigner
Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
Die Himmlischen eines Dings,
So sinds Heroen und Menschen,
Und Sterbliche sonst. Denn weil
Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
Muß wohl, wenn solches zu sagen
Erlaubt ist, in der Götter Namen
Teilnehmend fühlen ein andrer —
Den brauchen sie —

Ehrfürchtig raunend, in heiliger Scheu, die einen wundersam einfachen, kindlichen Ausdruck findet, spricht der Dichter von diesem Geheimsten: die Entbehrung ist um des Gefühls, die Getrenntheit im Raum um des Himmels, Zeit und Tod um des Ewigen, die Liebe um des Göttlichen willen da; die Schöpfung der Welt, daß aus dem geeinten Beisammen die Teile wegsinken, um einander wieder in Liebe zu suchen, entspringt der unbefriedigten Not des Vollendeten. Halbgötter brauchen die Götter; aus Göttlichem und Menschlichem, aus Stern und Staub, aus Himmlischem und Irdischem Gemischte, die ihre Sehnsucht, wie sie von ihrer inneren Zweiheit stammt, übertragen in ihr Verhältnis zur Welt, in die ihre Tat zu senken ihnen aufgegeben ist; solche, die all ihr Göttliches menschlich-liebend zur Besänftigung und Gemeinschaft bringen.

Weh der Zeit, weh den Unseligen, die für ihre Genialität keinen Anschluß finden! Sie sind wie Verfluchte, von den Göt-

tern persönlich Verfolgte; ihr Geist tritt aus ihnen heraus und gegen sie als rächender Dämon; ihre Tat wird zur Untat; ihre Bereitschaft wird zur Lähmung. Hölderlin — in seiner Zeit — hats empfunden, in grausiger, oft rührend klagend ausgesprochener Vereinsamung; anders, krasser, bizarrer, ohne die große Linie, aber farbiger, nicht in solcher Erhabenheit, aber wütiggrimmiger, immer jedoch auch in unmittelbarem Erfassen des Zusammenhangs mit den Zeitumständen nicht nur, sondern dem Verhältnis des Geistigen zu einer geistlosen, liebeleeren Gesellschaft und im Verstehen der letzten Fragwürdigkeit und des tiefsten Sinns der Welt habens die beiden großen Verlassenen und Selbstpeiniger unsrer Zeit, Nietzsche und Strindberg, zum Ausdruck gebracht. Hölderlin aber tut es mit der einfachen, letztgiltigen Strenge des modernen Propheten, der — in diesen seltenen Sprüchen vor seinem geistigen Tod — ebenbürtig neben seinen Brüdern aus der hebräischen Antike steht, ungleich ihnen, aber nicht den andern, dem Volke, das Urteil kündet, sondern sich selbst, dem Geiste, seinem Aufruhr und seinem Mißverhältnis zur Welt:

(Den brauchen sie —) jedoch ihr Gericht
Ist, daß sein eigenes Haus
Zerbreche der, und das Liebste
Wie den Feind schelt und sich, Vater und Kind
Begrabe unter den Trümmern,
Wenn einer wie sie sein will und nicht
Ungleiches dulden, der Schwärmer.

Da spricht aus Hölderlins reinem Mund herrschend das Schicksal den nämlichen Befehl, den Goethe in seiner ganz andern, humaneren, mehr europäischen Art zum Ausdruck gebracht hatte, als er aus seinem Jugendtitanismus und der Mischung aus Göttermut und stachliger Mephistobosheit heraus zum ersten Frieden gekommen war:

Denn mit Göttern soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch . . .

Und:

Der edle Mensch
Sei hilfreich und gut.

Denken wir hier nur daran, daß das Wort Übermensch uns von Goethe stammt, und daß er in der letzten, bezeichnender Weise nicht in dieser Fassung zum Gemeinplatz der Gebildeten gewordenen Stelle des Gedichtes „Das Göttliche" ausdrücklich sagt, nicht: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, sondern: Der edle Mensch, gerade der Adelsmensch, der hervorragende Mensch, sei kein Verächter des Volks und kein gottgleich in seinen Geist Eingeschlossener, sondern hilfreich und gut.

Hölderlin war es um der großen Sache und um seiner eigenen, groß, still und tapfer hinter sich gebrachten Entwicklung willen nötig, in dem Augenblick, wo er den edelgewaltigen Geist des Auserlesenen in den Orden der Ordnung als dienenden Bruder einreihte, wo er aus dem hochauf schäumenden Jüngling den Vater machte und den Rhein Mühlen treiben ließ, rasch abzubrechen und als Gegenstück das Schicksal des Titanen zu zeichnen, der Lenz bleiben, aber nicht Sommer und Goethe werden will, des Himmelstürmers, der sich in Krampf und Wut verzehrt und verzerrt. Jetzt darf er fortfahren in Schilderung und Preis dessen, der sich still eingeordnet hat in das wohlbeschiedene Schicksal:

Drum wohl ihm, welcher fand
Ein wohlbeschiedenes Schicksal,
Wo noch der Wanderungen
Und süß der Leiden Erinnerung
Aufrauscht am sichern Gestade,
Daß da- und dorthin gern
Er sehn mag bis an die Grenzen,
Die bei der Geburt ihm Gott
Zum Aufenthalte gezeichnet.
Dann ruht er, selig bescheiden,
Denn alles, was er gewollt,
Das Himmlische, von selber umfängt
Es unbezwungen, lächelnd
Jetzt, da er ruhet, den Kühnen.

Nun ruht der Sänger sich selber, in Behagen freilich nie, aber in einer friedlichen Ergebung, die fast gelassen und fast

ohne Zagen Seligkeit ahnt, in der Betrachtung der Kühnen aus, die sich zur Ruhe gebracht haben und doch „unüberwindliche stark ausdauernde Seele" haben, die mit sicherem Sinn „aus heiliger Fülle" dionysisch, „wie der Weingott törig, göttlich und gesetzlos" die süße Gabe des Hörens und Redens üben: der All-liebenden, der Söhne der Erde. Als ihren Repräsentanten nennt er Rousseau und preist das Leben dieses Gewaltigen, dessen strahlender Geist, dessen stürmisches Herz Frieden und Einklang mit der Natur gefunden hat:

Wenn er den Himmel, den
Er mit den liebenden Armen
Sich auf die Schultern gehäuft,
Und die Last der Freude bedenket, —
Dann scheint ihm oft das beste,
Fast ganz vergessen, da,
Wo der Strahl nicht brennt,
Am Bielersee, im Schatten des Walds,
In frischer Grüne zu sein,
Und sorglos arm an Tönen,
Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.

So naht die Stunde der Versöhnung, der Abend, wo der harte, scharfe Gott des Lichts sich endlich hinabneigt zu dem Dunkel der wartenden, empfangenden Erde und Geben und Nehmen in eins, in Liebe verdämmern:

Da feiern ein Brautfest Menschen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Ist eine Weile das Schicksal . . .

Diese Nachtgesänge, die alle das Leben Hölderlins repräsentativ einstellen, verflössen, möchte man mit Fichte sagen, in die Bahn der Menschheit und der Welt, die sich alle mit dem Verhältnis der Geistigen zu dem Volk praktischen Lebens, des Griechentums auch zum Christentum auseinandersetzen, versickern alle sechs gegen das Ende hin ins Stillgetroste, so wie manche Musikstücke zum Schluß nicht die Erhebung bringen, die man strahlend nennt, sondern wahrhaft, das heißt allzer-

streuend, allergießend allhernieder zu strahlen, zu vertropfen und zu verbluten scheinen.

Lange hat man in dem Irrtum der Bequemlichkeit und Eitelkeit, die nicht voraussetzen mag, der tiefste Geist funktioniere dem eigenen unähnlich, diese Gesänge, eine Reihe philosophischer Aufsätze, die man erst vor einigen Jahren gedruckt hat, die Sophoklesübersetzungen mit den Nachworten und die Übersetzungen aus Pindar, die alle aus der überaus fruchtbaren Zeit kurz vor und nach dem ersten Anfall des Irrsinns stammen, mit ihren großen und kleinen Schwierigkeiten kurzerhand der Verrücktheit zugewiesen. Jüngere Philologen, die aus den Kreisen der Philosophie, Nietzsches und Stefan Georges kamen, haben um die Herausgabe, um die Feststellung der erhabenen Höhe dieser Stücke und zum Teil auch um ihre Deutung schöne Verdienste. Noch ist da sehr viel zu tun, und auch ich kann keineswegs behaupten, alles zu verstehen; manches mag ich traumhaft fühlend erfassen, ohne die der Grammatik und fast der Logik entwachsene Sprache dieser Auseinandersetzungen des Dichters mit sich selbst, wo er hie und da Voraussetzungen macht, deren Schlüssel vielleicht unwiederbringlich verloren ist, in die mir geläufige übersetzen zu können. Andere Stücke wieder, wie vor allem die Sophoklesübersetzungen, machen der Hingebung an das Dichtwerk gar keine wirkliche Schwierigkeit: eine Anzahl Menschen wissen unabhängig von einander schon heute, daß Hölderlins Ödipus und Antigonä bei weitem die reinsten und schönsten und gewaltigsten deutschen Dichtungen nach dem Griechischen sind. Das Wichtigste bei der weiteren Arbeit an dieser Hinterlassenschaft wird sein: immer von der Voraussetzung auszugehen, daß der Dichter und Denker Hölderlin gesünderen und stärkeren Geistes war als wir, die wir nicht oder ungenügend verstehen. Daß sein Hirn nämlich dann später nicht mehr mitmachte, hing eben damit zusammen, daß er ihm gerade zu allerletzt zu viel zumutete. Wir dürfen, auf die kleine Gefahr hin, uns einmal vergebens zu bemühen — so viel wären wir seinem heilig nüchternen Ernst mindestens schuldig — als Kriterium nehmen, alles, was tiefsinnig und

verworren scheint, für tiefsinnig und nicht verworren zu nehmen und nur das unverkennbar Kindliche und Primitive, wenn es ganz klar und unzweideutig sinnlos ist, dem Schwachsinn zuzuschreiben.

Hölderlins Wesen ist nur von dieser seiner letzten Höhe aus zu überschauen; von hier aus erkennen wir den Zusammenhang all seiner Dichtungen. Eine unsägliche Zartheit, Heiligkeit, Weihe, ist in diesem Letzten in ihm; wir dürfen an die Augenblicke unbeschreiblichen inneren Strahlens und selig lächelnden Einverständnisses mit aller Welt denken, die uns Dostojewskij als Scheitelhöhe des Epileptikers vor dem Anfall und Aufschrei schildert; ja wir dürfen, wenn wir nur im Sinne behalten, daß Hölderlin bis zum Letzten und gerade im Letzten immer wach und wachsend genial produktiv war, an das zarte, weiche Streicheln purpurroten Samtes denken, mit dem Oswald Alving seinen Zustand in der Zeit vergleicht, ehe der Geist seinen stillen Kampf, seine Arbeit und sein Leben aufgibt; denn trotz allen Irren- und Nervenärzten Wiens und der übrigen Welt verstehen die Dichter mehr von der Seele des Menschen und der beständigen Erhöhung des Geistes bis zum Augenblick seines Zusammenbruchs, als schematisierende Gelehrte und Handwerker.

Immer ist diese weihevolle Sanftheit Hölderlins fest auf das Göttliche, auf die Aufgabe gerichtet; jede sonst gleichgültig-konventionelle Wendung wird schließlich ins still-feierliche gewendet. Es ist ein Pathos in Gehaltenheit; eine Höhe nicht als Hochgekommensein oder Hochtreiben, sondern als ebene, gleiche Haltung. Seine Gedanken dem eigenen Ich, seiner Erhaltung und Pflege zuzuwenden, ist etwas, dessen er sich als eines Unedlen zu scheuen anfängt; hier sehen wir besonders deutlich, wie etwas, das die schönste Höhe seines Geistes war, sich dann auf die Zeit der Krankheit vererbt und da als widerwärtige und eigensinnig-kindische, schmutzige Vernachlässigung seines Körpers erscheint. Vorher aber war es reinste Reinheit des Geistes, wie er an seinen Freund Böhlendorf in einem Briefe sagt: „Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen

Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen (Gedanken) für uns selbst; sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden." Diesen Gedanken und diese Stimmung der nicht einmal entsagenden, der rein abgeschiedenen Frömmigkeit vor dem Geist und seiner Berufung äußerte er auch dichterisch in einem der Gesänge:

Nicht ist es gut,
Seellos vor sterblichen
Gedanken zu sein, doch gut
Ist ein Gespräch und zu sagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb'
Und Taten, welche geschahen.

Aber er hatte nicht die Menschen zu diesem Gespräch. So gut seine Freunde von Böhlendorf und von Sinclair und wenige andere in dieser letzten Zeit zu ihm gewesen sein mögen, sie waren ihm tief untergeordnet und sahen gewiß um äußerlicher Dinge willen nur selten in reiner Ehrfurcht auf ihn. Wir haben ja miterlebt, wie es Peter Hille unter den Menschen ergangen ist; und um wie viel mehr ins Ferne gestaltend, um wie viel mehr vom Geiste weggeholt und um wie viel ergriffener und also wie absonderlicher stand Hölderlin von seinen Zeitgenossen und ihrem Alltag weg. Ihm hätten auch Goethe, der sich ihm entzog, Schiller, der gönnerhaft kühl zu ihm war, Herder, der kaum von ihm gewußt hat, Schelling und Hegel, die zuviel mit ihrem eigenen Kampf zu tun hatten, nur genügen können, wenn sie ihn nicht nur als Gleichen anerkannt, sondern grenzenlos verehrt und hingebend geliebt hätten. Und selbst wenn er diese warm bergende, traulich heimische Stube der Freundschaft so gekannt hätte, wie sie ihm fehlte, wäre es noch nicht genug gewesen. Ich deute hier nicht auf die Frauenliebe; ich spreche von dem Volk. Der Dichter, der sich als Künstler fühlte, der sein heiliges Bild bilden wollte, bedurfte, um stark und dauernd genug glauben zu können, der Beispiele in Volksbewegungen und Gliederungen der Masse; er mußte vor Augen sehen in

seiner Umgebung, daß etwas von dem werden wollte, was in ihm aus Prophetie zur Vision und zum gestalteten Bilde erwuchs. Wohl ist der Dichter seiner Zeit voraus; soll er ihr aber voraus und nicht ausgestoßen und verlassen sein, so muß er sie um sich und hinter sich wimmeln sehen, wenn er sich umblickt. Wenn Hölderlin sich aber umsah, da mochte ihn wohl ein Zittern überkommen, so stark er sich beherrschte, und die Kniee mochten ihm wanken, ehe er den Weg fortsetzte; und etwas wie ein Zittern liegt noch in der klaren Durchsichtigkeit, die an die dünne Luft auf hohen Bergen gemahnt, wenn der vereinsamte Dichter sich in der entgötterten Welt sieht und nicht aufschreit und nicht einmal klagt, sondern leise mitteilend spricht und schließlich, mit der ersehnten Müdigkeit und Ruhe spielend, fragt:

. . . indessen dünket mir öfters
Besser zu schlafen, wie so ohne Genossen zu sein,
So zu harren, und was zu tun indes und zu sagen
Weiß ich nicht, und wozu Dichter in dürftiger Zeit?

Angesichts der französischen Revolution, die Aufruhr und Erwartung in ihm geweckt hatte, quält er, der in Deutschland, in unwürdigen Zuständen, den Geist wie das Volk unterdrückt und verkümmert sieht, sich mit der Frage: Sind wir zurückgeblieben, fehlt es uns an Tatlust, Schaffenskraft und Initiative, — oder sind gerade wir Langsamen, das Volk der Denker, zu besonderer, ganz großer Aufgabe für die Menschheit bewahrt? Die Geißel und den Sporn dieser Frage richtet er in der so genannten Ode „An die Deutschen“:

Spottet nimmer des Kinds, wenn es, das alberne,
Auf dem Rosse von Holz mutig und groß sich dünkt,
O ihr Guten! auch wir sind
Tatenarm und gedankenvoll.

Aber kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die Tat?

Wer das wüßte! Wer das hoffen dürfte! Aber so, immer allein, immer im Warten!

Und zu ahnden ist süß, aber ein Leiden auch.

Wie gerne möchte er aufgehen, stumm, in Liebe, im bloßen Dabeisein, wenn nicht mehr die Nation geisterhaft konzentriert in ihm, dem Dichter, allein lebte, sondern wenn das Volk geisterfüllt aufstünde!

Schöpferischer, o wann, Genius unsres Volks,
Wann erscheinest du ganz, Seele des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiseste Saite selbst

Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt und still
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir
Enden möge mit Freuden,
Wenn sie alle, mit denen ich

Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll,
Und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen sind . . .

In seinen Oden ist Hölderlin der Anwalt der Natur, des Geists und des Volks, welche drei ihm einig zusammen gehören, gegen das wüste Treiben der Gegenwart, das ein Getriebensein ist, ein arges Erbe der Vorzeit. Ist es der böse Atem eines Unholds, daß die Menschen nicht, in unendlicher Sehnsucht nach dem stillen Naturglück, sich ein reines Leben unter einander schaffen, sondern in wilden Kriegen sinnlos wüten?

Wer hub es an? wer brachte den Fluch? von heut
Ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst
Das Maß verloren, unsre Väter,
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Zu lang, zu lang schon treten die Sterblichen
Sich gern aufs Haupt und zanken um Herrschaft sich,
Den *Nachbar* fürchtend, — und es hat auf
Eigenem Boden der Mann nicht Segen.

Und unstet wehn und irren, dem Chaos gleich,
Dem gärenden Geschlechte die Wünsche nach,
Und wild ist und verzagt und kalt von
Sorgen das Leben der Armen immer.

Du aber wandelst ruhig die sichre Bahn,
O Mutter Erd' im Lichte! Dein Frühling blüht,
Melodisch wechselnd gehen *dir* die
Wachsenden Zeiten, du Lebensreiche!

Mit deinem *stillen* Ruhme, Genügsame!
Mit *deinen un*geschriebnen *Gesetzen* auch,
Mit deiner Liebe komm und gib ein
Bleiben im Leben, ein *Herz* uns wieder! *

Die Hoffnung steigt immer wieder in ihm auf, daß gerade Deutschland einst, nicht auf den Wegen des Lärms und der Waffen, sondern in Stille und durch den Geist die neue erlösende Botschaft zur Menschheit bringen werde.

Das Deutsche Reich, das sein pergamentenes Dasein gerade noch ein paar Jahre fortziehen sollte, gab es damals nur dem Namen nach; Deutschland war ein geographischer Begriff, vor allem aber war es ein Gebilde in dem planenden und gestaltenden Geiste der Dichter und Seher und als solches etwas, das nicht den Jahrzehnten, sondern den Jahrhunderten vorausging. Immer ist die Konzeption des Ganzen das eine, und die Durchführung von Teilen und Ersätzen das gar sehr andere. Die französische Revolution war eines, das Hochwinden, Schleichen und Drängen des Bürgertums war ein andres; der Gedanke des edeln Henri Dunant war eines, die praktische Durchführung der Genfer Konvention war ein andres; und manchmal möchte man wünschen, die Menschheit möchte lieber von einem Dichter geträumt werden als in ihrem Halbschlaf in verstümperten Trümmern taumelnd dahinzustolpern! So wird man verstehen, daß

* Innerhalb eines Vortrags kann es sich bei Anführungen aus Gedichten nicht um reine Rezitation, muß es sich vielmehr um Hinweisung handeln. Dies, um die Hervorhebungen einzelner Worte und Wendungen zu erklären, die auch im Druck manchmal nötig waren, um weitere Ausführungen zu ersetzen.

es uns angeht, heute wie gestern, und morgen wie heute, wenn Hölderlin in dem Nachtgesang, den er Germanien nennt, Deutschland als Priesterin schaut, als stillste Tochter Gottes,

Sie, die *zu* gern in tiefer Einfalt schweigt, —

dieses Deutschland, das unserm Propheten das Land der Dichter und Denker ist, das vom Himmel „die Blume des Mondes", die Gabe der Dichtung und der tiefsinnigen Rede zum Geschenk erhalten hat: in Einsamkeit redet der deutsche Geist und sendet „Fülle der goldenen Worte" „in die Gegenden all":

Denn fast wie der Heiligen,
Die Mutter ist von allem,
Die Verborgene sonst genannt von Menschen,
So ist von Lieben und Leiden
Und voll von Ahnungen dir
Und voll von Frieden der Busen.

Das ist das Auszeichnende gerade dieses geistigen Deutschland und die Verkündung der neuen Zeit, daß es nicht, wie die Staaten, politisch und in Waffen starrend, sondern, wie der Dichter sagt,

Wehrlos Rat gibt rings
Den Königen und den Völkern.

In diesen Stücken ist Hölderlin ein Vorläufer Fichtes und seiner vier großen Redekreise vor und nach Jena von 1804 bis 1808, und ein Vorläufer der Geister, die jetzt, nach diesem Krieg, unserm Volk nicht fehlen werden.

In untrennbarem Zusammenhang mit seiner Sehnsucht nach einem öffentlichen Leben der Schönheit und Freiheit steht Hölderlins Liebesgefühl und Liebebedürfnis. In seiner späten Zeit, als er sich bemühte, um der heutigen und ewigen Lebendigkeit willen die griechischen Götternamen, statt sie als unverändert starre und tote Eigennamen zu übernehmen, nach ihrem sachlichen Sinn als Gattungsnamen in unsre Sprache zu übersetzen und ihnen so erweckende Bedeutung für uns zu geben, setzte er für Eros Friedensgeist, Geist der Liebe. Ihm war die Liebe ein Geist des öffentlichen Lebens und vom Frieden nicht

zu trennen, so wie Beethoven später in seiner großen Messe bei der Bitte an die Gottheit um den Frieden „Dona nobis pacem" mit dem ganzen kriegerischen Gemüt des echten Nachfolgers Jesu den Himmel zu stürmen scheint, um den Frieden endlich auf Erden herabzuholen. Friede, Freiheit und Schönheit, ein Liebesleben der Selbstverständlichkeit, das bedeutete Hölderlin das ideale Bild griechischen Lebens; das bedeuteten ihm die strömenden Kräfte der Natur, die alles in gleicher Weise umspülen, das Licht, der Aether.

...und über den Bergen der Heimat
Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Äther,
Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,
Menschlich freudig, wie sonst, und *ein* Geist allen gemein sei.

Welchen Glanz, welche Feste ahnt er voraus — obwohl es noch keine Eisenbahnen gab, die die herrlichen Vehikel ungeheurer Volksfeste wären, wenn wir um den verborgenen Geist unsrer Einrichtungen wüßten —, wenn erst diese Einigung in die Völker, zwischen die Völker käme; wenn der Künstler froh mitten in seinem Volke, als Ausdruck der Gemeinschaft stünde und der Einsamkeitsqual ledig wäre:

...schon hör ich ferne des Festtags
Chorgesang auf grünem Gebirg, und das Echo der Haine,
Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich
Still vereint im freieren Lied, zur Ehre des Gottes,
Dem die Höhe gebührt, doch auch die Täler sind heilig...
Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden,
Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
Überall, o Natur! und wie vom Quellengebirg rinnt
Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.

Des eignen, des privaten Leids, so inständig stark es ist, schämt er sich fast so wie der Sorge um die Notdurft; es schickt sich nicht, sich abzusondern und in seinem Leid nicht das allgemeine mitzuempfinden. Darum ist ihm die Form der Ode so

gemäß, die in ihrer Feierlichkeit und Getragenheit jedes Vereinzelte zum Bild des Allgemeinen macht und alles exklusiv und exzentrisch Individuelle von sich weist, die das Weihelied für Chorgesang, für nationalen Gesang ist, nicht irgend für Kümmernisse eines einzelnen. Hätten Byron und Heine wahrhaften Weltschmerz empfunden, so wären sie auch auf die Form gekommen, die das Weltgefühl fordert. Unfaßbar, daß Hölderlin hätte dichten können:

Aus meinen großen Schmerzen
Mach ich die kleinen Lieder — — —

Er hat seine eigenen Schmerzen mit allgemeinen Maximen besänftigt; hat sich für seine Person die Notwendigkeit und Zusammengehörigkeit von Liebe und Leid statuiert:

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Schein ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Ist's denn nicht größer und ärger, daß dies heilige Leid auch das Ganze, das Vaterland trifft? Und lebt es nicht doch, so viel es auch dulden muß, lebt in der Liebe und dem zähen Phantasiewillen derer, die Vaterland nennen nicht, was sie haben, sondern was in einiger Glut sie an Vorfahren und Nachkommen bindet? Daran mag sich noch klammern, darin mag noch aufgehn, wem alle Hoffnung auf eigenes Glück und eigenen Herd geschwunden ist:

Wie lang ist's, o wie lange! des Kindes Ruh
Ist hin, und hin ist Jugend, und Lieb und Glück,
Doch du mein Vaterland! du heilig
Duldendes! siehe, du bist geblieben.

Für ihn, dem die ganze große Vergangenheit der Geschichte und die Welt der Natur bis in die Gefilde des Aethers weithin lebendig und gegenwärtig war, bestand das Glück der Liebe auch ohne Befriedigung, auch ohne Beisammensein. Er führte ein Leben der Erinnerung, wie es die einzige Lebensmöglichkeit des Einsamen ist, dem nur ganz selten und flüchtig die Wirklichkeit sich neigt. Ihm ist alles Göttliche in der Brust eine

allverbindende Erinnerung an die Urheimat, und jedes paradiesische Gefühl ein ahnungsvolles Aufsteigen des verlorenen Paradieses. So ward ihm aus Sehnsuchtsqual Erinnerungsseligkeit: aber als etwas ganz Wirkliches, Daseiendes, mit dem er lächelnd und streichelnd umging und das ihm so leibhaft war, nicht wie die gespenstischen Koboldklötze seiner Menschenumgebung, sondern wie Sternenlicht in der Nacht; und sanft, heiter, manchmal gar ironisch gegen sein eigenes Los bekennt er, im Unglück glücklich zu sein:

Festzeit hab ich nicht, doch möcht ich die Locke bekränzen;
Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,
Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

Diese Liebe, die noch in der Verlassenheit sich vom einstmals Gewesenen nährt, die zeitüberwindend, raumüberbrückend jetzt nur noch ist, weil ihr die vom Schicksal und ihren Helfern, den mißratenen Menschen, geraubte Geliebte nichts mehr als der ferne Repräsentant einer ins Allgemeine verschwimmenden Liebegefühligkeit ist, diese Liebe hat einstmals, in der kurzen Spanne, als sie selige Gegenwart und Band eines Paars und Mensch, das heißt Zweieinheit von Mann und Männin war, freudiger, heller, wirklicher die Zeit überwunden und den Bogen gespannt:

Wohl gehn Frühlinge fort, ein Jahr verdränget das andre,
Wechselnd und streitend, so tost droben vorüber die Zeit
Über sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,
Und den Liebenden ist anderes Leben geschenkt.
Denn sie alle, die Tag und Jahre der Sterne, sie waren,
Diotima! um uns innig und ewig vereint.

Sein Zusammennehmen, seine Fassung, seinen schließlich ersiegten Trost in Tränen verstehen wir nur, wenn wir wissen und aus seinen Gedichten in unsre herzinnige Brüderschaft mit Hölderlin nehmen, wie sehr er weinen und leiden kann! Und wir verstehen es auch dann nur, wenn wir seinen Trost auffassen als die Einordnung in das höhere Leben einer Menschengesamtheit, die ein Abbild einer göttlich geleiteten, geistbeflügelten

Welt wäre, wenn sie für den Künstler und seine Gestalten den rechten Platz hätte.

Großes zu finden ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebte, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.

Er fühlt wohl, er verdient es, von der heilenden Natur getröstet zu werden; in all seiner Zartheit ist er stolz genug und vergleicht sich dem Achill, der sein Liebesleid zur Mutter dem Meere trug und dort Trost fand. Auch ihn, der wohl weiß, darum ein Vereinsamter und Ausgestoßener zu sein, weil er ein Einziger ist, darf die Welt noch nicht entbehren; ist er kein Held im männisch kriegerischen Sinn, so weiß er doch, welch tapfere Arbeit sein Aufstieg gekostet hat, welche Herkulesarbeiten auch er verrichtet hat, wie er ein Opfer und Gemarterter war und doch siegreich erstand, bis er nun zu einem Sänger der Nation, einem hohen heroischen Träger der einenden Idee geworden ist. So ruft er denn in seiner Not Erde und Quellen und Wälder und Licht und Aether um Heilung an:

O sänftiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt...

So haben wir sein innig gewaltiges, bescheiden stolzes, forderndes Lied „An die Parzen" zu verstehen:

Nur *einen* Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und *einen* Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Verstehen wir nur auch, warum es so ist und nicht anders sein kann, daß diese Gesänge hohen Schwungs, nationalen Tones, die nach Form und rhythmischer Bewegtheit und Fülle dem Chorus bestimmt sind und den Geist der Gesamtheit zum Ausdruck bringen, in ihrem Inhalt dagegen durchaus Individuellpersönliches aussagen, daß die Geschlossenheit der Nation und ihre Lust sich seltsam genug äußern in der Tragik oder der Überwindung des großen Einzelnen! Anders war es auch nicht in den Hochgesängen gleicher Art Klopstocks und Goethes; und die Erklärung für dieses Mißverhältnis entscheidender Art geben wir am besten mit den Worten des Dokuments, das sie an autorita-

tiver Stelle erstmals gegeben hat. Varnhagen von Ense in dem Heft von Goethes Zeitschrift „Über Kunst und Altertum", das 1832 nach Goethes Tod als letztes herauskam, in seinem bedeutenden Aufsatz „Im Sinne der Wanderer" sagt uns den Grund. Komposition, Form, Rhythmus, Höhe, Schwung, Verklärung und himmlische Heiterkeit des Seelentons in Goethes größten Dichtungen dürfen uns nicht darüber täuschen, daß auch sie, daß gerade sie schneidend, zerreißend, polemisch, persönlich bis zum Subjektiven in ihrem Inhalt sind. Das Dokument, von dem wir sprechen, sieht den Dichter „auf den Scheidewegen und Übergängen zweier Zeitalter", und als die Stoffe seiner Kunst liefert ihm dieser Übergangspunkt und diese Wende „die reife widerstrebende Welt so wie die unreife harrende", und gerade Goethes Epoche bezeichnet Varnhagen in sehr tiefgreifenden, feststellenden Ausführungen als „einen der Zeitabschnitte, die im Gegensatze des Erbauens und Vereinens mit Recht vom Zerfallen und Zersetzen den Namen erhalten können". Varnhagen zeigt, wie dieser Kampf und diese Auflösung von der Reformation an durch die Jahrhunderte geht, bis er in Goethes Zeit und in Goethe selbst zu einem Gipfel gelangt ist. Und mit einer Kühnheit des Gesamtblicks, die seitdem nicht wieder erreicht worden ist, überschaut Varnhagen — von Rahel, von Fichte, vom Saint-Simonismus gehoben — das gesamte Werk Goethes, um das Resultat erstaunlich genug und bis zum Erschrecken treffend in die Entdeckung zusammenzufassen: „Goethes ganze Dichtung ist fast nur das Bild der Zerrüttungen einer mit sich selber in Zwiespalt geratenen Welt".

So ist es und kann nicht anders sein, und dies also ist auch die Stellung Hölderlins zu seiner Zeit. Schon weht in seinen Gesängen die Fahne geeinten Volkes; schon klingen die Hochtöne und getragenen Weisen des Chors; aber das alles ist unausgrabbar zutiefst versenkt als konzentrierte Seelengewalt ins Innere des Trägers des Künftigen, des Propheten des Reichs und ist nicht zu trennen von seinen Schicksalen und Leiden in einer widerstrebenden Welt, die nicht nur selber tief drunten ist, die auch ihren Sänger nicht hochkommen läßt. Einmal aber, einmal

wenigstens im Leben muß er oben sein, ganz oben, um seiner Berufung und seines Rechts und seiner Bewährung sicher zu sein, um dann in Bewußtsein, Erinnerung und Nahgefühl das Glück verlorenen und durch seinen, des Dichters, höchsten Moment hindurch der Menschheit wieder verheißenen Paradieses zu haben, um sich mit Gott und Welt und Werden eins zu wissen:

Einmal
Lebt ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Wohl hat er das auch verdient um die Götter, um die Natur, die er von früh auf als ganz nah und vertraut, als gottbeseelt empfand. War er doch schon von Kind auf unter Menschen verwaist und dem stillen Walten der Natur in Pflege gegeben. In seinem milden, heiteren Dank an diese treuen freundlichen Naturgötter wollen wir die wahrhaft düstere Anklage, nicht gegen einzelne Pädagogen und Einrichtungen, gegen die gesamte Umwelt des heranwachsenden Kindes nicht überhören:

Doch kannt ich euch besser
Als ich je die Menschen gekannt,
Ich verstand die Stille des Aethers,
Des Menschen Wort verstand ich nie.
Mich *erzog* der Wohllaut
Des säuselnden Hains
Und *lieben* lernt ich
Unter den Blumen.
Im Arme der Götter wuchs ich groß.

Brennt es nicht wie von einem glühenden Stempel, der unsrer Zeit ein unaustilgbares Schandmal aufprägt, wenn zu diesen Worten der Ergebung und Abkehr dazu gesagt wird, daß dieses Gedicht, das im heiter spielenden Ton des Gefaßten und Geborgenen, der seine Natur eins weiß mit der Natur da draußen, uns diese Dinge sagt, überschrieben ist: Die Jugend — ?

Ist damit aber, so darf gefragt werden, der Zeit nicht zu viel aufgebürdet? War er denn nicht ein ganz Besonderer? Warum ist er denn schließlich so grenzenlos allein? Ganz sicher, er hatte in seiner Natur die Gabe des Unglücks, das Talent der Einsamkeit Aber es herrscht da, wie in jeder Begegnung zwischen Geist und

Äußerem, was wir ruhig Wechselwirkung nennen dürfen; wir werden einen besseren Namen für diesen Zusammenhang nicht finden. Die Disposition zur Verlassenheit wie zum Irrsinn war da; sein Schicksal war in seiner Natur vorbestimmt, und wurde in ihm ganz ausnehmend hellsichtig und hellhörig; wie er denn das Leid und sogar die Tröstung um den frühen Tod seiner Diotima dichtend vorwegnahm, ehe sie tot oder krank war; und wie er im Fieber aus Bordeaux in die Heimat irrte und als wüster Irrsinniger wie ein Landstreicher heimkam, während der Brief des Freundes nach Frankreich reiste, der die Todesnachricht erst enthielt. Der Grund, der Urgrund seines Elends war als Erbe in ihm; aber die sehr triftigen, sehr wirklichen Gründe für all seine im Lauf der Jahre immer wieder einzeln ausgelösten Empfindungen, Erfahrungen, Schmerzen lieferte ihm die Welt und die Zeit. Ein besonders Verwundbarer wurde besonders verwundet: nicht bloß so, daß er eine besonders verletzliche Haut hatte, sondern daß ihn sehr wirklich besonders schwere Schläge und scharfe Stiche trafen. Kein Wunder, daß einer, den solches trifft, die Schicksalsmächte als wirklich, als persönlich empfindet; er war viel zu stolz, um für sein widriges Geschick Menschen, einzelne, Zeitgenossen haftbar zu machen und Feinde unter den Sterblichen anzuklagen. Wohl aber ein Wunder der Wunder, ein himmlisch schönes Wunder, daß er diese Mächte nicht — wie Byron, wie Lenau — als tückische Dämonen nahm, daß er nicht weltschmerzlich schrie und wimmerte, sondern daß er die Götter als trauten Umgang erwählte und sein Schicksal lieben lernte. Ist in Wahrheit etwas Idyllisches in Hölderlin, so ist gerade dieses Idyll das Zeichen seines Heroismus, eines Heldentums neuer, wiewohl an heilig ernste Gestalten der Antike erinnernder, nicht streitsüchtiger, wild und oberflächlich ausbrechender, sondern aushaltend-friedlicher Art.

Brauchen wir Helden, die nicht zerstören und wettern, sondern bauen, ordnen und segnen, brauchen wir Helden der Liebe, so ist Hölderlin unsrer Zukunft, unsrer Gegenwart ein führender Geist.

Aber gerade als er so geworden war und das oberflächenhaft schäumende Schillerische Pathos seiner Jugendgedichte abgetan und aus seinem echten Pathos, seiner Passion, seinem Leiden ein Reiner und Eigener, ein Einziger hervorgegangen war, da fand er sich aufs tiefste vereinsamt. „Menschenbeifall" — so heißt das Gedicht, in dem sich diese seine Stellung zur Welt ausdrückt:

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?
Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt,
Und es ehret der *Knecht*
Nur den *Gewaltsamen;*
An das *Göttliche* glauben
Die allein, die es *selber sind.*

Liebe und Friede, Geist und Volk, Schönheit und Gemeinschaft: das alles war ihm zusammengehörig und eins; und seine Geliebte, seine eigene Liebefähigkeit wie die Frau, der er seine Liebe zutrug, waren ihm wieder eins und das Sinnbild der allgemeinen Liebe, die er als etwas in uns Vorhandenes, selbstverständlich Leichtes und nur heillos Unterdrücktes, als etwas Natürliches, als die Daseinsmacht empfand, die das schöne freie öffentliche Leben durchdringen und dem Streit wie der knechtisch-rohen Gesinnung ein Ende machen soll.

Es gibt kein Liebesgedicht von ihm, das uns für private, wenn auch noch so warme oder glühende Regungen interessieren will; alle die wir von ihm haben, wenden sich ans Menschliche, ans Göttliche. Von Diotima, der Geliebten, spricht er wie von der ewigen Aphrodite für die Gesellschaften der Menschen und das Reich der Natur:

Komm und besänftige mir, die du einst Elemente versöhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das Entzweite vereint

Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gärenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!
Kehr in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit,
Kehr an den gastlichen Tisch, kehr in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nur.

Vergebens sucht der Dichter, vergebens Diotima die Pairs, die Gleichstehenden: die Gesellschaft; und darum der immer wiederkehrende Ton der Elegie, wo er doch ein Hymnus über seinem Volk hätte sein wollen:

...Ach, umsonst nur
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,
Die Königlichen, welche wie Brüder doch,
Wie eines Hains gesellige Gipfel sonst
Der Lieb und Heimat sich und ihres
Immer umfangenden Himmels freuten,
— — — die Freien, die Göttermenschen,
Die zärtlich großen Seelen, die nimmer sind...

Die Liebe ist ihm „ein Zeichen der schönern Zeit, die wir glauben", und dieser verlassenen „Gottestochter", die er mit seinem Gesang pflegt, ruft er — in die Zeiten hinein — zu uns und über uns hinaus — den Wunsch und die Weisung zu:

Wachs' und werde zum Wald! eine beseeltere,
Voll entblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!

Carl Sternheim:

TABULA RASA

EIN SCHAUSPIEL IN DREI AUFZÜGEN

DRITTER AUFZUG.

ERSTER AUFTRITT.

Isolde (liest vor): „Eine der merkwürdigsten Übergangsformen zwischen Mischliebe und Distanzliebe ist der Kuß. Im Moment der körperlichen Kußberührung ist die Distanz zwischen den Personen des Liebesindividuums zweifellos nahe der Minimalgrenze. Wie nah der Kuß dem Schlußakt ist, zeigt klärlich der Umstand, daß er in seiner sinnlichsten Form das Wollustgefühl anzuklingen und erste Töne davon deutlich heraufzulocken beginnt."

Nettel: Schon wieder Bölsche!

Isolde: Nicht schon — *erst* wieder. Meiner Ansicht nach kann man Menschen, die ins Leben treten, vom Morgen bis zum späten Abend nichts Herrlicheres vorsagen als das Liebesleben in der Natur.

Arthur: Wie führt diese prachtvolle Fernmalerei aus einem greulichen Pessimismus dualistischer Denkform in das Paradies des Monismus. „Das Tier hat den Menschen erfunden. Er war Fisch und Wurm und Urzelle." Dann sehen wir ihn im Lauf der Jahrtausende von der Amöbe, dem Ichthyosaurus her real zur Sonne aufsteigen. Aber wie gibt uns dieser Geist nicht nur in unserem individuellen, sondern im sozialen Bewußtsein Rückgrat. (Er nimmt Isolden das Buch aus der Hand, schlägt auf und liest.)

Zur Frage des Mutterschutzes: „Hier liegt ein Punkt, wo alle politischen Parteien einig werden müssen. Der Konservative muß hier fühlen wie der Sozialdemokrat. Es gilt das Volksmaterial als solches, das auf dem Spiel steht. Gegen das Kulturweibchen, das sich das Amüsement der Dinge nicht durch Schwangerschaften unterbrechen lassen will, gegen den süßlichen Ästheten, der das Kindergebären dreckig findet, gilt es."

Isolde: Fabelhaft!

Nettel (Hat während Arthur und Isolde die Gesichter dicht beieinander ins Buch stecken, still das Zimmer verlassen.)

Arthur: Man muß die Weiber zwingen, die nicht wollen! Oder — Bilder von riesiger Schlagkraft: „Vom Zeugungsakt selbst. Ich weiß nicht, ob es dir bei der Selbstbeobachtung des Zeugungsaktes auf der männlichen Seite einmal genügend aufgefallen ist, was für eine wirklich frappante Ähnlichkeit in gewisser Beziehung zwischen diesem Akt und einem anderen, dir höchst geläufigen deines Körpers besteht: nämlich dem schlichten Akt des Niesens."

Isolde: Unerhört!

Arthur: „Kitzelvorgang, Schleimhaut, prickelnder Reiz, eruptive Auslösung."

Isolde: Ganz fabelhaft!

Arthur: Lassen wir die technischen und organisatorischen Leistungen, die Deutschland in diesem Jahrhundert aufweist, einmal ganz beiseite: Dies Werk, der Triumph naturwissenschaftlicher Vernunft über den theologisch synthetischen Gott ist ein Verdienst, um das uns nicht nur die Kulturvölker der Gegenwart, nein, zwei europäische Jahrtausende beneiden müssen.

Isolde: Götzendämmerung! Du trägst das Ganze aber auch vor, hast eine Eindringlichkeit der Überzeugung!

Arthur: Könnte mir über das Ideal der Sozialdemokratie noch etwas gehen, wärs der Monismus.

Isolde: Wie viel tiefer wird alles in uns anklingen, nimmt erst der eigene Leib an den erhabenen Vorgängen teil.

Arthur: Freilich.

Isolde (mit einem Seufzer): Vierzehn Tage noch!

Arthur: Nach dem Jubiläumstrubel schien es geraten, eine Pause im Feiern eintreten zu lassen.

Isolde: Und in der Ahnung der Herrlichkeiten, die mit dem Andämmern des Lebensquells bevorstehen —! (Sie legt die Hand aufs Buch.) Diesem Manne danke ich viel. Von allen Zweifeln hat er mich gründlich befreit. Nicht blind gehe ich meinem Schicksal entgegen; ich darf sagen, durch ihn ist mir die ganze Technik des Zeugens und Gebärens geläufig. Welch kristallene Klarheit fürs Leben, Arthur. Keine mystische Geheimniskrämerei, sondern eindeutig und nackt stehen sich Mann und Weib gegenüber. Findest du nicht, irgendwie reicht dieser Bölsche an einen Gott?

Arthur: Es scheint manchmal.

Isolde (großen Blicks und feierlichen Ernsts): Arthur!

Arthur (ebenso): Isolde! (Händedruck).

Beide (exeunt).

*

ZWEITER AUFTRITT.

Bertha (tritt auf, nimmt das liegengebliebene Buch, beginnt zu lesen, lacht, liest und bricht in einen Lachstrom aus).

Ständer (tritt auf): Was gibt's?

Bertha (zeigt mit krampfhaftem Lachen auf das offene Buch): Nein! da!

Ständer (nimmt das Buch und liest): Pfui Teufel! Meinem Schwiegersohn?

Bertha (nickt): Herrn Arthur.

Ständer (für sich): Idiot! (laut) Schweig! Was erlaubst du dir?

Bertha: Ich kanns für zwanzig Mark monatlich nicht länger machen. Nach fünf Jahren Dienst hätte man Aufbesserung verdient.

Ständer: Es gibt keinen Dienst, kein Gehalt. Freiwilligen Vertrag.

Bertha: Den kündige ich zum Ersten.

Ständer: Gut. Was sonst?

Bertha: Aber, Herr Ständer — ist es denn möglich? Ich soll von Ihnen fortgehen?

Ständer: Du sollst. Gekündigt zum Ersten!

Bertha: Warum?

Ständer: Weil du sündhaft faul stets warst und bist. Dich von mir mästen willst.

Bertha: Das kann Ihr letztes Wort nicht sein, Herr Ständer. Wo Sie mir versprochen haben, niemand außer mir soll einst Ihren Leichnam waschen.

Ständer: Aus.

Bertha: Aber unser Verhältnis ist ein Gesellschaftsvertrag, den man nicht —

Ständer: Gekündigt.

Bertha: Übereinkunft!

Ständer: Gekündigt.

Bertha: Ich will ja alles — was Herr Ständer von mir armen Weibe mag. (Sie weint.)

Ständer: Nein, nein, nein. Ich habe es satt. (Er brüllt:) Hinaus!

Bertha (schluchzend, exit).

Ständer: Dieses war der erste Streich!

Wind weht durch diesen Morgen. Ausgelüftet wird von oben bis unten das Haus. Lunge, Hirn und Leber ausgelüftet. Den zwanzigsten Mai streichen wir rot im Kalender an. Frühlingsanfang in meinen Herbsttagen. Spät kommt er, doch er kommt. (Er zieht ein Schreiben heraus.) Es ist entschieden, wie ich es vorausgesehen. Ich habe mich zur Ruhe gesetzt. Die bodenlose Achtung, die man vor meinem Verzicht empfand, wurde von mir zu einem Ruhegehalt ausgewalzt. Mit Zuschüssen aus einem Dutzend Kassen zahlt man mir an viertausend Mark jährlich. Bis ans Lebensende ist dafür, wie mich mein Anwalt versichert, das Gesetz auf meiner Seite. Kommen achtzehnhundert Mark Kapitalzinsen dazu. Nach dieser Feststellung trete ich sechzigjährig gehäutet auf den Weltenplan und sehe die Systeme um mich, die ich bisher heimlich und auf Umwegen bekämpfte, als ein freier Mensch an.

Doch der zweite folgt sogleich!

Als beginne ich zu schweben, habe ich das Gefühl. Der Nächste, der mir gegenübertritt, lernt schon den gänzlich neuen, und wie mich dünkt, den Originalständer kennen.

*

DRITTER AUFTRITT.

Der Arzt (tritt auf).

Ständer: Guten Morgen, Herr Doktor!

Arzt: Sie baten mich, vorzusprechen. Da ich gerade Herrn Flocke sah —

Ständer: Ist er unpäßlich?

Arzt: Liegt zu Bett.

Ständer: Befund?

Arzt: Bös.

Ständer: Wie?

Arzt: Marasmus. Ein spärliches Maschinchen, das zu ebener Erde eben lief, sollte plötzlich einen steilen Berg hinankeuchen. Jetzt stehts still. Von morgen ab rollts rückwärts.

Ständer: Sein neues Amt überbürdet ihn?

Arzt: Er ist ihm in nichts gewachsen. Nicht an Kenntnissen, nicht an Arbeitskraft. Was ihn tötet, ist das Maß der Verantwortung, das auf ihm ruht.

Ständer: Wirklich?

Arzt: Sein Hirn ist gesprengt, das Herz gebrochen. Am schmerzlichsten betrauert er den Verlust seiner Invalidenkarte, das fortgegebene Anrecht auf Kassenschutz. Als Arbeiter organisiert, fühlte er Person, Leben und Welt. Als führende Persönlichkeit isoliert, bleibt er gefühl- und leblos.

Ständer: Was prophezeien Sie?

Arzt: Schluß in vier Wochen.

Ständer: Unfehlbar?

Arzt: Bestimmt nach Menschenermessen.

Ständer: Ich dacht' mirs.

Arzt: Er hätte sichs versagen müssen. Bleib, Schuster, bei deinem Leisten. Verantwortung ist längst nicht für jedermann. Ultra posse nemo tenetur.

Ständer: Richtig.

Arzt: Ein beklagenswertes Schicksal.

Nun zu uns. Was gibts? Wo fehlts?

Ständer: Mir fehlt nichts. Was ich will, ist ein Gutachten. Dieser Tage wurde ich sechzig Jahre. Wie lange, ärztlicher Voraussicht nach, in welcher Kondition ich noch zu leben habe, wüßte ich gern.

Arzt: Brauchen Sie ein Kassenattest, handelt es sich um Renten?

Ständer: Mit dem heutigen zwanzigsten Mai bin ich zur Ruhe gesetzt. Die verpflichtenden Zusagen aller in Betracht kommenden Kassen besitze ich schon.

Arzt: Sie wollen die Wahrheit? Kein Attest?

Ständer: Runde Wahrscheinlichkeit.

Arzt: Viel, das wissen Sie, kann ich als Arzt nicht feststellen. Stehen Sie als Menschengebäude vor mir, sehe ich deutlich nur die Fassade. Die ist solid. (Befühlt ihm den Kopf.) Auch die Wetterseite; Schieferdachung. Der innere, grobe Mechanismus, Luft- und Heizungsschläuche — (Er hat ihm das Stethoskop auf die Brust gesetzt.) Tief und ruhig atmen! Teufel — Lungen wie ein Brabanter Roß. Das Herz? Ein Strombagger, Schiffspumpe. Nerven? Das System der Lebensreizempfänger und -verwerter? (Er schließt mit den Händen Ständers Augen und öffnet sie wieder.) Phantastisch jung und sprühend lebendig. Von da aus werden Sie hundert Jahr.

Ständer: Aber?

Arzt: Auch Niere, Leber und Magen streiken nicht, wie ich aus jahrelanger Behandlung weiß. Bleibt das Wesentliche, von dem ich gar nichts sagen kann.

Ständer: Nämlich?

Arzt: Das Maß Ihrer Neigung zu innerer Selbstvergiftung und die Fähigkeit des Blutes zur Verteidigung dagegen. Wie weit die Galle Fäulnis der Säfte und ihre Gärungen verhüten kann.

Ständer: Zerstörung durch Bazillen, Bakterien?

Arzt: Die brauchts nicht. Wir wissen nicht einmal, ob sie außer in medizinischen Lehrbüchern wirklich schädlich wirken. Vergiftung durch die Unfähigkeit, verbrauchte Stoffe, die gefährlich sind, aus dem Haushalt des Körpers auszuschleudern.

Ständer: Wie mache ich meinen Leib dazu fähiger?

Arzt: Vermeiden Sie die Laster!

Ständer: Körperliche?

Arzt: Zuerst! Trunksucht, Ausschweifung.

Ständer: Ich bin kein Wüstling.

Arzt: Dann seelische: Bosheit, Neid, Gram.

Ständer: Neid liegt mir fern. Gram suche ich nicht. Ein Schuß Bosheit hier und da bekommt mir.

Arzt: Wenn Sies so fühlen, gut. Vor allem aber fege Selbstgefühl, das Bewußtsein der Freiheit und eigenen Willens, durch die Blutbahnen.

Ständer: Das ists, Doktor! Verlassen Sie sich darauf, nur das! Und hängts davon ab, vom festen Entschluß dazu, von der Gewißheit, ihn immer und in jedem Augenblick zu besitzen, werde ich, das versichere ich Sie — über hundert Jahr.

Arzt: Ich sehe nichts, das Ihre Voraussage ausschlösse.

Ständer: Und wozu dient die Bauchspeicheldrüse?

Arzt: Niemand weiß es.

Ständer: Wozu die Milz?

Arzt: Man ahnt es kaum.

Ständer: Und der Bazillen sind Sie nicht einmal gewiß?

Arzt: Die Bakteriologie ist eine Suppe, die man nicht anrührt, ohne sich zu verbrennen. Man schütte sie weg.

Ständer: Doktor, wann sind Sie wissenschaftlich einmal sicher?

Arzt: Liegt der Kranke tot vor uns, dürfen wir ruhig versichern, er lebt nicht mehr.

Ständer: Nicht immer ist der Arzt des Sterbens Grund?

Arzt: Meist Blutvergiftung.

Ständer: Ich danke Ihnen. Jedoch — der gute alte Flocke unbedingt?

Arzt: Leider. Unfähig, Antitoxine zu bilden. Zuviel Sorge und Gram. Guten Morgen. (Exit.)

Ständer (vor dem Spiegel): Mit fünftausendzweihundert, Schieferdachung und gesunder Blutbereitung habe ich mindestens fünfundzwanzig rüstige Jahre vor mir. Es lohnt!

*

VIERTER AUFTRITT.

Isolde (mit einem Tablett tritt auf und setzt es auf den Tisch): Das Frühstück! Ein Hühnchen mit Tomatentunke. (Sie läßt den Vorhang herunter, verhängt die Schlüssellöcher.)

Ständer (setzt sich zum Tisch): Zieh den Vorhang hoch!

Isolde: Den Vorhang? (sie tuts.)

Ständer: Die Türen mach auf.

Isolde: Auf? (sie tuts.)

Ständer: Stell dich als Abundantia wie am Festabend dorthin. Üppig, üppig!

Isolde (tuts).

Ständer: Stillgestanden! Graziöser das Bein. Hoch! Öffne das Haar. Laß deine Mittel spielen.

Isolde (entfesselt ihr Haar).

Ständer: Ich möchte, in einer Zeitung, in Büchern wäre fettgedruckt von mir die Rede. Ich wollte — zum Bersten bin ich mit Buntheit und Kräften angefüllt.

*

FÜNFTER AUFTRITT.

Arthur (tritt auf und sieht Isolde in ihrer Stellung): Was bedeutet der Auftritt?

Ständer: Abundantia. Die Fülle. Erinnerst du dich?

Arthur: Ich verbiete meiner Braut, sich irgendwem in solchen Stellungen zu zeigen.

Ständer: Ernsthaft?

Arthur: Deine Nichte gehört fortan ausschließlich mir und zu mir.

Isolde (auf ihn zu, umschlingt ihn).

Ständer: Ihr seid, sieht man euch an, im wesentlichen übereinstimmend, wirklich mit gleichem Maß zu messen.

Isolde: Ich fühle ganz wie Arthur.

Ständer: Das muß ein Vergnügen sein.

Arthur: Was soll die Redensart? Willst du eine Auseinandersetzung, findet sie allerdings besser vor der Hochzeit als nachher statt.

Ständer: Hast du etwas gegen mich?

Arthur: Nein.

Ständer: Es schien mir so.

Arthur: Durchaus nicht.

Ständer: Isolde?

Isolde: Aber Onkel!

Ständer: Ihr gebt mir das Zeugnis, bis zu diesem Augenblick besteht in euch keinerlei Abneigung gegen mich und meine Art?

Arthur: Ich schätze dich als großzügigen Charakter außerordentlich hoch, das weißt du.

Isolde: Ich liebe dich doch, Onkel!

Ständer: Seid ihr vollkommen ehrlich?

Isolde: Ja.

Arthur: Vollkommen.

Ständer: So bin ichs auch.

Leider kann ich von meinen Gefühlen für euch nicht dasselbe sagen. Anschauungen und Urteile, die ihr habt und die euch fürs Leben vereinen, sind mir konträr.

Arthur: Wie?

Ständer (zu Arthur): Geradezu widerlich. Vom Augenblick an, da ich dich genauer kenne, kämpfe ich eigentlich bei jedem deiner Worte mit Brechreiz.

Isolde: Onkel!

Arthur: Aber das ist ja —

Ständer: In deiner Person verkörpert sich für mich der zähe Schleim der tausend Gemeinplätze und Redensarten, mit dem

der nach Eigentümlichkeit durstende europäische Mensch betropft und zu einer klebrigen Masse geknebelt wird.

Arthur: Unerhört!

Ständer: Was aus deinem Mund kommt, hat die Absicht, der Erbärmlichkeit von überall her zum Sieg zu helfen. Christentum, Sozialismus, jeden ursprünglich heiligen Protest des Menschentums, zu einer geschmacklosen Bettelsuppe zu verdünnen, die den Lebensnerv reiner Gottesgeschöpfe bricht.

Arthur: Hören Sie auf! das ist —!

Ständer: Hinaus! Nehmen Sie mein Mündel, das mit Mondsüchtigkeiten fettgeschwemmte Mädchen, mit.

Isolde: Arthur! (Mit Aufschrei an seine Brust).

Arthur: Ich —! Ah —! Das —!

Ständer: Verpestet draußen das eigene und anderer Leben weiter mit sozialer Hinaufentwicklung, mit Mutterschutz, Schlagsahne und Bourgeoisschleim. (Da Arthur fuchtelnd Miene zu irgend etwas macht, brüllt):

Ständer: Hinaus!!

Arthur und Isolde (umschlungen exeunt).

Ständer (reißt das Fenster auf): Luft herein. Wie wohl das tut!

*

SECHSTER AUFTRITT.

Sturm (nach einem Augenblick tritt auf).

Ständer: Das ist eine Überraschung. Was tust du wieder hier?

Sturm: Einmal lockt mich die Neugier, das Schlußbild der kürzlich aufgeführten Lokalposse am Ort selbst zu sehen: Flocke im Schweiße seines kleinen Angesichts als verantwortlicher Werkdirektor.

Ständer: Die Posse wird zum Trauerspiel. Er stirbt daran.

Sturm: Ich dachte mirs ungefähr.

Ständer: Das war keine Kunst.

Sturm: Du hast ihn vorgeschlagen.

Ständer: Ohne böse Absicht für ihn. Mich im Augenblick zu retten. Er hätte auch ablehnen können, ablehnen müssen.

Aber da saß schließlich der Haken: unter einem Wust unverstandener Ideen drängte stürmisch genug simple Bürgersehnsucht. Der Knoten entrollte zur Katastrophe.

Sturm: Ein warnendes Beispiel. — Und du, Ständer?

Ständer: Und du, Sturm?

Sturm: Meinen Weg gehe ich weiter; warne und beschwöre die mir anvertrauten Massen unablässig durch Wort und Schrift vor den Ködern, die ihnen die kapitalistische Bourgeoisie überall legt. Suche, sie zu behüten vor dem Verlust ihrer elementaren Stoßkraft durch Annahme einer Halbbildung, die sie weiter begehrlich und unentschieden macht. Halte sie im Mißtrauen gegen Volksschulen in Sandstein und Mahagonihölzern, in denen man allen Lehrstoff großbürgerlich fälscht, gegen Kasernen mit Sprungfedermatratzen und Wasserspülung, gegen den Aufenthalt in Marmorpalästen mit Wagnermusik durch ein verstärktes Symphonieorchester bei einer Tasse Kaffee in Meißner Porzellan für dreißig Pfennig.

Ständer: Um sie endlich zu führen — wohin?

Sturm: Im gegebenen Moment die Staatsgewalt zu ergreifen.

Ständer: Was ist Staatsmacht? Schutzwille des Eigentums.

Sturm: Alle Klassenunterschiede aufzuheben.

Ständer: Was schafft Klassengegensätze? Kapital.

Sturm: Um schließlich —

Ständer: Nicht wie Arthur Flocke im Weg friedlicher Entwicklung.

Sturm: Durch blutige Gewalt!

Ständer: Dennoch die Erbschaft des bevorrechtigten Bürgers anzutreten. Sich in seine Güter und Ideen festzunisten. Im Weg, Sturm, unterscheidest du dich von Flocke, und ich gebe deiner Art schließlich den Vorzug. Aber am Ziel angekommen mit einer Menge, die für ihren Bürgerberuf, durch tausend Kanäle schon vorgebildet, in Volksschulen, durch Zeitung, Kino und Theater bourgeoismäßig mit dem einzigen Begriff der Kapitalsanhäufung und Verteidigung vergiftet ist, müssen deine und Flockes Massen unfehlbar die gleichen Götter wieder aufstellen, die ihr stürzt.

Sturm: Wir werdens nicht! Niemals!

Ständer: Wie hoffst du unübersehbare, auf immer tollere Fruchtbarkeit gestellte Menschheit mit einem Fischzug zu heben aus dem Teich jahrtausendalter Zwangsvorstellungen; wie sie zu erlösen von Begriffen, die durch geschickte Bildung endgültig scheinen? Wie kannst du die Männer vom Weg ihrer historisch beglaubigten Tugenden, Weiber aus den Schlupfwinkeln der ihnen zugewiesenen Vortrefflichkeiten locken? Wer spült die Milch im Frauenleib rein von den Giftkeimen des nicht Sein-, sondern Scheinenwollens, die, dem Säugling eingeflößt, ihn später zwingt, eine bürgerliche Geltung zu behaupten, der keine menschliche Bedeutung entspricht? Und doch bekennen wir vor unserem Gewissen, wir besseren Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, daß alle geerbte Lehre nicht mehr wirksam ist unter Hundertmillionengruppen, die einzig der Sinn der Selbsterhaltung durch Zusammenschluß noch bewegt. Für den Volksführer aber ist es besonders sündhaft, weiter Ideale zu predigen, die das Gewissen des Einzelnen zur Voraussetzung haben. Geht hin und formt voraussetzungslos die Sittenlehre, in der zum erstenmal die Masse des Volks als das zu hegende Einzelwesen erscheint.

Sturm: Wir wollen nichts anderes. Aber wie, wo ist da für uns der Anfang? Hast du auch darüber nachgedacht?

Ständer: Ich bin ein alter Mann und durchaus noch von der Art jener Menschen, die im Grund nur sich selbst ohne jeden Vergleich und das Wohl der eigenen Seele wollen. Durch Sorge ums Brot wurde ich bis an mein sechzigstes Jahr verhindert, ausschließlich darauf zu achten und konnte nur durch maskierte Vorstöße, durch zeitweilige Empörung irgendwelcher Art, die Verbindung zur inneren Richtlinie festhalten. Den letzten Ausbruch hast du miterlebt.

Von heute an aber habe ich freie Möglichkeit und trenne mich entschieden von allem, was als Menschengesetz mir hier gepredigt wird. Unabhängig von Zunft und Gemeinschaftsidealen, will ich nur noch mein eigenes Herz durchforschen, die Lehrer suchen, die *meine* Natur verlangt, und sollte ich sie in China und in der Südsee finden.

Sturm: Ob dein Recht auf dich selbst oder die Pflicht aller für alle Gottes Ratschluß mit uns ist, werden wir heute nicht entscheiden. Doch fällt dir deine Überzeugung spät im Leben ein.

Ständer: Da liegt der Haken! Wäre ich zwanzig, mein Junge, und täte, was ich jetzt tue, viele würde mein Aufbruch mitreißen. Dann müßte Prophetie sein, was jetzt nur den Propheten rührt: der uns alle geschaffen und unterschieden, will auch von jedem die anvertraute Person unverfälscht zurück.

In meiner Façon, durchschnittlich begabt in die Welt gestellt, kann ich mir das Heiligsein erst als kleiner Rentner mit sechzig Jahren leisten, doch bleibt es immer noch Verdienst, meine ich, feste Bezüge erst seit Stunden in der Tasche, in das eigene Selbst unverzüglich aufzubrechen.

Sturm (nach kurzer Pause): Leb wohl! (Er zeigt nach oben zu Flocke.) Stirbt oben der Alte — die Kinder sind allein — das älteste Mädchen, ein einfaches Ding, hat mirs vielleicht angetan. Ich will hinauf. (Er gibt ihm die Hand.)

Ständer: Du hast mich nicht verstanden!

Sturm (sehr kühl): Ich habe dich gehört. Und wills Gott wirklich, zeigt sich auch irgendwie und wann der Effekt. (Exit.)

Ständer. Bei seinen geringen Einkünften erlebe ichs nicht mehr. (Er setzt den Hut auf.)

Und nun auf Wanderschaft zum Ziel am ruhigen Ort.

Für mich, Ständer, stehe ich.

Welch Glück, daß man keine Kinder hat! (Exit.)

Vorhang.

Franz Werfel:

NEUE GEDICHTE

AN DEN RICHTER.

Ich habe meine Lampe ausgelöscht und mich zu Bette gelegt,
in mein fremdes Bette.
Da wallte mir durchs Fenster die bleiche Welt der Nacht, und
der aufgebaute Berg beugte sich über meine Brust und
wankte.
Die reißenden Hunde bellten in den schattenlosen Höfen des
mondreichen Dorfes, und ich
Verwarf mich und stand auf und zündete die unwillige Lampe
wieder an.

Ich will nichts von den Früchten und Speisen genießen, die
noch auf meinem Tische stehn, obgleich es mich ge-
lüstet.
Ach die Befriedigung vertritt uns Deinen Weg, und wer weich
kniet, betet heiser.
Mit dem Apfel lenkt der Arzt das kranke Kind von seinem
Weinen ab, um Fieber zu messen;
Weh uns, verheert von Lockung und Genuß, allzubereit, die edle
Stätte des ewigen Erkenntnisschmerzes zu verlassen!!

O mein Richter! Meine Feinde haben mich enträtselt, durch-
schaut und geschlagen.
Sie verwarfen mich, und ich mußte mich mit ihnen verbünden.
Sie schalten mich: Scheinmensch, charakterlos, eitel, träge,
gleichgültig, zu klein zur Sünde, zu gering zur Wohl-
tat, schwach im Frevel und wertlos in der Reue,

Und ich hörte sie, und fuhr gegen mich, und gab ihnen Recht
— mein Richter — und muß mich hassen!

Ich bekenne — und wenn auch dies Eitelkeit ist, weh, vermag ich nichts dagegen, bekenne dennoch:
Ich war an diesem einzigen Tage so klein und niedrig, mittelmäßig und schwach, wie nicht einer an meinem Tisch —
Höflich war ich aus Angst, lobsprecherisch aus Feigheit, aus Trägheit zweizüngig und ohne Halt. Liebe vergalt ich mit böser Hoffnung, Sorge mit sorglosem Schwachsinn.
Es ist nicht die Lust der Zerknirschung, wenn ich mich mit dem weidenden Vieh vergleiche.

Wie köstlich ist der kommende Tag, mein Richter, wie träumt man sich wandeln im Gebirg, wie hoffend auf Größe.
Aber der abgestorbene Tag ist schrecklich, man sieht sich ungern nach ihm um, wie nach einem Kübel voll Kehricht.
Wird es immer so sein? Mein Tag immer so sein, bis zum letzten Tage?
Und wird sich im schmutzigen Kranken noch die alte Sturmglocke der Schuld empören?!

Mein Richter, ich weiß nichts vom kommenden Tag, von jenem Tag, nicht ob Du wirst zu Gerichte sitzen, mein Richter.
Aber Deinen Gerichtstag fürchte ich nicht, Deine Erhabenheit nicht, Dich nicht, mein Richter, mich fürchte ich, ich fürchte mich, Mich!
Meine lahme Seele fürchte ich, mein stummes Herz, den unverzweifelten Blick, den Leichtsinn, das So und So, das leere Achselzucken!
Ich weiß nicht, ob Du bist, mein Richter, aber ich wünsche, daß Du bist, mein Richter, und will Deine gute Rute besprechen.

Ich sitze in diesem kalten Zimmer vor meiner Lampe. Horchst Du an meinem Fenster? Ich kann die Sterne sehn.
Ich wende meinen Kopf scheu zum Fenster und rufe Dir diesen Gesang zu und mache diesen Gesang den Schlafenden kund.
Meine Lampe erfriert. In das Grab des schrecklichsten Todes sehe ich, ich sehe den geistigen Tod. Ich fühle das fieberlose Übel, Trägheit des Herzens!
Mit kalten Fingern sitze ich da, ohne Hilfe, und völlig ratlos.

Bald werde ich mich unter meine Decke legen, meinen Leib dehnen und ruhig atmen.
Laß es nicht zu, mein Gott, dieses Stunde um Stunde, dies Heute und Gestern, dies Immer und Ewig!
Aber vielleicht hast Du keine Macht über mich, wie ich keine Macht über diesen Gesang habe, der in seiner Wahrheit noch gleisnerisch ist.
Und nicht einmal den Wahnsinn darfst Du mir mit seinen Sperberschwärmen und großen Steppen schenken!

TRÄGHEIT DES HERZENS.

Und immer wieder flieht ein Antlitz fort
Und schwanket über fremdem Wasserort.
Unwiederbringlich Aug und Liebeszeichen
Wird keine Reue, keine Qual erreichen.

Mein Gott, wieviele Liebe ließ ich aus,
Nicht kalt, nicht heiß durchmessend Weg und Haus!
Schläfriger Schächer konnte ich nicht halten
Gewognes Aug, darbietende Gestalten.

Unaufgefundener Blick sank irr hinab,
Arme Umarmung rasselte ins Grab,
Und ich, ein Mörder ungeheurer Güten,
Geh meinen Kreis, den lauen Ort zu hüten.

Und immer wieder bleiben Arme leer,
Und abgewendet wall ich durch mich her.
So Tag für Tag das feige Herz zersprechend
Und elend mit Almosen Gott bestechend.

LIED NACH EINEM TAGE.

Herr, sehr wenig ist, was ich dir gab,
Deine Flamm ist klein in mir gelungen,
Herr, der Du mich aus den Zeugungen
Fallen ließest irr in meinen Trab.

Dennoch Fremdling ich war so verwandt,
Und ich sah sich Augen übermilden,
Und erkannte in deinen Gebilden
Weise Anmut, die ich nicht verstand.

Ach so schwankte ich durch Traum und Kreis,
Durch Spitäler wankend und durch Säle. . .
Nur das schwarze Würgen in der Kehle,
Manchmal Träne, war Dein Preis!

DER TEMPEL.

O Tempel, in die
Zarteste Stunde gebaut,
Wenn schon die unermüdlichen
Schmetterlinge,
Die kreisenden, welken an
Der alten Lampe des Weisen und
Die Träumer plötzlich das Haupt
Tauchen aus tausend Fenstern.

Tempel,
In solcher Stunde erschallend,
Läßt du uns gehn
Über die Treppe.
Aber wenig leuchtet
Die Laterne voran des Priesters,
Wenn tief der Tierkreis
Brüllet und leis im Schlaf.

Wie bald doch steh ich
Und schon im Kuppelsaal.
Dort aber rundet
Der offene Himmel.
Ein Morgen
Macht ihn schon fast
Zum verschwommenen Knaben.
Doch in dem hellen Boden
Findet er sich bemessen
Zu unseren Füßen wieder
Genau
Im bildenden Wasserteich.

Wie da ruhen
Über unseren Schultern,
Die einhaltenden Vögel,
Die Planeten sich aus.

Sitzen sanft eine Weil' nur,
Geschlossene Flügel
Auf atemlosen Säulen.
Trällert einer im Schlaf.
Aber als letzter,
Luzifer schwirrend
Hebt sich hinweg
Morgender Stern.
Mit fernem Gelächter
Spiegelnd Gefieder
Im schon helleren Bassin.

Nun aber seh ich
Wolken grünen im Wasser.
Sehe dreifach
Das Strandgut treiben
Im kleinen Umkreis
Des Brunnenteichs.

Wohl weiß ich,
Und nimmer täuschet mich wer,
Mattes und Morsches.
Drei Dinge schwimmen,
Kleines Brett Noahs,
Binsenkorb Mosis,
Holzspan der Krippe.
Drei Schatten schwimmen
Auf wachsendem Himmel.

Nun aber schreiten —
(Da es doch bald mehr Frühe ist)
Die Männer hinaus,
Die herrlichen
Nach der Abfertigung.
Über den Brauen
Schimmern die Glatzen vor Osten.

Sie neigen und schreiten,
Die Heiligen schreiten
Hinter Planeten.
Frühe Arbeiter,
Und kühl
Von diesem Himmel und Frische.
So schreiten sie,
Ohne zu wecken,
Gesenkte Stirnen,
Aus allen Türen zugleich,
Hinaus aus diesem
Kuppelkreis,
Die Verschmäher der Speise.

MÜDIGKEIT.

Tiefe Schwester der Welt
Weilt auf bewimpeltem Bord,
Schützt ihren Krug vor dem Glanz,
Der schon im Westen zerstürzt.

Mit dem Gelächter des Volks
Löst sich das Schifflein und schäumt,
Aber die Göttin und Gold
Rollt mit den Wellen noch lang.

Herz und Atem versinkt,
Woge, in welchen Schlag?
Mischt schon die Fledermaus
Elemente und Mohn?

Abendgestade und Blick
Schwindet hin. Kiel und Delphin.
Lebt noch über der Bucht
Maulbeer, Limone und Öl!

FRAUEN.

(Nach einem Fieber zu sagen.)

Waren es Frauen nicht,
Die uns an ihr großes Antlitz hoben. . .
Die uns in weißen Wagen schoben
Durch die unschuldigen Auen nicht?
In das Abendübermaß der Städte
Tempelbrand und Kuppelgoldenwerden
Führten sie uns wieder an der Hand,
Wenn wir den Nachmittag im Sand
Gespielt oder auf grünen Erden
Vor des kleinen Friedhofs eingestürztem Rand.

O Frau'n, o Doppelspiel,
O fernste, fernste Herzen,
So nah, wie nur das Fernste nahe ist.
Nun tragt ihr eure unbekannten Schmerzen
An uns vorbei durch diese Zimmerfrist.
Wir kennen nicht
Euer Gesicht,
Das wir doch kennen aus den hallenden Tagen,
Da wir in seiner tiefen Nähe dichten Näh' die Augen
aufgeschlagen.

DER EHRGEIZ.

Ein Weib von scharf und schreitender Gestalt,
Mit keuschem Antlitz, Händen feucht und kalt.
Das Auge dunkelt aus geschwärzter Schlucht,
Die weiße Lippe spannt verruchte Zucht.

Sie nimmt zerkrampft in den verworrenen Schlaf
Ein Lächeln mit, das sie im Spiegel traf,
Und kehrt sie in das Krähn der Frühe heim,
Schmeckt sie auf ihrer Zunge bösen Schleim.

Niemals errötet sie, doch sie erbleicht,
Ihr Mund wird oft, ihr Schoß wird nie erreicht.
Beladen schwankt vor ihr die Mutter, schwach.
Sie streift sie von der Brücke in den Bach.

Und geht mit Gliedern, die sie nicht entläßt,
Die Sehnen spannend durch das Adelsfest.
Die Masken winken, bis, auf dem sie steht,
Das Scheusal sie — ihr Entenfuß — verrät.

MORPHEUS SENEX.

Ich bin der Berg der Schlafe. Durch meine Ritzen wächst Moos
Ich bin an meinem Schenktisch ein langsamer Wirt.
Meine tiefen Augenlider hängen klumpig und groß
Über Backenfraß zum Lausebart nieder, der klirrt.

Die Baskenwölbung meiner Schenke ist nächtlich befleckt
Von Pestilenz der Lampenhur, die alten Atem haucht.
Die Tische sind, Fließen, dicke Gläser bedreckt
Von Asche, Speichel und Unflat, den die gute Freundschaft raucht.

Meine Diener sind taube Hexen, sie fahren mit krähendem Furz
Um die Tische, zerbrechen Geschirr und vergießen Trank.
Meine treuen Gäste Saufaus und Rotzaug lüften ihnen den Schurz,
Wiegen weise das Haupt und prüfen den guten Gestank.

Ich rühre immer mit dem Besen im Suppentopf,
Oder schleife durch meinen Sumpf, oder mache mich naß.
Zwei Greise noch wachen und wackeln, ein Kropf und ein
Wasserkopf,
Lallen und speicheln und schlagen öliges Aß.

Theodor Däubler:

HENRI ROUSSEAU

ROUSSEAU ist voll von Kindlichkeit: das Kind verlangt gemalte Photographien. Auch er malt sehr behutsam. Er nimmt sich bitter ernst: dadurch wird er ungemein rührend, aber niemals komisch. Wer glaubt, Henri Rousseau spiele, tändle aus Freude am Tändeln, irrt sich. Er hat den hassenden Blick des Kindes, das beim Spiel, wenn es Spiel für romantische Tatsache, innigste Wahrheit hält, sozusagen von einem Erwachsenen ertappt wird. Auch er kann dann blutrot werden. Er fürchtet sich, auf der Grenze zwischen Genie und grotesker Figur, oft lächerlich, also bloß grotesk zu sein. Daher seine Tigerblicke, die ein ganzes Katzenraubtier sozusagen im Satz nachschleppen. Ich bin noch nie über einen Tiger so erschrocken. Bei Delacroix: nur Schaustück; hier bei Rousseau: Entsetzlichkeit. Und er hat die Katze doch bloß eingekäfigt gesehen: folglich wirft er sich tigerhaft auf die Kundschafter in seinem Dschungel. Denn die kennt er, von Paris aus! Mit einem Tigersprung beherrscht er seine Sumpfwildnis. Er weiß und erzählt uns von den Pflanzenspitzen und Blumenstickereien vor Tropenhorizonten. Diese Pflanzen erschöpfen den Sumpf: fruchtbar gewordene Dschungelfurchtbarkeit wuchtet vor uns in die Tigergegend mit Aufklärern. Welche Feuchtigkeit in Stamm, Rohrgebilde und Blatt. Beinahe chinesische Mystik!

Rousseau ist ein guter, ein häuslicher Mensch, und er katzbuckelt sehr bedrohlich, wenn man das Bürgerliche, das Philiströse an ihm abgeschmackt findet. Er haßt ebenfalls das Bürgerliche, um den Bürger in Schutz zu nehmen. Oder auch: er haßt den Bürger, um das Bürgerliche zu verteidigen. Irgend etwas ist ihm peinlich am Bürgertum, aber er liebt es doch.

Rousseau ist ganz unliterarisch: schon aus diesem Grund kein Futurist. Er bedeutet als Sondererscheinung sehr viel: in der eigentlichen modernen Strömung könnte man ihn vorläufig überspringen. Wir sind aber überzeugt, daß er unmerklich bereits viel gewirkt hat: in einer künftigen ruhigern Periode muß er sehr bestimmten Einfluß gewinnen.

Etwas hat er gebracht, was die Futuristen anstrebten, ohne auf ihrem Wege vorläufig dazugelangt zu sein: den Mythos des Luftschiffes. Wir meinen eine kleine Landschaft, „An der Marne", und darüber einen beinahe noch ungelenken Doppeldecker und einen unheimlichen Flugmollusken mit Menschen in seiner Flohgondel. Im Grün der Gegend steht auch ein Haus, um seine Beziehungslosigkeiten zu den Luftereignissen anzudeuten, unter Bäumen. Nichts geht dort drin vor; es birgt keine Poë-Romantik: die Leute drin habens gewiß sehr häuslich, während sich oben im Apparat die Insassen mit unglaublichen Umständlichkeiten abgeben müssen. Man denke, Menschen die einen Drachen bewohnen! Und dort unten ists so einfach.

Rousseau ist der erste, der Telegraphenstangen kennzeichnen konnte. Es wird zum Gewitter um Telephondrähte. Er ist der ausdrücklich Beflissene um Starkstromkandelaber. Aber alles das malt er in treuen Grautönen. In bescheidenem Kartoffelgelb. In gutmütigem Feldbraun. Und auf einmal doch wieder fast bengalisch erhellt bunt: wie vor Hagel und Blitz. Ja, dann blühen die Eisenbäume mit Drahtgezweige. Glasblau, porzellan grün. Es wird sofort losgehn: blitzen.

Die Festungsmauern vor Paris: das silbrige Grüngrau der Bannmeile bei der Hauptstadt. Drin vor dem Dünngrau das kurze Aprilgrün. Besonders frisch vor der Großstadt: denn sehr rasch kommts abermals zur Kahlheit der Baumgerippe. Einsamkeit vor den Wällen: sogar Schönheit. Eigentlich fortwährend etwas märzartig. Dabei melancholisch. Nervenberuhigend, wenn man bummeln geht. Was für Leute wohnen in der Vorstadt? Brave Bürgermenschen mit ihrem Familienhund. Hexenhafte Weiber mit ihrer Leibkatze. Bräute, die in ihrer

weißen Brautaufmachung zum erstenmal häßlich sind. Kleinbürger zum photographieren.

Alles hat sich altmodisch-elegant angetan. Nach einer Übereinkunft nebeneinander aufgestellt. Artig, anständig. Die Sonntagsbinde klein und richtig aufs gestärkte Hemd gelegt. Den Schnurrbart zurechtgewirbelt, nicht aufgewichst. Die Haare etwas romantisch gekämmt; aber ordentlich. Die Männer sind oft ein wenig mannequinhaft, die Frauen leicht bösartig. Verbissen altjungferlich: wenn das darzustellen ist.

Häufig eine Familie auf dem Lande. Die Bäume immer ein Geheimnis: mystisches Geäder mit belebenden Herzblättern. Blattpflanzen mit grünenden Lungenflügeln. Lauter wachsende, blühende Wandererlebnisse in einer menschenerfüllten Waldgegend. Der Stadthund ist auch mit hinausgelaufen, er ist so fröhlich, wie ein Hund von draußen, wenn er in den Schnee hinaus darf.

Niemand weiß soviel vom Winde zu erzählen wie Henri Rousseau. Vom Windhauch in den Bäumen. Das ist wie der Atem einer beseligenden Liebe. Ein Glücksgeschenk an die Welt.

Einmal flötet ein junger Mann im hin- und hergewehten Grün. Sein Weib trägt eine Rankenschlange. Ein nackter Knabe möchte dazu tanzen. Ein Hund bellt auf: aus der Tragik heraus, ein Tier sein zu müssen, daß nicht in die Musik einbezogen ward. Das Bild heißt: „Das glückliche Quartett". Wir möchten es ein Quintett nennen, denn eine große Blattpflanze hat teil an der Weihe des Bildes. Auch ein hochgewordenes Gräserbündel neben dem Mann (die große grüne Blume aus Blättern steht beim Weib), ist eine melodische Leibhaftigkeit in der Gruppe. Also sogar ein Sextett? Die Bäume zählen nicht als Einzelheiten mit; sie sind Chor und gehören dem kühlenden Hauch. In den Pflanzen am Boden hingegen ist Einzigkeit, liebebedürftige Einzelheit: herzhafte Wärme.

Botanisch betrachtet Rousseau seine wundervollen Blumen: sie bleiben voll von Feuchtigkeit, obschon sie oft alle etwas Asternhaftes unter seinem Schauen abkriegen. Nicht selten

reichen sie uns, Blatt für Blatt, Alabasterhände: weich gezeichnete, deutlich veranschaulichte. Auch umgestülpte Märzgerten, betupft mit grünlichem Blattgeknospe, trägt ein braves Bürgermädchen vom Lande nach Hause. Ihre Gedanken sind heimlich einem Ladenjüngling zugewandt. Malen läßt sie sich aber mit einer Kattungardine in Van-Dyck-Aufmachung. Sie steht vor einem Gitter wie bei einem Vorstadtphotographen aus den geschmackvollsten Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Die Landschaft hinter Gitter ist beinahe sienesisch, farbenmystisch. Um ihren Kopf dämmert ein rosa Schein wie um eine Königin der Seelen. Und sie selbst, wie steht sie da? Sie bleibt die Hauptsache im Bild. Bestimmt: sie ist rundlich geworden, bevor sie in die Ehe trat. Sie wird in Frieden zwei bis drei Kinder bekommen.

Ein andres Bild: friedlich ists wirklich auf dem Gutshof, unter weißgekleideten Kindern und schaumbeflaumten Gänsen. Weißgewölk schaukelt sich in der Luft. Oben gibts also Wind. An den geäderten, rostbraunen Bäumen kann man nichts merken. Ein Ahornblatt hängt etwas wie im Windhauch: es könnte aber zufällig abgeknickt sein. Doch oben in den Wolken gibts ein Hin und Her. Dabei kein beabsichtigter Kontrapunkt der Farben. Grauliche Beschaulichkeit mit lila Einfällen und weißen Verlautbarungen in der Farbenskala.

Sogar eine geschichtliche Feier: das Freiheitsfest. Ein harmlos lustiger, ganz ungefährlicher Wind hat sich von einem Hügel oder einer Mittagswolke losgemacht und ist in die Gesellschaft der Menschen geeilt. Es wird soeben getanzt. Um einen Baum. Fahnen sind in weiten Reihen gehißt: blau, weiß, rot. Letzte Perückenträger sehn zu. Schnurrbartgendarmen mit Dreimastern auf den Köpfen bleiben backenknochig und rotwangig zugegen. Vertreterinnen republikanischer Einfachheit stehn hinter Blättergerank so vorteilhaft, daß sich ihre Kleider auf dem Bilde herrlich geziert, warmatmig bestickt ausnehmen. Die da tanzen sind Bauernvolk: derb und taumlerisch. Paris hat sie befreit. Paris hat sie beschenkt. Pariser sehn beim Gewippe um den Freiheitsbaum zu. Auf unsichtbaren Drähten drehn sich ein paar Lam-

pions: blau, weiß, rot. Sie drehen sich im Windgetändel erst um sich selbst und dann, etwas rascher, zurück. Und so sehr lange Zeit. Am Abend werden sie wohl angezündet; Wärme wird sie aufwärtsdrängen: sie hängen aber fest, und folglich werden sie sich beruhigen. Der eigne Warmhauch wird den Tanz mit den Lauhauchen aufheben. Sie werden regungsloser herabhängen: blau, weiß, rot.

Ein milder, ein ganz süßer Frühlingshauch an der glitzernden Seine: Kastanienbäume ziehn soeben ihre goldgrünen Atlaskleider an. Wind legt silberne Schärpen um die Frischgewandeten: in den Beeten über gutem Humus blaubraune und gelbblaue Stiefmütterchen. Ein ganz langer Zug von Malern bewegt sich durch die Allee: es geht zu den „Indépendants". Keine Jury darf hier die Hoffnungen nach schwerer Winterarbeit knicken.

Die anständigen „freiesten" Künstler erfüllen ihre Pflicht: sie ziehen in ihren besten schwarzen Gewändern in Reihen nach dem Ausstellungsgebäude. Einige sogar mit Schubkarren, so viel Bilder wollen sie aufhängen. Die Wandgebühr von 25 Fr. haben sie ja entrichtet. Das ist ein rührendes Bild von Rousseau: er selbst ist auch unter den Pilgernden.

Er hat auch ein großes, dickes Kind gemalt. Es steht mit seinem Hampelmann im vergnügtesten Grün. In frischester Luft: man merkts an den Blättern und Blumen. Drastisch ist das Baby. Es hat nackte Waden und nackte Arme. Ein tolles Erlebnis und bereits ein starker Stilausdruck.

So war Rousseau.

Gottfried Benn:

DIE REISE

ROENNE wollte nach Antwerpen fahren, aber wie ohne Zerrüttung? Er konnte nicht zu Mittag kommen. Er mußte angeben, er könne heute nicht zu Mittag kommen, er fahre nach Antwerpen. Nach Antwerpen, hätte der Zuhörer gedacht? Betrachtung? Aufnahme? Sich ergehen? Das erschien ihm ausgeschlossen. Es zielte auf Bereicherung und den Aufbau des Seelischen.

Und nun stellte er sich vor, er säße im Zug und müßte sich plötzlich erinnern, wie jetzt bei Tisch davon gesprochen würde, daß er fort sei; wenn auch nur nebenbei, als Antwort auf eine kurz hingeworfene Frage, jedenfalls aber doch so viel, er seinerseits suche Beziehungen zu der Stadt, dem Mittelalter und den Scheldequais.

Erschlagen fühlte er sich, Schweißausbrüche. Eine Krümmung befiel ihn, als er seine unbestimmten und noch gar nicht absehbaren, jedenfalls aber doch so geringen und armseligen Vorgänge zusammengefaßt erblickte in Begriffen aus dem Lebensweg eines Herrn.

Ein Wolkenbruch von Hemmungen und Schwäche brach auf ihn nieder. Denn wo waren Garantien, daß er überhaupt etwas von der Reise erzählen könnte, mitbringen, verlebendigen, daß etwas in ihn träte im Sinne des Erlebnisses?

Große Rauheiten, wie die Eisenbahn, sich einem Herrn gegenüber gesetzt fühlen, das Heraustreten vor den Ankunftsbahnhof mit der zielstrebigen Bewegung zu dem Orte der Verrichtung; das alles waren Dinge, die konnten nur im Geheimen vor sich gehen, in sich selber erlitten, trostlos und tief.

Wie war er denn überhaupt auf den Gedanken gekommen, zu verlassen, darin er seinen Tag erfüllte? War er tollkühn, herauszutreten aus der Form, die ihn trug? Glaubte er an Erweiterung, trotzte er dem Zusammenbruch?

Nein sagte er sich, nein. Ich kann es beschwören: nein. Nur als ich vorhin aus dem Geschäft ging, nach Veilchen roch man wieder, gepudert war man auch, ein Mädchen kam heran mit weißer Brust, es erschien nicht ausgeschlossen, daß man sie eröffnet. Es erschien nicht ausgeschlossen, daß man prangen würde und strömen. Ein Strand rückte in den Bereich der Möglichkeiten, an den die blaue Brust des Meeres schlug. Aber nun zur Versöhnung will ich essen gehn.

Durch Verbeugung in der Türe anerkannte er die Individualitäten. Wer wäre er gewesen? Still nahm er Platz. Groß wuchteten die Herren.

Nun erzählte Herr Jansen von den Eigentümlichkeiten einer tropischen Frucht, die einen Kern enthalte von Eigröße. Das Weiche äße man mit einem Löffel, es habe gallertartige Konsistenz. Einige meinten, es schmecke nach Nuß. Er demgegenüber habe immer gefunden, es schmecke nach Ei. Man äße es mit Pfeffer und Salz. Es handelte sich um eine schmackhafte Frucht. Er habe davon des Tages 3—4 gegessen und einen ernstlichen Schaden nie bemerkt.

Hierin trat Herrn Körner das Außerordentliche entgegen. Mit Pfeffer und Salz eine Frucht? Das erschien ihm ungewöhnlich, und er nahm dazu Stellung.

Wenn es ihm doch aber nach Ei schmeckt, wies Herr Mau auf das Subjektive des Urteils hin, gleichzeitig etwas wegwerfend, als ob er seinerseits nichts Unüberbrückbares sähe. Außerdem so ungewöhnlich sei es doch nun nicht, führte Herr Offenberg zur Norm zurück, denn z. B. die Tomate? Wie nun vollends, wenn Herr Kritzler einen Oheim aufzuweisen hatte, der noch mit 70 Jahren Melone mit Senf gegessen hatte, und zwar in den Abendstunden, wo Derartiges bekanntlich am wenigsten bekömmlich sei?

Alles in allem: Lag denn in der Tat eine Erscheinung von so ungewöhnlicher Art vor, ein Vorkommnis sozusagen, das die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu lenken geeignet war, sei es, weil es in seinen Verallgemeinerungen bedenkliche Folgeerscheinungen hätte zeitigen können, sei es, weil es als Erlebnis aus der besonderen Atmosphäre des Tropischen zum Nachdenken anzuregen geeignet war?

Soweit war es gediehen, als Roenne zitterte, Erstickung auf seinem Teller fand und nur mit Mühe das Fleisch aß.

Ob er aber nicht doch vielleicht eine Banane gemeint habe, bestand Herr Körner, diese weiche, etwas mürbe und längliche Frucht?

Eine Banane, wuchs Herrn Jansen auf? Er, der Congokenner? Der langjährige Befahrer des Moabangi? Nein das nötigte ihm geradezu ein Lächeln ab! Weit entschwand er über diesem Kreis. Was hatten sie denn für Vergleiche? eine Erdbeere oder eine Nuß, vielleicht hie und da eine Marone, etwas südlicher. Er aber, der beamtete Vertreter in Hulemakong, der aus den Dschungeln des Jambo kam?

Jetzt oder nie, Aufstieg oder Vernichtung, fühlte Roenne, und: wirklich nie einen ernstlichen Schaden bemerkt? tastete er sich beherrschten Lautes in das Gewoge, Erstaunen malend und den Zweifel des Fachmanns: Vor dem Nichts stand er; Ob Antwort käme?

Aber saß denn nicht schließlich auf dem Stuhl aus Holz er, schlicht umrauscht von dem Wissen um das Gefahrvolle der Tropenfrucht, wie in Sinnen und Vergleichen mit Angaben und Erzählungen ähnlicher Erlebnisse, der schweigsame Forscher, der durch Beruf und Anlage wortkarge Arzt? Dünn sah er durch die Lider, vom Fleisch auf, die Reihe entlang, langsam erglänzend. Hoffnung war es noch nicht, aber ein Wehen ohne Not. Und nun eine Festigung: mehreren Herren schien in der Tat die nochmalige Bestätigung dieser Tatsache zur Behebung von etwa aufgestiegenen Bedenken von Wert zu sein. Und nun war kein Zweifel mehr: einige nickten kauend.

Jubel brach aus, Triumphgesänge. Nun hallte Antwort mit Aufrechterhaltung gegenüber Zweiflern, und das galt ihm. Einreihung geschah, Bewertung trat ein; Fleisch aß er, ein wohlbekanntes Gericht; Äußerungen knüpften an ihn an, zu Ansammlungen trat er, unter ein Gewölbe von großem Glück; selbst Verabredung für den Nachmittag zuckte einen Augenblick lang ohne Erbeben durch sein Herz.

Aus Erz saßen die Männer. Voll kostete Roenne seinen Triumph. Er erlebte tief, wie aus jedem der Mitesser ihm der Titel eines Herrn zustieg, der nach der Mahlzeit einen kleinen Schnaps nicht verschmähte und ihn mit einem bescheidenen Witzwort zu sich nimmt, indem Ermunterung für die andern, aber auch die entschiedene Abwehr jeglichen übermäßigen Alkoholgenusses eine gewisse Atmosphäre der Behaglichkeit verbreitete. Der Eindruck der Redlichkeit war er und des schlichten Eintretens für die eigene Überzeugung; aber auch einer anderweitigen Auffassung gegenüber würde er gern zugeben: da ist was Wahres dran. Geordnet fühlte er seine Züge; kühler Gelassenheit, ja Unerschütterlichkeit auf seinem Gesicht zum Siege verholfen; und das trug er bis an die Tür, die er hinter sich schloß.

Schattenhaft ging er durch den Gang, nun wieder im Gefühl des Schlafes, in den man sank, ohne einen Wirbel über sich zu lassen, negativ verendet, nur als Schnittpunkt bejaht. Zwei Huren wuschen den Gang auf, von weitem schon ihn wahrnehmend, aber sich in die Arbeit versunken stellend, bis er da war. Nun erst trat in die Augen das jähe Erkennen, Keuschheit und Verheißung aus der Reife des Bluts.

Roenne aber dachte, ich kenne euch Tiere, über 300 Nackte jeden Morgen! aber wie stark ihr die Liebe spielt! Eine kannte ich, die war an einem Tag von Männern einem Viertelhundert der Rausch gewesen, die Schauer und der Sommer, um den sie blühten. Sie stellte die Form, und es geschah das Wirkliche. Ich will Formen suchen und mich hinterlassen, Wirklichkeiten eine Hügelkette, o von Dingen ein Gelände!

Er trat aus dem Haus. Helle Avenuen waren da, Licht voll Entrückung, Daphneen im Erblühn. Es war eine Vorstadt;

Armes aus Kellern, Krüppel und Gräber, soviel Ungelacht. Roenne aber dachte, jeder Mensch, dem ich begegne, ist noch ein Sturm zu seinem Glück. Nirgends meine schwere, drängende Zerrüttung.

Er ging langsam, er schürfte sich vor. Es war eine ungewohnte Straßenstunde, ihm seit Monaten nicht mehr bekannt. Er blätterte das Entgegenkommende behutsam auseinander mit seinen tastenden, an der Spitze leicht ermüdbaren Augen.

Aufzunehmen gilt es, rief er sich zu, einzuordnen oder prüfend zu übergehn. Aus dem Einstrom der Dinge, dem Rauschen der Klänge, dem Fluten des Lichts die stille Ebene herzustellen, die er bedeutete.

Es war eine fremde Gegend, durch die er ging, aber es mochte immerhin ein Bekannter kommen und fragen, woher und wohin. Und obschon er einen Patienten jederzeit hierfür zur Hand gehabt hätte, so war es doch nicht der Fall, und ihm graute vor dem Erlebnis, vor dem er stehen würde: daß er aus dem Nichts in das Fragwürdige schritt, im Antrieb eines Schatten, keiner Verknotung mächtig und dennoch auf Erhaltung rechnend.

Scheu sah er sich um; höhnisch standen Haus und Baum; unterwürfig eilte er vorbei. Haus, sagte er zum nächsten Gebäude, Haus, zum übernächsten; Baum, zu allen Linden seines Wegs. Nur um Vermittlung handele es sich, in Unberührtheit blieben die Einzeldinge; wer wäre es gewesen, an sich zu nehmen oder zu übersehen oder, sich auflehnend, zu erschaffen? Ein bischen durch die Sonne gehen, mehr wollte er ja nicht; es warm haben, und der Himmel hatte ein Blau: nie endend, mütterlich und sanft vergehend.

Weit war er noch nicht von seinem Krankenhaus entfernt, da übermannte ihn schon die Not. Wohin trug er sich denn, etwa in das All? War er der Träumer denn, weich streifend den Hang, oder der Hirt auf den Hügeln? Trat an die Maikastanie vielleicht er, den Ast beklopfend mit dem Hornmesser, bis in Saft vom Zweige die Rinde glitt und wurde die gehöhlte Flöte? Gesänge, hatte sie er? War er vielleicht der Freie, der in Segeln schritt, und überall die Erde, löschend mit seinem Blick?

O, er war wohl schon zu weit gegangen! Schon schwankte vor der Straße Feld, unter gelben Stürmen gefleckter Himmel, und ein Wagen hielt am Saum der Stadt. Zurück! hieß es, denn heran wogte das Ungeformte, und das Uferlose lag lauernd.

Nun nahm ihn wieder die Straße auf, schnurgerade und unter einem flachen Licht. Von Tür zu Tür lief sie, und sachlich um den Fuß der Botenfrau; aus den Kellern über sie wehte die Küche Nahrung und Notdurft; vor dem Spiegel der Herr kämmte achtbar seinen Bart; klang der Fuß auf Metall, sorgte für Entwässerung das Gemeinwohl; lag ein Gitterchen an der Mauer, kam im Winter nicht der Frost, und in ihr Recht traten Förder und Schacht?

Wie einsam steht es um die Straße, dachte Roenne, sie ist eindeutig fixiert und wird entwicklungsgeschichtlich kaum durchdacht; aber schön und sicher ist es, hier zu wandeln, so dicht am Leib mündet sie, und eigentlich ist es kein Gehen mehr, sondern ein Träumen auf dem Rücken des Zwecks.

Dann prangten zwischen Pelz und Locken Damen in den Abend ihr Geschlecht. Blühen, Züngeln, Fliedern der Scham aus Samt und Bänder über Hüften. Roenne labte sich an dem Geordneten einer Samtmantille, an der restlos gelungenen Unterordnung des Stofflichen unter den Begriff der Verhüllung; ein Triumpf trat ihm entgegen zielstrebigen, kausal geleiteten Handelns. Aber — und plötzlich sah er die Frau nackt — diese nicht; es müßte die Ernüchterte sein, die sich noch einmal krümmen ließe.

Da trat ein Herr auf ihn zu, und ha ha, und schön Wetter, ging es hin und her, Vergangenheit und Zukunft eine Weile im kategorialen Raum. Als er fort war, taumelte Roenne. Sie alle lebten mit Schwerpunkten auf Meridianen zwischen Refraktor und Barometer, er nur sandte Blicke über die Dinge, gelähmt von Sehnsüchten nach einem Azimuth, nach einer klaren logischen Säuberung schrie er, nach einem Wort, das ihn erfaßte. Wann würde er der erzene Mann, um den tags die Dinge brandeten und des Nachts der Schlaf, der gelassen vor einem Bahnhof stände, wieviel Erde es auch gäbe, der Verwurzelte, der Unerschütterliche?

Reisen hatte er gewollt; aber nun schienen Gleise über die Straße, und schon sank sein Blick. Oh, daß es eine Erde gab, wirklich grün, stark irden, silbern verfernt, über die die Augen strichen, wie ein Flügel, und Städte, flache weiße, an Küsten, und Kutter, braune, die man hinnahm, liebte und vergaß.

Oder ein Leben um das Radwerk einer Uhr; um Hyazinthenknollen die Hand; die Schulter, die das Fischnetz zog, silbern, und ihr Abwurf auf den Strand.

Da, durch die helle dünne Luft, in die die Knospen ragten, und unter dem ersten Stern, kam eine Frau vorbei und roch blau und langte Roenne nach dem Schädel und legte ihn tief in den Nacken, bettend, und über der Stirn stand die frühe Nacht.

Roenne schluchzte auf: wer knirschte so tief wie ich unter dem Stoff, wer ist so geknechtet von den Dingen nach Zusammenhang als ich, aber eben dies schweifende Gewässer, tief, dunkel und veilchenfarben, aus dem Aufklaff einer Achsel — mich stäubt Zermalmung an.

Zwischen die Straßen rinnt Nacht, über die weißen Steine blaut es, es verdichtet sich die Entrückung; die Sträucher schmelzen, welches Vergehn!

Nun fiel ein Regen und löste die Form. Wohnungen traten unter laues Wasser, in Frühlingsgewölke stand alle Stadt. Über ihr aber schwebte er, entrückt, einsam, mit einer Krone irgend woher. Jäh wurde er der Herr mit Koffer, der auf die Reise ging durch Aue und Land. Schon wogten Hügel heran, weich bewäldert; nun brüderlich die Äcker; die Versöhnung kam.

Er sah die Straße entlang und fand wohin.

Einrauschte er in die Dämmerung eines Kinos, in das Unbewußte des Parterres. In weiten Kelchen flacher Blumen bis an die verhüllten Ampeln stand rötliches Licht. Aus Geigen ging es, nah und warm gespielt, auf der Ründung seines Hirns, entlockend einen wirklich süßen Ton. Schulter neigte sich an Schulter, eine Hingebung; Geflüster, ein Zusammenschluß; Betastungen, das Glück. Ein Herr kam auf ihn zu, mit Frau und Kind, Bekanntschaft zuwerfend, breiten Mund und frohes Lachen. Roenne aber erkannte ihn nicht mehr.

Er war eingetreten in den Film, in die scheidende Geste, in die mythische Wucht.

Groß vor dem Meer wölkte er um sich den Mantel, in hellen Briesen stand in Falten der Rock; durch die Luft schlug er wie auf ein Tier, und wie kühlte der Trunk den Letzten des Stamms.

Wie er stampfte, wie rüstig blähte er das Knie. Die Asche streifte er ab, lässig, benommen von den großen Dingen, die seiner harrten aus dem Brief, den der alte Diener brachte, auf dessen Knien der Ahn geschaukelt.

Zu der Frau am Bronnen trat edel der Greis. Wie stutzte die Amme, am Busen das Tuch. Wie holde Gespielin! Wie Reh zwischen Farren! Wie ritterlich Weidwerk! Wie Silberbart!

Roenne atmete kaum, behutsam, es nicht zu zerbrechen. Denn es war vollbracht, es hatte sich vollzogen.

Über den Trümmern einer kranken Zeit hatte sich zusammengefunden die Bewegung und der Geist, ohne Zwischentritt. Klar aus den Reizen segelte der Arm; vom Licht zur Hüfte, ein heller Schwung, von Ast zu Ast.

In sich rauschte der Strom. Oder wenn es kein Strom war, ein Wurf von Formen, ein Spiel in Fibern, sinnlos und das Ende um allen Saum.

Roenne, ein Gebilde, ein heller Zusammentritt, zerfallend, von blauen Buchten benagt, über den Lidern kichernd das Licht.

Er trat auf die Avenue. Er endete in einem Park.

Dunkel drohte es auf, bewölkt und schauernd, wieder aus dem Gefühl des Schlafs, in den man sank, ohne einen Wirbel über sich zu lassen, negativ verendet, nur als Schnittpunkt bejaht; aber noch ging er durch den Frühling, und er schuf sich an den hellen Anemonen des Rasens entlang und lehnte an eine Herme, verstorben weiß, ewig marmorn, hierher zerfallen aus den Brüchen, vor denen nie verging das südliche Meer.

Ludwig Rubiner:

LEGENDE VOM ORIENT

Die Menschen brauchen Berater. Sie brauchen im Menschentum Führer. Statt dessen haben sie Krieg.

Und warum werden gerade die feinsten Menschen nicht Führer? Warum nicht gerade die edelsten, lautersten, wissendsten? Warum nicht die Söhne der Erkenntnis? Weil gerade sie aus lauter Wissen, Edelmut, Anständigkeit verhaspelt sind in die dümmste Modemeinung; verfangen ganz im Elend der Abhängigkeit von Gewesenem. Weil sie Optimisten irgend einer vagen Zukunft sind, die, meinen sie, erfüllet würde, auch wenn man nichts dafür tut. Unter den Besten, Fähigsten und Denkendsten geht immer noch der Aberglaube um, wer Erkenntnisse habe, der sei losgesprochen und frei von dem lauten Kampf, von dem öffentlichen Bemühen um andere Menschen; entbunden von jener Durchzwingung der Meinungen, die ja eine Erkenntnis erst zur Verwirklichung bringen kann: entbunden von der Propaganda.

Aber Ende und Tod beginnt, wenn der Edle, Lautere, Feine aus Angst vor der Verantwortung, aus Drang in die ruchlose Isolation des Gelehrten: beginnt, alles was edel, lauter, fein in ihm ist, zu klassifizieren; alles, was zukünftig an ihm wäre, als angeblich längst Gewußtes zu historisieren. Wenn er daran geht, alles, was er *erwünscht,* zu einer bloßen Denkkategorie zu gestalten.

Die Edlen, Lauteren, Anständigen haben sich nicht über ihr Schicksal zu beklagen. Sie haben es besser zu machen. Sie haben ihre Feinheit, Lauterkeit, Edelart nicht zu betrachten, sondern sie haben sie durchzusetzen. Sie haben sich für sie zu entscheiden.

Sie haben sich zu entscheiden.

*

Ein Wort Emersons: „Wehe, wenn der Allmächtige einen Denker auf diese Erde sendet. Dann ist alles in Gefahr. Es ist, als wäre ein Brand in einer großen Stadt ausgebrochen, und keiner weiß, was außer Gefahr ist, und wie alles enden wird. Da ist kein Teil in der Wissenschaft, der nicht morgen eine Veränderung seiner Lage erfahren sollte, kein literarischer Ruf, keine sogenannten ewigen Namen des Ruhms, die nicht einer Prüfung unterzogen und verurteilt würden. Die besten Hoffnungen eines Menschen, die Gedanken seines Herzens, die Religion der Völker, die Sitten und Morallehren der Menschheit, alle sind der Gnade einer neuen Verallgemeinerung unterworfen. Verallgemeinerung bedeutet stets ein neues Einströmen der Gottheit in den Geist. Daher auch der Schauer, der sie begleitet."

Aber heute sind die Menschen bereit, einem Denker zu folgen. Nach soviel Grauen ist ihnen keine Erschütterung der Welt, die vom Geiste kommt, mehr grauenhaft. Nach soviel Gefahr für die Menschheit ist jede Änderung der Welt aus dem Geiste nur himmlische Sicherheit. Und der Schauer, der eine neue Verallgemeinerung begleitet, wäre heute nur ein Schauer des Glücks.

Wo diese neue Verallgemeinerung — das völlige Aufstrahlen unseres realen, täglichen Lebens in einer unbedingten Führung des Geistes — wo das zu suchen sei, ist die Frage. Sehr edle, ganz lautere Menschen bieten sich an. Köpfe, deren jedes Stück ihrer Lebensgrammatik bis heute hochweihevolle Anständigkeit war. Sie sagen, der neue Weg der Menschheit führe zu einer tatsächlichen Unio mystica des Abendlandes mit dem Geiste des Orients. Die Brücke zwischen beiden sei das Judentum. Wolle man die Möglichkeit dieses neuen Weges erforschen, so könne man sie vor allem an der Realität des Judentums prüfen.

Der bedeutendste Sprecher dieser Gruppe, ihr wortmächtigster, klarster Repräsentant ist Martin Buber. Das große Wissen, die Strenge gegen sich selbst und die Leidenschaft des Schriftstellers geben es Buber an die Hand, die Ideen der Menschen, welche er vertritt, am umfassendsten und am tiefsten darzustellen. Man hat kein besseres Mittel, diese Ideen zu prüfen, als in Bubers letztem Buch. Dieses Buch ist programmatisch,

es vereinigt mit Aufsätzen seine drei Reden vom Judentum. Das Buch: *„Vom Geist des Judentums"* erschien in eben diesen Wochen bei Kurt Wolff, dem Leipziger Verlage, der das Verdienst hat, oft programmatische Literatur unserer Zeit zu veröffentlichen. Bubers persönliches Verdienst ist es, die Voraussetzungen derer, für die er spricht, ganz außerordentlich gut formuliert zu haben.

*

Die Voraussetzungen seien zwei große, differente Menschentypen. Sie werden der „motorische Mensch" und der „sensorische Mensch" benannt. Der sensorische Mensch sei im Abendländer zu finden, im Europäer, historisch am geprägtesten im Hellenen. Dieser sei der Rezeptive, der Mensch, der seine Umwelt aufnimmt und daraus die Welt findet. Sein Gegensatz, der motorische Mensch, trage unter dem Drucke einer Idee seine Welt in die Umwelt hinein. Der motorische Mensch sei der orientalische Mensch. Der reinste Typus des motorischen Menschen liege im für uns sichtbarsten Typus des Orientalen: im Juden.

Lassen wir zunächst die Frage offen, ob wirklich die Begriffe Abendland = Sensorium, und orientalisch = Motor sich dekken. Jedenfalls, den „sensorischen" Menschen, den Menschen seiner Umwelt, kennen wir reichlich. Aber sehr wenig kennen wir den motorischen Menschen, den unbedingt Handelnden. Er ist einfach seltener. Soviel seltener, als wirkliches Handeln seltener ist denn Stimmung; Mitgerissen sein; Hingabe, noch ehe das Wissen um Hingabe da ist, im Genuß.

Die Formeln für einen sensorischen und einen motorischen Menschentypus werden als erste Voraussetzung für alles Kommende aufgestellt; aus Gründen, die noch klar werden.

Hier ist zu sagen: Definitionen dürften diesen Platz nicht einnehmen. Es sind keine Voraussetzungen. Fragen wir nach dem unbedingt handelnden Menschen, so müßten wir auch die stärkste Konsequenz ertragen können. In Wahrheit sind die ersten Voraussetzungen für den handelnden Menschen: Gläu-

bigkeit. Wissen um das Absolute (Gott). Kenntnis der Äusserung des Absoluten in der Welt (Geist). Unbedingtes Durchdrungensein von dem Kriterium: Wert. Und vor allem: der handelnde Mensch ist ein öffentlicher Mensch, kein Privatwesen. Ein Mensch des Zusammenhanges, nicht der Isolation. Das sind die Vorbedingungen für die Konstitution des handelnden Menschen. Man kann ihn, wenn man durchaus will, auch „motorisch" nennen. Ob er Orientale oder Abendländer ist, spielt, wie man sieht, bereits keine Rolle mehr.

Nun heißt es aber: „Beide (der motorische und der sensorische Mensch) denken; aber des einen Denken meint Wirken, des andern Denken meint Form." Aber Wirken — wofür? Form — wovon? Allzulange hören wir schon das geheimnisvolle Murmeln der Form-Theorien. Wir machen das nicht mehr mit! Denn diese vage, doch in sich selbst schon selig versinkende, inzuchtartige Setzung der Form an sich konnte nur möglich sein in einem Zeitalter des unsichersten Relativismus. In einer Zeit, die den bloßen Schein einer Sicherheit schon als Beruhigung und die Sicherheit selbst aufnimmt. — Vor der Idee des Absoluten verliert aber „Form" jede Selbständigkeitsbedeutung. Und „Wirken" kann doch nur im Sinne des Wirkens zur Formwerdung von Geistigem ausgesprochen werden, im Sinne der Verwirklichung. Worin sollte denn Wirken sich äussern, wenn nicht in Form. Aber beide, selbst zu Zwecken der Definition, als Gebilde an sich zu trennen, ist in Wahrheit nur Vermischung. Wird das gut gemacht dadurch, daß wir es mit Verwirrern nur aus Liebe zu tun haben? mit Vermischern aus übergroßer Gerechtigkeit gegen Gewesenes, heute schon Form-Seiendes; und daß alles dieses von einer tiefen Befangenheit in mancherlei Neo-Renaissancevorstellungen ausgeht.

„Der Eindruck, der einen der Sinne des motorischen Menschen trifft, geht als Stoß durch alle, und die spezifischen Sinnesqualitäten erblassen vor der Wucht des Gesamtzustandes." — Eindruck? Aber welche Welt lieblichster Stillebenmalerei spricht hier zu uns? Nein, es handelt sich nicht um Fragen des Zeitstils, nicht um abgetanen Impressionismus; das wäre ja

nur äußerlichstes Symptom. Sondern darum, daß „Eindruck" nur da eine Rolle spielt, wo noch die Gipfelung der Relativitätsphilosophie aus dem neunzehnten Jahrhundert die Hauptsache ist, nämlich im sogenannten *Erlebnis.* Daher später der ganz folgerichtige Anbau: „Wie der Okzidentale die Bewegung, die bewegte Erscheinung der Welt aus seiner Empfindung begreift, so ist es dieses sein Wissen um den Kern und Sinn seines Lebens, aus dem er den Kern und Sinn der Welt erschließt." — Empfindung? Nein. Denn nicht Erlebnis treibt zum Handeln, treibt zu irgendetwas überhaupt, sondern der Geist. Wissen? Aber wo ist das Kriterium des Wissens, wenn nicht im Absoluten? Beim motorischen Menschen sei, nach jener Empfindungshypothese, „das Sehen nicht souverän, es dient nur der Vermittlung zwischen der bewegten Welt und der latenten Bewegung des eigenen Leibes, der befähigt ist, jene mitzuempfinden und mitzuleben . . . Die Bewegung der Welt ist es, die er mit dem Gesicht wie mit den andern Sinnen aufnimmt, und die sich in ihm fortpflanzt." Es ist doch die Rede vom handelnden Menschen. So muß man gegen diesen Irrtum feststellen: der Leib ist vor Gott nicht dazu da, um die Bewegung mitzumachen, sondern um sie zu machen! — Vor lauter Differenzen kommt es oft zur Flachheit: „Er (der motorische Mensch) wird weniger des Umrisses inne als der Gebärde; weniger des Nebeneinander als des Nacheinander". Aber erstlich ist „Gebärde" schon ein Ruhendes, daher auch in der Hofmannsthalzeit ein mit Vorliebe zu verschlafener Pseudo-Bewegtheit benutzter Ausdruck. Und dann: Für den Handelnden gibt es kein „Nacheinander", ebensowenig wie dessen Schulgegensatz, das „Nebeneinander" (als Ruheangelegenheit). Die Aufstellung solcher Gegensätze ist die Konsequenz des philosophischen Naturalismus von Hochrenaissance-Ideen. „Der motorische Mensch (der orientalische) *spürt* die Welt mehr, als er sie wahrnimmt; denn sie erfaßt und durchfährt ihn, sie, die dem Okzidentalen gegenübertritt." Aber das ist einfach nicht richtig. Denn es gilt ja nur: unter Gott stehen (oder Gott vergessen haben)! — „Der Okzidentale", meint die Empfindungshypo-

these, — „*begreift* seine Empfindung aus der Welt, der Orientale die Welt aus seiner Empfindung." Aber es handelt sich nicht ums „Begreifen", sondern ums Handeln! Das Handeln wird uns diktiert. Ja, gäbe es Unterschiede im Handeln. Aber es gibt nur den einen: von Gott gerufen sein und handeln, oder Gott vergessen und ruhen. Dieselbe relativistische Willkür, die das Wissen des Orientalen um den Sinn der Welt aus der Empfindung hypostasierte, zieht auch den Schluß: „Der Orientale trägt die Wahrheit im Kern seines Lebens und findet sie in der Welt, indem er sie ihr gibt." Aber woher das *Wissen* der Wahrheit? Und scheint nicht hier eine Art von umgekehrtem Hegel aufgestellt zu sein, etwa: „alles, was „gegeben" werden kann, ist Wahrheit!" Doch das wäre Gehirnspiel innerhalb eines Kreises von Definitionen.

Alle diese Voraussetzungen erwiesen sich, aus Mangel an nötigeren, stärkeren ersten Voraussetzungen, als gerüstlos.

Das Hauptthema derer, für die Buber spricht: „Die einige Welt soll — und hier begegnen einander alle großen asiatischen Religionen und Ideologien — nicht bloß konzipiert, sie soll realisiert werden. Sie ist dem Menschen nicht gegeben, sondern aufgegeben; es ist seine Aufgabe, die wahre Welt zur wirklichen Welt zu machen." Das ist sehr schön. Und jeder von uns nimmt diese klare und selbst schon ethisch wirkende Bestimmung der Ethik froh an. Aber — im Falle am Ende „Ethik" als etwas Asiatisches leicht verdächtig gemacht werden soll, gegenüber dem abendländischen Sensoriker, dem hellenischen, angeblich anethischen Menschen — hier gilt es zu erklären: Wir sind nicht Asiaten. Doch selbst wenn Ethik etwas Botokudisches wäre, dann noch sind wir für sie!

„Hier bewährt sich der motorische Charakter des Orientalen in seiner höchsten Sublimierung: als das Pathos der Forderung." Es gibt gewiß nichts Stärkeres auf der Welt als das Pathos der Forderung. Haben wir andere Aufgaben, als immer wieder, immer mehr zu fordern, fordern, fordern! Aber, wenn man die Forderung als Ausdrucksart eines bloßen Sondertypus der Menschheit verdächtigt, macht man sie damit nur unwirksamer.

Doch die Forderung ist die höchste Stufe des schaffenden und zeugenden Menschen (nicht des Orientalen allein). Wie man sie unwirksam, heillos macht, dessen ein Beispiel: „Die Forderung mag durch eine *ganz innerliche Tat* erfüllt werden; so meint es der Inder der Vedanta, der, das Gewebe des Scheins zerreißend, sein Selbst als mit dem Selbst der Welt identisch erkennt und die wahre, die einzige Welt in der allumfassendsten Einsamkeit seiner Seele verwirklicht." Aber das ist Unfug: Diese angeblich innerliche Tat *ist* keine Tat. Die Verwirklichung in der allumfassenden Einsamkeit der Seele *ist* nicht umfassend; schlimmer noch: nicht einmal um ein Gran verwirklicht! Macht denn einer dem Krieg ein Ende, wenn er in der allumfassenden Einsamkeit seiner Seele den Frieden aller Nationen verwirklicht? Nein, er verwirklicht gar nichts. Er umfühlt nur wohlwollend irgendeine Verwirklichung, die andere *tun*. Das ist billig, denn er brauchte sich nicht zu *entscheiden*. Erste Bedingung zum Menschentum heißt: Entscheidet Euch!

Das Thema der Entscheidung gehört ja zum Wichtigsten im ganzen Leben des Menschen. Keine Handlung ohne Entscheidung, ohne Parteinahme für einen absoluten Wert. Aber man sollte es doch nicht mit einer Sonderphilosophie umspielen; man schwächt es sonst! „Der Jude bringt die Welt zur Einheit, *indem er sich entscheidet*." Nur der Jude? Warum die Angst davor, jedem Menschen die Entscheidung nahezubringen? „Der in der Entscheidung steht, weiß nichts, als daß er zu wählen hat, und auch das weiß er nicht mit dem Denken, sondern mit dem Sein." Das ist tief richtig. Aber ist es nur jüdisch? Nein, es ist menschliches Urphänomen. Wie könnten diese Einsichten — statt Stichworte einer Gruppe — Aufrufe zur Humanitas werden; es fehlt immer nur eine kleine Menschlichkeits-Sekunde daran. „In Wahrheit wirkt die Tat tief und heimlich ins Schicksal der Welt, und wenn sie sich auf ihr göttliches Ziel, die Einheit besinnt, wenn sie sich *von der Bedingtheit losmacht* und im eigenen Lichte, das ist im Lichte Jahves, wandelt, ist sie frei und gewaltig wie Gottes Tat... Was Europa fehlt, ist die Ausschließlichkeit der Kunde vom wahrhaften Leben, die ein-

geborene Gewißheit, jenes *Eins tut not.* Dies ist es, was in den großen Lehren des Orients und einzig in ihnen schöpferisch besteht. Sie setzen das *wahrhafte* Leben als das *fundamentale, von nichts anderem abgeleitete, auf nichts anderes zurückzuführende metaphysische Prinzip;* sie verkünden den Weg." Man lese das nicht als verantwortungslose Weisheit, sondern als Aufruf, und es ist herrlich. Es hat mit der ganzen Welt der Menschen zu tun. Aber aus einem unsichtbaren Winkel schwebt ein Schatten von Angst und Hochmut vorüber; und alles, was schön, mutig, wirklich ist, wird vom Menschen abgezogen und dem orientalischen Menschen zugeschoben. (Dabei: fragte man heute die Schöpfer unserer Zeit, Maler, Dichter, unbedingt Fordernde, Literaten, nach ihrem Wege, so würden sie sagen müssen, daß diese Dinge in ihrem Schaffen Selbstverständlichkeit und Wirklichkeit sind. Ganz fern von Exotismus und Seelen-Orient!)

Zuletzt kommt dieser Traditionalismus aus einem ganz naiven Besitzaberglauben. Es ist die Überzeugung, daß aller Besitz der Welt erhalten bleiben müsse, weil sie sich soviel Mühe darum gemacht hat. Und nicht bedenken jene, daß es eine Vorbedingung des Erfolges aller Mühe ist, daß man sie sich umsonst macht, stets bereit, alles Errungene wieder zu opfern, stets vor dem Nichts-zu-Verlieren-haben! Aber jenen, für die Buber spricht, ist unumstößlich gewiß, daß alles Seiende bewahrt werden muß. So unumstößlich gewiß, daß sie zuerst nicht für das Handeln, sondern immer für das Bewahren eintreten. Ihre Neigungen gelten jeder Art von Gewesenheit, von Antiquitätenkult, Bibliophilenpolitik, Ancien-Régimokratie: „Das Zeitalter, in dem wir leben, wird man einst als das der asiatischen Krisis bezeichnen. Die führenden Völker des Orients sind teils unter die äußere Gewalt, teils unter den innerlich vergewaltigenden Einfluß Europas gekommmen." Und dazu ein geradezu rührendes Naserümpfen über Chinas moderne Staatsformen. — Aber seit wann ist denn ausgemacht, daß Seiendes erhalten bleiben muß? Daß die Erhaltung ein Wert ist? Denn wenn es für Gott gilt, die Welt sich zu nähern, dann schüttelt er sie!

*

Es geht wahrhaftig nicht um entgegengesetzte Meinungen. Bloßes Rechtbehalten ist in der Welt gar nichts nütze. Aber, bei Gott, das hier ist ein Kampf um Ziele. — Sollte man es wohl glauben, daß Menschen heute noch, nach allen unseren Erfahrungen, oder womöglich trotzdem, der Meinung sind, es gäbe immer noch zu wenig Nationen; die Welt müsse immer noch stärker nationalisiert werden! Daß sie gar nach dem Ereignis des Krieges, dieses Endeffektes der allgemeinen Nationalisierung der Erde, immer noch den Zionismus betreiben, immer noch suchen, die Juden aller Länder zu einer neuen, geographisch abgesonderten Nation zu machen, unter der Behauptung, die Juden seien schon eine Nation, eine alte!

Darauf läuft die Orientalisierung des menschlich Anständigen schließlich hinaus. Daher rührt das ewige Sichducken, das immerwährende Es-nicht-gewesen-sein-wollen, Nichts-gesagt-haben-wollen. Alle Umwege der Barockmystik, alle Feierlichkeit der Rede, aller Glanz junger Fähigkeiten dienen, um aus den wertvollen Kräften des Menschenwesens zur Konstituierung einer nationalen Sondergruppe zu gelangen. In jenem Programmbuch ist eine ganz wunderbare Darstellung der ersten, notwendigen geistigen Situation für den *schaffenden Menschen* gegeben. Aber der Autor sagt: für den jüdischen! Um die (still geduckte) Hochmutsphase des jüdischen Nationalismus unmerklich einzuführen. Jene Gegend, wo es nicht mehr heißt: Jude = gleich Sondermensch. Sondern Mensch = gleich Jude. — Indes solche Gedankengänge kommen nicht aus irgend einer spezifischen Naturanlage des Denkers, sondern sind nur ein schwerer menschlicher Mißgriff. So sagt der Zionist: „Man fälscht den Sinn des Aktes der Entscheidung im Judentum, wenn man ihn als einen bloß ethischen behandelt; er ist ein religiöser, vielmehr: er ist der religiöse Akt, denn er ist die Verwirklichung Gottes durch den Menschen." Da wird also erstlich angenommen, es gäbe einen Unterschied zwischen Ethisch und Religiös. Als ob nicht das Sollen allein und lediglich für Gott geschehe! Zum andern, — welche naiv gefühlvolle Natur-Milchmädchenmystik, Gott müsse durch den Menschen

verwirklicht werden! Aber diese fatale und allzu pfauenartig eitle Spätrenaissance-Theologie kommt nur daher, daß man im Menschen immer durchaus eine Einheit feststellen will. Man will, versteckt quietistisch, den Wert ausschalten; die Außerwertigkeit soll als etwas Höheres hingestellt werden, während sie in Wahrheit nur ein Defizit ist. Und also will man den Menschen auch in seinen offenbaren Minderwertigkeiten rechtfertigen, wiederum aus Angst vor dem möglichen Resultat einer Wertung! Wie ungeistig. Wie mutlos. Denn nicht das kann ja unser höchstes Ziel sein, die Bilderbogenidee: zur Einheit zu gelangen, sondern das ist es: zur Reinheit zu gelangen. Selbst wenn man dabei zur Trennung kommt. Doch der Zionist baut sein Handeln auf eine vorgebliche Einheit: „In der Unbedingtheit seiner Tat erlebt der Mensch die Gemeinschaft mit Gott." Die übliche pantheistische ekstatische Konfession. Aber mögen doch endlich die Mystiker aufhören, von einer Gemeinschaft des Menschen mit Gott zu reden. Denn nie wird diese Gemeinschaft erlebt. Nie hat ein Ernster gewagt, sie zu behaupten. Diese Gemeinschaft ist nicht möglich. Solche Vorstellung von Gott ist allzusehr Damenkloster. Und stets noch, wo den Menschen Absolutes sicher stand, wo Religion nicht in Sensual-Pietismus verglitt, wußte man, daß der letzte, dem Menschen erreichbare Punkt der Heiligkeit allein ist: zur Fähigkeit vom *Bewußtsein* der Existenz Gottes zu gelangen.

Aber warum glauben denn diese Mystiker nicht ans Wunder, sondern nur an ihre Worte? „Das Psalmwort, Gott ist allen nahe, die ihn rufen, allen, die ihn mit der Wahrheit rufen — heißt: mit der Wahrheit, die sie *tun*." — Nein. Das heißt es nicht. „Rufen" heißt nie Tun (und hier heißt es zudem „Glauben"). — „Die Wahrheit ist kein Was, sondern ein Wie." Hier greift man ins Innere der zionistischen Mystik: da liegen nur die alten ruchlosen Konsequenzen der selbstgefälligsten Impressionisten- und Formphilosophie. Aber seit deren Wirksamkeit ist das Uhrwerk einer Generation abgeschnarrt. Und hier nimmt der Zionismus durch Selbstverbrennung an sich

Rache für die innere Feigheit seines Kreislaufs um sich selbst: „Nicht der Inhalt der Tat macht sie zur Wahrheit, sondern ob sie in menschlicher Bedingtheit oder in göttlicher Unbedingtheit geschieht. Nicht die Materie der Tat bestimmt darüber, ob sie im Vorhof, im Reich der Dinge verläuft oder ins Allerheiligste dringt, sondern die Macht der Entscheidung, die sie hervorbringt, und die Weihe der Intention, die ihr innewohnt." Zu deutsch: es kommt nicht darauf an, *was* geschieht, sondern nur, daß etwas geschieht. Aber das ist falsch, und auf die fürchterlichste, gefährlichste Art. Man sieht es am Krieg. Denn das Was einer Wahrheit, ihr Inhalt, wird ebenso stark aus dem Resultat wie aus dem Weg zu diesem Resultat bestritten. Erst der *Weg* zum Resultat macht das Resultat siegreich. Daher kann die (eine ausgezeichnete Formulierung Martin Bubers) „Materie" der Tat — durch die der Weg der Tat doch gehen muß — unmöglich eine matière négligeable sein. — Und was ist „Weihe der Intention"? Unsinn! Denn nur die Intention bestimmt die Weihe. Aber erinnert man sich noch an die vielen intereuropäischen Kongresse vor dem Krieg, denen nur das Bedürfnis nach Weihe die Intention gab, und die darum Bluffs waren und auch von fern nicht imstande, der ganz weihelosen Intention des Kriegs ebenbürtig gegenüberzutreten! Man schaue die Zionisten an: sie sind geweiht, aber es fehlt ihnen jede Intention. Sie wallen, aber sie sind noch nicht einen vorwärtstragenden Schritt g e g a n g e n!

Ziehen wir den Schluß: bei diesem ungeheuren Aufgebot von Hingabe, Nachdenken, Können; bei diesem funkelnd tauchenden Kreisen einer Rhetorik der Andeutungen kommt es einzig an auf die schöne Geste. Auf Fresko. Judentheater mit Reliefbühne. Und das Herz steht einem still, wenn man daran denkt, daß von irgend einer Schönheitstheorie der Zionisten das wahre Schicksal, das Leben von Hunderttausenden Juden abhängen sollte.

„Das innere Schicksal des Judentums scheint mir daran zu hängen, ob — gleichviel in dieser Gestalt oder einer andern — *sein Pathos wieder zur Tat wird.*" Aber das ist doch eine

grauenhafte Schauspielauffassung des Lebens! Militärmärsche pflegt man zu komponieren, wenn es im Lande schon Truppen gibt. Und Pathos hat nur ein Daseinsrecht zur Bestrahlung von bereits Geleistetem. Doch die hier wollen um des Pathos willen marschieren lassen, marschieren nach Palästina.

Aber kommt es ihnen nicht auf den Orient an? Auf den Orient des „motorischen" Menschen, den altneuen Orient.

*

Der alte Orient! — Es ist sehr wohl möglich, daß jene allgemeinste menschliche Ehrenangelegenheit, die *Entscheidung,* historisch sichtbar zuerst im Trieb der Juden sich zeigte. Aber woran sie sich verwesentlicht: alles Denken, Greifen, Fühlen: alle täglichen Gegenstände, alle Bilder der Dichterhirne — alles ist gänzlich ein Teil, nur ein Teil des großen altorientalischen (überjüdischen) Ideenreiches. Der Zionist verteidigt die biblichen Schriften gegen den (als Beschuldigung kindlichen) Vorwurf, sie seien bloße Nachkommen der babylonischen. Als ob das wichtig wäre! Nicht wichtig sind wörtliche und sachliche Übereinstimmungen oder Abweichungen. Wichtig ist: daß babylonisches Weltdenken in denselben Grundvorstellungen verläuft wie jüdisches. Literarische Führer des Zionismus sprechen vom Mythos. Aber der Theoretiker, er, der Hochgebildete, der es *weiß,* und sich gewiß damit auseinandergesetzt hat, verschweigt uns, daß wir seit Jahren ganz ungeheuerliche Aufschlüsse über den altorientalischen Mythos haben. Daß die großen Mythenforscher Stucken, Hugo Winckler, Alfred Jeremias, daß die Veröffentlichungen der vorderasiatischen Gesellschaft uns sagten: Das Weltgefühl, die Rezeptivität und die Ausdrucksart des alten Orients ruhen in einer, uns heute geradezu unvorstellbaren Art, auf der Abstraktion. Das altorientalische Weltbild ist *abstrakt:* ein Gestirn — in jenen Zeiten von ganz anderer, schon sachlich geographischer, praktischen Bedeutung für alle Bevölkerungsschichten als heute — ist jedem Menschen gegenwärtig in seinen Stellungen. Aber dominierende Bedeutung für die Welterklärung und die Pro

duktivität der Bildersprache bekommt die erstaunliche Tatsache, daß man die Gestirnstellungen wirklich vorher festlegen kann. Die Zahl kommt zu einer Gefühlsbedeutung, die sie heute längst abgeschliffen hat. Die Babylonisten haben das heute festgestellt, nicht durch Raten, sondern durch mächtige, wissenschaftliche Einzelarbeit; und sie haben die Durchsetzung der gesamten modernen Kultur, die entferntesten Negerstämme mit eingeschlossen, von babylonischer Sternmythologie aus dem Anfang des dritten Jahrtausends a. Chr. n. bis in unsere heutigen, gefühlsmäßigsten, bereits instinktiv gewordenen Gebräuche festgestellt. Die Abstraktion auch des alten Orients ist über jede Vorstellung weit entfernt von unserer heutigen Abstraktionstätigkeit. Unsere Abstraktion ist Steigerung des Menschendenkens bis zur allgemeinsten Gültigkeit, bis zu einer letzten Zeichensprache des Denkens, die, über die ganze von Menschen bewohnte Erdkugel hin, das Denken jedes Menschen einbezieht. Aber die altorientalische Abstraktion ist menschenfern. Sie setzt die geozentrische Weltauffassung der Antike voraus, und sie hat die Anschauung von der Erde als einer Ebene, über der die Sternbewegungen in der langsamen Rundwanderung des Tierkreises vor sich gehen. Der Zug der Planeten durch die zwölf Tierkreiszeichen beherrscht Gefühl, Phantasie, Vorstellen und Handeln jenes antiken Menschen völlig. Das hohe Mysterium, das heilig Esoterische, der Angelpunkt aller Prophetie und des antiken Messianismus ist die Feststellung, daß auch der Aufgang der Sonne während des Frühlingsäquinoktiums (der Frühlingspunkt, die Kreuzung der Ekliptik mit dem Himmelsäquator: das himmlische Kreuz) im Tierkreis weiterrückt, von einem Tierkreiszeichen, um dreißig Grad, zum andern in ungefähr 2200 Jahren. Diese Dauer des Verweilens des Frühlingspunktes in einem Tierkreiszeichen ist „das Zeitalter". Um das Jahr 2900 v. Chr. trat die Welt ins Zeitalter des Stiers, um 700 v. Chr. ins Zeitalter des Widders; seit etwa dem Jahre 1500 unserer Zeitrechnung stehen wir im Zeitalter der Fische. Schon diese Andeutungen hellen Außerordentliches auf. Jedes dieser, ganz subjektiv vom geozentrischen Standpunkt aus

beurteilten kosmischen Daten ist ein weithin wirkendes Zentrum riesiger religiöser und politischer Umwälzungen: der mächtigste wirkende Inhalt jedes überindividuellen Handelns der alten Zeit. Das Wissen um den Wechsel der kosmischen Zeitalter, und die Vorstellung davon ist heiligste Lebenskunde des orientalischen Altertums, der größte Umfang und die reichste Quelle jedes bewegungschaffenden Mythos.

Aber nicht für uns!

Jeder heute kennt die astronomischen Gründe, aus denen jene antike Abstraktion, dieser Mutterschoß des orientalischen Mythos, für uns keinen echten Gefühlstrieb mehr gebären kann.

Eine plumpe und flach unwissende Aufklärung meinte einst, Religion — die Auswirkung des Mythos — sei Priestertrug gewesen. Das war dumm und falsch gemeint, denn solange der Mythos echt war, war auch seine Lebenswirkung wahr. Aber ebenso dumm, falsch, flach, unwissend und plump ist es auch, unsrem heutigen Menschlichkeitsbewußtsein eine neue Verdunklung entgegenzuhalten, und zu sagen: „Humanitas ist ein überwundener Standpunkt; es kommt darauf an, wieder zur ewigen Wahrheit des Mythos zurückzukehren, um jeden Preis von Menschenleben!" O lebensgefährlicher Irrtum! Keine ewige Wahrheit ist Mythos, sondern nur eine zeitliche. Ebenso respektabel, ebenso uns fern wie andere zeitlich gebundenen Gefühlswahrheiten. Aber heute nicht um das erbärmlichste Menschenleben wertvoller, wirkungsberechtigter, lebenszielgebender als beispielsweise für die heutigen Bewohner Griechenlands eine Erinnerung an die zwölf Taten des Herakles. (Die ungeheure Weltdiskrepanz, das schauerliche Mythoselend des mittelalterlichen Judentums — dieser Gemeinschaft aus Isolation — tritt zutage in der wertvollen Quellenforschung von Erich Bischoff: „Babylonisch-Astrales im Weltbild des Talmud und Midrasch.")

Daß auch Zionisten dies wissen, wäre vorauszusetzen. Aber aus einem tiefen Instinkt vernachlässigten sie die Mitteilung, daß die wichtigste Dimension der altorientalischen Welt — zu der

das biblische Judentum nur als ein ethnographisches Sondersegment gehört — daß ihr Wichtigstes die Abstraktion ist. Sie sprechen oft von Mythos — und es ist nicht angenehm, daß dieses Wort, dessen Inhalt doch erst zur Mitteilung von Geheimnissen dient, schon in seinem stilistischen Gebrauch selbst als geheimnisvoll verdunkelnde Klangschwingung gebraucht wird. Wer vom Mythos spricht, müsste äußerste Klarheit darüber schaffen, daß der Mythos eine Versinnlichung durch das alltägliche Mögliche und Greifbare einer abstrakten Urkonzeption ist. Man darf nicht mehr das Abstrakte des orientalischen Blicks verschweigen. Aber der Zionist macht seinem Gegenüber dunkle Andeutungen vom Mythos und knüpft an diese Andeutungen ethische Folgerungen; Forderungen dessen, was sein *sollte*. Die ethische Folgerung, die er aus dem Mythos zieht, heißt: Auf nach Zion! Doch wie, wenn man einmal dem Mythos ins Gesicht blickte? Und wenn man aus anderer — heutiger — Voraussetzung zu anderer — heutigerer — Folge gelangte? Wenn — ganz abgesehen von allem Folgern, ganz außerhalb des Folgerns — einem jenes Ethos selbst fadenscheinig dünkte? Und wenn von allem nur übrig bliebe: Der erste Beginn des Menschen: das Ethische; und die letzte Ausflucht des Menschen: das Ethische.

Aber das haben wir ja schon lange gewußt!

Man entgegnet mir: Der Mythos sei überhaupt zu jeder Zeit, überzeitlich, der Vorbeginn alles Fühlens, Denkens, Entschließens des Menschen, und jeder Mensch habe im Dunke seiner Geistesverrichtung den Jahrtausendweg der Menschheit am Mythos zurückzulegen. Darauf wäre zu antworten: Das ist von vornherein falsch, denn diese Hypothese entspringt der willkürlichen Übertragung rein naturwissenschaftlicher Prinzipien (Phylogenese) auf das Geistige. Es ist aber auch sachlich falsch, denn gerade die Tatsache, daß in unserer Kultur Rudimente rein instinktmässig herrschen, die in ihrer Vollkommenheit vor Jahrtausenden die Regenten des bewußten Willens waren, zeigt, das wir im Mythos vor einem bloß historischen Faktum stehen. Jene Lebenserscheinungen unserer

Zeit, die sich als letzte, verblaßte Ausläufer eines Mythos erkennen lassen, zeigen vor allem, daß es in unserer Kultur Wurmfortsätze Babylons gibt. Sind sie zu bewahren? Wird etwa jemand den Blinddarm als das herrlichste Symbol allgemein überzeitlichen Tierlebens preisen? — Man hat mit gefährlichen Wurmenden des Mythos zu machen, was man mit dem Wurmfortsatz zu machen pflegt, wenn er Entzündungen hervorruft.

Aber der neue Mythos? Darauf ist zu fragen: Warum muß denn durchaus ein neuer Mythos aus der Erde gestampft werden? Leben wir etwa für zukünftige Mythologen? Oder, leben wir nicht vielmehr, um zu handeln! Und wenn durchaus der neue Mythos da sein soll, so kann er doch erst kommen, wenn eine neue Abstraktion da sein wird. Innerhalb des altorientalischen Kosmos können wir heute nicht mehr schöpferisch denken. Und gerade das Hauptresultat der babylonischen Abstraktion, das bis zu Paracelsus hochwirkend ist, erscheint uns heute notwendig als eine kuriose Bildlichkeit, etwas niedlich Dichterisches, eine angenehme, oberflächliche Metapher: die Annahme einer Entsprechung von Himmel — Makrokosmos und Erde — Mikrokosmos; die Annahme der notgedrungenen Parallelität zwischen Makrokosmos — Himmel — Erde und Mikrokosmos Mensch. Die letzte grosse Ausschwingung des babylonischen Gestirnmythos wurde wirkend in der Kabbala. Aber betrachten wir das Schema des kabbalistischen Menschen mit seinen mythischen Himmelsentsprechungen: Als Abbild irgend eines Seins, als Feststellung genommen ist es heute völliger Unsinn. Aber als Aufzeichnung ethischen Strebens gefaßt — wenn man den alten ethischen Sinn der Gestirnbetrachtung einsetzt — ist es unendlich schön. Und dabei stellt sich wieder heraus: Nennt nur das Ethische, das Wollen, das Streben, das Handeln, und es wird schon durch sein bloßes Genanntsein lebendig. Noch auf der Hintertreppe ist das Ethische interessant, das heißt von uns allen als mächtigster Faktor unseres Lebens erkannt. Was bleibt vom Ethos? Alles. Was bleibt vom Mythos? Eine historische Schabracke.

Und dazu, für den Mythos, Palästina bemühen? Palästina nahelegen: deutschen Juden, die zu Friedenszeiten schon schwer in Frankreich leben konnten; italienischen Juden, denen es nicht anders in Deutschland ums Herz war; französischen Juden, denen Amerika zu wenig französisch war! Für Menschen, die bereits Nationen angehören; für schon — wie ihre Mitbürger — allzu Einnationalisierte, die der Krieg zu noch größerem Nationalismus drängte; für sie wiederum eine neue Nation errichten! . .

*

Der Mythos ist längst Gebrauch geworden. Unsinnig ist es, zu wünschen, daß der Gebrauch wieder Mythos werde!

Das wissen wir ja, daß wir in allen Richtungen der blinden Gefühlshingabe noch heute unter dem Druck des alten Orients stehen; bis in *scheinbar* geistige Sublimierungen: in unserem Musiksystem, in unseren Sprachbildern, sogar in Traditionellem unserer Architektur und der bildenden Kunst. Also klar ausgesprochen: In unserem bloßen Vegetativleben. Und in den meisten unserer staatspolitischen Symbole! (Umfassend nachgewiesen von Robert Eisler in dem bedeutenden Werke „Weltenmantel und Himmelszelt". Daraus auch die Suggestivideen des Imperialismus sich als alte Symbole einer verwesten Mythenwelt ergeben. Jedoch wenn unser Vegetativleben, unser seelisches Pflanzenleben unter dem Strahlendruck des Orients steht: Wichtig ist heute, tausendmal wichtiger, das einzig Wichtige ist die Frage: Welcher ist der Strahl, der von *uns* ausgeht? Deutlicher: Welches ist unser *Wille?*

Und nur ruhevoll plätschernd wäre die Folgerung: Also auf, und verstärkt den Orient in Euch noch, auf zum Orient nach Zion! Ruhevoll verrückt wäre das! Es läge ein Fall von unerhörtestem, inzestuösem Egoismus vor: Ein Mensch glaubt, daß einer Sondergruppe von Menschen, hier den Juden, bestimmte wertvolle Kräfte eigen seien. Diese Kräfte will er — nicht etwa der Menschheit, die es sehr nötig hat, zuführen, sondern wieder-

um jener Gruppe selbst, die sie produziert! Der Zionist schiebt alles, was stark, bedeutend — womöglich neu — ist, auf Seite des Orientalen; alles Relativische auf Seite des Okzidents. O Typisierung! Ist es nicht Unrecht, mit Völkern und Jahrtausenden umzuspringen, nur um einige Begriffe zu destillieren? O dünnste aller Legenden!

Doch auch diese Begriffe sind nicht dicht. (Man zeige mir die Unentschiedenheit etwa und Relativität der Hellenen.) Nein, der Theoretiker des Zionismus pflegt ein Abkömmling der rührseligen Goethephilologie zu sein, die Wucher mit der Vorstellung vom Erlebnis trieb. Innerhalb dieser Vorstellung ist alles gleichwertig.

Aber seid gewiß, es gibt Werte auf der Welt! Also käme es auf die „Richtung" an? Ja, es kommt auf die Richtung an. Es kommt so auf sie an, daß heute ein minderer Mann, der reinen Herzens einer Richtung sich ergibt, mehr für das Glück, die Stärke und die Menschlichkeit der Menschheit tut als ein großer, doch höchst isolierter Solipsist in der „allumfassenden Einsamkeit seiner Seele". Er tut mehr. Einfach sachlich leistet er mehr. — Heute, des wichtigsten Beispiels halber, ein organisierter Genosse. Heute! —

Der Geist kennt nur Verwirklicher seiner Befehle. Je nach der Art der Trübung, der Einschiebung, des minderen Mittlertums zwischen Geist und Verwirklichung gibt es Nationen. Und nun sucht der Zionist vom Absoluten, vom Geist, einen Spezialgeist, einen Judengeist abzusondern. Er sucht noch eine weitere Trübung, Einschiebung bewußt zu konstruieren, über die schon vorhandenen hinaus. Eine Nation, die in der Luft schwebt. Er will eine Gemeinsamkeit fundamentaler Art für die Heutigen finden, die nicht fundamentaler Art ist. Die Tatsache Judentum, die Tatsache irgend einer Gemeinsamkeit der Juden — durch das Faktum: Jude sein — liegt nicht in der Natur, sondern nur in ihrer Isolation. Woher aber, wird man mich fragen, eben diese Isolation? Aus dem Kult, antworte ich. Wer Sabbat macht und beschneiden läßt, ist isoliert.

Es ist auch nur ein Kult, gar keine wirkliche Religion mehr. Eine Religion (man wird finden, der zionistische Theoretiker scheut selbst hier die Klarheit und tritt für eine vage Religiosität ein), die in jeder Einzelheit nichts mit ihrer realen Umgebung zu tun hat, ist erstens keine mehr, und dann isoliert sie ihre Vertreter. Der Zionist muß beispielsweise gewöhnlich die Juden gegen den Vorwurf verteidigen, sie ständen dem Ackerbau fern. Er kann anführen, daß die meisten und stärksten Bilder des Alten Testaments dem Ackerbau entnommen sind. Schön. Aber, wie sollen etwa heute Ballin oder Rathenau oder der Zigarettenarbeiter Moritz Itzig zu einer Religion stehen, deren wirksamste Bilder aus (noch dazu veralteten) Methoden des Säens und Pflügens genommen sind! Dazu: jedes der *kosmischen* Bilder dieser Religion ist einem Weltbild entnommen, das nicht etwa nur poetisch symbolischer Art ist, sondern einer ganz historisch eindeutig bestimmten, physikalischen und astronomischen Naturanschauung entspricht. Dieses Weltbild war vor fünftausend Jahren regierende Selbstverständlichkeit. Heute ist ein anderes regierende Selbstverständlichkeit. Aber das tangiert eben nur die kultische Gemeinschaft. Es tangiert nicht im geringsten die religiöse Idee. Nicht unsere gläubig brüderliche Menschengemeinschaft.

Also Aufklärung?

Ja. Lieber flachste Aufklärung, als Verwirrung aus Tiefe. Nebenbei: Nie erhoben sich ätzendere Aufklärer, als die *Propheten* des Alten Bundes, in ihrem Kreis. Ihre Feinde, heute angeschaut, wären die empfindungsvoll Erlebnisstolzen, Besitzenden; die auf ihre Geistgeheimnisse eitlen Hihi-Wesen; die Mystiker der Bibliotheken; und die Austeiler leerer Versprechen aus Tiefe.

Und Gott?

O er ist für uns mächtiger da, als für Sie Einzelne, die ihn mystisch immer erst wieder „verwirklichen" müssen. Für uns ist er Wirklichkeit, und ihm suchen wir nur die Wirklichkeit unserer Erdkugel zu nähern. Denn für ihn sind wir nicht Orientalen oder Abendländer — für ihn sind wir Gemeinschafts-

menschen. Menschen der Menschheit. Es gibt nichts, das wesentlicher wäre! Heute benannt: Sozialisten!

*

Immer noch sind wir alle heimlich versucht, nach Blutsunterschieden zu forschen. Das letzte Jahrhundert hat unsere Nüstern so witternd gemacht, unsern Spürsinn für Subkutanes so geschärft, daß uns heute jene Annahme beinahe als zu simpel erscheint: Die Juden unterschieden sich von den Nichtjuden durch den Kult. Doch es ist so. Und dieser Unterschied, den wir in religionsfremden Gegenden fast nicht mehr zu sehen bekommen, ist mindestens ebenso geheimnisvoll wie Blutverschiedenheit, Blutgemeinschaft oder die grobe Naturalmystik von der Vererbung. (Und man muß die Kraft des Geistes kennen, um zu wissen, daß er nicht nur Judennasen formen kann, sondern bei amerikanischen Einwanderern sogar Amerikanerkinne.) Aber auch nicht, wie Sombart meint, die Glaubensgrundlagen des Alten Testaments haben die Praxis des modernen Judentums geformt — denn gerade für diese Hypothese kommt der Moment, wo Jude, Calvinist und Quäker praktisch ununterscheidbar werden! Nein, ein ebenso einfacher wie furchtbarer Vorgang hat dem Judentum zu seiner Sondergemeinschaft verholfen: Sein Kult, im alten Orient zu Hause, stimmt in allem Wesentlichen nicht mehr zu den Tatsachen des neuen Abendlands; also werden die Tatsachen des neuzeitlichen Landes dem alten Kult angepaßt! Das tut der Talmudkommentar; dieses unglaubliche, jahrhundertlange, aufreibende Bemühen, angebliche Gesetze zu finden. Gesetze, nach denen Äußerlichstes verschiedenster Art in nie gewesener Übereinstimmung erblickt werden könne.

Durch Jahrhunderte hindurch stand die jüdische Gemeinde vor jeder neuen Tatsache absolut fassungslos, ungläubig, skeptisch — nur den Kult hat sie nie angezweifelt. Während gerade der Kult der anderen Glaubensgemeinschaften (— nicht vielleicht der Glauben —) im engsten geographischen Zusammen-

hang mit der jeweilig aktuellen Umwelt steht! Aber diese gewaltsame Selbstisolation der Juden, ungläubig fort von der Welt ihres Lebens, und hin zu der Zeichensprache einer Welt, die schon lange nicht mehr da war, die in ihren Zeichen bereits nichts lebendig einflußkräftig Überzeugendes mehr bedeuten konnte; diese erarbeitete Schulung im Nichtsehenwollen, dieses Gespenstischmachen der wirklichen Welt: das ist natürlich eine tausendmal mehr mystische Erscheinung als alle neuzionistischen Mystiken. — Sicherlich gibt es heute noch Liebhaber von Postkutschen — aus Romanlektüre. Nun aber eine alte Postkutsche auf ein modernes Automobilchassis zu setzen; vornan einen Chauffeur im Postillonskleid, der, weil er nicht trompeten kann, statt des Posthorns ein signalblasendes Grammophon in Betrieb setzt: das ist doch eine Magic-City-Idee! Aber der Zionismus ist eine Magic-Gity-Idee.

Denn: Menschen haben endlich gelernt, ihre Welt zu sehen, zu unterscheiden, zu begreifen — im Gegensatz zu ihren Vorfahren. Und diese Menschen will man an einen Ort führen, der zwar ihren Vorfahren längst nicht mehr wirklich war, unter dessen Illusion sie aber ihre nächste Lebenswelt verfehlten! Was nun sollen diese heutigen Menschen dort, an jenem Ort, dessen Realität doch schon zu biblischen Zeiten nicht mit seinem auf den Himmel bezogenen Plan übereinstimmen konnte? Sollen sie vielleicht dorthin ihre neue, wirkliche Lebenswelt importieren? Sollen sie vielleicht inmitten orientalischer Realität nunmehr einen romantischen Kult des fernen Europas pflegen — weil bisher ihr Unglück darin bestand, ihre europäische Realität über ältestem Orientkult zu vergessen!

Dieses neue Zion wäre noch viel schlimmer als jene Postkutsche.

Es geht mit dem Zionismus wie mit der Alchemie. Jahrhunderte lang suchen Laboranten nach symbolischen Rezepten, aus Blei Gold zu machen. Und der Sinn der Rezepte war gar nicht die Erlangung des wirklichen Goldmetalles, sondern eine Anleitung zur sittlichen Wiedergeburt des Einzelmenschen.

Sollte so nicht der Fall des Zionismus liegen? Er sagt „Zion" und meint Reinheit des Einzelnen; er verheißt Palästina und meint das Paradies auf Erden: Die Besitzlosigkeit, die Unbedingtheit des Menschen vor Gott. (Im Gegensatz zum Talmudisten, der, in seine Umwelt verstrickt, sie künstlich negieren will.) Aber die plumpen Tatzen der zionistischen Sudelköche aller Konfessionen wollen durchaus den Juden hin ins geographische Palästina zerren!

„Juden". Um wen handelt es sich da eigentlich?

Nicht um Juden als Rasse — die jüdische Rassenreinheit wird heute selbst von den Rassentheoretikern nicht mehr behauptet.

Nicht um Juden als Nation — denn das strebt ja der Vulgärzionismus erst an und behauptet die Tatsache nur rückläufig.

Sondern, unabhängig selbst von einer Untersuchung des historischen „Warum?" (was nur wieder schwankende und je nach wissenschaftlichen Zeitstimmungen wechselnde Begründungsversuche ergibt), unabhängig selbst von der historischen Linie muß man für die Wahrheit feststellen: Es gibt heute deutlich und greifbar zwei jüdische Riesenkontinente in der Welt. Die europäischen Juden auf der einen Seite, die Ostjuden auf der andern. (Dieser Unterschied reicht bis nach Amerika.) Die klare Betrachtung der menschlichen Situation beider Teile ergibt die nackte Tatsache: Die europäischen Juden sind eine Gruppe von gehaßten Menschen. Die Ostjuden sind eine Gruppe von hilflosen Menschen.

Haß ist etwas, worüber man doch einmal zur Verständigung kommen kann. Dagegen Hilflosigkeit ist eine schlimme Krankheit.

Der Zionismus macht den Kranken stolz auf seine Krankheit. Und so schön es ist, jemandem zuzureden, gerade aus seinen Mankos und negativen Seiten und allen Dingen, die man vermißt, sich ein produktives Lebenselement zu schaffen — so sehr ist doch nötig, daß der Ratgeber deutlich angeben kann, welchem Sinne denn diese Produktivität diene. Dagegen raten zionistische Bewegungen den Ostjuden die heilige Bewahrung

ihrer Hilflosigkeit an, zum Zwecke der Produktion derselben Hilflosigkeit!

Die erste Pflicht des Menschen, die einzige, ist, den Nebenmenschen auf das Niveau der eigenen Verantwortung zu bringen. Es war einmal eine sehr beliebte Tätigkeit von Damen der Gesellschaft, Strümpfe für die nackten Negerkinder in Afrika zu stricken. Das ist, aus geographischen Gründen, komisch; es war aber, im Letzten, richtig, neu, und verantwortungsvoll gedacht. So sollte es heute guter Ton sein, vornehm, ja — wenn es sein muss — unausweichlich elegant, die Hilflosigkeit der Ostjuden zu heilen. Nicht durch Judenschulen hilft man ihnen, sondern durch Schulen; nicht durch Betonung ihrer besonderen Hilflosigkeit, sondern indem man sie zur Selbsthilfe anstachelt. Wie? die Japaner tragen Gehröcke oder feldgraue Uniformen; in China sind die Zöpfe verschwunden; und es sollte irgend einen Grund geben für Kaftans, Schläfenlöckchen und unterscheidende Sitten aus Troglodytenzeit — selbst wenn sie nur symbolisch gemeint sind. Und gerade dann! Man darf sich nicht durch die, meist im verächtlichen Sinne gebrauchte Behauptung einer angeblichen „Assimilation" vieler Juden täuschen lassen. Im Kampf gegen die Assimilation lassen sich die Zionisten gern vom Typus des antisemitisch-nationalistischen Corpsstudenten helfen. Das macht diesen Kampf verdächtig. Dieser Kampf wird geführt gegen die letzten geistigen Lebensmöglichkeiten des Abhubes der Ostjuden, das heißt gegen die ärmsten, verlassensten, unwissendsten, jämmerlichsten Menschen. Satte kämpfen da gegen wahrhaft Unglückliche, einfach Unglückliche, ohne jeden seelischen Beischmack Unglückliche. Solche, für die auch die leiseste Änderung ihrer *äußeren* Lage schon das Glück, das Wunder, das Zion bedeutet. Und für die Zion vor allem Änderung ihrer Lage bedeutet!

Aber der Kampf gegen Assimilierung ist zudem ein Kampf gegen Nichtvorhandenes. Assimilierung? Aber woher käme dann das erbitterte Ringen um haltbare Staatstheorien, wenn es bis heute gelungen wäre, auch nur die Assimilierung des Deutschen an Deutschland, des Franzosen an Frankreich, fest-

zustellen? Oder haben sich bis heute etwa die Europäer an Europa, die Menschen der Menschheit assimiliert?

Lieber gehaßt sein, als hilflos. Hilflosigkeit, selbst im „eigenen Haus", läßt das Haus zusammenfallen. Aber Haß hat in dem Augenblick seine Rolle ausgespielt, wo es gilt, gemeinsam mit seinen Nebenmenschen für die allerdrängendsten, allernächsten, primitivsten Aufgaben der Erde zu arbeiten.

GLOSSEN

Vier Bilder.

I.

JESUS.

Obwohl alles dieses vielleicht nur krause und struppige Einbildungen sind, wirre und wilde Phantasien, Nachtgebilde, und obwohl ich diesen Menschen, diesen Jesus, vielleicht, oder besser: wahrscheinlich überhaupt nie mit diesen meinen Augen gesehen habe, ihn nie zu Gesicht bekommen habe, so möchte ich doch beinah glauben, daß ich ihn einstmals sah, und ich möchte nicht zweifeln, daß er mir eines Tages, am späten Winterabend, da es schon angefangen hatte zu dunkeln, im Schnee erschien. Dort, dort in der Vorstadt, im Außenviertel, wo die bleichen, weiten, gespensterhaften Felder an die letzten entlegenen Häuser grenzen, wo die Einöde an die Bewohntheit streift, sie gleichsam leise streichelt, dort begegnete er mir, dort kam er mir mit stillen und großen Schritten langsam entgegen, der Ungeheure, der Unbegreifliche. Einem Toten, einem aus dem Grab Entstiegenen, einem schrecklich und urplötzlich Auferstandenen glich er, und das müßte er doch wohl, denn Jesus, der edle, große Freund der Menschen, ist ja doch wohl schon längst gestorben, längst begraben, längst nicht mehr lebendig. Dort aber lebt er im Geisterscheine des riesig-kalten Abends, fabelhaft-groß und schön. O, es wäre schade, wenn dies nur Einbildungen, nur Verzückungen wären. An gewisse Dinge will, will man glauben; man zwingt sich dazu, und man kann nicht anders. Wunderbar waren schon die großen, stechend-glänzenden Sterne am Winterhimmel und die Kälte, die mir Herumstehenden durch die dünnen Kleider drang. Ich schlotterte in meinem dünnen Anzug, dessen erinnere ich mich noch sehr gut, aber eine unendliche, heiße, gute Fröhlichkeit durchzitterte mich und machte mich leben, wie ich nie vorher und nie nachher wieder lebte. Der Geist ist es, der uns leben macht, und er, den ich im Zwielichte hin und her schreiten sah, war ein Geist, war doch sicherlich hauptsächlich oder lediglich nur ein Geist, ganz nur Gefühl und ganz nur Geist. Mich durchschauerte, durchglühte ein Geist, und alles rings um mich fing an zu singen, zu reden, zu tönen. Die Stille und die Liebe in derselben tönten, ich war mir dessen auf das allerlebhafteste bewußt, und ich freute mich. Es war ein unaussprechliches Freuen, Hoffen und Glauben und Lieben in mir, und da stand der Rätselhafte mit Haaren, die ihm in entzückenden, goldenen Schlangen und Wellen vom Kopf auf die Schultern niederfielen, ein Anblick, der mich starren machte. Das schöne blonde Haar

umloderte ihn wie ein zehrendes Feuer und dazu sein Blick, nein, ich muß gestehen, daß ich etwas so Furchtbar-Schönes nirgends sonst im Leben wieder sah. Solche Dinge sieht man einmal im Leben und nachher nie mehr wieder, und sollte man auch tausend Jahre alt werden. Sonderbar ist es übrigens, daß sich mir, als ich die fremdartige Gestalt sah, sogleich der Gedanke aufdrängte, es sei Jesus, den ich da vor mir sehe. Ich habe in späteren Tagen oft besonders hierüber viel nachgedacht, bin jedoch nie recht klug geworden. Im Klaren über irgend etwas sein, heißt unter Umständen alles wieder verlieren. Oft ist das Unklare am schönsten, und hoheitsvolle Gebilde wollen und dürfen nicht gänzlich durchschaut und erkannt sein. Mit durchdringendem Forschen kann man, so bilde ich mir ein, den Gegenstand, statt ihn nun sich noch besser zu eigen zu machen, oft auch vernichten und in Nacht und Unsichtbarkeit versenken, genug, ich will froh sein, wenn ich mir eine Ahnung aufbewahre und will weiter nichts zu wissen begehren. Jesus war also nicht tot: das war der herrliche Gedanke, und an ihn klammerte ich mich. Die Liebe stand dicht vor mir im Schnee mit wunderbarer Zärtlichkeitsgebärde und mit himmlisch-scheuen Augen, die einen schrecklichen Glanz besaßen. In die Erscheinung warf ich mein ganzes Wesen. Aus einer Wirtschaft, die nah lag, drang wüster Trinkerlärm; es ist mir dies ebenso unvergeßlich geblieben wie die Holdheit und überirdische Sanftheit der göttlichen Erscheinung. Ich fragte mich, was Jesus hier wolle, hier draußen am äußersten Rande der Stadt, ob es denn für ihn in der Welt etwas zu tun gäbe, und auf was für Art er wohl denken könne, sich bemerkbar zu machen. Sonderbare Gedanken schossen mir durch den Kopf. Ich ging dann ins Haus hinein, hinauf in mein Zimmer, zündete die Lampe an, setzte mich an den Tisch, ergriff die Feder und schrieb auf ein Blatt Papier das Gesicht und alle Gedanken, die darauf Bezug hatten, sorgfältig nieder. Als ich fertig war, ging ich ans Fenster, öffnete es, es war schon spät, und schaute hinaus in die Nacht, in die der Halbmond aus seiner Höhe hinabschaute, und da sah ich den fremden Mann immer noch auf der Straße stehen. Ich hätte ihm irgend etwas zurufen mögen, aber ich fand kein geziemendes Wort, und die Stimme war mir wie abgeschnitten. Ich schloß das Fenster und legte mich ins Bett Am andern Morgen, als ich herunterging, war mir, als sähe ich die Spuren von des Fremdlings Fuß im Schnee. Er selber war weg.

II.

DER ARME MANN.

Er war ein unscheinbarer, gedrückter, zaghafter, armer Mann. Energie und Selbstbewußtsein waren nicht seine Sache. Stolz kannte er keinen. Wo hätte er Stolz haben wollen? Er war klein, unbedeutend und schwach. Die Zeitung las er mit einem Gefühl von Bewunderung. Er staunte große Herren ehrfurchtsvoll an. Alles achtete er, nur sich selber nicht. Woher hätte er Achtung vor sich selbst nehmen wollen? Von Figur war er ebenso unansehnlich und schmächtig wie von Charakter. Sein Leben bestand aus Unterwürfigkeit und Gehorsam. Der

Sinn seines Lebenswandels war ein fortlaufendes, armes Sichschmiegen, Durchschlüpfen, Abfinden und Ducken. Er war und blieb arm. Zart und dünn war er und geboren zum Dienen und Nichtsbedeuten. Feig und knechtisch war er nicht. Hierunter versteht man etwas anderes. Knechtisch gesinnt ist der, der anders gesinnt sein könnte und der eigentlich verpflichtet wäre, anders gesinnt zu sein. Feig ist der, der da ganz genau weiß, daß er Mut und Tapferkeit zeigen sollte. Unser Mann hier wußte weder von Feigheit noch von Tapferkeit etwas, er wußte nur, daß er ein armer Mann sei. Es gibt Leute, die durch gemeine, feige Haltung hoch emporsteigen, während ihnen, wenn sie sich mannhaft und charakterfest aufführen würden, das Leben sauer gemacht werden könnte. Hier unser Mann dachte keinen Augenblick ans Emporsteigen und Laufbahnmachen, er trug niemals in seiner armen kleinen Seele einen solchen vermessenen Gedanken. Irgend etwas in der Welt bedeuten, war für ihn zu kühn. Er war für die Armut geschaffen und für die Niedrigkeit geboren. Ach, was für ein kläglich, armselig Lied singe und intoniere ich hier? Bin ich der Musikant der Kläglichkeit geworden? Ihm war immer bang, und gegenüber den Dingen der Welt, die er vollkommen respektierte, kannte er nur ein fortwährendes Erzittern. Ein Büreaulist, Kanzlist und Schreiber war er, so ein dürftiges, armes, Papier in der Hand hin- und hertragendes, scheues, schüchternes, bittendes, um Erbarmen, Mitleid und Nachsicht flehendes, armes, schwaches Männchen war er. Der Name Mann paßte für ihn gar nicht. Er glich einem zarten lieben Jüngferchen in Mannsgestalt. Blaß und abgemergelt sah er aus. Aber er sah nicht schlecht aus. Ich sah ihn einige Mal und wie ich ihn sah, hatte ich ihn lieb, erbarmte und dauerte er mich, war er mir sympathisch. Auch redete ich ein paar Mal mit ihm. Seine Stimme klang leise und gedrückt. Es war keine rechte Stimme und von einem Klang war keine Rede. Ich habe gedrückte, scheue Wesen, sei es ein Kind, ein Mann, ein armes Frauchen, ein Hund, oder sonst ein armes Tier, ein krankes Kätzchen usw. immer geliebt. Ich habe mich von jeher solchen Wesen sogleich aufs Tiefste, Freieste und Schönste verbunden gefühlt. Stimme und Nase und Gang des Mannes waren einander ähnlich. Stets trug er einen devoten, ehrbaren, sauberen, furchtsamen, dienstbeflissenen, langen, schwarzen Rock. Der Rock war ihm wie angegossen, so, als sei er schon im langen, schwarzen Rock zur Welt gekommen, um auf derselben nie zu etwas Höherem zu gelangen als dazu: sich vor ihr zu fürchten! Sein zaghafter, feiner, netter, furchtsamer Schritt bettelte und stotterte um Verzeihung für das Wagnis Gang und das Verbrechen Auftreten, denn er fürchtete stets, er stoße irgendwo an und kränke irgend jemanden. Über seine Kindheit ist mir nichts bekannt. Ob er noch lebt, weiß ich nicht. Vielleicht starb er. Du Guter, Armer, daß du in den schönsten, strahlendsten Himmel kommen mögest, daß dich Engel mit wunderbarem Gefieder umflattern. Daß dich die süßeste Liebes- und Trostmusik umtöne, und daß du selig seiest im Himmel. Selig sind ja

die Armen und Schwachen. Ihnen gehört das Himmelreich! Er tat nie irgend jemand weh, trat nie irgend jemand zu nah und er fügte nie irgend jemand etwas Leides zu. Wie hätte er das je vermocht. Zum Wehtun gehört mehr Kraft, als der arme Mann besaß. Ein einziges Mal in seinem stillen, sanften Dulderleben rebellierte er, begehrte er auf und stellte er sich, wie man sagt, auf die Hinterfüße.

Er trat wegen einer erlittenen Ungerechtigkeit, die ihm zu bunt und zu dick war, vor seinen gestrengen und erhabenen Herrn Direktor und forderte seine Entlassung, welche ihm allsogleich gegeben wurde:

„Kommen Sie so? Das hätten wir Ihnen nicht zugetraut. Wissen Sie, was das ist? Wir wollen es Ihnen sagen. Das ist so und so, und kurz und gut: Sie können ihre Sachen packen und gehen. Aufsätzige Angestellte haben wir nicht nötig. Voilà!"

Und der Arme sah sich auf die Straße gesetzt. Er sah sich herzlos entlassen, wo er in seiner Treuherzigkeit und seinem Gerechtigkeitssinn geglaubt hatte, man würde sich bemühen, ihn zu bewegen, ferner im Dienst zu verweilen.

Das war in des armen, guten Mannes Leben das große Erlebnis. Kurze Zeit darauf bettelte er um Gnade und gütiges Verzeihen, daß ihm der Herr Direktor doch das Geschehene verzeihen und ihn wieder anstellen möge. Man hatte Nachsicht mit ihm, und weil er ein treulicher, fleißiger und pünktlicher Arbeiter war, so wurde er wieder aufgenommen, und der Mann war glücklich darüber.

„Ei, Sie müssen nicht aufprotzen, potz tausend", sagte der Herr Gewalthaber. Das Männchen kratzte sich im Haar, schaute demütig zu Boden und lächelte.

O du guter, sanfter, geduldiger Mann, du liebes gutes Wesen, das nie ein Unrecht tat, möge Gott dich behüten. Amen!

*

Nachtrag:

Mit seinem Gut ging der arme Mann stets äußerst sorgfältig um. Seine Stiefel waren immer peinlich sauber. Schulden machte er nie. Seine Wohnung entsprach seiner Bescheidenheit und Sparsamkeit. Wie viel Kinder er hatte, oder ob er überhaupt Kinder hatte, ist mir nicht bekannt. Wenn er eine Frau hatte, so liebte und ehrte er sie sicher, und wenn er Junggeselle war, so gab seine Aufführung sicher keinen Anlaß zu klagen. Eine Beschwerde war nie nötig gegen ihn einzureichen. Wenn ihn in der Wirtschaft die Kellnerin nur nicht gänzlich sitzen ließ, sondern ihn mit einiger Freundlichkeit behandelte, so war er froh. Politisiert hat er stets sanft. Es versteht sich dies eigentlich von selber. Er war kein Revolutionär. Seine Steuern bezahlte er pünktlich.

III.

MÖRI.

Einmal war ein Mann, der hieß Möri. Das war ein eigentümlicher Mann. Er ging ganz ordentlich gekleidet. Freilich war sein Hut ein wenig alt und verbogen. Aber die Hauptsache bei Möri war, daß er so ernst war. Er machte

ein so ernstes Gesicht. Er schaute darein, als habe er den Tod vor den Augen. Leute, die den Leuten und dem Leben ein so ernstes Gesicht entgegensetzen, sind nicht beliebt. Möri sah fast aus, wie ein Ritter des Mittelalters, wie ein Räuber. Er sah nach Gedanken aus, und Leute, die nach Gedanken aussehen, sieht man nicht gern. Man weicht ihnen aus, als seien sie Verbrecher. Der Gedankenreichste wurde ja ans Kreuz geschlagen und mußte sterben den jammervollen Tod der Kreuzigung. Möri hatte ein gutes Herz, er war ein guter Mann, ein ganz braver Mann, nur war er zu ernst. Die Leute schauten ihn ganz furchtsam an, als hätten sie Böses von ihm zu erwarten. Aber Möri war nicht bös, nur ernst war er. Er konnte nicht lachen, nicht lustig und fidel sein. Und er konnte keine Witze machen. Wer nicht lustig, witzig und fidel ist, wer das Leben ernst nimmt, der ist schon allein darum den Leuten ein wenig verdächtig. Möri schaute alle Leute so bang, so ernst, so fraglich an. Er war ein unheimlicher, ungemütlicher Mann; die Leute aber wollen, daß man gemütlich ist. So große, ernste Augen! Hu, es gruselt mich! Alles wich Möri aus. Wo er stand und ging, mochte niemand stehen und gehen. Wo er auftrat, wurde es mäuschenstill. Die Leute hatten einen seltsamen, unbegreiflichen Schauder vor ihm, wie vor dem Grabe. Da ging Möri zum Mädchen Emma, um sie zu fragen, ob sie ihn liebe. Das Mädchen Emma war lieb und hübsch, aber nicht für Möri. Sie sagte ihm: „Ich habe Angst vor dir, du bist so ernst. Du magst nicht lachen und du beträgst dich nicht wie andere Menschen. Ich liebe dich nicht und bitte dich, zu gehen und mich in Ruhe zu lassen." Da schnürte sich um Möris Herz eine unnennbare Trauer, und er ging. Wohin er gehen solle, das wußte er nicht recht. Eine Todessehnsucht griff ihn an, und tief ließ er den Kopf hängen. Bist du lebensüberdrüssig, Möri? — Noch nicht, aber bald! — Da ging Möri, weil er sich nach Unterhalt und Verdienst umsehen mußte, zu einem Herrn und bat denselben um eine kleine Anstellung. Möri schaute mit seinen ernsten Augen den Herrn an und dieser ihn, dann sagte der Herr: „Sie gefallen mir nicht, ich kann Sie nicht brauchen, es tut mir leid, es ist nichts zu machen, gehen Sie nur lieber wieder." Da ging Möri, und das arme Herz war ihm noch schwerer als vorher, es drückte ihn fast zu Boden. Müde und matt, wie er sich fühlte, wollte er in ein Gasthaus einkehren, um daselbst zu übernachten. „Morgen früh, wenn ich gut geschlafen habe, ist es mir vielleicht wieder leichter und besser zu Mute", sagte er zu sich selber. Der Wirt sah den ernsten, sonderbaren Mann, und kaum hatte er ihn unters Auge gefaßt, so machte er auch schon eine abwehrende Handbewegung und sagte: „Tritt mir lieber nicht ins Haus hinein. Geh dorthin, woher du gekommen bist. Du scheinst mir ein Strolch zu sein, und ich mag nichts mit dir zu schaffen haben." Und Möri mußte gehen. Da war er der unglücklichste, ärmste Mann der Welt. Nicht Liebe und nicht Vertrauen, nicht Brot und nicht Verdienst, nicht Arbeit und nicht Anstellung, nicht Kost und nicht Logis, nicht Essen und nicht Trinken, nicht Ruhe und nicht Schlafstätte hatte

er. Er ging zum See. Es war Mitternacht, und keine lebendige Seele war in der Nähe. Wie Möri ans Wasser trat, flüsterte das mitleidige, gute Wasser: „Komm du zu mir, du Armer. Bei mir hast du's gut. Da kannst du schlafen auf den weichsten Kissen. Ich bin weich und sanft, und wenn du in meinen Armen liegst, hast du Ruhe. Ich habe dich lieb, Möri, und ich bin freundlich, und wer zu mir kommt, den plagen keine Sorgen mehr, und aller Kummer hört auf. Komm du, komm!" Da dachte Möri, daß das Wasser für ihn gut sei und ging ins Wasser.

IV.

DIE ARBEITER.

Es war ein warmer Vorfrühlingstag. Das Wetter war schön und mild. Die ersten gelben und blauen Blumen zeigten sich im Grünen. Die Sonne lächelte freundlich und der Himmel glich in seiner süßen Bläue einer blaugekleideten, liebreizenden Prinzessin. Ein frischer, heiterer Wind strich über die jugendliche, frohe Erde dahin. Die Welt war wie neu geboren, alles war wie aufgerissen, als habe sich eine unendliche Weltfreiheit und ein unendliches Erdenglück geöffnet. Liebe, Sehnsucht und Freiheit schienen wie selbstverständlich, und alle Aufrichtigkeiten, Schönheiten und Offenheiten traten zutage. Die Nacht und die Müdigkeiten schienen auf immer verschwunden. Holder, süßer Frühlingssturm, reizende Ahnung, seelenvolles Drängen brausten aus allen Richtungen über die Häuser und Felder, die den göttlich-scheuen Hauch und Anstrich des Glückes ohne Namen besaßen. Und niemand arbeitete, niemand nahm ein Werkzeug in die Hand, niemand ging an diesem Göttertag, an diesem Wundertag zur Arbeit. Es ging ein Ruf durch die ganze weite helle Welt: „Legt jetzt die Arbeit nieder!" Mäuschenstill und wie am Sonntagmorgen war es, wo schöngekleidete Mädchen, mit der Sonntagswonne in der lieben Brust, feierlich spazieren. Eine stumme, gewaltig schöne Kirchenmusik, eine Liebesmusik und eine Freiheitsmusik, eine Freundschafts- und Verbrüderungsmusik tönte und klang daher mit Wogen, hoch hinauf in das Entzücken und in die freudige Begeisterung geschleudert und hinabgeworfen wieder, in ebenso schönen, kraftvollen Wellen, in alles Weiter- und Weiter-Ergreifen. Die ganze Welt war von Liebe und Güte und süßer Duldsamkeit so stark ergriffen, daß es keinerlei Fremdheit und Unfreundschaft mehr gab, daß die Menschen einander unter freiem Himmel und, ohne daß sie sich näher kannten, an den Hals fielen und Tränen der Freude über eine solche Seligkeit vergossen. Ein so bezaubernder Weltgedanke floß und läutete durch die frohe, aus Mißverstandenheiten und Unbegriffenheiten auferwachte, auferstandene Welt, daß zahlreiche gute, liebeüberflossene und freudeüberströmte Leute, betroffen, still, an der Erde, neben eines Flüßchens bescheidenem Rand saßen und standen und in ihre gänzlich benommene, übergossene Seele hinabweinten. Viele jubelten und schluchzten vor Lust und rangen vor Glück die Hände. Ein wunderbares Beten strömet über alle Lippen, und niemand, niemand arbeitete. Es hätte niemand mehr

arbeiten können, und alle nicht mehr arbeitenden Menschen begriffen einander. Es gab keine kalte Scheidewand mehr, es gab keine Verständnislosigkeit mehr, es gab keine Entfernung und keine Fremdheit mehr. Alles war nah, alles war offen, und jede Frage war beantwortet, und jedes Rätsel war gelöst, und alles Leid war verschwunden. Und niemand arbeitete. Aus allen Gegenden strömten die Arbeiter herbei, harmlos, wie sanfte, gute, kleine Kinder, die an der Elternhand vors Haus traten, um den freundlichen Nachbar zu besuchen! Kein Arbeiter arbeitete; keiner von den mühseligen Millionen, die immer arbeiten, die immer tagewerken, arbeitete an diesem schönen Tag. Gott im Himmel, du Allmächtiger, ich sehe ein, daß ich träume. Solch ein schöner Tag darf ja nur ein Traum sein. Daß doch alle Menschen glücklich wären. Daß es keinen Unglücklichen gäbe. Daß die Welt frei sei. Daß das Leben gut sei.

Robert Walser.

Gefangenebegraben.

Es gibt dort im Gefangenenlager gelben Sand und weichwehende Birken. Über den Sand zieht eine kleine Schar. Auf schweren Schritten. Einzelne tragen erdenbraune Mäntel mit tief im Nacken sitzenden Mützen, andere aber sind schwarz gekleidet.

Russen.

Und vor ihnen an der Spitze schreitet in weitem Mantel, mit Schlapphut und schweren Stiefeln der Pope. Wie ein Wüstenprediger, ein Heiliger, sieht er aus.

Vor dem Popen aber, getragen von vier nackengebeugten Männern, auf hölzerner Bahre ein Sarg, schwarz wie verbranntes Holz.

Ein totgeborenes Ungeheuer.

Die Sonne brennt.

Und sie beginnen — anfangs ganz leise — zu singen. (Gesang wie Silberstimmen mit ägyptischen Chören.) Das alte Borodinolied des Tatentreters Napoleon:

„Skaschi-ka djadja wed ne darom
Moskwa spalomaja poscharom Franzuska otdana . . ."

„Sag doch, Onkel, nicht umsonst ward das durch Feuer versengte Moskau den Franzosen gelassen. . ."

Dann stellen sie sich um das Grab. Der Pope spricht geweihte Worte. Die Muskelarme lassen den Sarg ins Grab. Ein Poltern von bröckelnder Erde.

Der Pope hebt die gebräunte Hand und läßt seine Stimme tönen: „. . . Von ihm hättet ihr eins lernen können: das Geben, die Brüderlichkeit. Der Krieg hat uns zusammengeworfen, wie der Wind die Blätter. Wir leben getrennt von denen, die wir lieben. Und wer könnte uns Liebe geben? Euch, nach dem Licht des Lebens sich sehnenden jungen Seelen, die ihr der Liebe bedürft. Einer liebmeinenden Hand.

Wir wollen nicht an die Heimat denken. Nein — nicht das Wort aussprechen. Wir können nur eins, das ist, uns einander ergänzen. Uns helfen. Uns Freunde sein. Und seht, ein solcher Freund war er, dessen Bild wir nicht mehr vor uns sehen. Es sind schon viele fern ihrer Heimat gestorben. Viele sind nicht mehr — schweigt stille für Augenblicke im Leben und

gedenket seiner Mutter, die ihn geboren. . . . "

Die braunen Mäntel gehen wieder zur sinkenden Sonne. Andere schwarz. Und vor ihnen, an der Spitze, in weitem Mantel der Pope.

Vor dem Popen aber, getragen von vier nackengebeugten Männern, eine leere Bahre.

Etliche unter ihnen fangen wieder an zu lachen. (Was ist ihnen der Tod?)

Dann beginnt wieder das Geläute der Silberstimmen und der ägyptischen Chöre:

„Skaschi-ka djadja wed ne darom. . ."
„Sag, Onkel, doch nicht umsonst. . . .
Ne darom. . .
Nicht umsonst. . . ."

Karl Löwenberg.

Der daheimgebliebene Mut.

Körperliches und geistiges Freifühlen von allem Umgebenden. In diesem Freifühlen schaffend wirken: das ist der Dreiklang des Mutes.

Unsere geschriebenen Geschehnisse handeln von nichts anderem als von Mut. Vom Mut der Eisenkämpfer. Doch das ist der Wörterbuchmut, den jeder leicht findet, weil er gedruckt steht und sichtbare Taten zeigt. Ich will nicht reden von diesem, denn für ihn gibt es meistens ehrende Zeichen. Aber die Daheimgebliebenen kämpfen auch im Mute. Greise, Mütter, Frauen, Bräute und Kinder. Ein Turnier gegen das Unsichtbare in ihnen. Jeder trägt seinen eigenen Mut in sich wie seinen eigenen Gott.

Den Gott-Mut zur Arbeit, zum Schaffen. Zwar gibt es etliche unter ihnen, die klagen, weil vieles ihnen fehle. Das Täglichgewohnte. O, Ihr weißwestigen Bäuche, seid dankbar, daß Ihr lernen könnt. Lernen, Kanzler Eurer Selbst zu sein.

Und Mut braucht man zum Schaffen, wenn alle Gedanken an die da draußen zittern wie zuckende Flammen.

Den Gott-Mut zur Wahrheit. Sich selbst und andere nicht betrügen. Denn alle Wahrheit birgt Versuchung und Leiden.

Gott-Mut zum Entbehren. Entbehrung der Speisen, der Freuden und der Liebe. Es geht uns wie Sokrates, der Prachtschmuck durch Athen tragen sah und sagte: „Jetzt sehe ich, wieviel Dinge ich nicht brauche."

Wir sehen jetzt auch, was wir eigentlich nicht brauchen. Aber mir scheint, als seien einige noch nicht gedemütigt genug, aus dieser Weltkrankheit gelernt zu haben, um in eine höhere Kaste zu kommen.

Das ist es und muß es sein: Wo alles kämpft, sollt Ihr daheim den Mut besitzen, auf Vorteil zu verzichten. Verzichten auf Haß. Liebet, so wird man Euch lieben. Man fragte ein kleines Mädchen, das von allen geliebt wurde, warum jeder es gern habe. Es antwortete: „Ich glaube, weil ich jeden so sehr liebe."

Man muß den Mut besitzen, liebevolle Wohltaten zu geben. Und wenn man arm wie ein Stein würde.

Sie, die Frauen, welche dulden um des Geliebten willen, haben uns Wohltaten gegeben. Und der *Gedanke* an sie sei schon für uns eine Wohltat.

Fester, fester bindet sich um uns der Mut zur Pflicht. Jeder hat seine Pflicht. Und sei er Reiniger schmutziger

Straßen. Jeder hat die Pflicht, die ihm sein Inneres gibt.

Und dann dieses: Wo so vieles zu Einem gemacht, wo Philosophen und Handarbeiter beieinander sind, Brutalbauern und Feinfühlende, ist es mehr als eine Pflicht, sein Selbst, seinen Charakter zu entwickeln. — „Immer gibt es dort am meisten Eigenart, wo es am meisten Charakter gibt." —

Mut zum Gedulden — die schwere Last des Wartens. Geduld (träge Tugend?), denn unser ganzes Leben ist nichts als Warten und Hoffen.

Mut zur Hoffnung, dem blumenblühenden Frühling des Verworfenen.

Nicht Trauer ist Größe des Menschen im Unglück, sondern göttlicher Gleichmut.

Und auch Frohsinn ist Mut. Der Mut der Frauen, die Kranke um sich haben oder Briefe an die Kämpfer schreiben. Es liegt Genie im Frohsinn wie im Genie Shakespeares.

Die Welt ist ein Brief Gottes an jedermann.

Auch der Mut ist ein Brief Gottes an jedweden unter uns.

Karl Löwenberg.

Häuser.

Der Zweck des Hauses ist: Schutz. Das zweite menschliche Verlangen nach Eigenbesitz aber gibt ihm die gesteigerte Form.

So wurzeln denn schließlich tausendfach, nach dem Gesetze dieser Zweckmäßigkeiten, in der trägen Erde: *Würfel,* aufrecht in Schärfe oder Lockerheit gegen den Himmel.

Unter dieser Form bleibt, *ernüchtert,* das Gemeinsame: der erdene Apparat, die Mauern, Steine, Balken. Dinge, die wir mit Händen greifen können.

Erlebt unter dieser Form bleibt das Gemeinsame (und tiefer als der Zweck, der zu denkende): das *Wesen.*

Nicht mehr gilt daher in seinem Bereich die Abstraktion des Denkers. An ihre Stelle tritt das natürlichfreie Geschenk: die Vision: die Gesichte des Sehers! Sie fordern Vertiefung, währte sie auch ein Leben lang um Eines Dinges willen.

Sodann erwachen unter den tausend Formen, die sich in Rauch lösen, die Rhythmen, die jenen zugrundelagen.

Zu oberst breitet sich die Region der Zusammenhänge. Die von Vertrautsein und Sehnen. Mit tausend Armen greift von innen her Leben aus dem Gebilde nach allen Seiten.

In einer Landschaft etwa herrsche einsam das Haus. Seine Fronten entlang, seine Flächen aufwärts, über die Fenster hin bis um den Schlot werde es lebendig für uns. Die wir sinngeöffnet, bereit sind zu jedem Geschenk.

Kann sein, wir gewahren, wie dieses Haus sich in Beziehung setzt zu den Dingen außer ihm und seiner Art: zu einem Zaun etwa. Oder, ganz anders: zu einem Acker. Oder entgegengesetzt vielleicht: zu einer Tanne. — Wir stehen unter den Bogen unausgesetzter, ruhiger Ströme. Das Dimensionale (das Haus) ordnet den vordem chaotischen Raum; dieser tritt, ein Medium, unter Spannung bis in seine Partikelchen.

Anders (als jedes einsame Haus) offenbaren sich jene versammelten Würfel, die wir Städte nennen. Selten nur

und schüchtern geschieht hier ein Ausgreifen nach Andersartigem. Zu seinesgleichen, ihresgleichen vielmehr, ist ihre Haltung, ihre Bewegung verflichtet.

Es ist da, wie unter Menschen, ein Aufbrechen von Tugenden und Lastern aus Machtanspruch. Aber es sind Häusertugenden und Häuser-, nicht Menschenlaster.

Wenn wir daher metaphorisch von ihrer Überhebung, Verachtung, Demut, Unterwürfigkeit sprechen, ihre Armut verschämt oder zynisch nennen, ihnen Protzigkeit und Solidaritätsgefühle, Gefühle überhaupt, zutrauen, so tun wir dies, weil wir zuvor ein Andres, Lebendiges gespürt haben: *Ströme,* die von jenen ausgehen, sei es: unsichtbaren Reichtums, sei es: muffig hauchender Krankheiten und Elende, zu denen uns ein Grauen neugierig macht.

Es ist offenbar: die Fronten stoßen vorwärts, weichen zurück, knicken ein, nach dem *Eigenwillen* des Objekts. Unsrem Erleben ist gleichgültig die Maßgabe eines Bauherrn und der Zufall einer Nützlichkeit, die irgendwo geschrieben stehen. Kerngefühle entdecken wir, wie Sehnsucht und Irrung, Treue gegen den Schwachen, Liebe dem Schützenden; doch anders in diesen Würfelwesen als in uns Menschenwesen.

Das Gewirre der Giebel und Dächer, der Windschiefen und der Kanten, skelettiert sich zu einer Gesetzmäßigkeit, die auf jenen Gesichten beruht. Dem Künstler zur Aufgabe wird: die Lösung dieser Mathematik des Zufälligen durch andächtige Strenge und schöpferische Hingabe.

Aber weil das Wesen selbst, so sehr wir nach ihm fahnden, so sehr wir uns seinem Erleben ausliefern, immer unberührbar bleibt, darum müssen wir, die in uns Gefangenen, ohnmächtig des Pfeilweges, Gleichnisse wählen. Mit Farben, Linien, mit Worten, oder, damit das Unberührbare in der Mitte sei, mit Kontrasten.

Wir versuchen, heißt das, unsre Sprache zu vergessen und die Sprache jenes Dämons zu reden. Darum sind Kunstwerke ein Ausbrechen aus unsrem Gefangensein.

Nicht geben wir den Dingen von uns, was sie selbst nicht haben können, wozu sollte die Lüge taugen? Willige Propheten wollen wir sein des Lebens unter den Oberflächen. Dazu berufen, daß die unbewußte Welt sich selbst erkenne! Dankbar für das Geschenk ihrer Offenbarungen durch Erkenntnisse ihrer Ganzheit, und voll von Gesichten ihres innersten Seins.

Indem wir also des Wesens pflegen, enthüllt sich, unter der Region der Zusammenhänge, die letzte, dunkelste, dem Dämon nachbarliche: die der Einsamkeit (und des Grauens). Gefühl der Stille. Verwunderung. Wir spüren, nistend gleichsam über Wolken, staunend in Erdkreise, — wir spüren den Dämon genauer.

Ein Würfel öffnet sich, entläßt in langer Folge Menschen auf die Straße (die nicht minder seltsam lebendige). In ihm wiederum verschwinden Menschen, von denen wir wissen, daß sie drinnen Treppen steigen. Auf allerhand Knöpfe drücken. Schalter drehen. Türen öffnen, Türen schließen. Sich nähren, umarmt schlafen. Kinder zeugen. Streiten, sterben und geboren werden. Tausend anderes.

Aber von all dem schweigt das Haus.

Ein schwaches Licht, aufblendend, erlöschend, ist Zeichen für Unerhörtes.

Es ist, um zu verbergen. Heimlich zu tun mit seinen Inhalten, eifersüchtig. Wir empfinden eine besondere Art von Gleichgültigkeit und von Bosheit. Selbst — ein extrem Denkbares — ein Glashaus wahrte, trotz schamloser Entblößung, das Trennende stark. Ungreifbar bliebe alles dahinter.

Sein Gegenteil: ein kahler Würfel, ohne Öffnung, eintürig vielleicht, schleuderte Ahnung mächtigen Lebens nach außen.

Ungeheurer Ausdruck der Unnahbarkeit, feindseliger Kälte, der gefesselten Wut: zwei solcher Würfel sich nahe zu sehen! Keuchend unterm Mond, der sich wie Blei auf sie lötet. Gebannt in sonnengrellen Tag, dem sie fluchen, die Nächtlichen. Grell in der Nacht, die Gespenstigen. Weil immer und überall Fremden, Einsamen. Dämonen.

Je toter und starrer das Außen, desto entfesselter das Unsichtbar-Lebendig-innere!

Zum Rausch drängen sich die Gesichte: es werden Schlöte zu aufragenden Bewußtheiten. Sagen wir: des Stolzes. Nennen wirs: des anmaßlichen Strebens Himmels und der Hölle.

Fenster — Mündungen. Dächer — Lasten und Leid. Des Kubus selbst — Ausdruck von Wesen und Inhalt.

Auf dieser Seite, dicht am Irrealen, sind wir zu Ende. Knapp trennen sich Tod und Leben. Was etwa noch folgen könnte, ist Anarchie des Geistes: Unformbarkeit.

Die Realität fordert ihr Mittlerrecht: auszudrücken. (Nicht: zu sein!) Die *Form* taucht endlich auf. Ihr Zufälligstes, als letztes, mühelos nach dem Wesenhaften, erlebt, wird gebändigt, bezogen — ungefährlich sein.

Zu bedeuten war: der innerste ungreifbarste Punkt, das *Wesen*, sei Ausgang und Ziel der Darstellung zugleich.

Ausgang für die darüber zu blätternde Form. Um Wahrheit jedem Pinselstrich, jedem Wort Halt, Beziehung, Gültigkeit zu geben: auf Grund des Erlebnisses.

Und *Ziel*. Das heißt: Durch Vernichtung eben dieser Form als Stoff und Selbstzweck, durch Auflösung ins Dienstbare, Durchscheinende — unumschrieben das Wesen lebendig-sichtbar zu machen, selbstleuchtend: um des Erlebnisses willen.

Wir ahnen Leben der Seele ohne den Leib. Soweit auch mag der Dämon bestehen, unabhängig der Form. Wir spüren Druck und Leben unsichtbar bleibender Häuser an ihrem Schatten, der auf die Straße fällt. Denn es sind gerade die Schatten die Beweise von der Dinge Lebendigkeit. Aber nicht weiter falle Wesen von Form, als Schatten vom Hause.

Was wir nicht greifen, nur *ahnen* können, mit Kraft und Demut zu enthüllen, hingegossen sein an die starken und feinen Wesensdinge, sei Sehnsucht und Ziel des Sehers. *Hanns Braun.*